

Schiller

in

seinem Verhältnisse zur Wissenschaft

von

Karl Tomaschek.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift.

Wien.
Verlag von Karl Gerold's Sohn.
1862.

Schiller

in

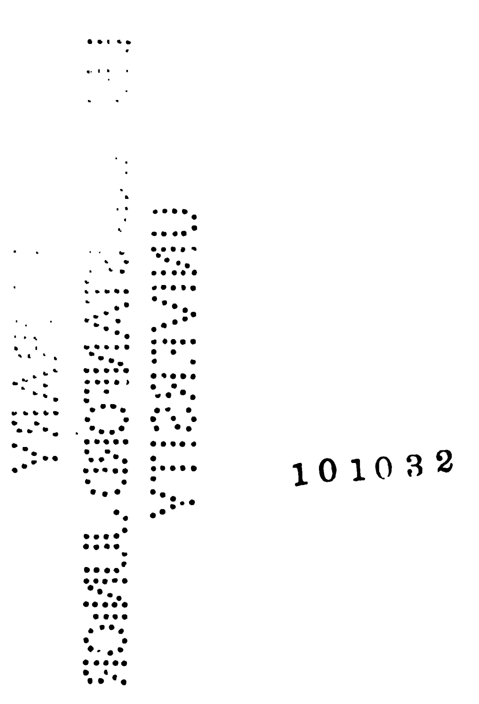
seinem Verhältnisse zur Wissenschaft

von

Karl Tomaschek.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift.

Wien.
Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn.
1862.


101032

Vorrede.

Zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien die folgende Preisaufgabe verkündigt: 'Würdigung Schiller's in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, namentlich zu ihren philosophischen und historischen Gebieten'. Diesem Anlasse verdankt das gegenwärtige Werk seinen Ursprung.

Die Würdigung Schiller's in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft schloß sich sachgemäß an die Geschichte seiner Bildung an, deren hervortretender Charakterzug fortschreitende Entwickelung und Entfaltung des Früheren im Späteren ist; zudem erscheinen die meisten wissenschaftlichen Arbeiten Schiller's als Studien, in denen er seine eigene Ausbildung zu fördern bemüht ist.

Die Frage nach der Zeit der Abfassung der einzelnen Schiller'schen Arbeiten ist von eingreifender Bedeutung, indem durch deren verschiedene Beantwortung Auffassung und Beurtheilung der gesammten Entwickelung Schiller's wesentlich bestimmt ist. Ich war deshalb bemüht, die Entstehungszeit der Schiller'schen Schriften sicher zu stellen und überall genau zu berücksichtigen. Die Nachforschung ergab hinsichtlich der kleineren philosophischen und ästhetischen Abhandlungen neue Resultate, welche bei der Wichtigkeit der Sache einer eingehenden Prüfung empfohlen sein mögen.

Unter den Werken, die gerade in den letzten Jahren die Schillerliteratur dankenswerth bereicherten, hat keines eine allge-

meine und systematische Darstellung der wissenschaftlichen Bedeutung Schiller's zur vorwaltenden Tendenz genommen. So konnte es als ein Bedürfniß erscheinen, die wissenschaftlichen Ideen Schiller's nach allen Seiten hin und in ihrem organischen Zusammenhange treu und unverfälscht zur Darstellung zu bringen, wodurch die kritische Beurtheilung erst ihre feste Grundlage gewinnen konnte. Dabei handelte es sich darum, einestheils die Stellung Schiller's in der Entwickelung der Wissenschaft zu bezeichnen, anderntheils dasjenige herauszuheben, worinnen sich, besonders auf dem eigentlich ästhetischen Gebiete, Grundlagen von allgemeiner Giltigkeit erkennen lassen. Mit welchen Ansichten die vorzüglichsten Ergebnisse, die hierbei hervortraten, in Uebereinstimmung stehen, wird man keinen Augenblick verkennen; aber wie der Verfasser selbst unmittelbar aus dem Studium und der unbestochenen Beurtheilung der Schiller'schen Aesthetik zu denselben sich gedrängt sah, so dürften sie sich überhaupt nicht als das übertragene Eigenthum eines einzelnen Philosophen, sondern als die nothwendigen Resultate der Prüfung selbst erweisen.

Bei Bearbeitung des historischen Theiles kam mir ein persönliches Verhältniß zu statten, dessen ich hier mit besonderer Freude gedenke. Durch meine häusliche und ideelle Gemeinschaft mit meinem treuen Freunde Ottokar Lorenz, durch seine Kenntnisse und Antheilnahme war ich in den Stand gesetzt, diesen Theil der Aufgabe in einer Weise durchzuführen, welche mich unbefangen mit einiger Befriedigung auf den betreffenden Abschnitt zurückblicken läßt.

Wien, im März 1862.

Karl Tomaschek.

Inhaltsverzeichniß.

I. Buch.
Grundlagen.

II. Buch.
Schiller und die Geschichtschreibung.

III. Buch.
Philosophische Verständigung.

IV. Buch.
Höhestand der Speculation.

V. Buch.

Beziehungen zu den gleichzeitigen und nachfolgenden speculativen Richtungen.

VI. Buch.

Die Zeit des Höhestandes der Dichtung.

Zur Berichtigung.

S. 8. Z. 14. v. u. muß es heißen derselben statt desselben.
" 17. " 5. " " " " sehnsuchtsvollen, st. sehnsuchtsvoll.
" 59. " 12. v. o. " " " WW. Ausgabe in X Bänden. 1844. VIII. u. s. w.
" 64. " 4. " " " " Comte st. Comto.
" 117. " 13. " " " " seinem statt seinen.
" 135. " 3. u. 4. v. o. muß es nach 'gedacht sein' heißen: die Sch. noch 1797 nach einer Uebersetzung Wilhelm's von Wolzogen (vergl. Sch's Briefe. Berl. Samml. I. 538. 544.) auszog u. s. w.

Erstes Buch.

Grundlagen.

I. Anfänge.

'Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogene, um nicht zu sagen angeborene Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkung'. So Jacob Grimm in seiner Rede auf Schiller. Erscheint uns hiernach in Sch. 'ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab' und können wir selbst den idealistischen Zug in seinem Wesen mit der Stammesart in Verbindung bringen [1]), so tritt es auch für die Geschichte seiner geistigen Entwickelung bedeutsam hervor, daß in der Epoche seiner Jugend die volle Triebkraft der Zeit in Wirtemberg sich regte. Die engen Schranken der Schulzucht und die Eigenart des willkürlichen Herrschers unterdrückten nicht, sie erhöhten nur im Gegenstreben die frühe Antheilnahme an dem stürmischen Drange der Zeit. Erhielt darin vor allem die dichterische Kraft Antrieb und Richtung, so dürfen wir die guten Seiten, welche Schule und Herrscher der Entwickelung Sch's entgegenbrachten, in der Grundlegung seiner wissenschaftlichen Bildung nicht verkennen [2]). Der Geist classischer Studien, der seit der Epoche des Humanismus in den Lateinschulen Wirtemberg's in lebendiger Fortwirkung sich erhalten hatte, übte auch auf Sch's erste Bildung seinen wolthätigen Einfluß [3]). Selbst als er, von der Jurisprudenz abgestoßen, auf der Akademie in Stuttgart sich der Medicin als Fachwissenschaft zugewendet hatte, ist noch ein Antheil am classischen Unterricht bemerklich [4]). Aber auch ein anderes mächtiges Bildungsmoment der Zeit wirkte zunächst durch Vermittelung der Schule auf Sch. ein: der Geist der Aufklärung. Karl Eugen's Lieblingsschöpfung, die Pflanzschule auf der Solitüde und die hohe Karlsakademie in Stuttgart, konnte und wollte sich

Frühe Einflüsse.

der Wissenschaft nach ihrer durch die Zeit veränderten Behandlungsart nicht entziehen. Da bietet gegen die Verkehrtheit der Zucht, welche auf die Beseitigung mehr denn auf die Entwickelung einer selbstständigen Bildung ausging, der freiere Unterricht einen wolthuenden Contrast. In ihm begegnen wir überall die Spuren der rationalisirenden Tendenzen der Zeit. Uebung und Gewohnheit denkender Betrachtung waren dadurch frühzeitig geweckt und genährt. Den verflachenden Einflüssen der Aufklärer stand bei Sch. die Tiefe des Gemüthes und die Glut der Phantasie entgegen. Vor allem bot der philosophische Unterricht in dieser Richtung unverkennbare Anregung. Da tritt uns schon auf der Solitüde J. Fr. Abel's Einfluß bedeutsam entgegen [5]). Er war es zunächst, der neben Sch's Lieblingsneigung zur Dichtung auch die Vorliebe für Philosophie pflegte und unterstützte. So stellt sich bald neben die begeisterte Beschäftigung mit Dichtern die eifrige Lectüre philosophischer Schriften [6]). Wo Sch'n das medicinische Studium fesselt, da ist es besonders um seiner Ausbeute willen für philosophische Fragen. Hier forscht er vor allem dem Zusammenhange der Seele mit dem Leibe nach, hier sucht der angehende Dramatiker Aufschluß über den Ursprung der menschlichen Leidenschaften. Das medicinische Studium bot von vornherein dem idealistischen Zug in Sch's Natur ein realistisches Gegengewicht, und darauf müssen wir es, zu einem guten Theile wenigstens, zurückleiten, wenn wir in seinen philosophischen Theorien überall dem Bestreben begegnen werden, die 'Rechte der Sinnlichkeit' wahrzunehmen [7]).

Akademische Proben.

Sch's philosophische Jugendarbeiten von der Akademie her sind nicht nur als Denkmale seiner damaligen wissenschaftlichen Bildungsstufe von Bedeutung, sie enthalten auch für die folgende Entwickelung wichtige Anhaltspuncte. So sehr daher auch in diesen Erstlingen des brausenden Jünglings die Klarheit der Gedanken und die Richtigkeit ihrer Abfolgerung von einer sprunghaft wuchernden Phantasie getrübt und gestört ist, so müssen wir doch die leitenden Grundsätze derselben zu gewinnen suchen, zumal da sie noch nirgends eingehender nach ihrer Bedeutung für die philosophische Entwickelung Sch's gewürdigt sind. Sogleich jene Rede muß uns interessiren, welche Sch. über die vom Herzog selbst gestellte Frage hielt (10. Januar 1779): 'ge-

hört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?' [8]) Als Quelle aller Tugend wird hier die Liebe zur Glückseligkeit bezeichnet. Unter Glückseligkeit versteht er, wie es der Zusammenhang ergibt, noch deutlicher aber aus den folgenden Jugendarbeiten hervorgeht, die Befriedigung in der eigenen und der Vollkommenheit aller andern Menschen. Liebe ist ihm eben die Neigung für diese Vollkommenheit. Der Verstand nun, 'die Weisheit', hat zu entscheiden, ob eine Neigung wirklich zur Glückseligkeit leite, von der Vollkommenheit bestimmt, also Liebe sei. Die Neigung nun, die nicht Liebe, oder die nur ein geringerer Grad derselben ist, weil sie zu minderer Glückseligkeit leitet, verwirft die Weisheit gegen die entgegenstehende Neigung; denn soll eine Handlung wirklich Tugend genannt werden, so müsse sie aus dem Kampfe entgegenstehender Neigungen hervorgegangen sein. Die Tugend, lehrt er demnach, sei nichts anderes, als das harmonische Band von Liebe und Weisheit [9]).

Dieß die Grundlagen der moralischen Anschauungen Sch's, wie sie auch in den folgenden philosophischen Jugendversuchen wieder hervortreten. Wenn wir schärfer zusehen, so können wir hier unschwer den ersten Keim der späteren Forderung einer Zustimmung der Sinnlichkeit durch die Neigung zu den Geboten der Pflicht erkennen; denn im Grunde ist hier das Urtheil der 'Weisheit' nichts anderes als der Ausspruch der Pflicht. Wenn nun erst in den Bund der Liebe und der Weisheit die Tugend gesetzt wird, so erhält die angedeutete Beziehung ein überraschendes Licht.

Bedeutender in jeder Hinsicht als diese Rede ist eine andere Arbeit desselben Jahres: die Dissertation 'Philosophie der Physiologie', die Sch. als Probeschrift für seine Entlassung von der Akademie ausarbeitete. Sie hatte den erwünschten Erfolg nicht und in Folge dessen blieb Sch. noch ein Jahr lang Zögling der Karlsschule. Den Stoff hatte er sich selbst gewählt, und die Arbeit zeigt die abstracte Höhe, von der aus er zum Theil ohne gesicherte empirische Grundlage seine medicinischen Aufgaben zu behandeln liebte. Indes wird man in dieser Arbeit des neunzehnjährigen jungen Mannes bei aller schwankenden Kühnheit der Ideen die Umsicht in der Anlage und theilweise selbst in der Beweisführung nicht miß-

kennen dürfen. Die Abhandlung übertrug Sch. auch ins Lateinische; doch ist sie leider nur in einem Fragmente des deutschen Originales erhalten [10]). Die Aufgabe, welche er hier durch Physiologie und Philosophie zu lösen sucht, ist keine geringere als die Erklärung der Wechselwirkung der Seele und des Leibes. Er geht zunächst von der Bestimmung des Menschen aus. Diese setzt er darein, daß der Mensch berufen sei, der Größe des Schöpfers selbst nachzuringen, mit eben dem Blick die Welt zu umfassen, wie der Schöpfer sie umfasse — Gottgleichheit sei die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar sei dieß Ideal, aber der Geist sei ewig. Der Mensch werde ewig wachsen, aber es niemals erreichen [11]). Wenn Sch. nun in dem verlorenen Theile der Abhandlung, wie man annehmen muß [12]), den Gedanken durchführte, daß 'alle Vergnügungen der Sinne durch mancherlei Krümmungen und anscheinende Widersprüche' dennoch dazu führen die Annäherung an jenes Ziel zu unterstützen, so liegt hier eine bemerkenswerthe Analogie mit der idealistischen Ansicht vor, die uns später begegnen wird, daß dem Menschen 'der Weg zur Gottheit, wenn man einen Weg nennen könne, was niemals zum Ziele führt, in den Sinnen aufgethan sei' [13]).

Aus dem Versuch der physiologischen Erklärung der Verbindung von Seele und Leib, die in dem erhaltenen Theile sich findet, sei nur besonders hervorgehoben, daß Sch. die Ansichten des Descartes und Geulinx, die ihm wol nur durch Vorträge bekannt sein mochten, ohne die Namen zu nennen, verwirft und durch seine physiologischen zumeist auf Haller gegründeten Studien bestimmt, zwischen Seele und Leib ein Medium statuirt, wodurch die Wechselwirkung beider vermittelt sei. Dieß Medium findet er in einer 'Mittelkraft', von welcher er weder sagen will, sie sei Geist, noch sie sei Materie, und die ihren Sitz in den Nerven habe [14]). Es ist zu bedauern, daß die Abhandlung gerade dort abbricht, wo Sch. charakteristisch genug für seine folgende Anschauungsweise auf die Entwickelung eingeht, daß der Menschenschöpfer Denken und Empfinden genau an einander gebunden habe, und daß die Empfindung des Schönen die Vollkommenheit des Menschen befördere, also zu seiner Bestimmung beitrage.

Entsprechend dem letzten Ziele der menschlichen Entwickelung,

von dem er ausging, setzt er die höchste Vollkommenheit des Menschen in die Erkenntniß des Planes der Schöpfung, in die Erkenntniß des harmonischen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung in der Welt, und findet darin zugleich die höchste Glückseligkeit. Die weiseste ist ihm die glücklichste Seele. Ein ewiges, großes, schönes Gesetz habe Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das werde ihn ergötzen; was ihn von ihr entfernt, werde ihn schmerzen. Und wieder lehrt er, daß die Vollkommenheit aller übrigen Menschen zur eigenen Angelegenheit jedes einzelnen werden solle [15]).

Aehnliche Gedanken führt in begeistertem Schwunge auch die Rede des folgenden Jahres (1780) aus: 'die Tugend in ihren Folgen betrachtet' [16]). Auch hier kommt er darauf zurück, daß die Tugend, die er schon in der ersten Rede mit Klopstock eine Nachahmerin Gottes nannte [17]), den Menschen zum 'Abglanz des Unendlichen' mache, 'denn wornach schmachtet die Seele des Jünglings, als nach diesem nie zu umfassenden Urbild?' Und da die Welt nur deshalb so harmonisch eingerichtet sei, damit dadurch die Vollkommenheit der geistigen Wesen befördert werde, so sei jede Handlung des Geistes, jeder Gedanke, ja jede Empfindung Tugend zu nennen, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zwecke hat und dadurch mit dem Wesen Gottes übereinstimmt und ihn verherrlicht. Die Quelle der Beförderung der Vollkommenheit der Geister sei die Liebe und da spricht er einen Gedanken aus, der öfter namentlich in den Lauraliedern wiederkehrt, die Liebe verbinde die Geisterwelt ebenso wie die Schwere die irdische [18]).

Die Magisterdissertation.

Die Magisterdissertation vom Jahr 1780 'über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen' behandelt wieder das Verhältniß des Leibes zur Seele. Das Thema hatte er sich abermals selbst gewählt [19]). Die Abhandlung, obwol sie einer speciellen Prüfung nicht unwerth wäre, kann uns nur in ihren allgemeinsten Beziehungen zur philosophischen Entwickelung Sch's interessiren. Da ist es vor allem bedeutend, daß er hier die früher über die Bestimmung des Menschen ausgesprochenen An-

sichten bestimmter zu fassen sucht, indem er gleich eingangs als 'Elementarsatz' voranstellt: 'Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplanes, und da zwischen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den sie wirket, die genaueste Harmonie sein muß, so wird die Vollkommenheit in der höchstmöglichsten Tätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen' [20]). Indem die Abhandlung sich zum Zwecke setzt, 'den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thierischen Empfindungssystemes auf das geistige in ein helleres Licht zu setzen', so will sie gleicherweise den Ansichten jener Philosophen, welche behaupten, 'daß der Körper gleichsam der Kerker der Seele sei, und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme', als auch der Meinung entgegentreten, 'daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle' [21]). Sie geht zu diesem Behufe von dem Grundsatze aus, daß 'der Mensch nicht Seele und Körper, sondern die innigste Vermischung beider Substanzen' sei [22]).

Weniger die Möglichkeit und Art dieser Verbindung, welche er in dem vorhin behandelten Fragmente untersucht, als vielmehr der Nachweis der Thatsache dieser Verbindung und des Werthes desselben für die Vollkommenheit des endlichen Geistes ist es, der ihn hier beschäftigt. Und wenn er da von der 'wunderbaren' Einstimmung der beiden 'heterogenen Principien' im Menschen spricht, so scheint es, als habe er bereits Verzicht darauf geleistet, den Zusammenhang selbst begreifend zu erkennen. Desto bestimmter hält er sich daran, den Werth dieser Verbindung für den Geist selbst und dessen Vollkommenheit zu untersuchen. Er will deshalb vorerst nachweisen, daß alle Geistesfähigkeiten aus sinnlichen Trieben sich entwickeln. Es gewährt ein bedeutsames Interesse, wenn er sich zunächst den endlichen Geist vor aller Verbindung mit dem Körper befähigt zu Vorstellungen und Willensäußerungen denkt und zeigen will, wie erst die thierische Empfindung und gerade der Schmerz 'das innere Uhrwerk des Geistes in den Gang zu bringen' und den Willen in Thätigkeit zu versetzen im Stande ist [23]). Es liegen hierin

Anschauungen, welche auch später wieder hervortreten. Insbesondere, wenn wir ihn in das Zusammenwirken zweier Grundtriebe, welche in den ästhetischen Briefen als Form- und Stofftrieb charakterisirt sind, das Wesen der menschlichen Seele setzen und alle Thätigkeit des Geistes an die vorausgegangene sinnliche Empfindung werden knüpfen sehen, wornach er auch dem Fichte'schen Idealismus gegenüber an der realen Setzung eines 'Anderen außer dem Ich' festhält, so ist es überraschend, hier einer so frühen Grundlegung jener Ansichten zu begegnen. Auch aus der Geschichte des Menschengeschlechtes sucht Sch. sein Thema zu begründen und will zeigen, wie von barbarischen Anfängen auf Grundlage thierischer Begierden die Menschen zur Cultur und Verfeinerung fortschreiten [24]), ein Problem, mit dem er sich bekanntlich, was auch W. von Humboldt besonders hervorhebt [25]), immer gerne beschäftigte.

In der zweiten Hälfte der Abhandlung soll der Nachweis gegeben werden, daß geistige Lust und Unlust stets auch von körperlicher und umgekehrt begleitet sei [26]). Da ist im Hinblick auf spätere ästhetische Anschauungen Sch's Begriff der 'geistigen Lust' von großem Belange. Nach dem Zusammenhange der ganzen Abhandlung kann diese in nichts anderem gefunden werden, als in dem Gefühl der inneren Harmonie, in der 'wechselseitigen Unterordnung der Gemüthskräfte'. Und so bietet sich uns von diesem Standpuncte aus eine merkwürdige Analogie mit den Forderungen, die er später seiner Idee des echt menschlichen gemäß an den Charakter und die reine Wirkung des Schönen stellte. Und noch einer anderen Beziehung sei gedacht; wir werden sehen, wie Sch. in der Schrift 'über Anmuth und Würde' für die Schönheit der bewegten Menschengestalt die 'Schönheit der Seele' voraussetzt, und hier finden wir die Ansicht, daß Wolwollen und Edelmuth durch Schönheit im Körper sich offenbare [27]). Ja selbst die Lehre von den verfesteten Bewegungen, wie sie in jener Abhandlung auftritt, hat hier ihre deutlichen Analogien [28]).

Rückblick.

Wenn wir nunmehr auf die behandelten philosophischen Jugendarbeiten Sch's zurückblicken, so sind es vor allem drei Probleme, die uns in ihnen entgegentreten, und die auch in seiner ganzen nachfolgenden Entwickelung Angelpuncte der Forschung sind. Es sind

zunächst die Fragen nach dem Wesen der Tugend und nach dem ethischen Zwecke des Menschen, um deren Lösung Sch. auf's tiefste interessirt ist. Man wird darin ein Fortschreiten zu reiferem Denken, besonders in der Magisterdissertation kaum verkennen. Aber indem wir Sch'n hier die Bestimmung des Menschen auf die Harmonie seiner Kräfte haben gründen sehen, so wäre es irrig, wenn wir damit die früheren eudämonistischen Anschauungen für beseitigt hielten. Es ist angedeutet worden, wie er das Gefühl geistiger, und demgemäß im Sinne seiner Anschauung auch körperlicher Lust mit der erreichten inneren Harmonie verbunden sein läßt und es wird uns hiernach nicht auffallend sein können, daß er schließlich den Begriff der Tugend in 'jener Verfassung der Seele' sieht, 'die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß' [29]). Hieher muß es auch gezogen werden, wenn er vorübergehend es ausspricht [30]), so wie die angenehme Empfindung nothwendig sei, den Menschen zur Vollkommenheit zu führen, so sei er auch nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.

Ein zweites Problem, das Sch. gleich anfangs lebhaft ergriff, ist das der Freiheit des menschlichen Willens. Es liegt die Nachricht vor, daß er in dem letzten Jahre seines Aufenthaltes in der Karlsschule neben den Studien über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele mit Gedanken 'über die Freiheit und Moralität' beschäftigt war, wie er denn auch beide Fragen für das Thema der neuen Magisterdissertation in Vorschlag bringt [31]). Ueberall in den vorliegenden Arbeiten, insbesondere aber in der letzten Abhandlung steht die Ueberzeugung von der Willensfreiheit im Hintergrunde [32]). Hatte sich nun bei Sch. erst die Ansicht gebildet, wie es nachher zumeist unter Kant'schem Einflusse wirklich der Fall ist, daß auf die Freiheit des Willens in Betreff der Bestimmung des Menschen ein ganz anderes Princip zu begründen wäre, als er sich bisher entwickelt hatte, so mußte dieß begreiflich auf sein ganzes Gedankensystem einen wesentlichen Einfluß üben. Da wird es uns dann von hohem Interesse sein zu beobachten, wie mächtig die Nachwirkungen seiner ersten philosophischen Ideen sich erweisen, indem wir ihn neben dem Gebiete der Moralität einen 'Bezirk der

Glückseligkeit' werden abgrenzen sehen, darin die Vernunft durch das reine Gesetz des Willens keineswegs zu gebieten, dessen Grenzen sie vielmehr selbst zu achten habe.

Eine dritte Aufgabe, welche Sch's Gedankenwelt in Bewegung setzte, war die Frage über die Verbindung des Leibes mit der Seele, der sinnlichen mit der geistigen Natur des Menschen. Doch scheint er da von der anfänglichen Intention einer vollen Erkenntniß zur möglichst allseitigen Festsetzung des Thatsächlichen in der Ueberzeugung fortgeschritten zu sein, daß eine endgiltige Lösung der Aufgabe nicht zu gewinnen wäre. Wir fehlen gewiß nicht, wenn wir damit in Beziehung bringen, daß Sch. nachher in wiederholt ausgesprochener Weise bei der Unmöglichkeit einer begreifenden Erklärung der Wechselwirkung zwischen Sinnlichkeit und Geist, Endlichem und Unendlichem, sich bescheiden will, aber nur desto fester an der thatsächlichen Einheit der beiden Naturen des Menschen festhält, und auf Grundlage derselben zu bestimmten Einsichten in Moral und Aesthetik zu gelangen strebt.

Der Einfluß von Richtungen, die in der Philosophie der Aufklärung in Geltung waren, wird in Sch's philosophischen Erstlingen deutlich ersichtlich. Die Lehren der schottischen Popularphilosophen, insbesondere Hutcheson's und Ferguson's, beherrschten die moralischen Anschauungen der Zeit. In Deutschland hatten sie durch die Abbt, Garve, Mendelssohn selbst bis in die populärsten Schriften hinunter Verbreitung gefunden [33]). Ihre Wirkung auf Sch. ist unverkennbar. Die Lectüre von Ferguson's Moralphilosophie mit Garve's Anmerkungen insbesondere macht sich in der reineren Auffassung der Glückseligkeitslehre und in der Idee von dem Einfluß der natürlichen Triebe auf die Weckung des geistigen Menschen bemerklich [34]). In der Fassung des moralischen Vollkommenheitsprincipes könnte vielleicht ein bestimmterer Einfluß Mendelssohn's, in der Idee der Harmonie und Unterordnung der Kräfte, die der Harmonie des Universums entsprechen soll, ein solcher von Shaftesbury's Tugendlehre gesehen werden [35]). Die Wirkung Haller's zeigt sich nicht allein in den physiologischen Fragen, darinnen Spuren der Bekanntschaft mit den Lehren Hartley's und der französischen Materialisten hervortreten [36]), sondern ebensosehr in der Durchführung des Ge-

dankens eines engen Zusammenhanges der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen [31]). Doch ist es in der That ohne Belang und im einzelnen unthunlich, die Elemente nachzuweisen, aus denen diese Anschauungen erwuchsen, auch wäre es unmöglich zu bestimmen, wie viel dabei durch die eigene Lectüre, wie viel durch die Schule und insbesondere durch den Einfluß Abel's vermittelt war. Die Selbständigkeit der Auffassung und Darstellung, welche Sch. jeder fremden Einwirkung gegenüber bewährte, zeigt sich, so viel ist gewiß, auch in diesen ersten Gängen, die er auf dem Gebiete der Wissenschaft versuchte.

---

2. Die Epoche der Jugenddramen.

Die Theosophie des Julius.

Die Arbeiten von der Akademie her, die wir eben kennen lernten, enthalten die Grundzüge der dichterisch-philosophischen Anschauungen, mit denen Sch. in die Welt trat. Zu einer Art System erweitert, treten sie wieder in der 'Theosophie des Julius' hervor. Wir haben allen Grund, diese Episode der 'philosophischen Briefe' (mit Ausnahme des letzten veröffentlicht 1786) noch in die Zeit vor oder wenigstens in das erste Jahr nach dem Austritte aus der Akademie (1781) zu setzen [1]). Von den Ideen derselben sind viele der Gedichte beherrscht, welche Sch. in der 'Anthologie auf das Jahr 1782' zusammenstellte, und zugleich bietet sie manchen Anhaltspunct zur Erkärung der folgenden Entwickelung. Wir wollen uns deshalb schon hier die Grundzüge dieser phantastischen Metaphysik vergegenwärtigen und dabei die Hauptsätze derart an einander reihen, daß darin der Zusammenhang einigermaßen erhellen kann, in welchem sich diese hingeworfenen Gedanken in Sch's Anschauung zu einem Ganzen zusammenfügen mochten.

Zu diesem Behufe gehen wir von der Gottesidee aus. Alle Vollkommenheiten im Universum, so setzt Julius auseinander, sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existire, sei in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Mitten unter Bildern bittet er um Erlaubniß für einen bildlichen Ausdruck, indem er hinzufügt: die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet,

habe sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen [2]).

Uebereinstimmend mit Ideen der früheren Arbeiten wird es zum 'Beruf aller denkenden Wesen' gemacht, die Einheit und Harmonie des Universums zu erkennen [3]). Und weiter entwickelt er: alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle, es gebe hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme, alle strebten nach dem Zustand der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besäßen den gemeinschaftlichen Trieb, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen [4]); denn alle Geister seien glücklich durch ihre Vollkommenheit. Und nun will er den Gedanken durchführen, daß 'Anschauung des Schönen, des Wahren des Vortrefflichen augenblickliche Besitzergreifung dieser Eigenschaften' sei. Damit verbindet er den Schluß, daß uns daran liege, Vollkommenheit, Glückseligkeit rings um uns her zu verbreiten. Begierde nach fremder Glückseligkeit aber ist Wolwollen — Liebe. Hierauf erhebt er sich zu schwunghaftem Preise der Liebe, diesem 'schönsten Phänomene in der beseelten Schöpfung'. Die Anziehung der Elemente, heißt es da, brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung jener Trennung des göttlichen Ich in empfindende Substanzen führen oder Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe. Liebe also, so ruft er seinem Raphael zu, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit [5]).

Zum Schlusse will er 'die Summe' seiner Entwickelungen so zusammenfassen [6]): 'laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen an einander. — Laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch unter einander'.

Fremde Einflüsse.

Dieß die Grundzüge einer Anschauung, in welcher sich Sch. zuerst über die höchsten Fragen in dichterisch philosophirender Weise

Antwort gab. Es war eine Anschauung, welche, um ein Wort des Julius selbst über sie zu gebrauchen, 'die Perspective seines Lebens verschönerte' [7]). Die Stimme der frühesten Schiller'schen Lyrik tönt uns hier entgegen, wie denn auch einige Fragmente der Jugendlieder darein verflochten sind [8]). Unwidersprochen muß es bleiben, daß uns Züge der Darstellung an Shaftesbury und insbesondere an die Rhapsodie der Moralisten mahnen. Auf diese Verwandtschaft hat später auch Caroline in einem Briefe an Sch. hingewiesen [9]). Und in der That, die Auffassung des Universums gleich einem Kunstwerke als eines einheitlichen Ganzen von Harmonie, von Schönheit, der Gedanke, daß in der Erkenntniß dieser Harmonie die höchste Glückseligkeit liege, und daß in der Anschauung des Vortrefflichen wir selbst vortrefflich werden, Züge, die schon in den ersten Arbeiten hervorleuchten, verrathen einen Anhauch vom Geiste Schaftesbury's und rechtfertigen jene Parallele. Doch muß man sich hüten, daraus auf ein unmittelbares Bekanntsein Sch's mit Shaftesbury zu schließen. Es ist vielmehr nahezu gewiß, daß Sch. erst viel später mit Shaftesbury durch eigene Lectüre bekannt wurde [10]). Die Rücksicht auf den Optimismus seiner Weltanschauung, dem wir noch näher treten werden, könnte übrigens mit der gleichen Befugniß annehmen lassen, daß Leibnitzens Theodicee auf Sch. nicht ohne Einfluß blieb. Nur so viel aber darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß Sch'n traditionsweise sowol Hauptgedanken aus Schaftesbury's Abhandlung über die Tugend und aus dessen Theodicee, denn eine solche ist im Grunde die Rhapsodie der Moralisten, als auch aus der Theodicee von Leibnitz überkommen waren.

Ein gleiches, jedoch in viel geringerem Maße, kann vorausgesetzt werden, um die unverkennbaren Spinozistischen Anklänge zu erklären, die in der Theosophie des Julius sich finden. Sie bedürfen nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, nur auf einige eigenthümliche Gedanken, mit denen in Verbindung sie auftreten, mag noch besonders hingewiesen sein. Julius hebt damit an, das Universum einen Gedanken Gottes zu nennen, den seine Allmacht in die Wirklichkeit rief, und folgert daraus, 'also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo

nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen' [11]). Und später heißt es [12]), daß wir wol Begriffe von der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des höchsten Wesens haben, aber keinen von seiner Allmacht; er setzt hinzu, 'hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer wie er'.

Schon die eigenthümliche Haltung der Anschauungen, in welchen ein Einfluß Spinozistischer Ideen ersichtlich wird, müßte verrathen, daß dieser nur ein entfernter sein konnte. Eine unmittelbare Lectüre Spinoza's von Seite Sch's ist nicht vorauszusetzen. Vielleicht durch seinen Mitzögling Lempp, der im letzten Jahre von Sch's. Aufenthalt in die Akademie trat, und von dem angenommen werden kann, daß er in philosophischen Dingen Einfluß auf Sch. nahm [13]), mochte er mit Spinozistischen Anschauungen einigermaßen vertraut geworden sein. Wenn Körner noch 1787 bei Gelegenheit von Herder's Schrift 'Gott' Sch'n die einfachsten Spinozistischen Grundgedanken auseinander setzen muß [14]), da ihm die ganze an Spinoza sich anlehnende Schrift nach seinem eigenen Geständnisse bis auf den (biographischen) Anfang keine Klarheit hatte [15]), so zeigt dieß zur Genüge, wie wenig man aus den einzelnen Analogien in der Theosophie oder gar in den Gedichten der Anthologie, wie dieß wol geschieht, auf eine Kenntnißnahme des Spinozistischen Systemes von Seite Sch's schließen dürfte [16]). Was ihm traditionsweise von Spinoza überkommen war, konnte sich nur auf einige abgerissene allgemeine Anschauungen erstreckt haben.

Ist der Einfluß Shaftesbury's und um so mehr jener Spinoza's nur ein mittelbarer und entfernter zu nennen, so leiten vollends jene Anschauungen in der Theosophie und in den Lauraoden, die man mit Gedanken Plato's in Verbindung bringen wollte, in's Unsichere und Unbestimmte. Mag man sich auch in diesen wie in jener hie und da an Ideen Plato's oder vielmehr Neuplatonischer Philosophen gemahnt sehen, mag z. B. in dem schwärmerischen Gedichte 'Geheimniß der Reminiscenz', worin Sch. seine und seiner Geliebten Seele früher in Gott vereint gewesen sein läßt und aus dieser Vergangenheit das Räthsel ihrer unbesiegbaren Liebe erklärt, da diese der Drang sei, wieder eins in Gott

zu werden, wirklich eine bestimmte Einwirkung solcher Ideen vorliegen, so kann es doch kaum ernstlich gemeint sein, wenn dazu bemerkt wird, daß Sch. hier 'die höchsten Staffeln des Platonischen Lehrgebäudes erklimme' [17]).

Wir haben eingehender die Beziehungen zu philosophischen Anschauungen Anderer in Sch's Jugendphilosophie hervorgehoben, um gleich an der Pforte unserer Darstellung der philosophischen Entwickelung Sch's der Ueberschätzung fremder Einflüsse entgegenzutreten. Selbst hinsichtlich Kant's werden wir uns, auch bei den Spuren unmittelbarer Einwirkung, zu großer Vorsicht gemahnt sehen. Es lag in Sch's Eigenthümlichkeit, sagt W. v. Humboldt gerade mit Beziehung auf Sch's Verhältniß zu Kant [18]), von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das Mächtigste angeregt zu werden. Sch. spricht von sich selbst, wenn er seinen Julius in den späteren Bemerkungen über die Theosophie sagen läßt [19]): 'ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen'. Und als Körner zur Fortsetzung der Briefe des Julius drängt, wiederholt er ihm ein ähnliches Geständniß [20]). Noch auf der Höhe seiner philosophischen Entwickelung werden wir Sch'n auf seinen Mangel an Lectüre und an philosophischer insbesondere [21]) und Göthe'n gegenüber auf seine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, hinweisen sehen [22]). Dagegen wird uns in ihm, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, 'Bedürfniß und Streben' lebendig sich darstellen, 'aus Wenigem viel zu machen' und eine 'Familie von Begriffen zu einer kleinen Welt zu erweitern' [23]).

Nicht eine durch Nachdenken gewonnene Ueberzeugung, sondern das Bedürfniß seines nach Harmonie der inneren und äußeren Welt sehnsuchtsvoll aufblühenden Gemüthes drückt sich in Sch's Jugendphilosophie aus. 'Mein Herz suchte sich eine Philosophie, läßt Sch. seinen Julius sagen [24]), und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.' Und wenn es weiter heißt [25]): 'diese Philosophie hat mein Herz geadelt', so könn-

ten wir umkehrend sagen, daß sein Herz diese Philosophie geadelt habe. Was er in der Zeit der Herausgabe der philosophischen Briefe an sich selbst beobachtet[26]), 'eine Mischung von Speculation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme, Dunkelheit und Anarchie der Ideen', die er durch eine 'Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühles, durch eine Ueberstürzung der Gedanken' erklärt, wornach er sich weniger dem 'scharfsinnigen Philosophen', als dem 'Dichter und sinnlichen Schwärmer' näher sieht, dazu gerade konnte er in dem Aufbau seiner Jugendphilosophie die Erfahrung machen. Nicht lange auch beharrt er mit seinem Denken in dem Kreise seiner träumerischen Metaphysik; in der Zeit der Mittheilung jener Beobachtungen an Körner hat er sich ihr bereits, wie wir noch sehen werden, mit unbefangenem Blicke gegenübergestellt. Mehr und mehr gelangt sein philosophisches Verfahren zu innerer Klärung, aber selbst auf der Höhe seiner speculativen Entwickelung, so wird es sich ergeben, ist es nicht das rein und abstract wirkende Denken, sondern, um ein Urtheil Sch's über sich selbst[27]) zu benützen, mehr oder weniger immer 'das Ensemble der Gemüthskräfte', welches in ihm beschäftigt ist, und welches er ebenso wieder in uns beschäftigt; denn gleich hier mag es ausgesprochen sein, wir erkennen und schätzen in Sch. den Dichter, welcher philosophirt, nicht etwa umgekehrt den Philosophen, welcher dichtet.

Das Naturideal und die Einwirkung Rousseau's.

Je lebendiger wir in Sch's ersten philosophischen Anschauungen das Bedürfniß seiner ästhetisch gestimmten Seele hervortreten sehen, je idealer seine darauf gegründete Lebensauffassung ist, desto größer mußte der Gegensatz sein, in welchem er dem wirklichen Leben sich gegenüber fand. Von frühe darauf angewiesen, seine innere Welt im Widerspruche gegen äußeren Zwang zu entwickeln, tritt er, mächtig ergriffen vom Drange der Zeit, in den Kampf ein gegen Satzung und Herkommen, gegen Vorurtheil und Meinung mit der Glut seiner Jugend, mit der ganzen Energie seines Wesens. Die Dichtung war ihm, um ein ihm selbst vertrautes Wort zu gebrauchen, die Rächerin des Ideales an der Menschheit. Das Verhältniß des Zwiespaltes zwischen Tugend und äußerem Glücke, alles moralische Uebel selbst erschien ihm nach seinem eigenen

Ausspruch aus dieser Zeit[28]) als ein schlechterdings gewaltsamer Zustand. Die Gesellschaft und ihre Einrichtungen verantwortlich zu machen für das sittliche Verderbniß Einzelner, diese als Charaktere darzustellen, reichbegabt, zu Großem und Edlem befähigt und berufen; was vor der Welt in Glück und äußerem Glanze dasteht, zu entlarven und gerade auf Seite des Unglücklichen, Verfolgten und Mißachteten Recht und Ehre zu sehen, sind hervorstechende Züge seiner Jugenddichtungen. Das Bedürfniß nach sittlicher Uebereinstimmung, darin sie wurzeln, ist es, welches in den Räubern ihm selbst die Welt der Verbrecher in poetischer Verklärung erscheinen läßt. 'Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht, sagt er in der Selbstrecension seines Werkes[29]), meinen wir durch unseren Beitritt ihre leichte unmoralische Schale so lange beschweren zu müssen, bis sie wagrecht mit der Gerechtigkeit steht.' Ist der Zustand des moralischen Uebels ein gewaltsamer, so ist der Zustand moralischer Uebereinstimmung der natürliche Zustand. Der menschlichen Gesellschaft fehlt die Natur, weil ihr die sittliche Uebereinstimmung fehlt. Hierin liegt ein Hauptmotiv des stürmischen Andringens seiner Jugenddramen gegen die bestehenden Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft.

Wir haben uns damit zugleich zu dem Gesichtspunct erhoben, aus welchem der Einfluß Rousseau's auf Sch. zu beurtheilen ist. Von Sch's Lectüre Rousseau's können wir im Einzelnen keine genaue Rechenschaft geben. Indes die Nachrichten, daß Sch. Schriften Rousseau's schon auf der Akademie gelesen habe[30]), der begeisterte Preis Rousseau's in jenem Gedichte der Anthologie[31]), sowie einige Stellen, wo Sch. auf Rousseau sich beruft[32]), berechtigen uns zur Annahme einer frühen unmittelbaren Bekanntschaft Sch's mit Hauptschriften Rousseau's. Unter diesem Einflusse stellten sich nicht allein die ersten Grundlagen seiner politischen Ueberzeugungen fest, es bildete sich ihm auch, was uns hier zunächst von Bedeutung ist, die Anschauung aus, daß die Menschen von der Natur als von einem Ideale des Glückes und der Vollkommenheit abgewichen seien, darnach sie wieder zurückzustreben hätten. 'So lange wir bloße Naturkinder waren, sagt er später, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben beides verloren'[33]).

Von der Epoche seiner Jugenddramen gilt recht eigentlich sein Wort [34]), daß wir uns 'mit schmerzlichem Verlangen zur Natur zurücksehnen, sobald wir angefangen die Drangsale der Cultur zu erfahren'. Aber die Menschheit schien ihm nicht allein mit der Natur ihr Glück und ihre Vollkommenheit, auch ihre Kraft und Energie verloren zu haben. Da greift dann die Lectüre Plutarch's bedeutsam ein. Gerade aus Rousseau hebt er einen willkommenen Wink hervor, durch den er in einem einzelnen Punct auf Plutarch hingewiesen ist [35]). Hier fand er sich, wie er noch nachher an seine Braut schreibt [36]), 'über diese platte Generation zum Zeitgenossen einer besseren, kraftvolleren Menschenart erhoben'. Die beiden Hauptseiten in der Literatur des Sturmes und Dranges, jene zärtlichen Klagen über den Verlust der Ruhe und des Glückes eines erträumten Naturzustandes, die damit zusammenhängende Verbitterung gegen Welt und Menschen, das weichmüthige Versinken in sich, wir möchten es die passive Seite, daneben aber das starkmüthige Drängen nach kraftvoller, stolzer, außerordentlicher Thätigkeit, wir möchten es die active Seite des Sturmes und Dranges nennen, sie treten beide in Sch's Jugendbichtungen hervor. In den Hauptcharakteren seiner Dramen, wie im Moor, im Fiesco und Ferdinand, wechselt nicht selten die Empfindung nach der einen und der anderen Richtung. Ueberall aber behält die active Seite die Oberhand. Dieß entsprach Sch's ganzem Wesen, das auf die lebendigste Thatkraft gestellt war, und wornach einer seiner Jugendfreunde sagen konnte [37]), daß er, wenn nicht Dichter, so ein großer Mann im thätigen öffentlichen Leben geworden wäre. Und es wird erklärlich, wenn er bei der Anschauung, die während der Periode seiner Jugenddramen die herrschende war, wornach das Ideal vollkommener und glücklicher Menschheit rückwärts liegen sollte vor dem Beginne der Cultur und Civilisation, nicht lange sich beruhigen konnte, sondern dasselbe bald als Ziel des Vorwärtsringens im Strom des historischen Lebens zu fassen begann. Diese eingreifende Veränderung seiner Anschauungsweise tritt uns dann in der schließlichen Bearbeitung des Don Carlos entgegen, worauf wir im nächsten Abschnitte zurückkommen. Damit war die Auffassung des Naturideales, wie sie unter Einwirkung Rousseau's sich gebildet hatte, beseitigt und das

Urtheil vorbereitet, das er später über Rousseau fällte, indem er sagt [38]): 'seine (Rousseau's) leidenschaftliche Empfindlichkeit ist schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen'. Und so tadelt er es auch, daß 'in dem Ideale, welches Rousseau von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe, als nach moralischer Uebereinstimmung darin sichtbar wird'.

Aesthetisch-kritische Thätigkeit.

Wol trat in der Epoche von den Räubern bis zum Leipziger Aufenthalte vor der ausübenden Kunst jede andere Richtung in den Hintergrund, indes einige kleinere ästhetische Arbeiten dieser Zeit, die Erstlinge auf diesem Gebiete, fesseln unsere Aufmerksamkeit, indem wir aus ihnen über die theoretisch-ästhetischen Einsichten dieser Entwickelungsstufe bedeutsame Winke entnehmen können. Da muß uns schon Sch's erster selbständiger ästhetischer Aufsatz: 'über das gegenwärtige deutsche Theater' von 1782 [39]) interessiren. Es ist dieß ein Vorläufer der Rede 'was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?' Beide Arbeiten zeigen, wie Sch. gleich anfänglich denkend an seinen Beruf herangetreten und sich allseitige Rechenschaft zu geben suchte von den Grundlagen seiner Thätigkeit. Es stellt sich uns schon in ihnen ein Charakterzug dar, welchen W. v. Humboldt mit Recht an Sch's ästhetischen Abhandlungen überhaupt hervorhebt, den er 'tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet' fand, und den 'Sch's Deutschheit in ihn gelegt' hätte [40]): 'der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, wornach sie unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft wird, anzuweisen, von ihr die kleinliche und trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen oder unmittelbar

'Ueber das gegenwärtige deutsche Theater'.

moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen'. Schon der erste Aufsatz ist eine Apologie des Dichterberufes und jenes des Schauspieldichters insbesondere nach diesen Richtungen hin. Sch. faßt die dramatische Poesie als selbständige 'Schwester der Moral und Religion' auf, er preist ihre Werke als wahres Abbild des menschlichen Lebens und erkennt die eigenthümliche Kraft ihrer Wirksamkeit in der 'sinnlichen Anschauung', die lebendiger wirke, 'denn nur Tradition und Sentenzen'. Je idealer aber seine Anschauung von der Hoheit der dramatischen Kunst, desto größer wieder ist sein Schmerz über den Gegensatz der Wirklichkeit. Er beklagt auf's Tiefste die herrschende gemeine Auffassung der Bühne, das Zurückbleiben derselben unter ihrer Aufgabe, den schroffen Gegensatz des Dargestellten und der Darsteller, die unwürdige, verachtete und niedrige Stellung der Schauspieler im Leben. Es zeugt von richtigem Blicke, wenn er die Schuld davon nicht einseitig vertheilt, sondern nachzuweisen bestrebt ist, wie Publicum und Bühne, Dichter und Darsteller in ihrer Vollkommenheit sich wechselseitig bedingen und fördern [41]).

Die Hauptgedanken dieser Schrift treten in der Rede über die Schaubühne in weiterer und genauerer Ausführung wieder hervor. Nur noch auf eine Anschauung der ersteren sei deshalb hingewiesen, darin bemerklich wird, wie Sch. bereits damals die Auffassungsweise des Principes der Naturnachahmung durch Sulzer und Mendelssohn hinter sich zurückgelassen hatte [42]). Zugleich kommt schon hier die Intention einigermaßen zur Geltung, der wir Sch'n immer und immer wieder werden nahe treten sehen, das Schöne und die Kunst auf Verhältnisse der Harmonie zu gründen, wenn es in Bezug auf die dramatische Dichtung heißt [43]): 'wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem großen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheueres Gebäude, unser Insectenblick verweilet auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines besseren Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Camerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unseren Gesichtskreis

verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theiles auf die Symmetrie des Ganzen'. Und weiter wird gesagt: 'bei der getreuesten Copie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt'. Wir wagen nicht einen Einfluß der Gedanken Lessing's, mit denen er die Besprechung des Principes der Naturnachahmung in der Dramaturgie begleitet [44]), auf diese Anschauungen zu behaupten, indes so viel ist gewiß, wie schon in der Selbstrecension der Räuber die Einwirkung Lessing's ersichtlich wird [45]), so können wir mit Recht für beide Aufsätze über die Schaubühne die Vertrautheit Sch's mit Lessing's Dramaturgie voraussetzen [46]).

'Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet.'

Der zweite Aufsatz, wie er dem ersten in der Darstellung weit überlegen ist, läßt trotz der bemerkten Gleichartigkeit der Hauptideen den Fortschritt der ästhetischen Einsicht nicht verkennen. Es liegt auch eine reiche Zeit zwischen beiden. Während die frühere Abhandlung noch in die Stuttgarter Epoche fällt (Anfangs 1782 [47]), entstand die Rede mehr als zwei Jahre später. Die Vollendung des Fiesco, Cabale und Liebe und der Beginn des Don Carlos liegt mitten inne. Rückgekehrt von Bauerbach, wo im heimlichen Verstecke der wolthuende und bildende Einfluß einer edlen Frau und der Verkehr mit stillen und denkenden Menschen beruhigend auf ihn eingewirkt, hat er zum zweiten Male in Mannheim seinen Aufenthalt genommen. In seiner neuen Stellung am Theater daselbst und als Mitglied des Theaterausschusses sieht er sich auf praktisch ästhetische Fragen gewiesen und bezeichnet seinen Eintritt in die kurfürstlich deutsche Gesellschaft mit jener Rede (gehalten 26. Junius 1784 [48]), welcher er nachher bei der Aufnahme derselben in die kleinen prosaischen Schriften [49]) die Ueberschrift gab 'die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet'. Es liegt abseits unseres Weges auf die kurze Laufbahn Sch's als Theaterkritiker, auf seinen Antheil an den von der Theaterintendanz gestellten dramaturgischen Preisfragen, sowie auf seine Wirksamkeit für die Mannheimer Bühne überhaupt besonders einzugehen, nur vorübergehend mag es Erwähnung finden, daß Sch. mit Bewußt-

sein die Intentionen Lessing's zur Herstellung einer Nationalbühne aufnahm, so wie er denn fast an denselben Hindernissen gescheitert ist, wie Lessing. Wir wenden uns sogleich zu der bezeichneten Rede.

Schon hier umgibt uns der weite Horizont der Anschauung, nach welcher Sch. die Kunst als Erzieherin des Menschengeschlechts auffaßte, eine Anschauung, die er später in den 'Künstlern' in umfassender Weise dichterisch ausführt und in den ästhetischen Briefen speculativ zu begründen sucht. Die dramatische Dichtung aber gilt ihm nicht allein als der Gipfel der Kunst, er möchte sie auch als das 'höchste Product des menschlichen Geistes'[50]) geschätzt sehen. Und noch einen anderen Gedanken wollen wir voranstellen. Es ist bedeutsam, wenn Sch. in einem Kreise von Gelehrten, vor denen die Rede gelesen ward, nachdem er gegen die Pedanterei geistloser Gelehrsamkeit zu Felde gezogen, eine seiner Lieblingsintentionen in entschiedenen Worten zur Geltung bringt, indem er sagt[51]): 'Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter dem ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künste heruntersehen, und diese Verhältnisse, fügt er hinzu, werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen'. Bestimmter und in mannigfacher Art tritt uns diese Intention später noch entgegen, daher hier der Hinweis auf ihr frühes Vorkommen genügen möge.

Sch. betrachtet die dramatische Kunst in ihrem Verhältnisse zum Menschen überhaupt, zum Staate und zur Nation. In der ersten Beziehung ist es überraschend, wenn er vorzugsweise der dramatischen Kunst eine Wirkung zuzuschreiben geneigt ist, welche er von dem 'ästhetischen Sinn und dem Gefühl für das Schöne' überhaupt erwartet und diese Wirkung fast in ähnlicher Weise charakterisirt, wie wir sie ihn auf dem Höhestande seiner Speculation werden fassen sehen. Man glaubt sich in die ästhetischen Briefe versetzt, wenn er hier diese Wirkung in einen 'mittleren Zustand' legt, darin jede einseitige Anspannung unserer sinnlichen

oder geistigen Kräfte aufgelöst, beide widersprechende Factoren vereinigt und zu sanfter Harmonie herabgestimmt seien [52]).

Für die dramatische Kunst insbesondere nimmt er es ferner in Anspruch, daß sie gleich der Religion, da beide an den inneren Menschen sich wenden, zur Gesetzgebung, welche nur den äußeren Menschen im Auge habe, ergänzend hinzutrete. Indem aber die Religion, von ihrer politischen Seite aufgefaßt, im Ganzen doch mehr auf den sinnlichen Theil des Volkes wirke, dessen Moral, wenn er der Bilder, die ihm die Religion bietet, beraubt wird, ohne Stütze dastehe, so will er es vom staatlichen Standpunct in seiner vollen Wichtigkeit anerkannt sehen, daß die Kunst hinzutrete, die auf alle Menschen gleichmäßig wirke, und deren sinnlicher Zauber nicht zerstört werden könne [53]).

Sieht man näher zu, so ist es die Moral, deren Dienste Sch. hier Religion und Kunst unterordnet, aber es wäre irrig, wollte man folgern, daß er der Kunst und der dramatischen insbesondere die moralische Wirkung unmittelbar zum Zwecke setze. Daraus, daß Sch. in die Wirkungen der dramatischen Dichtung die Beförderung der Sittlichkeit eingeschlossen sieht, geht noch nicht hervor, daß er den selbständigen Werth und Zweck der Kunst verkenne. Man darf annehmen, er habe in jener höchsten ästhetischen Wirkung, in der Herbeiführung der Harmonie unserer sinnlichen und geistigen Kräfte, auch den unmittelbaren Zweck der Kunst gesehen. Doch herrscht keine Klarheit in dieser Frage, um so weniger, als hier Form und Inhalt nicht strenge gesondert und nicht das Sittliche nur als der würdigste Inhalt des Kunstschönen erkannt ist. Später werden wir Sch'n die richtige Scheidung öfter nahe berühren, wenn auch nicht zur vollen Durchführung bringen sehen.

Neben der bessernden Wirkung hebt die Abhandlung auch den Einfluß der dramatischen Kunst auf die Aufklärung des Verstandes hervor [54]). Beides wird durch Beispiele in helles Licht gestellt. An dem Einzelnen wollen wir vorübergehen und nur noch zum Schlusse des Gedankens Erwähnung thun, wornach er die Bühne vor allem für geeignet hält, die nationale Eigenthümlichkeit im Herzen des Volkes zu befestigen und den nationalen Sinn zu erhöhen. 'Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte,

wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation' [55]).

Die Periode von Sch's zweitem Aufenthalte zu Mannheim war auch diejenige, wo er dem Publicum und der Nation sich am nächsten gestellt und am bestimmtesten die Richtung anzutreten im Begriffe stand, unmittelbar auf's Volk zu wirken und dieses auf sich zurückwirken zu lassen. Von Mannheim aus erließ er in der Ankündigung der Rheinischen Thalia jenes Manifest an das Publicum, in welchem er bekannte, daß es ihm 'jetzt alles, sein Studium, sein Souverain, sein Vertrauter' sei. Ihm allein, ruft er aus, gehöre er jetzt an; vor diesem und keinem anderen Tribunal werde er sich stellen [56]). Wie klingen diese Worte verschieden von den Aeußerungen, die er ein Decennium später gegen Fichte [57]) oder im neunten ästhetischen Briefe ausspricht, darinnen er jede unmittelbare Rücksicht auf das Publicum weit von sich zurückweist. Das Scheitern seiner Mannheimer Plane, das Durchbrechen seiner dortigen Verhältnisse bezeichnet auch nach diesen Beziehungen einen Wendepunct, da ihm fortan jene Rücksichten mehr und mehr in den Hintergrund treten und er den einsameren Weg einschlagen will, auf dem er sich zunächst nur dem Ziele seiner allseitigen Ausbildung und Vervollkommnung und dem höchsten Zwecke der Kunst gegenüber erkennt. Wie Sch. auch auf diesem Wege dem Herzen des deutschen Volkes sich nicht entfremdet, sondern sich ihm nur immer näher stellt und der Lieblingsdichter der Nation wird, wie er trotz der bestimmt und wiederholt ausgesprochenen Absichten, sich über das Urtheil des Publicums zu erheben, doch mehr oder weniger unbewußt auch ferner, vor allem in seinen Dichtungen, davon bestimmt wird, ist ein Schauspiel von tiefeingreifender Bedeutung, dessen Grundlagen nur auf der Oberfläche zu liegen *scheinen*, die jedoch besonders zu verfolgen, außerhalb der Aufgaben dieses Werkes liegt.

'Der Antikensaal zu Mannheim'.

Gerade am Schlusse der Periode, in welcher wir stehen, tritt uns bedeutsam ein kleiner Aufsatz entgegen, der Zeugniß gibt, welche Wirkung Sch. vom Studium der Griechen, denen er erst

nach dem Don Carlos näher tritt, für seine Bildung erwarten mochte. Es ist dieß der Aufsatz über den 'Antikensaal zu Mannheim'[58]) Schon vorher macht sich hie und da in dieser Zeit ein Trieb bemerkbar, der ihn früher oder später zu den Griechen führen mußte. Da ist es von Bedeutung, wenn er in der Selbstrecension der Anthologie 'unsere jungen Dichter' ihrer und seiner eigenen Regellosigkeit gegenüber anweisen möchte, zu den alten Griechen 'in die Schule zu gehen'[59]), wenn er in der Rede über die Schaubühne die Blüte der dramatischen Kunst im Perikleischen Zeitalter und die Griechen noch jetzt als Muster der Dichtung preist[60]), oder in einem Briefe an Dalberg aus dem 'Norden des Geschmackes' in ein 'Griechisches Klima' sich sehnt, das ihn 'zum wahren Dichter erwärmen'[61]) würde.

Es ist bekannt, welchen tiefen Eindruck die Antikensammlung zu Mannheim bei Lessing und bei Göthe zurückließ[62]). Auch auf Sch. verfehlte sie ihre Wirkung nicht. Hier fühlte er sich ergriffen von dem 'allmächtigen Wehen des Griechischen Genius', und der Bericht überströmt von Bewunderung für die Griechische Kunst. Die begeisterte Schilderung einzelner Statuen, welche den Einfluß der Lectüre von Lessing's Laokoon deutlich an den Tag legt, läßt unzweideutig die Fähigkeit zu feinem Verständnisse der plastischen Kunst erkennen. Doch war der Eindruck nicht so nachhaltig, daß er Sch'n zum Studium der bildenden Künste veranlaßt hätte, denen er auch fortan immer nur ferne bleibt. Uebrigens zeigt der Aufsatz, daß Sch. der Erkenntniß Griechischer Eigenthümlichkeit näher getreten ist, und verräth zugleich den Tact, der ihn später in bestimmterer Weise an die Erkenntniß der Beziehungen des Moralischen und Aesthetischen herantreten läßt. 'Freund, heißt es hier[63]), dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden — ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab, daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte, daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. Siehe Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnet'. Und es ist bezeichnend, wenn er den Saal verläßt, begeistert für den Gedanken 'eine schöne That ohne Zeugen zu thun'[64]).

3. Die Zeit des Don Carlos.

Schiller und Körner.

Sch. stand am Abschlusse der ersten Periode seiner Entwickelung, welche in wissenschaftlicher Hinsicht vor Allem durch seine Jugendphilosophie, in dichterischer durch seine drei ersten Tragödien charakterisirt ist, als er die Mannheimer Verhältnisse abbrach und nach Leipzig übersiedelte. In Sachsen fand er zunächst, wornach sein Herz sich sehnte, Freundschaft und enge Verbindung mit gleichgestimmten Menschen. Körner, in Studien Sch'n nach vielen Seiten voran, übte gleich anfänglich, ohne ihn seinem eigentlichen Berufe entfremden zu wollen, auf Sch. in wissenschaftlicher Beziehung bestimmend und anregend ein. Durch eine beschränkende Erziehung vorerst von der Kunst als einer Sache des bloßen Vergnügens zurückgehalten, war in Körner später um so wärmer die Liebe zu Kunst und Dichtung und eine 'unbegrenzte Verehrung' für den 'wahren Virtuosen jeder Art' hervorgetreten. Dieser Enthusiasmus hatte ihn gedrängt Sch'n entgegenzukommen und seiner Freundschaft uneigennützig sich zu widmen. Gleiche philosophische Grundlagen hatten ihn mit ähnlichem Feuer die Vollkommenheits- und Glückseligkeitstheorie ergreifen lassen. Wie auf Sch. Garve Einfluß geübt, so auch auf Körner. Er hatte Garve's und Platner's Vorträge gehört und dadurch eine Neigung zur Speculation bekommen. Vitam impendere vero wurde sein Wahlspruch. Aber der Mangel an beharrender Ausdauer und an gleichmäßiger Stätigkeit des Arbeitens, welcher ihn auch später, trotz manches kräftigen Anlaufs im schriftstellerischen Gebiete, niemals die Schranken des Dilettantismus vollkommen überwinden ließ, trieb ihn frühzeitig von einer Wissenschaft zur andern [1]. In

allen Gebieten aber ist es der Hang zur philosophischen Erfassung der Aufgaben, der in ihm lebendig war. Darin traf er mit Sch. zusammen und wirkte fördernd auf ihn zurück. Die productive Kraft, Sch's hervorstechender Charakterzug, ging ihm fast vollständig ab. Durch musikalisch-ästhetische Bildung, durch frühe Vertrautheit mit der alten Literatur (er hatte sogar anfänglich den Plan Autoren herauszugeben[2]) und durch einen Zug auf Schärfe und Verstandesmäßigkeit der Auffassung war er wie berufen, Sch's kritischer Rathgeber zu werden[3]). Voll Enthusiasmus und Idealität der Anschauung, wo es galt den Werth eines bloß auf die höchsten Zwecke der Wissenschaft und Kunst gerichteten schriftstellerischen Lebens geltend zu machen, realistischer als Sch., wo er die Rechte des Verstandes bei den Schöpfungen der Phantasie vertrat, mit dem feinsten Kunstsinne für Verhältnisse der Harmonie begabt, in speculativen Dingen methodisch und logisch, so stand Körner an Sch's Seite. Neben W. v. Humboldt und Göthe ist es Körner, dem der Ruhm gebührt, auf Sch. den bedeutendsten Einfluß geübt zu haben. Und von diesen Dreien vor allen gilt Sch's Wort aus späterer Zeit[4]): 'Was ich Gutes haben mag ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden, ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen, meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens'.

Im ersten Verkehre mit Körner blühten Sch'n noch einmal die schwärmerischen Ideen auf, welche in seiner Jugendphilosophie hervorgetreten waren. Der Zug nach wechselseitiger Verbrüderung und Vervollkommnung hatte einen äußeren Halt gefunden. 'Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, frohlockte er dem Freunde entgegen[5]), der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl' es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahnete! — Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit'. Und so prophezeit er ihrer Freundschaft unsterbliche Dauer, denn ihre Materialien seien die Grundtriebe der menschlichen Seele, ihr Terrain sei die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit. Indem er sich ernstlich

verwahrt, dieß im geringsten nicht als Schwärmerei gelten zu lassen, so erkennen wir sogleich, welches System dichterischer Weltbetrachtung hier im Hintergrunde steht. Noch theilten Andere in dieser Zeit Sch's näheren Umgang, aber was unsere Aufmerksamkeit allein auf das Verhältniß zu Körner versammelt, die wechselseitige Weiterbildung, das war es gerade, was ihren Bund zu dem innigsten machte und ihm Geltung verlieh, als schon lange das überschwängliche Pathos der ersten Verbindung verflogen war.

An die 'Freude'.

Zunächst ist es die Glückseligkeit seines freudebedürftigen Gemüthes, die Sch. aus der neuen Verbindung und dem neuen Leben in vollen Zügen schöpfte. Seine enthusiastische Lebensauffassung brach sich Bahn und quoll in dem Hymnus 'an die Freude' über. Die Beziehungen des Gedichtes zu Anschauungen seiner Jugendphilosophie liegen zu Tage[6]). Wie dort die Ideen der Glückseligkeit, Liebe und Tugend sich wechselweise fordern, so auch hier; und wie er dort die Liebe mit der allgemeinen Schwere in Parallele bringt, so preist er hier die Freude als die allmächtige Triebkraft der 'Weltenuhr'. In seinem optimistischen Systeme schreibt Julius allen Geistern den Trieb nach Vortrefflichkeit, nach beständiger Vervollkommnung zu, er läßt hier wol 'Verirrungen, aber keine Ausnahme' gelten[7]), und so erklärte Sch., wie wir wissen, den Zustand des moralischen Uebels für einen gewaltsamen Zustand. Denn 'so viel Eiferer und ungeduldige Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen, der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen', er will es nicht glauben[8]); die Hauptquelle der Unsittlichkeit ist ihm die Thorheit; alle Verkehrtheiten und Laster des weiblichen Geschlechtes will er auf Schwächen zurückführen, 'die wir zuletzt einstimmig belächeln und lieben', und möchte dieß ebenso hinsichtlich des männlichen Geschlechtes gelten lassen[9]). Mit solchen Anschauungen in Verbindung gebracht, gewinnt es an Bedeutung, wenn in dem Weltsysteme der Freude, dessen Preis der entzückte Dichter singt, die Hölle vernichtet, die ganze Welt ausgesöhnt und allen Sündern vergeben ist.

Die 'Freigeisterei der Leidenschaft' und die 'Resignation'.

Wie Sch'n der Zustand des moralischen Uebels als ein gewaltsamer und die Tugend als der natürliche Zustand erschien, so war ihm auch der Zustand der Glückseligkeit für jeden Einzelnen

der natürliche Zustand. Der Mensch hat ein Recht auf Glückseligkeit. Schon in der Magisterdissertation beruhigte er sich über das physische Uebel damit, daß die Einrichtung des Ganzen es mit sich gebracht habe, daß Einzelne, da sie doch nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert würden und das Loos der Unterdrückung davon trügen [10]). In dieser Richtung sind uns zwei Gedichte merkwürdig, welche Sch. in dieser Zeit veröffentlichte: die 'Freigeisterei der Leidenschaft' und die 'Resignation' [11]). Das erstere ist ganz erfüllt von dem Gedanken, daß alle Menschen zur Glückseligkeit berufen seien, die Vorsicht könne des 'überflüssigen Geistes' entrathen, für den sie keine Seligkeit erfunden hätte; dem Gott, der ihm den Besitz des geliebten Weibes vorenthalten könnte, verschließt er sein Herz, kein Loblied solle ihn feiern. Nach dem Genusse will er greifen und auf den Sieg der Tugend im Kampfe verzichten. Derselbe Riß zwischen Pflicht und Neigung tritt uns in dem anderen Gedichte, in der 'Resignation' entgegen, das sich gewissermaßen an das erstere anschließt. Auch hier ist vorausgesetzt, daß jeder Mensch ein Recht zur Glückseligkeit habe. Aber indem der Tugendhafte im Jenseits seinen 'Vollmachtsbrief zum Glücke unerbrochen' zurückbringt mit dem Ausruf: 'ich weiß nichts von Glückseligkeit', tritt mit eins im Bewußtsein des Dichters die Forderung der Pflicht, die auf Entsagung geht, den Ansprüchen auf Glückseligkeit entgegen [12]). Je enger wir ihn nun früher Tugend und Glückseligkeit an einander knüpfen sehen, desto bedeutsamer für seine Entwickelung ist dieser Gegensatz, denn aus dem leidenschaftlichen Ungestüm dieser Dichtung kündigt er uns die Vorbereitung einer reineren und strengeren Auffassung des Pflichtbegriffes an [13]).

Die 'philosophischen Briefe'.

Der Umgang mit dem philosophisch gereifteren Körner, der bereits einigermaßen wenigstens mit Kant'schen Ideen vertraut war, führte vor allem auf philosophische Gespräche, und es wurde zwischen beiden Freunden in dem Zeitraum ihres lebendigsten Verkehres (Sept. 1785—April 1786) ein philosophischer Briefwechsel eingeleitet [14]), aus welchem vermuthlich die 1786 veröffentlichten 'philosophischen Briefe' zwischen Julius und Raphael hervorgingen [15]). Darin theilt Julius seinem Raphael 'einen verlorenen Aufsatz' aus

seinen alten Papieren mit, 'entworfen in den glücklichen Stunden seiner stolzen Begeisterung' [16]): die 'Theosophie des Julius'. Wir haben früher mit allem Grunde diesen Theil der Briefe in die akademische Zeit oder wenigstens in's Jahr 1781 zurückgeschoben, darin ein philosophischer Roman in Briefen zwischen Julius und Raphael projectirt war. Was hingegen Julius selbst über die Theosophie urtheilt, im Eingange des Briefes, welchem sie angefügt ist, und am Schlusse desselben, ist ohne Zweifel erst in dieser Zeit geschrieben [17]). Es zeigt sich darin die erlangte reifere Einsicht, in welcher Sch. sich über die dichterische Metaphysik seiner Jugendepoche erhoben hatte. Gerade diese Urtheile also sind es, die uns hier interessiren, und auf die wir daher des Näheren eingehen.

Vor allem bezeichnend ist die Aeußerung, welche wir früher schon berühren konnten, daß sein Herz ihn zu dieser Philosophie geführt [18]). Daneben ist das Bekenntniß von Bedeutung, wornach er in seinem dichterischen Lehrgebäude die Auffassung des Universums als eines Kunstwerkes sieht und Gottes als des schöpferischen Künstlers. 'Sollten, ruft Julius aus, meine Ideen wol schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? sollte der es wol dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe?' [19]) Aber damit will er nicht die Richtigkeit seiner 'Copie', nur die Herrlichkeit des Urbildes hervorgehoben haben. Er ist vielmehr überzeugt, daß seine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unecht sei und sein müsse [20]). Die Begründung, die er gibt, ist für uns von höchstem Belange. Die Gespräche mit Körner, aus denen unfehlbar Sch'n einige Kant'sche Anschauungen, wenn auch dunkel und unbestimmt, zugeflossen waren, äußern ihre Spuren [21]). Der Strom von Sch's Gedanken zeigt sich zum ersten Mal von einem kräftigen Anhauch Kant'schen Geistes erregt. Unser ganzes Wissen laufe endlich, entwickelt er [22]) auf eine conventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen könne. Unsere reinsten Begriffe seien keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott noch die menschliche Seele noch die Welt seien das wirklich, was

wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen seien nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. Unser Gehirn gehöre diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele sei eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändere nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibe. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickele, müßten diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit sei also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse, nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffes mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffes mit den Gesetzen der Denkkraft.

Unter den beiden Gleichnissen, die Sch. hinzufügt, heben wir das zweite auch deshalb hervor, weil es einen später wiederkehrenden Gedanken [22]) in bezeichnender Weise ausspricht. So gehe, sagt Sch., auf die Unfehlbarkeit seines Calcüls gestützt, der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre zu suchen. 'Er fand sie, diese Insel seines Papiers, fügt er hinzu, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte?' Einen ähnlichen Calcül mache die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmesse. Aber noch fehle die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender sei aus jenem Lande zurückgekommen, seine Entdeckung zu erzählen.

Die Uebereinstimmung mit Kant scheint größer auf den ersten Blick, als sie es wirklich ist. Unzweideutig zeigt sie sich darin, wenn Sch. voraussetzt, daß wir niemals erkennen, um es geradezu zu sagen, was die Dinge an sich sind, denn dieß brächten wir niemals in Erfahrung. Und unmittelbar erfahren müßten wir es, wollten wir einsehen, daß dasjenige, was wir auf dem Wege des Schließens über dieselben aussagen dürfen, auch in Wirklichkeit

sich so verhalte. Auf Kant weist auch die Anschauung hin, daß unsere Gedanken von den Dingen nur die ursprünglich in uns gelegten Formen der Auffassung derselben seien. Aber das Abweichende und Selbständige dieser Ideen liegt zu Tage. Man wird ihnen keinesweges volle Klarheit zusprechen wollen, doch zeigen sie gewiß in hervorragender Weise den genialen Blick Sch's auf dem Gebiete der Philosophie. Die 'endemischen Formen', in denen uns die Dinge überliefert werden, sind ihm nicht das, was bei Kant die reinen Anschauungsformen und die Kategorien sind, obwol die Analogie damit nicht abzuweisen ist, sie sind ihm vielmehr nur die nothwendigen Zeichen der Dinge. Zeichen und Ding seien aber nicht einmal ähnlich. Sie sind also der nothwendige Schein, könnte man versucht sein zu sagen, hinter welchem das Wesen steht, das ihn veranlaßt. Und da er für jedes Ding ein Zeichen annimmt, so dürfte man vielleicht schließen, daß er so viel Schein als Wesen voraussetzen müßte [24]). Doch bleibt alles unbestimmt und schwankend. Auch später entwickelte Sch. die hier liegenden fruchtbaren Keime nicht weiter, da sich bald mehr und mehr, wie wir sehen werden, seine Anschauungen den Kant'schen anzugleichen begannen.

Es scheint nicht, als habe Sch. auch für die 'Theosophie des Julius' die nothwendige 'Consequenz der Denkkraft in Entwickelung der Verhältnisse der Idiome' in Anspruch nehmen wollen. Ihre eigenen Schranken, fährt er in seiner Auseinandersetzung fort, habe die menschliche Natur, seine eigenen jedes Individuum, über jene wollten sie sich wechselseitig trösten, diese werde Raphael dem Knabenalter seines Julius vergeben. Und nun fügt er ein Urtheil bescheidener Selbsterkenntniß hinzu, das auch für die spätere philosophische Entwickelung nicht ohne Geltung ist. 'Es mag sein, sagt er, daß ich dort und da meine Phantasien strengeren Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe'. Und so spricht er von der Möglichkeit, daß jene Theosophie, das 'frühe Glaubensbekenntniß seiner Vernunft', nur ein 'bestandloses Traumbild' sei, und möchte darin wenigstens eine 'Uebung der Denkkraft' sehen, die, wenn auch Irrthum, so doch

'die Fertigkeit der Vernunft zur Empfängniß der Wahrheit' vermehre [25]).

Veränderung der ethischen Anschauungen.

Treten so die metaphysischen Anschauungen seiner Jugendperiode zurück, so sehen wir in den beiden zuletzt behandelten Gedichten, wie auch eine Veränderung seiner ursprünglichen eudämonistischen Moral vorbereitet war. Ethische Fragen sind es gerade, welche in dieser Epoche einen vorzüglichen Stoff seines Nachdenkens bilden. Er selbst bezeichnet in einem Briefe aus dieser Zeit [26]) als seine und Körner's Lieblingsmaterien die 'Quellen der Handlungen, die Menschenschätzung und Prüfung der moralischen Erscheinungen'. Und so scheint auch dem Don Carlos, der Hauptarbeit dieser Epoche, diese Gedankenrichtung zu Gute gekommen zu sein. Schon im ursprünglichen Plane (von 1783) [27]) war es ein sittlicher Conflict, der die Grundlage in der Tragödie bilden sollte [28]). Trotz widerstrebender Neigung, trotz mannigfaltiger Anreizungen zum Gegentheil sollte doch zuletzt im Verhältnisse des Prinzen zur Königin das Bewußtsein der Pflicht den Sieg erringen. Daneben sollte sich Posa für den Freund opfern, den Schein der Schuld auf sich und von diesem ablenkend, und dadurch im Sinne der Philosophie des Julius 'die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe' bewähren [29]). In der schließlichen Bearbeitung des Don Carlos trat der moralische Gesichtspunct nicht zurück, ja er mußte Sch's Nachdenken ganz besonders anregen. Es lag ihm nun nicht mehr ein Conflict vor zwischen der einfachen sittlichen Pflicht und der Leidenschaft, sondern er faßte das Problem als Conflict der selbstauferlegten Verpflichtung gegen ein enthusiastisch ergriffenes Ideal von Menschenbeglückung einerseits mit der Leidenschaft anderseits [30]). Der Marquis trat nun in den Vordergrund. Und hinsichtlich seiner löste Sch. auch die Frage, die sich ihm aufdrang, wie sich jene Verpflichtung zu dem natürlichen moralischen Gefühle verhalte, wenn beide in Gegensatz treten. Der Marquis setzt sich über dieses in seinem Verhältnisse zu Don Carlos hinweg, um jener zu genügen, darin liegt die Schuld, die er auf sich lädt, und die seinen Untergang herbeiführt. Sch. hat dieß in den Briefen über den Don Carlos, jener kritischen Geschichte der Genesis der Tragödie, wie Wieland sie nennt [31]), in eindringender Weise

dargethan [32]). Die Briefe fallen zwar erst später (Sommer 1788), doch wäre es ungerecht gegen den Dichter nicht schon für die Zeit der Arbeit Bewußtsein und Ueberlegung der dort bezeichneten Aufgaben vorauszusetzen. Schon jetzt mußte in Sch's Nachdenken jene bedeutsame ethische Anschauung hervorgetreten sein, die er in den Briefen so einfach als bestimmt ausspricht, wenn er sagt [33]): es sei eine merkwürdige Erfahrung aus der moralischen Welt, daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wolthätig wirken. Er habe, heißt es weiter, durch das Beispiel des Marquis eine nie genug zu beherzigende Erfahrung bestätigen wollen. 'Diese, meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat, denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist' [34]). Und damit hat Sch. auch den Standpunct bezeichnet, auf den in dieser Epoche und vor Aufnahme des Kant'schen Princips seine moralische Doctrin sich stellt. Das höchste Kriterium des Sittlichen liegt ihm in dem natürlichen sittlichen Gefühle, und es könnte scheinen, als kehre er sich gegen seine ursprüngliche eudämonistische Moral, wenn er in der Vorerinnerung zu den philosophischen Briefen auf die Gefahren einer einseitigen und schwankenden Philosophie hinweist [35]), welche die Vernunft blende und deshalb von dem eingeborenen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten werde.

Wie in dieser Periode Sch's dichterische Metaphysik sich auflöst, wie seine ursprünglichen ethischen Ansichten zurückgetreten sind, so macht auch die unter Rousseau's Einflusse gebildete Auffassung eines Naturideales anderen Anschauungen Platz. Diesen Wendepunct vergegenwärtigt die schließliche Bearbeitung des Don Carlos. Hier handelte es sich um das Ideal des glücklichsten Zustandes,

welcher der bürgerlichen Gesellschaft erreichbar ist[36]). Von diesem Ideale ist Posa, ist Sch. ergriffen. Der Dichter will 'Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, aus dem Gebiete der Wissenschaft, aus Montesquieu in das Gebiet der schönen Künste hinüberführen'[37]). Das neue Ideal tritt der Cultur und Civilisation nicht feindlich gegenüber, es liegt nicht in einem erträumten Naturzustande der Ruhe und des Glückes, sondern Cultur und Civilisation sind gerade die Wege zur Erreichung desselben. Für die Veränderung, die damit in Sch's Anschauung vorgegangen war, gilt recht eigentlich sein späterer Zuruf[38]): 'also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Cultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des einzig Guten respectiren'. Nunmehr bildete sich ihm die Anschauung aus, die später so häufig hervortritt, daß der Mensch mitten in der fortgeschrittenen Cultur und Civilisation durch das Sittliche der Natur getreu bleibe. Den Streit zwischen Cultur und Natur sah er im Sittlichen ausgeglichen. Damit hängt zugleich ein späterer Lieblingsgedanke Sch's zusammen, wornach ihm die äußere Natur durch ihre Gesetzmäßigkeit als ein Vorbild galt der moralischen Uebereinstimmung für den Menschen, nicht seines Glückes und seiner Ruhe in einem erträumten Zustande ursprünglicher Unschuld und Glückseligkeit[39]).

Beginn des historischen Studiums.

Sehen wir Sch'n gerade in diesem Zeitabschnitte den Schritt thun von Rousseau zu Montesquieu, von einem Ideale der Phantasie und Empfindung zu einem Gedankenideale, so können wir daran den historischen Studien, welche unter den Anregungen des Sächsischen Aufenthaltes begannen, einen bedeutenden Antheil zuerkennen. Ein frischer Trieb nach Ausbildung hatte sich seiner bemächtigt. Gleich in der ersten Zeit seines Verkehres mit Körner schreibt er an diesen[40]): 'mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich in die Vergangenheit. die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. — Tief habe ich das empfunden und in der allgemeinen feurigen Gährung

meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem Herculischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen'. Es wurde ihm recht lebendig[41]), 'daß er noch so erstaunlich viel lernen müsse, säen müsse, um zu ernten. Im besten Erdreich werde der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebenso wenig könne der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen'.

Die Vorarbeiten für den Fiesco und Don Carlos hatten ihn zu historischen Studien geführt[42]), und so warf er sich vor allem auf die Geschichte. Täglich wurde sie ihm theuerer. Er wünschte, daß er zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studirt hätte; er glaubte, da würde er ein ganz anderer Mann sein[43]). Der nüchterne, der Kritik geneigte, zuweilen hausbackene und pedantische Geist der Dresdner und Leipziger Kreise, über den Sch. und Körner gelegentlich Klage führen[44]), und die Absicht, durch eine Berufswissenschaft sich eine Existenz zu gründen, begünstigten Sch's Richtung auf strengeres Studium. Bloß zu lernen, ohne das Gelernte sogleich wieder productiv zu verwerthen, war jedoch Sch's Sache nicht. Von den Vorarbeiten zum Don Carlos her ist er zunächst für das Zeitalter Philipp's II. und für die Erhebung der Niederlande interessirt. Und so faßt er den Entschluß, eine Geschichte der 'niederländischen Rebellion' zu schreiben. Neben der Uebersetzung von Mercier's 'Bild Philipp II.' für die Thalia[45]) und der Bearbeitung von St. Real's Verschwörung des Marquis Bedemar[46]) für die Sammlung der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, die er herauszugeben die Absicht hat[47]), Arbeiten, welche außer dem Formellen nur geringen sachlichen Gewinn bieten konnten, ist er schon in dieser Zeit, wenn auch nicht mit der Darstellung, wie ein problematisches Zeugniß berichtet[48]), so doch mit der unmittelbaren Vorbereitung seines großen Geschichtswerkes beschäftigt.

4. Die Epoche der geschichtlichen Arbeiten.

Zur Orientirung.

Die Richtung auf die Geschichte, welche in der Zeit des Sächsischen Aufenthaltes nicht allein in der Aufnahme und Pflege selbständiger historischer Studien, sondern auch in der Verdrängung des Naturideales und in der schließlichen Bearbeitung des Don Carlos zur Geltung kommt, tritt vollends in den Vordergrund in dem Zeitabschnitt, in welchen wir mit Sch's Uebersiedelung nach Weimar (Juli 1787) eintreten. Die Sorge, sich eine unabhängige Existenz zu begründen, die auf seinen Entschluß, Geschichte zu treiben, mitbestimmend eingewirkt, war bei seinem Weggang von Dresden ein maßgebender Beweggrund [1]) und hielt ihn an historische Arbeiten gefesselt, lange noch, als schon die anfängliche Vorliebe und Neigung seinem eigensten natürlichen Drange zur Dichtung gewichen war.

Dichtung und Fachstudium.

In Weimar war nach dem poetischen Rausche des Sturmes und Dranges, zum Theil von Goethe selbst vor seinem Abgang nach Italien gefördert, fast allseitig Stimmung und Ton mehr auf Erfahrung, Wissenschaft und Leben gerichtet, und dieß trat Sch'n besonders in dem unmittelbar Goethe'schen Cirkel entgegen [2]). Von allen Seiten machte man ihm, wie er schreibt [3]), seine Glückwünsche, daß er sich 'in die Geschichte geworfen' habe. Der Umgang mit Männern von Stellung und Ansehen in der Gesellschaft und sein erster Besuch in Jena (August 1787) nährten die Plane auf Begründung seiner äußeren Existenz. Es wurde in ihm das Gefühl geltend, in welchem er schreiben konnte [4]), daß er bisher doch fast immer 'mit dem Fluche belastet' gewesen sei, 'den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, ver-

hängt hat'. Die größere Vorstellung von den 'Weimarer Riesen' und den dortigen Verhältnissen, mit der er gekommen war, verlor sich bald in einer beruhigten Stimmung über sich selbst [5]), und die Möglichkeit für jeden, unbemerkt und ungestört seine Wege zu gehen, von welcher Seite er Weimar ein Paradies nennt [6]), ließ ihn schon nach einem Monate mit beharrlichem Fleiße in die Ausarbeitung seiner 'niederländischen Rebellion, seines Debüts in der Geschichte', sich versenken [7]). Bis in den Sommer des folgenden Jahres bildet dann sein Geschichtswerk die Hauptarbeit [8]). Wenn er dabei genöthigt ist, wie er schreibt [9]), seltener mit sich selbst umzugehen und seinem innern Ideengange zu folgen, so kann man im voraus den wolthätigen Einfluß ermessen, den die historischen Studien und Arbeiten überhaupt dem subjectiven Charakter seiner Dichtung gegenüber ausüben mußten. In seinem Fache war Sch. besonders anfänglich außerordentlich zufrieden. Mit jedem Schritte, schreibt er [10]), gewinne er an Ideen und seine Seele werde weiter mit ihrer Welt. Ja er war sogar geneigt, den Werth einer gründlichen, unterrichtenden, dabei aber geschmackvollen Arbeit höher anzuschlagen als den Werth der Dichtung, als die 'Frivolität einer Tragödie'. Den Dichter bewundere man, den Geschichtsschreiber verehre man, und wenn er mit dichterischem Geiste geschrieben hätte, so würde man ihn bewundern und verehren [11]). Darnach war sein eigenes Streben gerichtet. Daß er Lernen und Schreiben verbinden konnte [12]), trug nicht wenig dazu bei, ihm die Geschichte werth zu machen. Er fühlte sich nunmehr dem Publicisten näher als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles [13]). Körner, der es wol durchfühlte, wie vor allem auf das Verhältniß Sch's zu seinem neuen Fache die Rücksichten auf Anerkennung und äußere Stellung mitbestimmend waren, jedoch den Werth historischer Arbeit für Sch's Ausbildung und die ökonomischen Beweggründe Sch's kaum billig beurtheilte [14]), wies wiederholt den Freund darauf hin, daß er 'nicht berufen sei, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein' [15]). Und so war es auch die Regung seiner eigensten dichterischen Natur, die zur Geltung kam, als Sch. gegen das Ende seiner Arbeit lebhaft zu fühlen begann, daß seine 'Neigung und sein eigentlicher Beruf' doch nicht im Felde

der Geschichte liege, und daß er durch seine Arbeit sich einen wesentlicheren Dienst leisten werde, als der Historie selbst [16]).

Sch.'s Ansicht über das Verhältniß der Poesie zur Geschichtschreibung.

Nach Vollendung seines Werkes, da er mit den Künstlern zeitweilig wieder der Poesie sich zugewandt, zieht er die Sphäre der letzteren gegenüber der Geschichtschreibung, und hebt die eigenthümlichen Vorzüge der Poesie in unbefangener Weise hervor. Wir haben hier eine Stelle in einem Briefe an Caroline [17]) (Dec. 1788) im Auge, darin in überraschender Weise ähnliche Lehren über das Verhältniß der Poesie zur Geschichtsschreibung sich finden, wie sie Aristoteles in der Poetik aufstellt [18]), die Sch. erst viel später kennen lernte [19]). Der Vorzug der Wahrheit, schreibt er hier, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es frage sich nur, ob die innere Wahrheit, die er die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer anderen poetischen Darstellung herrschen müsse, nicht ebenso viel Werth habe als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das müsse der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit werde gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein müsse. Man lerne auf diesem Wege den Menschen und nicht den Menschen kennen. In diesem großen Felde sei der Dichter Herr und Meister. 'Aber gerade der Geschichtsschreiber, fügt er hinzu, ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupasseu, welches noch schlimmer ist; ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt'. Diese Gegenüberstellung hat für uns um so größeren Werth, als Sch. damals, wie wir im folgenden Buche beleuchten werden, über sein eigenes Verhältniß zur Geschichte und über die Erfordernisse der Geschichtsschreibung überhaupt zu klareren Einsichten gekommen war.

'Die Götter Griechenlands'.

Mitten in der Arbeit an seinem Geschichtswerke machte Sch. die Erfahrung, 'daß, ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung, seine Muse noch nicht mit ihm schmollte'. Um Wieland für den

Mercur zu befriedigen 'rüttelte er sich aus dem Schulstaube seines Geschichtswerkes auf etliche Tage los' (März 1788) und 'machte in der Angst — ein Gedicht'[20]). Es waren dieß die 'Götter Griechenlands'. Wie das tiefe Bedürfniß ästhetischer Weltbetrachtung Sch'n zu seinem theosophischen Lehrgebäude geführt, so liegt hier das gleiche Bedürfniß seiner dichterischen Auffassung des hellenischen Lebens und der hellenischen Götterwelt zu Grunde. Farbe, Bilder und Gedanken mahnen vielfach an seine Jugendphilosophie. Auch hier sind wir in eine Welt der Vollkommenheit und Harmonie geführt, darinnen selbst die Natur nicht durch das Gesetz der Nothwendigkeit, durch das Gesetz der Schwere, sondern durch Freude und Liebe belebt und bewegt ist. Die Schönheit im Charakter des hellenischen Lebens und der hellenischen Weltbetrachtung ist es, die ihm fortan den idealen Zustand menschlicher Verhältnisse unter dem Bilde hellenischen Lebens erscheinen läßt; an Stelle des abstracten Ideales eines ursprünglichen Naturzustandes vollkommener und glücklicher Menschheit ist das concrete Ideal des Hellenenthums getreten, und wie jenes ein Kind der Empfindung und Phantasie Sch's ist, so wird dieses in seiner Empfindung und Phantasie dichterisch gepflegt und gereinigt.

Der Brief Raphaels von Körner.

Kurz nach Vollendung der 'Götter Griechenlands' lief (4. April 1788) unerwartet von Körner ein Brief des Raphael an Julius ein[21]); es ist dieß der letzte der 'philosophischen Briefe', in der Thalia mit K. unterzeichnet[22]). Raphael kommt hier auf die schwärmerische Metaphysik des Julius zurück[23]). Julius' erstes System wäre aus den Ahnungen der Phantasie mehr als aus Scharfsinn und kaltblütiger Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, hervorgegangen. Doch dieses begeisternde System hätte Julius den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit gegeben, und so findet er darin einen willkommenen Enthusiasmus, der die Entwickelung seiner trefflichsten Anlagen beförderte. Aber jetzt sieht er die Zeit gekommen, den zeitweiligen Behelf abzuwerfen und seinen Julius zu einer höheren Geistesfreiheit zu führen.

In der Consequenz dieser Anschauung könnte es liegen, ein System der Täuschungen als nothwendige oder willkommene Vorstufe

der Wahrheit gelten zu lassen. Dieß griff Sch. mit richtigem Blicke heraus. 'Es gibt mir wenig Trost, schreibt er an Körner [24]) noch vor Abdruck des Briefes (15. April 1788), daß auch die Wahrheit ihre Saisons bei den Menschen haben soll, daß, wie Du hier annimmst, eine gewisse Philosophie in einer gewissen Epoche für unsern Julius gut sein und doch nicht die wahre sein soll; daß man hier wie in Eurem maurerischen Orden im ersten und zweiten Grade Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden'.

Das System des Julius geht vom Universum aus. Dieß erklärte sich Körner aus der allgemeinen Erscheinung in der Geschichte des denkenden Geistes, wornach der erste Gegenstand, an dem sich die philosophische Forschung versucht hätte, von jeher das Universum gewesen wäre. Dagegen bemerkt Sch. in jenem Briefe, daß es wol individuell sei, wenn sich sein Julius gleich mit dem Universum einlasse, nämlich, weil er selbst keine andere Philosophie gelesen habe, und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden sei. Er habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die er gelesen hätte) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wäre diese Materie als die dankbarste für Witz und Phantasie bald sein Lieblingsgegenstand geworden.

Schon in dem Nachworte zur Theosophie hatte Sch. Gedanken von der Beschränkung der eigentlichen Erkenntniß des menschlichen Geistes auf das Gebiet der Erfahrung geäußert, darin wir eine entfernte durch Körner vermittelte Einwirkung Kant'scher Ideen erkennen konnten. Hier tritt Körner ganz im Geiste der Kant'schen Kritik gegen die Versuche auf, 'durch metaphysische Systeme die immer von neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte', zu lösen. Durch mancherlei Taschenspielerkünste suche die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Unbewußt brauche oft auch der redlichste, unbefangenste Forscher falsche Mittel, sobald er im Durste nach Kenntnissen die Schranken der Vernunft überschreite. Wenn

Körner nicht weiter auf die Gründe eingehen will, worauf diese Ansichten beruhen, weil er eine etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß voranschicken müßte, und hinzufügt, er wolle sie lieber auf eine Zeit versparen, da sie für Julius ein Bedürfniß sein werde, so war er absichtlich im Hinblick auf Sch. dieser Gelegenheit, Grundsätze aus der Kritik der reinen Vernunft vorzutragen, ausgewichen, schon um ihm auch, wie er schreibt [25]), die Freiheit zu lassen, 'den Dialog' zu lenken, wohin er wolle. Und Sch. hatte sogleich erkannt, worauf Körner zielte. 'Ich müßte mich sehr irren,' schreibt er [26]), 'wenn das, was Du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntniß und demüthigen Grenzen des menschlichen Wissens fallen ließest, nicht eine entfernte Drohung mit dem Kant in sich faßt. 'In der That glaube ich', fügt er hinzu, 'daß Du sehr Recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hineinzugehen.'

Schiller und Herder.

Anschauungen aus seiner Jugendphilosophie boten gleich anfänglich Berührungspuncte Sch's mit Herder dar. Er hatte Gelegenheit genommen, einige Ideen der Theosophie Herder'n mitzutheilen, da er in ihnen Analogien mit dessen Aufsatz 'Liebe und Selbstheit' erkannte. Wenn Herder Sch'n in diesen Anschauungen bestärkte, indem er sie ganz für wahr erklärte, wenn Sch's Aeußerung, daß er aus der Idee Gott die ganze Philosophie herableiten würde, an ihm eine Stütze findet [27]), so läßt sich schon daraus mit Rücksicht auf den damaligen Stand des Schiller'schen Philosophirens ermessen, daß Herder's Einfluß auf Sch's philosophische Weiterbildung kaum hätte ein günstiger werden können. Mit Herder'schen Schriften scheint Sch. in dieser Zeit vielfach sich beschäftigt zu haben. Die Idee, die der Abhandlung 'Nemesis' zu Grunde liegt, welche Herder, wie er Sch'n sagte, auch auf die physische Natur ausdehnen und als das erste allgemeine Gesetz der gesammten Natur, das Gesetz des Maßes, aussprechen wollte [28]), war zu poetisch gedacht, als daß sie bei Sch. nicht die wärmste Aufnahme gefunden hätte. Selbst Herder's phantastische Ideen eines wechselseitigen mystischen Ineinanderwirkens der Geister nach unbekannten Gesetzen, ja der Menschen auf

die Thierseele [29]), seine Anschauungen über 'Magnetismus und verborgene physische Kräfte, über eine Art von Emanation des fluidi nervei oder, was es sonst ist, aus einem Körper in den andern, woraus er die Sympathien und Antipathien, den Zusammenhang der Mutter mit dem Kinde u. s. w. erklärte' [30]), stießen Sch'n minder ab als Körner'n [31]), obwol er doch im Geisterseher ähnliche krankhafte Erscheinungen in dem Ideenkörper der Zeit bloßgelegt und in klarer Seele darüber sich erhoben hatte. Es ist gewiß, Herder's ästhetische Art mochte Sch'n nicht wenig imponiren, und so schreibt er an Körner (17. Mai 1788), daß er Willens sei, 'Herder'n diesen Sommer, so zu sagen, zu verzehren' [32]). Indes während des bald darauf beginnenden Aufenthaltes in Volksstädt und Rudolstadt scheint im Gedränge anderer Beschäftigungen die Lectüre Herder'scher Schriften zurückgetreten zu sein. Der dramatischen Dichtkunst hatte sich Herder im Gespräche mit Sch. von vornherein fremd gegenübergestellt und gleich anfänglich eine Art Geringschätzung alles Schriftstellerthums ihm gegenüber hervorgekehrt [33]). Dieß konnte schwerlich verfehlen, hemmend auf das Verhältniß einzuwirken; Herder's selbstgefällige Isolirung, seine zeitweilige Verbitterung gegen Verhältnisse und Menschen trat hinzu, und so begründete Sch's anfängliche Anschließung an Herder kein tiefer eingreifendes Verhältniß. War dieß für die philosophische Richtung Sch's nur ein Vortheil, so dürfen wir nicht verkennen, daß Sch's Gespräche mit Herder über historische Schriftstellerei und die Lectüre von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit [34]) bei Sch. einen Eindruck zurücklassen mußten, der ihn in der allgemeinen Richtung seiner Geschichtsauffassung nur bestärken konnte.

Vornehmlich die Rücksicht auf seine 'ökonomische Schriftstellerei': die Fortsetzung des Geistersehers in der Thalia und die Arbeit an seinem Geschichtswerke ließ Sch'n zu einer Antwort auf den Brief des Raphael nicht gelangen [35]). Dazu kam noch die neue Verbindung, welche er mit der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung angeknüpft hatte. Vor seinem Abgange nach Volkstädt ist er deshalb mit einigen Recensionen für das 'Autorentribunal', wie Körner

die Zeitschrift nannte[36]), beschäftigt (Frühjahr 1788), obwol er anfangs in einer 'recensirenden Societät eine brutale und lächerliche Anstalt' gesehen hatte, und nicht übel zu einem 'Complotte' gegen die Literaturzeitung geneigt war[37]).

Kritik von Goethe's Egmont.

Unter jenen Recensionen fesselt die Kritik von Goethe's Egmont unsere Aufmerksamkeit. Sch. geht hier[38]) von der Eintheilung der Tragödie aus, je nachdem sie entweder außerordentliche Handlungen und Situationen oder Leidenschaften oder Charaktere zum Stoffe nehme. Die alten Tragiker hätten sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt, erst in neueren Zeiten und in diesen erst seit Shakespeare sei die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert worden, und zu dieser gehöre auch Goethe's Egmont. Man kann Sch'n diese Eintheilung, die seither vielfach wiederholt wurde, zugeben, wenn man nur dabei keine feste und zwingende Abgrenzung verschiedener Gattungen der Tragödie im Sinne hat. Das Urtheil über die alten Tragiker fällt Sch. hier vor seiner näheren Bekanntschaft mit denselben; indes noch später scheint er zu ähnlichen Ansichten geneigt[39]), obwol er das Individuelle in den Charakteren der Hellenischen Tragödie keineswegs übersieht[40]). Das Einzelne in der Kritik des Werkes betreffend, sei nur hervorgehoben, wie Sch. hier im Sinne von Lessing's Dramaturgie die tragische Rührung durch die Erregung von Furcht und Mitleid begründet sieht. Wenn er jedoch die Ansicht geltend machen möchte, daß der leichte Sinn im Charakter des Helden unser Mitleid für ihn schwäche und dagegen den historischen Egmont, der ein Opfer der Sorgfalt für seine Familie werde, als würdigeren Gegenstand der Behandlung hinstellt, so widerspricht dieß, abgesehen von anderen Umständen, die wir hier ausschließen, dem Geiste der Dramaturgie; denn was dabei der Held an Mitleid gewänne, würde sein Untergang an tragischer Motivirung und reinigender Kraft verlieren. Wie Sch. diese oft besprochene Auffassung später kaum hätte festhalten wollen, so würde er in der Zeit des Höhestandes seiner ästhetischen Einsichten den Traum Egmont's am Schlusse der Tragödie, den er hier als eine Störung der sinnlichen Wahrheit verwirft, gerade als ein poetisches Mittel, welches verhindert, 'den Schein der Wahrheit betrüglich

zu unterschieben' und 'die Täuschung', welche die Dichtung schafft, 'aufrichtig selbst zerstören hilft', erkannt und gebilligt haben [41]).

Vorübergehend sei auch einiger Momente fortgeschrittener ästhetischer Einsicht in den Briefen über den Don Carlos [42]) gedacht, welche nicht lange nach der Recension des Egmont geschrieben sind. Da ist vor allem bedeutsam, wenn uns gleich im ersten Briefe die Ansicht entgegentritt, die Sch. später auf die schöne Form überhaupt ausdehnte, daß ein Kunstwerk aus sich selbst sich erklären müsse. 'Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann' heißt es hier [43]), wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhilfe bedarf, ihn in den rechten Standpunct zu rücken'. Vorzüglich käme es also, dünkt ihm, darauf an, ob in dem Stücke alles enthalten sei, was zum Verständniß desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben sei, daß es dem Leser leicht ist es zu erkennen. Daß dieß in seinem Don Carlos sich so verhalte, ist er nachzuweisen bemüht. Dabei sucht er die Einheit des Stückes nach der zu Grunde liegenden Idee im Einzelnen zu rechtfertigen und verschweigt auch den Mißklang nicht, welchen die Spuren des ursprünglichen Planes in die schließliche Bearbeitung des Werkes gebracht haben. Zeigt sich darinnen in hervorragender Weise Sch's feiner Sinn für die Auffassung der harmonischen Verhältnisse des Schönen, so ist doch von der Einheit, die im Stoffe liegt, jene der Formen nicht strenge gesondert, eine Unterscheidung, die vorzunehmen Sch'n eigentlich auch später immer versagt blieb.

Die Briefe über den Don Carlos.

Die Briefe über den Don Carlos fallen schon in die Epoche seines Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt (19. Mai bis 12. November 1788) [44]). Unter den Anregungen dieser Zeit durch den Verkehr mit den edlen Rudolstädter Frauen und durch mannigfache Lectüre ist es für seine ganze spätere Entwickelung von größter Bedeutung, daß Sch. jetzt zum ersten Male an eine nähere Beschäftigung mit Griechischer Literatur geht. Nach Abschluß seines historischen Werkes (Juli 1788), das ihn noch einige Zeit in Volkstädt beschäftigt, sehen wir ihn mit Begeisterung in die Lectüre der Griechen versenkt. Im Vordergrunde stehen Homer und die Tragiker,

Lectüre der Griechen.

insbesondere Aeschylus und Euripides. Er war von seiner neuen Beschäftigung so ergriffen, daß er sich vornahm in den nächsten zwei Jahren keinen modernen Schriftsteller mehr zu lesen. Keiner der Neueren, äußert er, thäte ihm wol, jeder führe ihn von sich selbst ab, nur die Alten gäben ihm wahre Genüsse. 'Zugleich, fügt er hinzu, bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing'. Ein vertrauter Umgang mit den Alten, hoffte er, werde ihm 'vielleicht Classicität geben'. Mit der Lectüre der Uebersetzungen wollte er so lange fortfahren, bis er sie fast auswendig wisse, und dann an die Griechischen Originale gehen[45]). Wie wir ihn später noch auf dem Höhestande seiner ästhetischen Speculation den Entschluß werden fassen sehen, das Griechische vollends zu erlernen, so nimmt er sich Aehnliches auch jetzt vor. Dießmal war es die productive Stimmung, in die ihn gerade die Lectüre der Alten versetzte, was der Ausführung hemmend entgegentrat. Indem er übersetzend und nachdichtend an's Werk ging, ließ er, soweit es nach seiner ganzen Art überhaupt möglich war, das antike Wesen auf sich wirken, obgleich lateinische und französische Texte seine nächsten Behelfe blieben[46]).

Schiller und Wieland.

Auf den Entschluß, mit den Griechen vertraut zu werden, müssen wir gleich dem anfänglichen Verkehre mit Wieland einen bestimmenden Einfluß zuschreiben. Schon die Wahl des Stoffes für die 'Götter Griechenlands' und das Streben nach größerer Correctheit in der Bearbeitung desselben ist auf diese Beziehungen zu setzen. Wenn Wieland von vornherein Sch'n unumwunden den Mangel an 'Correction, Reinheit und Geschmack' vorwarf, wenn er in seinen Producten 'Delicatesse und Feinheit' vermißte[47]), so lag im Verkehre mit ihm der fortwährende Hinweis, seine lückenhafte Kenntniß der alten Literatur, insbesondere jener der Griechen, zu ergänzen und dadurch dem Fortschritte seiner Dichtung selbst zu Hilfe zu kommen. Lernte auch Sch. bald das eigenthümlich Schwankende in Wieland's Wesen kennen, wornach er in feinsinniger Weise, bei allem 'Jugendlichen und fast Kindischen' seiner Art, ein 'Laviren zwischen Gut und Uebel', zwischen 'Klugheit und Furcht'

und eine 'reizbare Empfindung' in ihm erkannte, welche ihn nie zu Grundsätzen gelangen lasse[48]), so ist schon dadurch, daß er die neu gewonnene Richtung auf das Alterthum fortwährend nährte, Sch's Verkehr mit Wieland unstreitig der bedeutsamste in dieser Zeit.

'Die Künstler'.

Kurz vor seiner Rückkehr nach Weimar begann Sch. 'die Künstler' (beendet Februar 1789). Auf die schließliche Ausarbeitung des Gedichtes hatte Wieland[49]) und vielleicht auch K. Ph. Moritz durch Gespräche sowie durch die von ihm im Verein mit Goethe verfaßte Schrift 'über die bildende Nachahmung des Schönen' einen anregenden Einfluß[50]). 'Die Künstler' stehen bedeutungsvoll vor dem Beginne der eigentlichen ästhetischen Speculation Sch's da, indem sie einige der Hauptgedanken in dichterischer Weise ausdrücken, die wir Sch'n später philosophisch ausführen und begründen sehen. Auf diese müssen wir unser Augenmerk richten. Da ist vor allem der Standpunct wichtig, auf welchen die Kunst als Erzieherin der Menschen von barbarischen Anfängen zur Cultur und Sittlichkeit erhoben wird. Sind darüber auch, um einen Schiller'schen Ausdruck zu gebrauchen, nur einige Gedanken dichterisch hazardirt[51]), so spricht sich in ihnen doch die Grundlage aus, auf welche die Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschen sich stellen. Ebenso nachhaltig für seine gesammte ästhetische Entwickelung erwies sich ein Gedanke, der in einer später weggelassenen Strophe des ersten Entwurfes ausgeführt war, und den Sch. Körner'n damit bezeichnet[52]), daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache, daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredle und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade. Wie nahe diese Anschauung an seine späteren Ideen über die reine Wirkung des Schönen heranstreift, werden wir seiner Zeit Gelegenheit finden zu beobachten. Und wenn in dem Gedichte das Verhältniß des Betrachters zum Gegenstande des Schönen als Genuß ohne Begierde bezeichnet ist[53]), so liegt darin der Keim einer Ansicht, die der Kant'schen Auffassung des interesselosen Wolgefallens am Schönen ganz nahe steht. Auch für den Standpunct seiner späteren ethischen Einsichten finden wir im Einzelnen Anknüpfungspuncte in den Künstlern. Hieher gehört nicht allein der Gedanke, daß Kunst

und Schönheit den Menschen zu sittlichem Handeln führten, ehe er noch moralische Grundsätze kannte [54]), sondern auch die Idee, daß an der Hand der Schönheit der fortgeschrittene Mensch die Pflicht mit Liebe zu erfassen lerne [55]).

Weisen alle diese Gedanken nach vorwärts auf die spätere philosophische Entwickelung Sch's, darin sie aus dem Helldunkel der Dichtung, in welchem sie hier auftauchen, zu klarerer Einsicht erhoben werden, so mahnt uns hingegen die Ausführung einer Anschauung, welche nach der schließlichen Bearbeitung im Vordergrunde steht, an Gedanken aus seiner Jugendphilosophie. Es ist dieß die Anschauung, wornach ihm die Schönheit als verhüllte, als sinnlich eingekleidete Wahrheit erschien. Je höher die Kunst, je reicher ihre Schönheit, desto näher tritt sie der Wahrheit. Das mannigfaltige Schöne der Kunst ist ihm nur eine verschiedene Gestaltung der einen höchsten Wahrheit, wie der weiße Lichtstrahl sich in verschiedene Farben bricht; mit der Vollendung der Kunst sollen alle Künstler in der einen Wahrheit sich begegnen, wie die sieben Farben des Regenbogens in den einen Lichtstrahl zurückfließen. Die Analogien dieser mystischen Anschauungen mit seiner theosophischen Speculation liegen zu Tage; tritt auch später öfter noch die Idee auf, daß alle Wahrheiten, ehe sie philosophisch erkannt sind, in dichterischer Vorahnung ergriffen werden [56]), so kommt es doch niemals zu einer eigentlichen speculativen Ausbildung jener Anschauungen, zu denen er hier in dichterischer Entzückung sich erhebt.

Mitten in dem Lichtglanz seiner Bilder ist jedoch sein praktisch-ästhetischer Blick nicht geblendet. Bei weiterer Pflege des Gedankens, daß die Schönheit nur die verhüllte Wahrheit sei, wäre zu fürchten gewesen, daß Sch. die formelle Bedeutung des Schönen nicht, wie es nachher wirklich der Fall ist, auf's Nachdrücklichste in den Vordergrund hätte stellen wollen; indes auch schon jetzt gerade in der Zeit seiner Arbeit an den Künstlern tritt er der Einsicht ganz nahe, daß das Schöne in der bloßen Form beruhe und von dem stofflichen Interesse getrennt zu halten sei. Wir entnehmen dieß aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Körner (25. Dec. 1788), wo er von dem einsichtslosen Angriff Leopold's

v. Stolberg, des 'gräflichen Salbaders', gegen seine Götter Griechenlands spricht und hinzufügt [57]): 'überhaupt, glaube ich, ist hier die allgemeine Regel festzusetzen: der Künstler und dann vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische oder das aus einem wirklichen Gegenstande kunstmäßig Ausgewählte; z. B. er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will — er vergeht sich auch gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut'. In der That, eine Ausführung, die scharf genug den rein formellen Charakter des Schönen bezeichnet.

Das philosophische Gespräch im Geisterseher.

Mit den Künstlern trat Sch. der Philosophie wieder näher. Kam es auch trotz wiederholter Mahnungen Körner's jetzt sowie später nicht zu der versprochenen Antwort des Julius an Raphael, da ihm nach seinem Geständnisse das Philosophiren schwere Mühe verursachte und nirgends so sehr das 'Gefühl seiner Armseligkeit' und seines Mangels an Lectüre über ihn kam, als bei Arbeiten dieser Gattung [58]), so gab er doch schon während der Arbeit an den Künstlern dem Geisterseher eine philosophische Wendung, indem er den Prinzen 'durch Freigeisterei führte' und dadurch Gelegenheit nahm (Januar 1789), ein philosophisches Gespräch einzuflechten [59]), das für die Stufe seines Philosophirens vor der näheren Bekanntschaft mit Kant von Bedeutung ist.

Der Prinz geht in dem Gespräche von der Ansicht aus, daß es unstatthaft sei, den Begriff des Zweckes aus der Sphäre unserer eigenen inneren Handlungen auf die Welt außer uns zu übertragen. Doch will er diesen Begriff benützen, um eine Hypothese zur Erklärung der moralischen Erscheinungen darauf zu gründen. Die Natur, nimmt er an, habe den Zweck, moralische Erscheinungen hervorzurufen, sie seien in ihr nothwendig wie Licht und Schall; da aber das Moralische ein freies Principium in uns voraussetze, so müsse es Wesen geben, die ein solches freies Princip des Handelns in sich haben. Dieses Princip faßt der Prinz nicht als ab-

solute Freiheit im Kant'schen Sinne auf, sondern als den innewohnenden Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen. Um nun den Menschen zur Thätigkeit nach diesem Principe anzuregen, habe die Natur mit Behauptung desselben Glückseligkeit und mit den höheren Graden jener Thätigkeit auch eine höhere Glückseligkeit verbunden. Das Gute wird dann in eine höhere, vollständigere, das Böse in eine niedrigere, minder vollständige Thätigkeit der inneren Kräfte gesetzt. Weiter erklärt der Prinz, daß der Mensch mit der Glückseligkeit, die an seine innere Thätigkeit geknüpft sei, allen Lohn dahin habe, daß die Moralität keiner höchsten göttlichen Instanz, keiner jenseitigen Belohnung bedürfe. Für die Zeitlichkeit arbeite jeder Einzelne als Werkzeug der Zwecke des großen Ganzen, und weil im Reiche der Zeit keine Unvollkommenheit nachzuweisen sei, so brauche man nicht erst anzunehmen, daß der Mensch außerhalb dieser Zeitlichkeit zur Erreichung seiner Bestimmung gelangen werde.

Dieß die Grundzüge des eigenthümlichen moralischen Lehrgebäudes des Prinzen. Man sieht sogleich, daß hier die Kant'sche Idee von der nothwendigen Beschränkung in Anwendung des Zweckbegriffes hereingespielt hat. Nicht Zweck und Absicht, nur Ursache und Wirkung will der Prinz in der Außenwelt annehmen lassen. Dabei wird nun dennoch die ganze Hypothese auf die Voraussetzung der Naturzwecke gebaut. Eigentlich bloß in Bezug auf die Auffassung des Prinzen vom Zweckbegriffe und entfernter in der Annahme eines 'freien Principiums' im Menschen vermögen wir die Kant'sche Einwirkung mit Bestimmtheit vorauszusetzen, im Uebrigen lassen sich die Analogien zu den Anschauungen seiner Jugendphilosophie nicht verkennen, doch, und dieß ist ein bedeutsamer Fortschritt, werden hier die Ideen nicht mehr dogmatisch hingestellt, sondern es wird wenigstens theilweise ihre Ableitung versucht.

Sch. war sich bewußt an dieser Arbeit vor allem gelernt zu haben; er erkannte, daß diese Philosophie gegen die des Julius gewiß reifer und gründlicher genannt werden könne, und obwol er selbst fand, daß sie kein Ganzes sei, und es ihr an Consequenz fehle, so wunderte er sich doch, daß 'das Durchgeführte und Beschlossene in einigen neuen Vorstellungsarten darin' auf Körner

eine geringere Wirkung that, als er erwartet hatte[60]). Indes später gestand auch Körner, der gleich anfänglich erkannte[61]), daß 'einzelne Ideen des Prinzen Sch'n selbst interessirten', 'beträchtliche Fortschritte' zu, die Sch. darin im Philosophiren gemacht habe[62]). Vor allem die Ansichten von der Unabhängigkeit der Moral von religiösen und metaphysischen Ueberzeugungen, die keinesweges auf Kant'schen Einfluß zurückzuführen sind[63]), und die Gedanken, daß der Mensch sein Dasein mit der größtmöglichen Wirkung seiner Kräfte erfüllen solle, daß er dadurch ein brauchbares Glied des großen Ganzen sei, wie sie mehr oder weniger klar im Gespräche hervortreten, waren aus seiner innersten Seele geschöpft. Und wenn er auch an Lotte schreibt[64]), Gott möge ihn bewahren, daß er ganz so denken sollte wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes, aber einige Ideen werde sie leicht als die seinigen errathen, so können wir keinen Augenblick zweifelhaft sein, worin diese vornehmlich bestanden. 'Es ist eine Sprache, ruft er bald darauf aus[65]), die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte'.

Annäherung an das Kant'sche Moralprincip.

Doch würde man irren, wollte man allein mit den Principien aus dem Moralsysteme des Prinzen den Standpunct der ethischen Ueberzeugungen Sch's in diesem Zeitabschnitte bezeichnen. Wie wir ihn in der Epoche des Don Carlos ein höchstes moralisches Kriterium in dem natürlichen sittlichen Gefühle feststellen sahen[66]), so ist es, augenscheinlich schon unter Kant'schem Einflusse, ein höchster moralischer Grundsatz, den er jetzt zum Maßstab der Beurtheilung aller Handlungen macht. 'Ich habe nur einen Maßstab für Moralität und ich glaube den strengsten, schreibt er in dieser Zeit an Körner[67]), ist die That, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist'. Nehmen wir andere Aeußerungen hinzu, wie wenn es in den Briefen über den Don Carlos nebenher heißt 'die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen' oder in der Abhandlung über Solon 'zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit die erste Bedingung. — Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu thun', so sehen wir, daß Sch. in dieser Zeit in voller Annäherung an Kant's moralische Principien begriffen war.

Erste Kant'sche Lectüre.

Wir wollen nicht entscheiden, ob in diesen Kant'schen Anklängen der Einfluß Reinhold's bemerklich wird, so viel ist gewiß, daß gleich der erste Besuch in Jena bei Reinhold (von Weimar aus, August 1787) die Folge hatte, daß Sch. zwei kleinere Kant'sche Abhandlungen in der Berliner Monatschrift: 'Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' und 'muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte' mit großem Interesse las. Insbesondere die erste Schrift befriedigte Sch'n, wie er an Körner berichtet, außerordentlich. Schon damals schien es ihm ausgemacht, daß er Kant noch lesen und vielleicht studiren werde [68]). Körner verfehlt nicht in seiner Antwort die Bemerkung daran zu schließen [69]), wie es ihn 'bald verdrießen möchte', daß Reinhold Sch'n zum 'Proselyten' mache, da er ihm immer vergebens von Kant vorgepredigt habe. Die außerordentliche Wirkung der beiden Abhandlungen auf Sch. wird uns entgegentreten, wo wir im letzten Abschnitte des nächsten Buches die allgemeine Stellung Sch's zur Geschichtschreibung beleuchten und dabei auf die aus seinen historischen Vorlesungen hervorgegangenen Abhandlungen werden Rücksicht nehmen können.

Berufsarbeiten.

Zu einem weiteren Studium Kant'scher Schriften gelangt Sch. erst in der folgenden Periode und tritt damit in eine neue Phase seiner Entwickelung; denn nicht lange nach der Schlußarbeit am Geisterseher, wozu das vorhin behandelte philosophische Gespräch gehört, bis zum Jahre 1791, von welchem die nächste Periode zu rechnen ist, muß zunächst der Vorbereitung für seine Professur (seit Frühjahr 1789), den Arbeiten für die historischen Vorlesungen (begonnen 26. Mai 1789) und die daran sich schließenden Aufsätze, dann der Herausgabe der Memoiren mit ihren Einleitungen jede andere Beschäftigung weichen. Es ist begreiflich, wenn unter der Last dieser theilweise unfreiwilligen Arbeiten seine eigentliche Natur sich regt und die Sehnsucht nach seiner alten Heimat, der Dichtung, unabweisbar sich erhebt. Durch sie hoffte er erst 'im vollen Genusse seines Geistes zu leben', durch sie 'wieder zu seiner Jugend zurückzukehren' [70]). 'Zum Poeten machte mich das Schicksal, fügt er in richtiger Selbsterkenntniß hinzu, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Be-

stimmung nie weit verlieren'. Indes die Rücksichten auf seine äußere Existenz, wie sie bei der Wahl seines Fachstudiums mitbestimmend waren, hielten ihn auch noch eine Zeit lang bei demselben fest, um so mehr, da sie seit seiner Verheiratung (Februar 1790) sorglicher sich aufdrängten. Er legt es sich als Pflicht aus, die Bemühungen der Freunde um Dotirung seiner Stelle, wie er Körner'n berichtet [71]), durch 'irgend ein gründliches Product' zu unterstützen. ('Gott verzeih' mir diese Lästerung an der Kunst!' ruft er dabei aus.) Dieß gibt ihm nicht allein Kraft, bei seinen historischen Arbeiten auszuharren, er geht sogar (seit Juni 1790) an ein neues großes Geschichtswerk, an die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Die Arbeit daran ragt dann noch in die folgende Periode hinein (beendet 21. Sept. 1792) [72]).

'Ueber Bürger's Gedichte'.

Mitten im Gedränge seiner laufenden Beschäftigung nimmt Sch. sich die Zeit, einen kleinen Aufsatz für die Literaturzeitung zu liefern, die Recension von Bürger's Gedichten [73]). Es ist diese Arbeit gerade am Schlusse dieser Zeit (Dec. 1790) besonders bemerkenswerth, da sie nach Stoff und Inhalt in die nächste ästhetisch-kritische Periode hinüberweist. Wir müssen es uns versagen, auf die mancherlei Keime späterer Ausführungen, die uns auch hier wieder entgegentreten, im Einzelnen einzugehen; einige Gedanken jedoch bedarf es hervorzuheben. Der Hauptvorwurf, den Sch. Bürger'n macht, beruht darauf [74]), daß ihm die 'Idealisirkunst' mangle. Eine nothwendige Operation des Dichters aber sei die Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhöre seinen Namen zu verdienen. Hierüber erklärt er sich dahin, daß es dem Dichter zukomme, 'das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben'. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bilde, seien gleichsam nur Ausflüsse eines inneren Ideales von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Da nun alles, was der Dichter uns geben

könne, seine Individualität sei [75]), so fordert er von ihm, daß er diese zuvor selbst 'zur reinsten', herrlichsten Menschheit hinaufläutere'.

Bürger in seiner Antikritik [76]) griff vorzugsweise die Ansicht heraus, daß Sch. auch Empfindungen zu idealisiren fordere. Idealisirte Empfindung aber sei ein Widerspruch, denn das sei eine Abstraction von einer Empfindung, also keines Sterblichen Empfindung. Worauf Sch. in der 'Vertheidigung des Recensenten' [77]) die Idealisirung der Empfindung in ihre allgemein menschliche Gestalt legt, wodurch sie auch allgemein mittheilbar würde [78]).

Es liegt uns hier nur daran, auf's Bestimmteste darauf hinzuweisen, wie in den Schiller'schen Ansichten die Forderungen, die das Idealisiren in sich schließen soll, nicht nach den verschiedenen Richtungen, auf die sie bezogen sind, strenge getrennt und aus einander gehalten werden. Nun sind sie augenscheinlich auf den Stoff sowol des Kunstwerkes als auf die Form desselben und ebenso auf die Künstlernatur gerichtet, indem sie aber bei Sch. fast unterschiedlos in eine Formel zusammenrinnen, so fehlt der ganzen Anschauung bei unverkennbarem Reichthum tiefen Gehaltes Sicherheit und Klarheit. Noch später werden wir Sch'n mit dem Begriff des Idealisirens ringen, doch da er immer auch in der Forderung an die Form jene an den Stoff mehr oder weniger bewußt mitbefassen möchte, zu keinem vollen Abschlusse kommen sehen. Selbst das Princip der Schönheit, zu dem er sich auf dem Höhestande seiner Speculation erhebt, bleibt dadurch schwankend, wie sich zeigen wird, daß er darin zugleich eine dreifache Forderung, an den Stoff und die Form des Schönen, sowie an die Künstlernatur vereint.

Und doch, wie Sch. später mit sicherem Tacte die entschiedene Ueberzeugung ausspricht, daß das Schöne auf der bloßen Form beruhe, eine Ueberzeugung, die sich uns schon früher in dieser Epoche ankündigte, so tritt auch hier in der Kritik Bürger's diese grundlegende Ansicht in deutlichen Worten hervor, wenn es heißt [79]), daß den verfeinerten Kunstsinn nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedige.

Schließlich sei noch gestattet, darauf hinzuweisen, wie er der Dichtkunst eine Wirkung zuschreibt, die wir ihn später in mannig-

fachen Wendungen vom Schönen und der Kunst überhaupt werden aussagen hören. Die Dichtkunst, heißt es hier [80]), ist es beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt.

Schluß.

Es ist kein Zweifel, daß dem Aufsatze über Bürger's Gedichte das ästhetische Collegium vom Sommer 1790 'über jenen Theil der Aesthetik, der von der Tragödie handelt' [81]), zu gute gekommen war. Bei der Arbeit an seinem Geschichtswerke konnte er weniger Zeit, als er wol wünschte, diesen Vorlesungen widmen. In der Erregung seiner Ideenwelt, die daraus hervorging, entsteht ihm die Ansicht [82]), daß er das Arbeiten im dramatischen Fache auf 'ziemlich lange Zeit' hinausrücken müsse; denn ehe er der Griechischen Tragödie durchaus mächtig sei, schreibt er, und seine dunkeln Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, wolle er sich auf keine dramatische Ausarbeitung einlassen. Längere Zeit, als Sch. selbst sich wol hätte denken mögen, nahm die Gewinnung dieser 'klaren Begriffe' in Anspruch. Sie erfüllt die ganze Epoche bis zum Wallenstein und damit die dritte, die philosophisch-ästhetische Periode seiner Entwickelung. Ehe wir ihm am Beginne derselben in rastlosem Streben wieder begegnen, liegt es uns ob, zu den 'Früchten seines Fleißes' [83]) aus der historischen Epoche den Blick zurückzuwenden und in die kritische Würdigung seiner Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung uns zu versenken.

Anmerkungen.

I. Anfänge.

[1]) Vgl. J. Grimm, Rede auf Sch. Zweiter Abdr. 11 f. [2]) Dieß, sowie das Verhältniß Sch's zur Karlsschule überhaupt hat erst Boas (Sch's Jugendjahre, hrsg. v. W. v. Maltzahn. Hannov. 1856) sachgemäß und unbefangen zu beurtheilen begonnen.

[3]) Schon in Sch's sechstem und siebentem Jahre begann Pastor Moser zu Lorch den Unterricht in einigen lateinischen und selbst griechischen Elementen (Boas a. a. O. I. 58). Auf der Lateinschule zu Ludwigsburg wird die Lectüre von Ovid's Tristien, Virgil's Aeneis und Horaz bemerkt (Boas a. a. O. 75), und bei Sch's Aufnahme in die Pflanzschule konnte ihm sein ehemaliger Lehrer zu Ludwigsburg Prof. Jahn das Zeugniß geben, 'er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit, auch habe er einen guten Anfang in der lateinischen Poesie' (Boas a. a. O. 82). Hier erhielt er auch Preise im Lateinischen und Griechischen, und wieder scheint die Lectüre der Aeneis eine Hauptrolle gespielt zu haben (Boas a. a. O. 95. Die Originale der Zeugnisse über die von Sch. erhaltenen Preise sind abgedruckt in der 'Nachlese zur Schillerliteratur' als Festgabe der Univ. Tübingen u. s. w. herausg. von A. v. Keller. Tübingen 1860. S. 5 ff.) Im Griechischen indes blieben seine Kenntnisse nur gering. Später schreibt er (Jena, 15. Nov. 1789, Sch. u. Lotte 483 f.) an seine Braut: 'es sind dort (er spricht von seinem Vaterlande) einige brave Männer, die meine Lehrer waren, und die noch viel Vertrauen zu mir haben'. Und nun erwähnt er eines Projectes zur gemeinsamen Veranstaltung einer deutschen Ausgabe der Griechischen Tragiker, das ihm von einem 'gewissen Professor der Griechischen Literatur, Nast' gemacht sei; er fügt bei, daß er bei diesem das Griechische lernte oder vielmehr hätte lernen sollen (eben auf der Pflanzschule. Ueber Nast vgl. auch Boas a. a. O. 117). Und in einem Briefe an Humboldt (Brfw. 259) klagt er, daß er bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre die Griechische Literatur, soweit sie sich über das neue Testament erstreckt, völlig verabsäumt habe.

[4]) Im letzten Jahre seines Aufenthaltes auf der Akademie hörte er noch bei jenem Nast, und es wird von dem lebhaften Eindruck berichtet, den es auf Sch. gemacht hätte, als Nast Stellen aus Bürger's Homerübersetzung vorlas (Boas a. a. O. 183). Auch besuchte er gerne die Vorlesungen eines gewissen Drück über Virgil, aus dem er damals jenes Fragment 'der Sturm auf dem Tyrrhener Meere' (Hoffmeister, Nachlese zu Sch's Werken I. 21) paraphrasirte. Wenn Boas Recht hat, so opponirte er auch öffentlich Drück's

Streitschrift 'de virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex saeculi indole aestimandis' (Boas a. a. O. 183 ff. u. 213).

[5]) Abel war Sch's Lehrer der Philosophie schon auf der Pflanzschule; er war es auch, der Sch'n zuerst auf Shakespeare wies (Boas a. a. O. 117. 139. 153). Mit Abel blieb Sch. bekanntlich auch später noch verbunden. Hier mag auch seines Lehrers der Geographie und Geschichte auf der Solitüde, Professors Schott, Erwähnung geschehen, der als gründlich, klar und beredsam geschildert wird (Boas a. a. O. 118).

[6]) Ein Verzeichniß seiner frühesten Lectüre hat Boas zusammengestellt (a. a. O. 136 ff.), wozu noch ergänzend Schlözer (Vorstellung der Universalhistorie. Gött. 1771. 75) genannt sein mag, wie aus der Magisterdissertation (WW. VIII. 418) hervorgeht. Wir werden im Einzelnen die bedeutenderen Spuren seiner Lectüre in seinen Arbeiten zu verfolgen suchen, da die biographischen Quellen ohnehin meist nichts anderes als die Namen von Schriftstellern nennen.

[7]) Es ist vielfach darauf hingewiesen, wie der Einfluß seiner medicinischen Studien auch in manchen Vorstellungen besonders seiner Jugenddichtungen (man denke an die Philosophie des Franz in den Räubern) und häufig auch in dem kraftgenialen Ausdruck in denselben sichtbar wird. Der Einfluß auf den Ausdruck überhaupt läßt sich weit und selbst in philosophischen Darstellungen verfolgen, man erinnere sich beispielsweise an die Bezeichnung unserer Vorstellungen von den Dingen (im Gegensatze zum Ansich derselben) als 'endemischer Formen' unseres Gehirnes (WW. IX. 172), weiter an die Schilderung der Entartung der architektonischen Schönheit in der Schrift 'über Anmuth und Würde' (Ebd. X. 35. Anm.) u. s. f.

[8]) Hoffm. Nachlese u. s. w. IV. 32 ff. Vgl. Boas a. a. O. 160 f. und A. v. Kellers 'Beiträge zur Schillerliteratur als Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Univ. Tübingen' 1859. S. 28 ff. [9]) Hoffm. a. a. O. 33. [10]) Ebd. 43 ff. Vgl. Boas a. a. O. 173. [11]) Hoffm. a. a. O. 44. [12]) Vgl. das Ende des §. 1. S. 45. [13]) Aesth. Br. XI. WW. X. 186. [14]) Hoffm. a. a. O. 45 ff.

[15]) Ebd. 44 f. [16]) Ebd. 69 ff. [17]) Ebd. 34. [18]) Ebd. 72. [19]) Daneben war ihm eine lateinische Abhandlung: de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum aufgetragen worden, welche nicht mehr erhalten ist. Das abfällige Urtheil der Professoren darüber findet sich in den Acten der Akademie. Vgl. Boas a. a. O. S. 204 f.

[20]) WW. VIII. §. 2. S. 405. [21]) Ebd. 403 f. [22]) Ebd. §. 18. S. 427. [23]) Ebd. §. 7 ff. [24]) Ebd. §. 11. [25]) W. v. Humboldt in der Vorer. z. Brfw. 37. [26]) A. a. O. §. 12 ff. [27]) Ebd. §. 22. [28]) Ebd. 432 f. [29]) A. a. O. §. 13.

[30]) Ebd. §. 24. [31]) Boas a. a. O. 264. [32]) Vgl. insb. §. 5. S. 409 f. [33]) Vgl. Hermann Hettner, Litg. d. XVIII. Jhrh. I. 391 f. [34]) Vgl. Magisterdiss. 414. Anm. 1. [35]) Vgl. übrigens im nächsten Abschnitte Anm. 10.

[36]) So insbesondere, wo er die Hypothesen über das 'materielle Denken' durchgeht. 'Philos. d. Phys'. §. 8. f. Hoffm. a. a. O. 64 ff. [37]) Ueber diese Einflüsse spricht auch Palleske, Sch's Leben und Werke I. 76 ff. 100 ff. u. II. 180 ff.

---

2. Die Epoche der Jugenddramen.

[1]) Julius bezeichnet sie ausdrücklich als einen 'verlorenen Aufsatz , den er unter seinen Papieren aufgefunden habe (Phil. Briefe WW. IX. 161). Auch waren in der Anthologie auf 1782, deren Inhalt wol größtentheils noch in die akademische Zeit fällt, die Gedichte erschienen, von denen in der Theo-

sophie Fragmente aufgenommen sind. Eines derselben gehört zu dem Gedichte 'Freundschaft' in der Anthologie, wobei ausdrücklich bemerkt war 'aus den Briefen von Julius und Raphael, einem noch ungedruckten Roman'. Die Theosophie schließt sich übrigens auf's Engste in Ausdrucksweise und Gedanken an die im vorigen Abschnitt behandelten Erstlinge an, dabei bleibt unbenommen, daß das Fragment behufs der Aufnahme in die philosophischen Briefe immerhin einige Modificationen erfahren haben mag. Was sogleich weiter im Texte bemerkt wird, kann gleichfalls für unsere Ansicht sprechen, die zudem durch den Gang der Schiller'schen Entwickelung, wie dieß unzweideutig sich zeigen wird, ihre Bestätigung findet. Auch lassen sich die Spinozistischen Anklänge, die in dem Fragmente sich finden, am besten begreifen, wenn wir dasselbe in so frühe Zeit zurückschieben; wäre übrigens die Theosophie erst 1786 entworfen worden, so hätte sie gewiß eine zusammenhängendere Fassung erhalten.

2) WW. IX. 169 f. Ganz ähnliche Gedanken äußert Sch. auch in einem Briefe an Reinwald vom April 1783 (mitgeth. bei C. v. Wolzogen, Schiller's Leben 46 ff.), was gleichfalls unsere Ansicht von der Entstehungszeit der Theosophie bestätigen kann; zudem sind sie darin klarer gefaßt als in der Theosophie.

3) A. a. O. 161 f. 4) Ebd. 163. 5) Ebd. 164. 165 f. 6) Ebd. 171. 7) Ebd. 8) Es sind dieß acht Strophen des Gedichtes 'die Freundschaft', das erst Körner in die Gedichte aufnahm (WW. I. 63 ff.) und Fragmente von zwei Strophen aus dem Schlusse der Hymne 'Triumph der Liebe' (WW. I. 72 ff.)

9) Sch. u. Lotte. 135. 10) Von Caroline an Shaftesbury gemahnt, freut er sich: 'den Shaftesbury einmal zu genießen; vielleicht sei dieß ein Geschäft für den Sommer' (Brief vom 27. Nov. 1788 Sch. u. Lotte 144).

11) A. a. O. 161 f. 12) Ebd. 165. 13) Vgl. Boas a. a. O. I. 166. 14) Brfw. m. Körner I. 144 ff. 15) Ebd. 105. 16) Das Epigramm auf Spinoza in der Anthologie (bei Boas a. a. O. II. 182), wenn es wirklich von Sch. ist, kann nichts folgern lassen; aber auch die Theosophie berechtigt keineswegs zu dem Schlusse, den Boas zieht, 'das frühe Studium Spinoza's hatte den Jüngling tief durchdrungen, hatte sein ganzes Wesen erfüllt u. s. w.'. Gervinus geht offenbar zu weit, wenn er (Gesch. d. d. Dichtung V. 153) die Gedichte aus Sch's jüngeren Jahren von den Spinozistischen Ansichten ableiten will, mit denen er damals in stillem Verkehr gelebt hätte.

17) Vgl. Boas a. a. O. 145. 18) Brfw. zw. Sch. u. W. v. Humboldt Vorer. 51. 19) WW. a. a. O. 173. 20) Brfw. m. K. I. 369. Vgl. 277. 21) So im erst. ästh. Briefe. (WW. X. 152.) Am bestimmtesten aber in einem Briefe an Fichte (Brfw. Sch's und Fichte's hrsg. v. J. H. Fichte. Berlin 1847 S. 54 f.).

22) Brfw. m. Goethe N. 7. 23) Ebd. 24) A. a. O. 161. 25) Ebd. 171. 26) Brfw. m. K. I. 56. Brf. v. 15. April 1786. 27) Vgl. Brfw. m. Fichte 51 ff. 28) So in der Selbstrecension der Räuber bei Boas a. a. O. 72. Hoffm. Nachlese IV. 105. Vgl. den Eingang in der Rede über die Schaubühne (WW. VIII. 458).

29) Bei Boas a. a. O. 68. Hoffm. a. a. O. 101. 30) Vgl. Boas a. a. O. I. 136, II. 171 u. öfter. 31) Ebd. II. 168 ff. 32) So in der Selbstrec. d. Räuber, wo er die Wahl der Fabel zunächst damit rechtfertigt, daß Rousseau an Plutarch es gerühmt hätte, erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung gewählt zu haben (Boas a. a. O. 67. Hoffm. a. a. O. 100). Von Fiesco weiß er 'vorläufig' in der 'Vorerinnerung an das Publicum' 'nichts Empfehlenderes' zu sagen, 'als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug' (Hoffm. a. a. O. 144). In der Rede über die Schaubühne bekämpft er den Angriff Rousseau's gegen die Bühne (in den Briefen an d'Alembert) und nennt ihn 'den härtesten, den sie erleiden mußte'. Es ist charakteristisch genug, wenn er hinzufügt, dieser Angriff wäre 'von einer Seite gekommen, wo er nicht zu erwarten war'. (Hoffm. a. a. O. 150.)

33) In der Abh. über naiv. u. sent. Dichtung WW. X. 295. 34) Ebd. 35) Vgl. oben Anm. 32. 36) Sch. u. Lotte 124. 37) G. Fr. v. Scharf-

fenstein in den Jugenderinnerungen u. s. w'. Morgenblatt 1837. [38]) WW. a. a. O. 318.

[39]) Im Würtembergischen Repertorium u. s. w. N. 1. WW. VIII. 439 ff. [40]) Brfw. Vorer. 27. 33. [41]) WW. a. a. O. 440 ff. [42]) Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste war Sch'n wol schon auf der Akademie bekannt geworden. Vgl. Boas a. a. O. I. 138. In der Rede über die Schaubühne beruft Sch. sich auf Sulzer. (WW. VIII. 457.)

[43]) Ebd. 442 f. [44]) Dramaturgie 70. St. [45]) Dieß beweist die Stelle (Hoffm. a. a. O. 117 f.), wo er sich auf die Milderung des schmerzlichen Ausdruckes im Antlitz des Laokoon beruft. Der Hinweis auf die Beobachtung der Regeln der Verachtung des Regelzwanges gegenüber hier und in der Selbstrecension der Anthologie mahnt gleichfalls entschieden an Lessing'schen Einfluß.

[46]) In dem ersten Aufsatze ist die Dramaturgie auch citirt. (Hoffm. a. a. O. 127). In beiden scheint vorzugsweise die Wahl der Beispiele durch Lessing bestimmt. [47]) Das erste Stück des Würtemb. Report., darin dieser Aufsatz erschien, kam zu Ostern 1782 heraus. (Vgl. Boas a. a. O. II. 226.)

[48]) Hoffm. a. a. O. 147 ff. [49]) IV. Theil. N. 1. [50]) Hoffm. a. a. O. 149. [51]) Ebd. [52]) WW. X. 457 f. [53]) Ebd. 458 f. [54]) Ebd. 463 f. [55]) Ebd. 465 f. Man erinnert sich unwillkürlich an den Ausruf Lessing's im letzten Stück der Dramaturgie: 'über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!' Dabei wird gewöhnlich vergessen, daß Lessing 'nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter' reden will, indem die Deutschen noch immer 'geschworene Nachahmer alles Ausländischen' und insbesondere der Franzosen seien. Sch's Ansichten, wie wir sie aus dem ersten Aufsatze über die Schaubühne hervorhoben, daß sich Publicum, Schauspieler und Dichter in ihrer Vollkommenheit wechselseitig bedingen und fördern, enthalten gewiß auch Elemente richtiger Einsicht zur Lösung der einschlägigen Fragen.

[56]) Hoffm. a. a. O. 156. [57]) Brfw. m. Fichte. 54 ff. Hier heißt es z. B.: 'es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publicums und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht seine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens'.

[58]) Thalia 1785. I. Heft. Hoffm. a. a. O. 216 ff. [59]) Boas a. a. O. 215. [60]) Hoffm. a. a. O. 151. [61]) Brfw. mit Dalberg, Brief v. 4. Juni 1782. [62]) Vgl. Gervinus G. d. d. Dichtung. V. 81. [63]) A. a. O. 223. [64]) Ebd. 224.

---

3. Die Zeit des Don Carlos.

[1]) Vgl. zum Vorhergehenden den Brief mit Körner's Selbstbekenntnissen vom 2. Mai 1785 im Brfw. mit K. I. 18 ff. [2]) Ebd. 20. [3]) 'Sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn' urtheilt Sch. über Körner (Sch. u. Lotte 124) und weiter: 'er hat ein freies, philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer' (ebd. 157). 'Kunstkritik ist eigentlich das rechte Fach für meinen Freund Körner' (ebd. 261). Vgl. Brfw. m. Goethe N. 48 mit Sch's und N. 246 mit Goethe's Urtheilen über Körner als Kritiker. [4]) Brief an die Gräfin Schimmelmann v. 23. Nov. 1800. Schwäb. Mag. 1841.

[5]) Brfw. a. a. O. 22. [6]) Auch Palleske weist darauf hin a. a. O. II. 20. [7]) WW. IX. 163. [8]) Selbstrec. d. Räuber. Hoffm. Nachlese IV. 105. Auch später hielt Sch. daran fest, daß der Mensch ursprünglich zum Guten neige. Vgl. 'über den moral. Nutzen u. s. w.' WW. X. 371. So war seine Polemik gegen Kant's 'Radicalböses', auf die wir am Schlusse des Abschnittes über Sch's und Kant's Ethik zu sprechen kommen, schon ursprünglich vorbegründet.

9) Vgl. die Rede über die Schaubühne. WW. X. 460. 10) WW. VIII. 437 f. 11) Das erstere, das im 2. Hefte der Thalia 1786 erschien, trägt unter der Ueberschrift die Worte: 'als Laura vermählt war im Jahre 1782'. Ist F. A. Haakh's Vermuthung über Sch's Laura und die Beziehung, die er den beiden Gedichten gibt, richtig (Beilage N. 18 z. allg. Ztg. v. Jahre 1861), so fiele die 'Freigeisterei der Leidenschaft' in den Herbst 1783. Wäre jedoch das Verhältniß zu Charlotte v. Kalb zu Grunde zu legen, so könnte das Gedicht vom Herbste 1784 ab entstanden sein. In den gesammelten Gedichten hat Sch. es 'der Kampf' überschrieben und nur sechs Strophen behalten. Vollständig Hoffm. a. a. O. I. 323 ff. Das zweite Gedicht, in demselben Hefte der Thalia zuerst veröffentlicht, scheint bei dem Zusammenhange mit dem ersteren nicht lange nach demselben gedichtet zu sein und also ebenfalls noch in die Zeit des zweiten Aufenthaltes zu Mannheim zu gehören. Beide Dichtungen passen auch nicht gut zu der Stimmung in der Leipziger Zeit. Vgl. indes Palleske a. a. O. II. 19.

12) In den Worten des Genius spricht sich der Gedanke aus, daß mit der Hoffnung und dem Glauben der Tugendhafte seinen Lohn dahin habe, daß, wer hoffen und glauben wolle, nicht zugleich die Freuden des Genusses begehren dürfe; er theilt die Lehre mit, es gebe kein überirdisches Weltgericht, welches den durch die Entsagung verlorenen Genuß durch Glückseligkeit im Jenseits heimzahle; die Weltgeschichte selbst sei das einzige Weltgericht, und diese theile nicht Lohn oder Strafe für Gutes oder Böses zu, sondern erfülle nur die Lehre, daß Hoffnung und Glaube der ganze Lohn der Tugend sei. So muß der Schluß des Gedichtes verstanden werden, nicht wie bei Viehoff (Erläut. u. s. w. Ausg. 1856. I. 308 ff.) oder bei Kuno Fischer (Die Selbstbekenntnisse Sch's 1858. S. 60 f.)

13) Vgl. K. Fischer (a. a. O. 61 Anm.). Gegen ihn hat Palleske (a. a. O.) Unrecht, wenn er einwendet, daß das Gedicht sich ganz in den Schranken eines verfeinerten Eudämonismus halte. Denn erscheinen auch Glaube und Hoffnung als Lohn der Tugend, der den Genuß aufwiegt ('mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder') und für den Verzicht auf denselben entschädigt, so können wir doch, da der Dichter den Glauben an eine Belohnung der Tugend im Jenseits selbst zerstört, voraussetzen, daß nach des Dichters Anschauung Glaube und Hoffnung der Pflicht gegenüber gleichgiltig sind, daß die Pflicht bloß um der Pflicht willen zu üben sei.

14) Brfw. m. K. I. 57. Vgl. damit die Vorer. zu den phil. Br. 15) Thalia 1786. Heft 3. 16) WW. IX. 161. 17) In den ersten zwei Briefen klagt Julius über den Verlust des 'Glaubens seiner Kindheit', den Raphael ihm zerstört habe; nichts läßt hier im Geringsten entnehmen, daß von einem schwärmerischen 'Glaubensbekenntnisse seiner Vernunft' die Rede ist. Und nun theilt auf Aufforderung des Raphael Julius die Theosophie mit. Aber als hätte er die früheren wehmüthigen Ergießungen vergessen, zeigt er sich zum Schlusse des Briefes wieder ganz beruhigt, er erkennt, daß alles unser Wissen nothwendig auf eine conventionelle Täuschung hinauslaufen müsse, und will über die Schranken der menschlichen Natur sich mit Raphael wechselweise trösten. Um das Widersprechende, das darin liegt, zu reimen, könnte man versucht sein, auch die ersten zwei Briefe jenem ursprünglich projectirten Romane zuzuweisen, indes wollen wir darauf hin über die Zusammenfügung der Briefe im Ganzen keine weitere Hypothese aufstellen und nur bemerken, daß wahrscheinlich der erste Brief des Raphael an Julius gleich dem letzten, der aber erst 1789 fällt, und auf den wir später zurückkommen, von Körner geschrieben ist, worauf schon der abgemessenere Stil hindeutet.

18) Im Eingange zum Briefe, der die Theosophie bringt (a. a. O. 161). 19) Im Nachworte zur Theosophie (a. a. O. 171 f.). 20) Ebd. 172. 21) Später (Sept. 1787. Brfw. I. 175) schreibt Körner, daß er Sch'n 'immer vergebens von Kant vorgepredigt habe'.

[22]) WW. a. a. O. 172 f. [23]) In dem bekannten Gedichte aus 1795 'Columbus'. Vgl. auch W. v. Humboldt, Brfw. Vorer. 22 f. [24]) Ein Einfluß von Gedanken aus der Monadologie ist wol kaum vorauszusetzen, indes ganz unbekannt mit den einschlägigen Ideen Leibnitzens war Sch. nicht. In einem Briefe an Reinwald (schon 1783) findet sich der freilich sonderbare Satz: 'sowie eine Leibnitz'sche Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punct u. s. w.' C. v. Wolzogen, Sch's Leben 47.

[25]) WW. a. a. O. 173 f. [26]) Brfw. m. Körner I. 55 f. [27]) Vgl. Hoffm. Nachlese II. 4 ff. [28]) Vgl. ebd. III. Schritt. B. 1. u. 3. Wenn es heißt: 'sein (des Prinzen) Heldensinn erwacht wieder und fängt an über seine Liebe zu siegen', so ist damit die sittliche Ermannung gemeint. Allerdings, wie aus einem Briefe an Reinwald (C. v. Wolzogen a. a. O. 49) hervorgeht, wollte Sch. sich es in diesem Schauspiel 'außerdem zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen'. Hier liegt ein Keim der späteren Auffassung, aber nichts desto weniger war der erste Entwurf des Don Carlos, um Worte Sch's zu gebrauchen, auf 'ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause' berechnet. Dieß verkennt Palleske (a. a. O. II. 44 f.). Das Schema legt er unrichtig aus. Die entdeckte Rebellion, von der darin gesprochen wird, und die er, von der späteren Bearbeitung befangen, als wirkliche Verschwörung nimmt, sollte ja nach dem Schema bloße Verleumdung sein. Nicht den Verdacht der Rebellion, wie Palleske meint, sondern den eines geheimen Verhältnisses mit der Königin nimmt der Marquis in dem Schema auf sich. (Vgl. III. B. 2. und IV. 4.)

[29]) Vgl. phil. Briefe a. a. O. 168 f. [30]) So bestimmt Sch. selbst das Grundthema, Briefe über den Don Carlos. WW. IX. 208 f. [31]) C. v. Wolzogen a. a. O. 135. [32]) Vgl. insb. Brief. VIII. u. XI. [33]) A. a. O. 216 ff.

[34]) Auch später kehrt eine nahezu wörtlich übereinstimmende Ausführung wieder, in dem Aufsatze 'über die nothwendigen Grenzen u. s. w.' WW. X. 278. [35]) Ebd. 153.

[36]) Briefe üb. d. Don Carlos. VIII. [37]) Ebd. Brief X. Wann Sch. zuerst mit Montesquieu bekannt wurde, darüber finden sich keine weiteren Spuren. In Weimar (März 1788. Brfw. m. K. I. 266) kauft er sich neben Pütters Staatsverfassung des deutschen Reiches und Schmidts Geschichte der Deutschen den Montesquieu. Er brauche diese Bücher zu oft, um sie von der Discretion anderer zu besitzen. Und später (Dec. 1788) liest er mit großem Interesse die Considération sur la grandeur et décadence des Romains und urtheilt: 'Montesquieu's Manier ist, die Resultate vieler Lectüre und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexions voll Gehalt zusammenzudrängen, immer aber mit Hinsicht auf gewisse allgemeine Principien, die er bei sich festgesetzt hat . . . er ist daher recht dazu gemacht, um studirt zu werden. Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am würdigsten sind (denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft . . .), deshalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze der Literatur. Ich freue mich auf die Muße, um seinen Esprit de loix mir recht in den Kopf zu prägen'. (Sch. u. Lotte. 158 f.)

[38]) 'Ueber naive und sent. Dichtung.' WW. X. 295. [39]) Vgl. besonders ebd. 296. 316. 338. Den Uebergang Sch's aus seinem ursprünglichen Naturideale zu diesen Anschauungen hätte uns in gewissem Sinne 'der Menschenfeind' vergegenwärtigt, wenn er vollendet worden wäre. Vgl. insb. mit den angef. Stellen Scene VII. Nebenbei sei bemerkt, daß die schließliche Ueberarbeitung des Fragments muthmaßlich Sept. 1789 fällt, denn Gedanken der letzten Scenen äußert Sch. fast in wörtlicher Uebereinstimmnng in einem Briefe aus dieser Zeit (Sch. u. Lotte N. 178).

[40]) Brfw. I. 32 f. [41]) Ebd. 57. [42]) Schon in Stuttgart für den Fiesco machte Sch. eingehendere historische Studien. Er wollte sich mit dem ganzen Zeitalter vertraut machen. Für seinen Stoff dienten ihm besonders die Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque von Paul de Gödi (nachmals Cardinal Retz) und der III. Theil von Robertsons Gesch. Kaiser Karl V. (vgl. Boas a. a. O. II. 239 und die Vorrede zum Fiesco WW. II. 143). In Bauerbach begannen die historischen Studien für den Don Carlos. Reinwald schaffte Bücher, und Sch. versenkte sich derart in die Lectüre, daß jener in einem Gedichte mahnte, Sch. solle die Bahn nicht verlassen, die er zur Ewigkeit begann (Vgl. C. v. Wolzogen a. a. O. 43 ff. Das berührte Gedicht ist abgedruckt Abendzeitung 1839. N. 229; citirt bei Palleske.) Auch in Mannheim, berichtet Streicher, versenkt sich Sch. des Don Carlos wegen in das Studium der Spanischen Geschichte. Auf die bekannt gewordenen Hilfsmittel, die Sch. zum Carlos benutzte, kommen wir im nächsten Buche zurück.

[43]) Brief an Körner vom 15. April 1786. (Brfw. I. 57). [44]) Ebd. 223 f. und Sch. u. Lotte 157. Vgl. Herm. Marggraff, Sch's u. Körner's Freundschaftsbund u. s. w. 1859. S. 24. [45]) Rh. Thalia 1786. Heft 2. Hoffm. Nachlese IV. 241 ff.

[46]) 1787. Hoffm. ebd. 301 ff. [47]) Erster Band Leipzig 1788. Darin noch zwei Arbeiten, die nicht von Sch. sind. [48]) Klischnigg, Fortsetzung des Anton Reiser von K. Ph. M. Moritz. S. 119 ff.

---

4. Die Epoche der geschichtlichen Arbeiten.

[1]) Kuhlmey in seiner trefflichen Programmarbeit: 'Sch's Eintritt in Weimar' (Berlin 1855) läßt dieß Motiv mit Unrecht unberücksichtigt.

[2]) Darüber ist die interessante Stelle im Brfw. m. K. z. vgl. I. 133. [3]) Ebd. 226. [4]) Ebd. [5]) Ebd. 182 f. und 109. [6]) Ebd. 177. [7]) Ebd. 155 f. [8]) Der 'erste Theil' vollendet Volksstädt, Juli 1788. Vgl. a. a. O. 319. [9]) Ebd. 235. [10]) Ebd. 266.

[11]) Ebd. 237 f. [12]) Ebd. 247. [13]) Ebd. 257. [14]) Vgl. insb. ebd. 242 ff., 270. [15]) Ebd. 304. [16]) Ebd. 270. [17]) Sch. u. Lotte 160 f. [18]) Poetik IX. 1—5. Vgl. Ed. Müller, Gesch. d. Theorie der Kunst bei den Alten II. 48 f.

[19]) Erst 1797. Vgl. unten Buch VI. Abschnitt 3. [20]) Brfw. m. K. a. a. O. 269. [21]) Ebd. 276. [22]) Thalia 1789, VII. Heft. 110 ff. [23]) Vgl. z. Folg. WW. IX. 176 ff. [24]) A. a. O. 277. [25]) Ebd. 289. [26]) Ebd. 277 f. [27]) Vgl. zum Vorherg. ebd. 126 f. [28]) Ebd. [29]) Ebd. 127. [30]) Ebd. 297. [31]) Ebd. 140. [32]) Ebd. 297.

[33]) Ebd. 126. [34]) Vgl. ebd. 296 f. [35]) Unter dem Briefe war eine Fortsetzung versprochen, Thalia a. a. O. 120. Brfw. m. K. a. a. O. 336. 356. 369 und II. 119. 187 f. [36]) Brfw. I. 293. [37]) Ebd. 168 f. [38]) Vgl. z. Folg. WW. X. 437 ff. [39]) Vgl. Brfw. m. G. N. 291. [40]) Ebd. und 342. [41]) Vgl. ästh. Briefe XXVI. und Prolog zum Wallenstein V. 134 ff.

[42]) WW. IX. 181 ff. [43]) Ebd. 182. [44]) Vgl. zum Nachf. die Briefe an K. aus dieser Zeit. Brfw. a. a. O. 298—363 und die einschlägigen Billets in 'Sch. u. Lotte'. [45]) Brfw. m. K. a. a. O. 335. [46]) Vgl. ebd. 354. Das Théatre grec von Brumoy hatte vermuthlich Wieland geliefert. (Vgl. Sch. u. Lotte 78. 158.)

[47]) Brfw. m. K. a. a. O. 108. [48]) Ebd. 180 f. [49]) Vgl. insb. Brfw. m. K. II. 26.

[50]) Der dichterische Grundgedanke der Schrift, daß das Genie des Künstlers die harmonischen Verhältnisse des Universums in seinem Kunstwerke wie in einem Brennpunct versammle und im Kleinen ein Abbild des großen harmonischen Ganzen hervorbringe (vgl. bes. das Fragment bei Goethe. WW.

Ausg. in III Bdn. II. 1029 ff.), bietet Analogien zu einer uns früher schon bei Sch. bekannt gewordenen Anschauung. Uebrigens mahnt Sch's Auffassung des Universums und Gottes in der Theosophie vielfach an die Ideen von Moritz-Goethe über die Harmonie des Naturganzen, und so fand denn auch Sch. 'über einige seiner Lieblingsgefühle, davon in Julius' Briefen etwas ausgestreut ist, sehr viele Berührungspuncte mit Moritz' (Brfw. m. K. I. 388 f.). Sch. hatte Moritz schon aus einer Zusammenkunft in Leipzig gekannt (vgl. Klischnigg, Fortsetzung u. s. w. 119 ff. u. Sch. u. Lotte 156). Bei wiederholten Gesprächen in dieser Zeit (Dec. 1788 und Anfang 1789) interessirte er sich immer mehr für ihn (vgl. Sch. u. L. 193 f. 211. 250). Die bezeichnete Schrift von Moritz hatte er Ende Dec. 1788 oder Anfangs Jan. 1789, also noch vor der Schlußbearbeitung der Künstler gelesen (vgl. ebd. 210). Unter den merklichen Anklängen in diesen an jene scheint uns ganz unzweifelhaft der Gedanke, daß in Werken der höheren Stufe sich die Schönheiten der niedrigeren Stufen vereinigen (vgl. VV. 454 ff. Erster Text), durch die Moritz-Goethe'sche Idee eingegeben, daß jede höhere Organisation die Vollkommenheiten der untergeordneten combinire.

[51]) Vgl. Brfw. m. K. II. 36. [52]) Ebd. 7. [53]) Vgl. Die Künstler VV. 174 ff. [54]) Ebd. VV. 20 ff. [55]) Ebd. VV. 320 f. [56]) Am bestimmtesten ausgesprochen in der Schrift über Anmuth und Würde WW. X. 13, worauf wir noch zurückkommen.

[57]) Brfw. m. K. I. 396 f. [58]) Vgl. ebd. 336. 356. 369. und II. 119. 187 f. [59]) Ebd. II. 14. Ursprüngl. abgedruckt Thalia 1789. Heft VIII. Sch. ließ nachher bei der Herausgabe des Geistersehers das phil. Gespr. größtentheils weg. Wiederabg. in Hoffm.'s Nachlese IV. 271 ff.

[60]) Brfw. m. K. II. 51 f. [61]) Ebd. 46. [62]) Ebd. 65. [63]) Schon in der Theosophie des Julius treten ähnliche Gedanken auf. Vgl. WW. IX. 169. [64]) Sch. u. Lotte 222. [65]) In einem Briefe an Caroline ebd. 261. [66]) Wol liegt darin eine Nachwirkung der ursprünglich ihm bekannt gewordenen Lehren der Schottischen Moralisten.

[67]) Brfw. I. 179. Wenn Danzel (ges. Aufsätze 232) darin die erste Spur eines Einflusses von Seite Kant's sieht, so kennen wir das Irrige dieser Ansicht.

[68]) Brfw. m. K. I. 162. [69]) Ebd. 175. [70]) Ebd. II. 167. [71]) Ebd. 140 f. [72]) Vgl. ebd. 191 und 330 [73]) Allg. Litztg. 1794. I. Bd. N. 13. Vgl. Brfw. m. K. a. a. O. 219. [74]) Vgl. zum Folg. WW. X. 421 ff. [75]) Ebd. 416 f.

[76]) Intelligenzbl. der A. L. Z. 1791. N. 46. Hoffm. Nachl. IV. 447. [77]) A. L. Z. ebd. Hoffm. Nachl. a. a. O. 454. [78]) Menschlich heißt ihm die Schilderung eines Affectes, 'nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Und kann dieß wol anders geschehen, als daß gerade so viel Locales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde?' (A. a. O. 455).

[79]) WW. a. a. O. 422 f. [80]) Ebd. 415. [81]) Brfw. m. K. II. 187. Es mag erlaubt sein, hier das Verzeichniß der Vorlesungen Sch's anzuschließen, wie es nunmehr sich vollständig geben läßt.

Sommersemester 1789. Einleitung in die Weltgeschichte 2 St. (Nach der Ankündigung des Collegiums mitgeth. bei K. Fischer, ak. Festrede 1860. S. 42).

Wintersemester 1789—1790. Universalgeschichte von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedr. II. 5 St. und eine Stunde publice: Gesch. der Römer. (Fehlt im Jenenser Lectionskatalog; Brfw. m. K. II. 124.)

Sommersemester 1790. Erster Theil der Universalgeschichte bis zur Gründung der fränkischen Monarchie 5 St. und eine St. publice: Theorie der tragischen Kunst. (Nach der Ankündigg. bei Fischer a. a. O.)

Wintersemester 1790 – 1791. Europäische Staatengeschichte (täglich); Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit (St. ?) und publice: Gesch. d. Kreuzzüge (1 St.) (Laut des Jenenser Lectionskat. citirt bei Palleske a. a. O. II. 140 f.). Durch die Krankheit im Januar 1791 wurden diese Vorlesungen unterbrochen, und wegen eines neuerlichen Anfalles im Frühling hielt er auch im Sommersem. 1791 keine Vorlesungen. Erst Wintersem. 1792 las er wieder und zwar über Aesthetik als Privatissimum (vgl. Brfw. m. K. II. 234).

[82]) Ebd. 212. [83]) So möchte er selbst wol seine geschichtlichen Werke nennen. Vgl. ebd. 385.

Zweites Buch.

Schiller und die Geschichtschreibung.

I. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

Studien.

Hatte schon während des Fiesco Sch'n das Studium der Zeitgeschichte beschäftigt [1]), so verlangte der Don Carlos einen weit größeren Apparat geschichtlicher Kenntnisse von dem Dichter und eine genauere Einsicht in die Zeit und ihren Charakter. Und gerade in der damals geläufigen Behandlung der Geschichte des 16. Jahrhunderts mochte der Antrieb liegen, tiefer in diese Studien sich zu versenken. Wir finden darüber eine höchst merkwürdige Stelle in der Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia von 1785 [2]). 'Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Charakter König Philipp's geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipp's Darstellung den französischen Scribenten folge, als wenn ich bei Carlos Schilderung den Ferreras zum Grunde legte. Man erwartet ich weiß nicht welches Ungeheuer, sobald von Philipp II. die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet und doch hoffe ich der Geschichte, das heißt der Kette der Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipp's und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran den Menschen zu rechtfertigen, und konnte ich das wol anders und besser als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?' Es ist nach dieser Stelle nicht zweifelhaft, das Sch'n der Gegensatz der Ansichten über Don Carlos Leben und Sterben, wie er seit dem 16. Jahrhundert ununterbrochen bis in die jüng-

sten Zeiten fortgedauert hat, aus der Lectüre der historischen Schriftsteller bekannt war. Sch. war eben an eine Partie der Geschichte gerathen, wo sein scharfer Verstand keinen Augenblick über die vollständige Unzulänglichkeit der ihm vorliegenden Erzählungen im Zweifel sein konnte. Wenn wir mit unserer heutigen Quellenkenntniß noch nicht zu einem befriedigenden Abschluß der Ansichten über die Geschichte des Don Carlos gekommen sind und uns willig von den bedeutendsten Historikern auf das Gebiet der reinen Combination führen lassen, so konnte ihm diese leicht als Grundlage historischer Darstellung erscheinen; und es ließe von vorne herein sich vermuthen, daß dieß auf seine geschichtlichen Arbeiten nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Außer den allgemeinen geschichtlichen Werken, welche Sch'n vorgelegen haben, nennt er selbst den 'Ferreras und französische Scribenten', die er bei der Abfassung des Don Carlos gekannt habe. Was den Ferreras betrifft, so möchte es schwer zu sagen sein, wie weit sich Sch. mit diesem Schriftsteller näher beschäftigt hat. Daß er Brantome's Geschichte Philipp's II. gelesen habe, wird sich wenigstens nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten lassen, wie dieß von Biographen voreilig geschehen ist [3]). Aus inneren Gründen dürfte dieß kaum nachweisbar sein. Dagegen könnte man schon aus der Handlung und der Charakteristik der Personen des Don Carlos mit Sicherheit entnehmen, daß St. Real's Geschichte des Don Carlos durchaus und hauptsächlich dem Drama zu Grunde liegt, auch wenn dieß nicht anderweitig vielfach bezeugt wäre.

Der Abbé St. Real hat in seinen Abhandlungen über Gegenstände der alten und neueren Geschichte auch die Geschichte des spanischen Prinzen Don Carlos in dem Geschmacke des vorigen Jahrhundertes geschrieben oder, wenn man will, gedichtet [4]). Daß Sch'n dieses Werk sehr 'angezogen' habe [5]), wird sich billig nur vom Stoffe und nicht von der Darstellung sagen lassen. Wol aber ist es interessant zu sehen, wie genau sich das Drama an dieses angebliche Geschichtswerk anschließt. Der Charakter des Don Carlos, die Gestalt des Marquis Posa, die Rolle der Prinzessin Eboli, die Haltung der Königin und die tyrannische Gemüthsart Philipp's II., selbst ganze Scenen, wie Don Carlos erste Zusammenkunft mit

der Königin, lassen diese historische Quelle in unserem Drama keinen Augenblick verkennen. Uebrigens ist das Werk ein Conglomerat haltloser Anekdoten, bei welchen selbst der Laie durch den völligen Abgang alles kritischen Urtheils unangenehm berührt ist. Man muß sich den ganzen, niedrigen Standpunct der historischen Literatur jener Zeit, man muß sich vergegenwärtigen, um ein Schiller'sches Wort selbst zu gebrauchen, durch welche Menge 'seichter, trockener und geistloser' Bücher[6]) Sch. sich in der Vorbereitung seines Geschichtswerkes durcharbeiten mußte, um es billig zu beurtheilen, wenn er anfänglich der Phantasie einen großen Spielraum in der Geschichtsdarstellung glaubte einräumen zu können.

Wir haben Sch'n andeuten sehen, wie er die historische Wahrheit finden zu können glaubte, indem er sich aus den verschiedenen dargebotenen Quellen durch Combination eine Kette zusammenhängender Begebenheiten bildete. Er spricht ähnliches dann an anderen Orten noch unumwundener aus. Allerdings, sagt er[7]), sei die Geschichte 'willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar — aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen; das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter sei, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind'. Man sieht, daß hier der Thätigkeit des Geschichtsschreibers gegenüber der Ueberlieferung ein weiter Spielraum eingeräumt ist. Wie er von den poetischen Arbeiten ausgehend zum Geschichtstudium gelangte, so hielt er auch die Methode der Geschichtsforschung für nahe verwandt mit der dichterischen Thätigkeit. Wenn dieß aber bei einem so klaren Kopfe überhaupt nur in einer Zeit möglich war, wo Geschichte als selbständige Erfahrungswissenschaft kaum mehr als dem Namen nach bestand, so wird man doch alsobald im Verlauf der historischen Arbeiten Sch's gewahr werden, wie er sich selbst mehr und mehr auf das Gebiet der Erfahrung und Forschung zurückzieht.

Merciers 'Bild Philipp's II.', auf dessen Uebersetzung, wie wir wissen, Sch. seine Arbeitskraft verschwendete, mit seinen Er-

zählungen von einem 'Ungeheuer, welches der richtende Kiel des Schriftstellers brandmarkt', erscheint uns heutzutage fast wie eine Satyre auf die Geschichtschreibung jener moralisirenden Schule, welche überall mit ihren wolfeilen Ansichten das Urtheil des Weltgerichtes aussprechen zu können glaubt. Man muß diese Schrift gelesen haben, um vollkommen würdigen zu können, wie wenig Sch. in seinem eigenen gesunden Urtheil durch diese Uebersetzung beirrt ist. Nicht bloß Redensarten wie die: 'Philipp ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben', sondern eine Menge der gröbsten factischen Irrthümer konnten nur dazu gedient haben, Sch'n die Nothwendigkeit eingehenderen Quellenstudiums darzulegen. Und in diesem negativen Sinne können wir es gelten lassen, wenn die Biographen Sch's diese Uebersetzung von Mercier's Philipp II. zu den Vorarbeiten für den Abfall der Niederlande zu zählen pflegen [8]). In der That aber wird man nach anderen historischen Werken sich umzusehen haben, um zu erfahren, wo Sch. mit Nutzen gelesen und gelernt und für sein Geschichtswerk sich vorbereitet hat. Wenn die Beschäftigung mit französischer Geschichtschreibung äußerlich mehr in die Augen fällt und deshalb die Biographen veranlaßt, darauf einen größeren Werth zu legen, so war diejenige mit englischen Vorbildern eine weit innigere und tiefere. Es wird sich dieß nachher aus Momenten der inneren Verwandtschaft in der Auffassung und Darstellung der niederländischen Rebellion deutlich ergeben. Vorläufig mag schon durch die äußeren Einwirkungen englischer Schriftsteller dasselbe erschlossen werden. Da ist nun für die Periode, mit welcher sich Sch. eben vorzugsweise beschäftigte, als die epochemachendste Erscheinung des vorigen Jahrhundertes das Werk von Robertson zu nennen, das sich sofort besonders in Deutschland einer weiten Verbreitung und verdienter Anerkennung erfreute [9]). Die Geschichte Karls V. gehört bekanntlich zu den wenigen Büchern des vorigen Jahrhundertes, welche die geschichtliche Kritik auch des neunzehnten noch mit Ehren zu nennen pflegt. Eine Darstellung der Geschichte Karls V. auf dem breiten Hintergrunde des liebevollen Verständnisses der ganzen Zeit, durchaus auf Quellenstudien beruhend, ohne Leidenschaft mit dem politisch geschärften Blick des Engländers verfaßt, konnte nicht

verfehlen, einen weit tieferen Eindruck auf Sch. hervorzubringen, als die oberflächlichen Darstellungen jener Franzosen. Glücklicherweise wissen wir, daß Sch. schon vor der Beschäftigung mit den Franzosen Robertson's Werk studirt hatte [10]. Und um ferner keinem Zweifel Raum zu geben, von welcher Geschichtsliteratur Sch. die bedeutendsten Anregungen für seine Arbeit empfangen hat, erklärt er in der Vorrede der ersten Ausgabe zur Geschichte des Abfalls der Niederlande ausdrücklich, daß Watson's Geschichte der niederländischen Rebellion unter Philipp II. ihn zur Abfassung seines ersten selbständigen Geschichtswerkes veranlaßt und angeeifert habe [11].

Auffassung und Plan.

Wenn man die Stellung der Niederlande zu der spanischen Monarchie im 16. Jahrhundert betrachtet, so wird sich nicht läugnen lassen, daß hier ein nationaler Gegensatz obgewaltet habe, der eine vollständige Versöhnung der Interessen dieser beiden unter einem Haupte vereinigten Reiche niemals erwarten ließ. Und nun geschah es, daß dieser Gegensatz wirklich zur Gründung eines unabhängigen selbständigen Staates geführt hat. Da war es denn kein Wunder, daß die geschichtliche Betrachtung durch ein Hysteroproton, wie es so häufig begegnet, von vornherein die niederländische Selbständigkeit als den normalen Zustand und die Herrschaft Philipp's II. als die widerrechtliche Usurpation begriff. Besonders in England hatte man sich seit den Tagen der Königin Elisabeth gewöhnt, den nationalen Widerstand, den England gegen Philipp geleistet hat, vollständig zu identificiren mit dem Widerstande der Niederländer gegen ihren rechtmäßigen Herrn und König. Selbst noch in der neuesten Zeit begegnet man bei den englischen Geschichtschreibern fast durchaus diesem aus der damaligen politischen Lage Englands hervorgehenden Irrthume und ganz aus diesem Gesichtspuncte hat Watson sein Buch verfaßt. So wird erklärlich, wenn Sch. gleich in der Einleitung zu seinem Werke den Kampf der Niederländer ganz allgemein als einen Kampf um ihre Rechte bezeichnet und von Anmaßungen der Fürstengewalt spricht, welche an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, als ob darin nur diese und keinerlei andere Factoren zu berücksichtigen seien. Sieht man jedoch näher zu, so wird man bald gewahr, daß eigentlich ein großer Contrast zwischen dieser Einleitung und dem Werke selbst

besteht; denn an vielen Stellen des letzteren finden wir, daß Philipp von Spanien nicht bloß gerechtfertiget, sondern selbst über die niederländischen Rebellen emporgehoben wird. Dieser Widerspruch löst sich nur, indem man annehmen darf, daß Sch. die Einleitung geschrieben habe, bevor er noch an die eigentliche Bearbeitung der Quellen gegangen war. Wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir daher bei unserer Besprechung die Einleitung des Werkes nicht weiter in Betracht ziehen; in wie fern sich aber gerade auf diese die Vorwürfe protestantischer Tendenzdarstellung, die der 'Abfall' so häufig erfährt, beziehen können, so ist klar, daß das Werk damit nicht eigentlich getroffen ist. Einer wesentlichen Grundanschauung der Einleitung aber ist Sch. überall treu geblieben: daß in der Revolution der Niederländer eine Sache der Menschheit ihren Sieg erfochten, daß die Entwickelung der Menschen zur Freiheit hier einen entschiedenen Fortschritt erfahren hat. Es ist dieß aber eine Vorstellungsweise, welche zu enge mit den gesammten philosophischen Ueberzeugungen Sch's zusammenhängt, als daß es möglich wäre, diesen Gegenstand, den wir nachher in seinem Zusammenhange zu behandeln haben werden, hier mit Rücksicht auf den speciellen Fall zu erörtern.

Schon aus der angedeuteten Hauptrichtung, den Sieg des menschlichen Fortschrittes zur Freiheit zur Anschauung zu bringen, geht hervor, daß es in dem Wesen und Plane des Werkes gelegen habe, die niederländische Rebellion bis zu dem Momente zu führen, wo der neubegründete Staat der Freiheit in seiner Existenz gesichert war, und da diesem Zwecke gegenüber das Werk doch nur ein Fragment geblieben ist, so kann man denen beistimmen, welche den Eindruck des Ganzen unabgeschlossen und daher unbefriedigend genannt haben [12]). Wenn Sch. selbst, wie wir im vorigen Buche berichteten, während der Arbeit immer mehr Befriedigung mit dem Gegenstande sowol, wie mit seiner Darstellung erlangte, so erklärt sich dieß aus dem tieferen Eingehen in die Quellen, und es erscheint, wie sich gleich zeigen wird, als ein durchaus ungerechtfertigter Angriff, wenn in Bezug auf die Quellenbenützung Sch'n geradezu Charlatanerie vorgeworfen und behauptet wird, er wäre nicht im Stande gewesen, auch nur den Werth seiner Quellen zu

beurtheilen [13]). Es steckt doch, sieht man eben näher zu, in diesem Geschichtswerke eine schöne Fülle positiver historischer Resultate und die Förderung, welche die Wissenschaft durch dieses Werk erfahren hat, lag nicht nur, was sich leicht sagen läßt, in der formellen Behandlung, sondern ebenso sehr in einer das Wesen der Sache treffenden Erweiterung der geschichtlichen Kenntniß.

Quellen.

Allgemeine Urtheile über Sch's historische Werke sind genug gefällt. Aber es ist klar, daß ohne eine detaillirte Prüfung zu einem endgiltigen Urtheil über seine historischen Leistungen nicht gelangt werden kann. Noch sind wir nicht darüber unterrichtet, was darin überhaupt als falsch und irrthümlich und was etwa als richtig und feststehend gelten muß. Wir wollen sehen, ob sich nicht diese Prüfung zunächst am Abfall der Niederlande mit Hilfe der Sch'n zu Gebote stehenden Literatur vollziehen lasse. In einem Briefe an Körner, inmitten seiner historischen Arbeit sagt Sch., daß er jetzt im Strada, Grotius, Reyd und zehn anderen herumwühle [14]). In der Vorrede des Werkes äußert er sich über die Benützung seiner Quellen folgendermaßen: 'Bei diesem ersten Bande sind außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio und einigen Neuern die Memoires des Staatsrathes Hopperus, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes Viglius, die Proceßacten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien und wenige andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche mit Fleiß und Kritik zusammengetragene und mit seltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie außer vielen Actenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Boor, Hooft, Brandt, le Clerc und andere, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dieß die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmäßiger Scribent Richard Dinoth ist mir durch Auszüge aus einigen Brochüren jener Zeit, die sich selbst

längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Cardinals Granvella, der unstreitig vieles Licht auch über diese Epoche würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns Herrn Professors Spittler in Göttingen über die spanische Inquisition kam mir zu spät zu Gesicht, als daß ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können'.

Wir glaubten diese Stelle ganz hieher setzen zu müssen, um ein Urtheil darüber zu erwecken, ob diese offenherzige und keineswegs die Schwächen und Mängel verhüllende Erklärung über den Quellenapparat den Eindruck einer Charlatanerie hervorbringe, zumal da wir den größten Theil der angeführten Schriftsteller in der That in dem Werke benutzt finden. Nun kann es freilich dem Werke nicht zum Ruhme gereichen, daß so wichtige Schriftsteller wie Bor und Hooft dem Verfasser nicht bekannt wurden. Auch die Benutzung Bentivoglio's ist bei näherer Betrachtung eine höchst oberflächliche[15]). Reyd's oorspronc scheint nach dem Eingeständniß der Unkunde des Holländischen nur in Auszügen oder in einer Uebersetzung vorgelegen zu haben[16]). Aber immerhin bleibt noch eine ansehnliche Anzahl von Büchern übrig, über deren Werth keine Frage sein kann. Schlimmer dagegen ist es, daß von manchen wichtigen Quellen dem Verfasser selbst die Kenntniß ihrer Existenz abgegangen zu sein scheint. So finden wir auffallender Weise nirgends den Pontus Heuterus benutzt, so scheint selbst die unter dem Titel Justification vom Prinzen von Oranien ausgegebene Schrift, welche für die Kritik der gleichfalls von ihm veranlaßten 'Apologie' kaum entbehrlich ist, Sch'n unbekannt geblieben zu sein.

Neben solchen Mängeln darf man indessen nicht verkennen, daß in dem von Sch. gegebenen Verzeichnisse der Quellen ein tieferes historisches Bedürfniß unzweideutig sich ankündigt. Schon in dem Umstande allein beweist er dieß, daß er um die Correspondenz Granvella's, wie er ausdrücklich versichert, sich bemüht. Dieß setzt zweierlei voraus, einmal die Kenntniß, daß ein solcher Briefwechsel von Bedeutung vorhanden sei, und dann das richtige Urtheil, daß in diesem eine Quelle ersten Ranges fließen müsse. Wenn wir

jetzt die zahlreichen Bände der ausgebreiteten Correspondenz Granvella's [17]), wie sie uns vorliegen, betrachten und die Wichtigkeit derselben in Erwägung ziehen, so können wir uns nicht des Gedankens entschlagen, daß es ein sehr richtiger historischer Instinct gewesen sein muß, der Sch'n in einer Zeit, wo man noch kaum eine Ahnung davon hatte, was in dieser Correspondenz zu finden sein möchte, gerade um den Briefwechsel Granvella's sich zu 'bemühen' drängt.

Geht man nach dieser Betrachtung über die von Sch. gekannten Quellen der niederländischen Geschichte daran zu beobachten, mit welchem Verständnisse er diejenigen benützte, die ihm thatsächlich vorgelegen haben, so ergibt sich ein dem Werke günstigeres Verhältniß, als sich aus der bloßen Berücksichtigung der Größe des Materials ergab. Denn wenn wir fanden, daß sich Sch's Studien kaum über die hauptsächlichsten Schriftsteller der niederländischen Geschichte hinaus erstreckten, so läßt sich doch darthun, daß er von diesen eine genaue Kenntniß und ein eindringendes Verständniß besessen habe.

Freilich ist nirgends ein zusammenfassendes Urtheil über den Werth oder Unwerth bestimmter Nachrichten oder gar über ganze Schriftsteller ausgesprochen. Freilich geht der Darstellung nirgendwo eine kritische Untersuchung voraus; Benutzung der Quelle und Production scheinen fast immer gleichzeitig neben einander her zu laufen. Dieß entspricht der ganzen Art des Schiller'schen Studirens, auf die wir früher schon hinweisen konnten. Wie die Biene ihre Nahrung sammelt und sofort zu Honig verarbeitet, um wieder auszufliegen und wieder zu schaffen, so kehrt er von den eben gesammelten Quellen zu seiner Arbeit, und von der Arbeit immer wieder zu seinen Grundbüchern zurück. Es wird einem anderen Orte vorbehalten sein, Sch's Geschichtschreibung mit derjenigen anderer gleichzeitiger Historiker zu vergleichen, hier mag nur im allgemeinen darauf hingewiesen sein, daß von einer kritischen Arbeit in dem strengen Sinne, welchen wir gegenwärtig mit diesem Begriff verbinden müssen, bei Sch. allerdings nicht die Rede war. Indes ist doch nicht zu leugnen, daß sich eine ganze Anzahl von Fällen aus der niederländischen Rebellion wird zusammenstellen lassen,

aus denen hervorgeht, daß doch keineswegs der bloße Zufall darüber entschieden hat, welchem Schriftsteller Sch. in den einzelnen Partien vornehmlich gefolgt ist, und nach welchen Rücksichten die Auswahl derselben bei Gegenständen verschiedener Art geschah. Dächte man, daß Sch. wirklich ohne allen historisch-kritischen Verstand gearbeitet habe, wie das wol im Bausch und Bogen angenommen zu werden pflegt, so könnte unmöglich eine so consequente Bevorzugung des einen Schriftstellers vor dem anderen, oder eine so gleichmäßige Weise der Berücksichtigung von Schriftstellern verschiedener Meinungen in dem Werke zu finden sein. Schon im allgemeinen wird die Bemerkung auffallen, daß Strada und Burgundius mehr und häufiger benützt worden sind, als Meteren und Reyd, und daß Hopper überall da, wo er Actenmäßiges oder Mittheilungen aus Correspondenzen bringt, sorgfältig angeführt und oft dem ganzen Inhalte solcher Dinge nach ausgeschrieben ist. Wenn man nun weiß, daß gerade Strada und Burgundius die ganze Bewegung durchaus in einem der Regierung freundlichen Sinne aufgefaßt haben, und daß Hopper Freund und Geschichtschreiber eines Mannes war, der zur Partei des Staatsrathes gehörte und ebenso sehr den Uebergriffen Philipp's II. als auch den revolutionären Bestrebungen der oranischen Partei abgeneigt war, so beweist es gewiß wenigstens ein Bestreben nach Unparteilichkeit, wenn diese Quellen dem Parteigänger Meteren und dem einseitigen Reyd vorgezogen werden. Aus einer detaillirteren Prüfung wird sich das Verhältniß Sch's zu seinen Quellen noch deutlicher erkennen lassen. Nur wollen wir noch bemerken, daß besonders Strada's historischer Ruhm durch die Publicationen der letzten Jahrzehnte durchaus nicht gelitten hat, sondern eher gestiegen ist. Einer der neuesten und unbefangensten belgischen Geschichtschreiber, der in seinem geistreichen Resumé der älteren belgischen Geschichte fast ausschließlich auf die Acten jener Zeit sich stützt, betrachtet Strada und Grotius fast ebenbürtig den urkundlichen Quellen [18]). Und wenn auch einige unter den neuesten Darstellern [19]) Strada die Hinneigung zu der Sache des Königs nicht verzeihen können, so bleibt doch nichts desto weniger das Werk dieses Schriftstellers eine Quelle ersten Ranges in der Historiographie des 16. Jahrhunderts. Daß Sch.

seine Darstellung hauptsächlich auf Strada basirt hat und in der ganzen Auffassung sich von ihm am meisten leiten ließ, wird demnach seinem Werke nur zum Vorzuge gereichen.

Quellenangaben, wo sie sich entweder zu widersprechen scheinen oder wo eine durch die andere ergänzt wird, hat Sch. mit Vorsicht zusammengestellt. So beispielsweise spricht er von den Ursachen, welche den wichtigen Entschluß des Königs bewirkt haben, einer Frau, der Herzogin von Parma, die Statthalterschaft der Niederlande zu übertragen [20]). Indem die einen hierin mehr einen Schritt der Politik und Klugheit des Königs zu erkennen meinten, welcher 'vielleicht hoffte, daß das scharfe Eisen der Tyrannei von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde', waren es andere, welche den entscheidenden Schritt aus den Verhältnissen des Hofes und der Familie erklärten. Hier stellt Sch. die verschiedenen Ansichten einander gegenüber, aber er will sie nicht endgiltig entscheiden.

Bei der Darstellung der militärischen Macht, welche in den Niederlanden bestand, stützt er sich auf die Angaben der regierungsfreundlichen Schriftsteller, zu denen er noch den ferne stehenden de Thou gesellt, indem er die übertriebenen und unwahren Angaben eines Reyd unberücksichtigt läßt [21]). Und damit wir nicht zweifelhaft gelassen werden, aus welchen Gründen Strada in Dingen dieser Art eine so große Bevorzugung erhält, bemerkt er ausdrücklich, wie es wol anzunehmen sei, daß Strada von allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet sein konnte. Wenn er über den Staatsrath Viglius urtheilt, er wäre 'ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf gewesen; ein Mann des Gewissens und der Pflichttreue, der im geheimen Rath zu Brüssel der Tyrannei diente, im Parlament zu London oder im Senat zu Amsterdam vielleicht wie Thomas Morus oder Olden Barneveldt gestorben wäre', so bezieht er sich hiebei nur auf den Eindruck, den die Lebensbeschreibung eines befreundeten Mannes auf ihn hervorgebracht hat [22]), und er verschmäht es, weit schlimmere Urtheile und Berichte zu benützen, die ihm aus den Schriften Meteren's zur Hand gewesen wären.

Wenn wir auch, wie sich später ergeben wird, mit Sch's Auffassung von Oranien's Charakter im entferntesten nicht einverstanden sein können, so zeigt sich doch in einem einzelnen Puncte, der das Benehmen Wilhelm's im Staatsrathe den königlichen Edicten gegenüber betrifft, daß auch hier eine Untersuchung angesponnen wird, welche kritischer Abwägung der Quellen nicht allzu ferne steht [23]). Mindestens wird man das Bestreben Sch's nicht mißdeuten können, den Quellen gerecht zu werden und die Widersprüche in denselben in Ueberlegung zu ziehen. Es handelt sich darum, darzuthun, aus welchen Gründen gerade Oranien auf Publicirung der Edicte gegen die Ketzer im Staatsrathe so eifrig dringt. Mit Unparteilichkeit referirt Sch. die Meinungen der spanischen Schriftsteller und sucht sie zu widerlegen; das geschieht freilich nicht mit vielem Glück, denn es sind lediglich allgemeine psychologische Erörterungen, die er ins Treffen führt, aber es ist doch hinreichend, um die Ueberzeugung Sch's subjectiv zu rechtfertigen. Haben doch auch in neuester Zeit gefeierte Schriftsteller Oranien's Betragen in ähnlicher Weise entschuldigt [24]).

Und wenn es überhaupt nicht zu leugnen sein wird, daß Sch's kritische Erwägungen überall einen Zusatz von subjectiven Sympathien verrathen, so ist er doch selbst bei confessionellen Gegenständen nüchtern genug, um nicht aus den ungleichen und sich selbst widersprechenden Angaben darüber irgend ein voreiliges Urtheil zu ziehen. Beweis dessen ist es z. B., wenn er unter Berufung auf den praktisch gebildeten Hopper bemerkt: 'die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren oder zu verringern, und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte' [25]). Das sind Ueberlegungen und Mittheilungen, wie sie nur aus dem ernstlichen Willen, der Wahrheit treu zu sein, entstehen können.

Wenn endlich der vielbenutzte Burgundius ausdrücklich als Eiferer für die katholische Religion und spanische Partei charakterisirt wird [26]), und die Uebertreibungen, welche Meteren von dem Zuge Alba's erzählt, doch nur wie zur Curiosität in einer Note erwähnt sind [27]), oder noch zum Schlusse des Werkes eine Bemerkung

des Meursius einer eingehenden Besprechung unterzogen ist[28]), so kann man füglich nicht darüber im unklaren sein, ob der Verfasser eines so ausgedehnten Werkes, das mit Umsicht, wenn auch ohne bedeutende Vorarbeit unternommen worden ist, die Quellen, die er anführt, gekannt und mit Wahrheitsliebe geprüft habe oder nicht.

Zu einem Werke seiner Zeit, wie Sch. selbst bemerkt, steht seine Darstellung in einer näheren Beziehung, und dieß eine hat ihm als ein Leitfaden dienen können, an welchem er den Ueberblick über den massenhaften Stoff gleichsam festhalten konnte. Wir meinen die 'allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande'[29]). Es wird nöthig sein, die Stellung der Schiller'schen Arbeit zu diesem damals so sehr geschätzten Werke näher zu bezeichnen.

Wagenaar's Geschichte der vereinigten Niederlande ist, wie Sch. bereits richtig erkannt hat, in der That eine der bedeutendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Wenn man nur die Grundsätze beachtet, welche der Verfasser in seiner Vorrede als die für die Geschichtschreibung allein giltigen angesehen wissen will, so ist das Urtheil Sch's über dieses Buch mehr als gerechtfertigt[30]). In der Quellenbenutzung weicht Sch. wesentlich von Wagenaar ab. Der letztere bedient sich hauptsächlich Bor's, Hooft's und de Groot's, Quellen, von denen, wie wir wissen, die ersten beiden Sch'n eben nur aus Wagenaar's Darstellung bekannt waren. In dem Urtheile über den Werth einander widersprechender Angaben, oder über die Frage, welche Schriftsteller vorzüglich gehört werden sollen, gehen Sch. und Wagenaar oft ganz auseinander[31]). In der gesammten Ausführung des Stoffes endlich zeigt sich zwischen diesen beiden Schriftstellern eine große Unähnlichkeit. An vielen Orten, wo die Geschichte der vereinigten Niederlande nur wenig eingehend ist, ist Sch. sehr ausführlich, wie z. B. über die Versammlungen und Bewegungen des niederländischen Adels, welche Sch. aufmerksamer beobachtet als Wagenaar. Dagegen berichtet dieser überall von den politischen Beziehungen der Staaten von Frankreich, England und Spanien zu einander in größter Breite, was Sch., der den Kampf der Niederländer von einer dramatisch einheitlichen Seite zu fassen sucht, fast gänzlich bei Seite läßt. Sieht man näher zu, so ergibt sich, daß Sch. Wagenaar's Werk wol sehr fleißig benützt hat,

so wie es ihm als Wegweiser durch die niederländische Quellen-literatur gedient haben mochte, daß er es aber nur neben seinen Quellen braucht und als Ersatz ansieht für diejenigen Werke, welche er nicht aus unmittelbarer Lectüre kennen lernte.

Leistungen und Mängel.

Wenn die Prüfung von Sch's Quellenforschung keineswegs ein allseitig befriedigendes Resultat ergeben hat, wenn wir selbst vom Standpuncte jener Zeit seine Kenntniß der einschlägigen Literatur nicht genügend finden konnten, so steht doch andererseits ebenso fest, daß Sch. eine Anzahl von Hauptquellen über den niederländischen Krieg gründlich studirt und mit kritischem Tacte benützt hat. Es wird zunächst die Frage zu beantworten sein, was er mit diesen Hilfsmitteln leistete, und zu welchen Resultaten er auf Grund dieser Arbeiten in seiner Darstellung gelangt ist. Wir halten uns hiebei zunächst nicht an allgemeine Anschauungen, sondern an das rein Factische, so weit dieß von der allgemeinen Auffassung in der Geschichte nur immer zu trennen ist.

Gleich im ersten Abschnitt, der die frühere Geschichte der Niederlande behandelt, sind die staatsrechtlichen Verhältnisse der sieben Provinzen fast durchaus nach Grotius' trefflichen Darstellungen in gedrängter Uebersicht gegeben, ohne daß man ein wichtiges Moment vermissen würde. Die Bemerkung, daß das Gemeinwesen der Niederländer nur zu verstehen sei aus der gewohnheitsmäßigen Geltung ihrer Privilegien, und daß in diesen seit Jahrhunderten das Fundament ihrer staatlichen Existenz gesucht wurde, versetzt uns sofort auf den richtigen Standpunct der Würdigung des communalen Freiheitsgeistes der Niederländer[22]). Wenn dann von Karl V. gesagt ist, das Eigenthümliche der Stellung, welche durch ihn die Niederlande erhalten, hätte darin bestanden, daß sie die Provinz einer Monarchie wurden und daß der Mittelpunct ihres Daseins in die Seele ihres Regenten verlegt war, so ist dieß ebenso richtig, wie wenn des wichtigen Umstandes gedacht wird, daß der Gerichtshof von Mecheln schon unter Karl nicht die selbständige Stellung dem königlichen Rathe von Brüssel gegenüber einnahm, wie ehedem; daß ferner der Regierungswechsel im Jahre 1855 ein eingreifender war, ist gewiß nicht minder zutreffend, als die Bemerkung, daß das persönliche Verhältniß des Monarchen zu

den Niederländern unter Karl V. ein anderes gewesen, als dasjenige unter Philipp II. Aber schon eine ganz unrichtige Schlußweise ist es, wenn sofort der Grund dieser Erscheinung in rein persönlichen Eigenthümlichkeiten gesucht wird. Wir wissen gegenwärtig, wie die Unzufriedenheit des niederländischen Adels besonders daraus ihren Ursprung genommen hat, daß der wesentliche Einfluß auf Hof und Regierung, der unter Karl V. von den Niederlanden geübt ward, unter Philipp II. fast ausschließlich auf Spanien überging[33]). Sch. dagegen sucht in echt dramatischer Weise die Motive zu den Verstimmungen zwischen Spanien und den Niederlanden vorwiegend in dem Charakter Philipp's. Und er geht darin so weit, daß er Philipp II. schon von vornherein ein persönliches Uebelwollen und tyrannische Absichten gegen die Niederlande und ihre Freiheiten zuschreibt, wodurch der Standpunct des Lesers gleich auf den ersten Seiten verfälscht ist. Da meint er, daß die Vorgänge bei der Abdankung Karl's V. bloß Komödie gewesen, und legt Gewicht darauf, daß Philipp zu einem besonderen Eid gezwungen worden sei, weil die Niederländer seiner Person immer mißtraut hätten[34]). In der That aber ist der Eid und die ganze Art des Regierungsantrittes Philipp's II. in Brüssel im Jahre 1855 durchaus in den alten Gewohnheiten des Landes begründet, es liegt darin so wenig etwas besonderes, daß man in jener Zeit an einen Gegensatz zwischen den Niederländern und ihrem Monarchen nicht im entferntesten denken dürfte[35]). Sch'n hingegen war diese Scene wie eine Exposition des Dramas, welches er darstellen wollte, willkommen; da mußten die wirkenden Persönlichkeiten schon in dem Gewande vorgeführt werden, welches denselben nachher zur Charakterisirung dient. Dagegen ist gleich in den ersten Partien des Werkes mit Rücksicht auf Philipp's späteres Verhalten zu den Niederlanden ein Gedanke ausgesprochen, der von einem richtigen politischen Blicke zeugt. Schon in der Einleitung wird die merkwürdige Frage aufgeworfen[36]): 'Warum erschien Philipp II. nicht selbst in den Niederlanden? warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das Einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als

die persönliche Gegenwart des Herrn'. Noch an mehreren Stellen kommt Sch. nachher auf diesen Gedanken zurück und findet ihn durch die Lectüre seiner Quellen bestätigt. In der That ist diese Frage so bedeutsam, daß auch die eifrigsten Vertheidiger des Königs über dieselbe nicht leicht hinwegzukommen im Stande sind. Ja, es wird überhaupt kaum jemals eine rechtfertigende Antwort darauf zu geben sein[37]).

Und hier ist der Ort, wo wir sogleich ein anderes bedeutsames Moment bemerken können. Sch. sah zwar in dem Abfall der Niederlande noch weit mehr confessionelle Motive wirksam, als dieß heutzutage bei den bedeutendsten Schriftstellern der Fall ist, aber nichtsdestoweniger erkannte er doch bereits die wichtige Thatsache mit gleicher Bestimmtheit, daß es recht eigentlich der Adel war, der in den Niederlanden sich beleidigt glaubte und daß er vor allen Dingen nicht bloß in seinem Ehrgeiz sich gekränkt fühlte, sondern die Erhebung als eine Lebensfrage betrachten mußte, seit Ueppigkeit und Verschwendung ihn gewöhnt hatten, aus der Regierungsgewalt Quellen des Reichthumes zu ziehen und eben diese durch Philipp's verändertes Regiment plötzlich gehemmt waren. Man lese den Abschnitt 'Verschwörung des Adels', um sich von den bedeutenden Leistungen zu überzeugen, deren Sch's geschichtliche Muse doch fähig war. Hier sind in der That die Beweggründe, welche den niederländischen Adel zur Empörung trieben, mit solcher historischen Treue geschildert, daß wir kaum ein Werk der neueren Zeit zu nennen vermöchten, welches in diesem Puncte einen bedeutenden Schritt über Sch. hinaus gemacht hätte[38]). Wenn also auch der confessionellen Seite des niederländischen Kampfes von Sch. ein zu weites Feld eingeräumt ist, so tritt doch überall sein feines Verständniß für die materiellen und eigentlich treibenden Ursachen der Revolution als einer vorherrschenden Adelserhebung hervor, und in diesen Beziehungen ist Sch. so sehr seinen Vorgängern überlegen, daß wir darin einen Maßstab zur Beurtheilung seines historischen Sinnes zu erblicken glauben. Auch Wagenaar hat sich hier so wenig zu einem bestimmten Urtheile entschlossen, daß er die Meinungen des spanischen Rathes über die Ursache der Bewegung ohne alle Bemerkung aufnimmt und doch

in dem Verfolge der Darstellung durchblicken läßt, daß diese Ansichten nicht richtig gewesen seien [39]).

Wie schon von Anderen bemerkt ist, war es besonders die Person des Prinzen von Oranien, welche Sch's Interesse auf sich zog. Da ist es nun freilich schwer, die dramatische Charakterschilderung, wie sie uns Sch. in monumentalem Stile in dem Abschnitt 'Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont' entworfen hat, im Einzelnen zu analysiren; aber es steht fest, daß sich die Geschichte mit einem Bilde bloßer psychologischer Möglichkeit nicht begnügen konnte. Die Handlungsweise des Prinzen hat in der neueren Geschichtschreibung, gestützt auf eine Reihe von urkundlichem Materiale, eine entschieden abfälligere Beurtheilung erfahren [40]). Man weiß gegenwärtig, wie der Prinz von Anbeginn an ein doppeltes Spiel am spanischen Hofe und unter dem niederländischen Volke zu spielen für gut fand, wie er dieselben Dinge in derselben Zeit nach der einen Seite so und nach der anderen anders dargestellt und zu benutzen gewußt hat. Es zweifelt mit einem Worte heute niemand mehr daran, daß dieselbe Politik der Klugheit, welche den Zeitgenossen so auffallend war und dem Prinzen den Beinamen des Schweigsamen brachte, doch auch eine ganze Reihe von Mitteln und Beweggründen in sich schloß, welche von 'schöner Menschlichkeit' weit entfernt sind. Und so kann man sagen, daß vor dem Maßstabe, nach welchem Sch. die Persönlichkeiten zu beurtheilen liebte, gerade der Prinz von Oranien nicht bestehen könnte. Sch. faßte die Thatsachen zu Gunsten des Prinzen in falscher Weise auf. Die Bestrebungen Oraniens und seiner ganzen Partei waren nicht defensiver, sondern aggressiver Natur. Dem Prinzen selbst war an Religionsfreiheit, die man immer im Munde führte, als solcher nichts gelegen. Es ist gegenwärtig auch seinen eifrigsten Vertheidigern unmöglich, ihn im Lichte eines Glaubensvertreters erscheinen zu lassen [41]).

Wenn man daher Sch's Darstellung in diesem Falle vom Standpuncte der strengen historischen Wahrheit beurtheilt, so wird man sagen dürfen, nicht daß sie aus parteiischen Rücksichten falsch ist, sondern daß sie auf unrichtigen Voraussetzungen beruht, die zum Theil unverschuldet sind, weil die Quellen über die tieferen

Beziehungen und Vorgänge Sch'n unbekannt geblieben waren. Und muß man auch zugestehen, daß gerade in diesem Puncte Sch. durch tiefere kritische Untersuchungen auf richtigere Resultate hätte kommen können, so ist andererseits nicht zu vergessen, daß die niederländischen Quellen, welche Sch. fast ausschließlich benützte, und darunter auch jene, die sich den Bestrebungen Oraniens im ganzen feindlich zeigen, doch über seine Person und seinen Charakter fast sämmtlich ein günstiges Urtheil fällen [42]).

In anderer Weise dagegen ist Sch. in Bezug auf Granvella vorgegangen. Das war keine Person, die seiner Sympathie nahe stand. Hier ließ er ganz seinen scharfen Verstand walten. Und in der That kann man fragen, wo vor Sch. ein so richtiges Bild des bedeutenden Staatsmannes entworfen ist. Er führt es mit ebenso fesselnden Zügen wie dasjenige Oraniens in die Erzählung ein. Man sieht diesen Mann bürgerlicher Herkunft gleichsam als verkörperten Gegensatz gegen den hochstrebenden Adel in den Niederlanden auftreten. Ja, es ist nicht ohne eine gewisse Theilnahme, wenn Sch. bemerkt, wie hier der 'Plebejer' dem Adel gegenüber steht [43]). Er nennt ihn das kostbarste Geschenk, welches Karl V. bei seiner Thronentsagung seinem Sohne und Nachfolger gemacht habe. In der Auffassung der Politik des Cardinals werden sich im wesentlichen folgende Grundzüge erkennen lassen. Granvella kennt kein anderes Interesse als dasjenige seines Herrn, des Königs. Und zugleich ist niemand scharfsinniger als er in der Entdeckung und Erkennung derjenigen Elemente, welche der Sache des Königs entgegenstehen. Zu ihrer Bekämpfung bedient sich Granvella besonders der kirchlichen Macht, welche mit derjenigen Spaniens unverbrüchlich verbunden ist. Es ist Sch's Verdienst damit zuerst auf die politischen Grundgedanken hingewiesen zu haben, welche die Einwirkungen der Gegenreformation in den Niederlanden in ihr richtiges Licht stellen [44]). Zwar ist es nicht Sch's Ansicht, daß das Mittel der katholischen Reaction, welches zur Befestigung der spanischen Herrschaft angewendet worden ist, das richtige gewesen sei und der Erfolg rechtfertigt diese Meinung, aber es wird doch keinen Augenblick im Zweifel bleiben, daß Sch. den Cardinal für den Einzigen hält, welcher die Kraft und den Muth vereinigte, die

Sache der Regierung aufrecht zu erhalten. Deshalb ist in Sch's Auffassung der Sturz des Ministers der entscheidende Moment für das Schicksal der Niederlande. Granvella wurde gestürzt, heißt es, 'weil er die Nation in ihren Edeln beleidigt, um dem Einzigen zu gefallen' [45]). Sofort schildert er dann das Uebergewicht des Adels im Staatsrath, und wenn die Statthalterin selbst den Sturz des Ministers herbeigeführt, nicht aus sachlichen Gründen, sondern weil sie den Herrn über sich nicht dulden wollte, so sieht er die Strafe hiefür darinnen, daß sie nunmehr in dem Adel ihre Meister findet, womit die Revolution allmählich aber sicher eingeleitet und vorbereitet ist. Messen wir diese Partie des Werkes an dem Maßstabe der neuesten Resultate der Forschung, welche auf den reichen seitdem veröffentlichten Briefwechseln und Acten beruhen, so fällt die Vergleichung durchaus nicht zu Sch's Ungunsten aus. Juste, der am umfassendsten die neuen Arbeiten über diese Periode benützt hat, trifft in Hauptpuncten mit Sch. überein [46]). Und wenn Prescott bemerkt, daß Granvella den Haß der Niederländer sich nicht im entferntesten durch seine Person zuzog, sondern durch die Administration, die er mit Beharrlichkeit verfocht, so daß man alles was die Freiheiten des Landes bedrohte ihm zuschrieb, gleichviel ob gerecht oder nicht, so stimmt dieß im wesentlichen mit Sch's Urtheil überein [47]).

Nur weniges Einzelne noch sei gestattet, zur Charakteristik des Abfalls der Niederlande anzufügen. Wenn die Inquisition und ihre Wirksamkeit in so schreckenerregender Weise geschildert ist, als es mit der Wahrheit der Sachlage nicht verträglich ist, so mag Sch. selbst die Schwäche seiner Kenntnisse in dieser Beziehung gefühlt haben, wie aus der Bemerkung in seiner Vorrede über diesen Gegenstand zu entnehmen ist. Der Bildersturm und die Verheerungen der Geusen sind zwar ohne Vorurtheil nach unparteiischen Berichten erzählt; aber entweder Sympathie oder Mangel an Einblick haben bewirkt, daß die einschlägigen revolutionären Vorgänge meist außer Zusammenhang mit dem Treiben der Adelspartei dargestellt erscheinen. Der Herzog von Alba wird in der einseitigsten Weise nur nach den niederländischen Berichten, von denen selbst die conservativsten bittere Feindschaft gegen den spanischen

Herzog hegen, mit solcher Unbedenklichkeit geschildert, daß man glauben sollte, ursprüngliche Voreingenommenheit habe bei Sch. in diesem Falle selbst das Bedürfniß überwuchert, sich um die Urtheile der Landsleute des Herzogs zu bekümmern. Die beiden Beilagen, die dem Abfall der Niederlande beigefügt sind: 'Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn' enthaltend den Schluß des größeren Aufsatzes aus dem achten Hefte der Thalia von 1789: 'des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod' sowie dieser selbst und 'die Belagerung von Antwerpen', aus dem vierten und fünften Stücke der Horen von 1795, sind Stücke glänzender stilistischer Darstellung mehr als historischer Durchforschung. Zu beiden haben Sch'n keine neuen, sondern nur seine sonstigen Quellen die Anhaltspuncte geboten. Wenn über das letztere bei Zeitgenossen die wärmsten Urtheile gefunden werden, so beweist dieß, wie hoch das literarische Bedürfniß in Deutschland Leistungen der Form in einem Gebiete anschlagen mochte, in welchem bis dahin nur die trockenste Langweiligkeit geherrscht hatte.

Das Ergebniß unserer Untersuchung über den Abfall der Niederlande ist in kurzem bezeichnet dieß, daß das Werk zwar nicht auf umfassenden und allseitigen Studien derjenigen Quellen beruht, welche damals bereits hätten benützt werden können, daß aber darin durch klaren historischen Blick die wissenschaftliche Kenntniß jener Periode um einen wesentlichen und bedeutenden Schritt vorwärts gebracht worden ist. Wenn man den Eindruck ermißt, den das Werk auf die Leser der Zeit ausgeübt hat, so muß er ein außerordentlicher, unerwarteter gewesen sein. Unter den Urtheilen von Zeitgenossen, die uns über das Werk aufbewahrt sind, ist dasjenige Körner's in einem Briefe an Sch. (November 1788) eines der lehrreichsten. Bei allem Verdienste, das man dieser Arbeit nicht absprechen könne, meint er, sei es doch nicht das höhere Verdienst, dessen Sch. fähig wäre. Der Forderung eines historischen Kunstwerkes genüge das Werk nicht, weil die Einheit dem Ganzen fehle: ihm dünkt, daß Sch. sich bei der Ausführung mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeistert habe. Die Ursache hievon findet er darin, daß die Materialien zum Theil mit Sch's Ideal im Widerspruche gestanden hätten und

daß der gesammelte Stoff mehr für den Gehalt des Details als für die Schönheit des Ganzen benützt sei. Die Unparteilichkeit, die Sch. angestrebt habe, schwäche ferner das Interesse an den Niederländern und ihrer Sache, so daß man sogar geneigt sei besonders in der Periode nach Granvella's Entfernung wider die Niederländer und ihre Großen (selbst Wilhelm nicht ausgenommen) für Philipp Partei zu nehmen. In Wilhelm's Art zu handeln liege etwas Inconsequentes, das Sch. durch Hypothesen hätte ersetzen sollen. Weiter empfiehlt Körner weniger Aengstlichkeit in Befolgung der Vorgänger, dann würde Sch. tiefere Blicke in die Bewegungsgründe der handelnden Personen sich erlauben. In diesem Urtheil eines der bedeutendsten Zeitgenossen Sch's zeigt sich der Einfluß einer damals vielfach herrschenden Auffassung historischer Schriftstellerei. Neben der Trockenheit Pütter'scher oder Bünau-scher Historie war das Verlangen nach einer sogenannten kunstmäßigen Verarbeitung des Stoffes erwachsen, wobei die Wahrheit erst in zweiter Linie in Betracht kam. Wenn Sch. antwortet, daß sein Urtheil von dem Körner's wenig verschieden sei, so dachte er wol im allgemeinen an die Forderungen kunstgemäßer Darstellung, gewiß ist, daß er sich mehr und mehr von den unwissenschaftlichen Consequenzen jener Auffassungsweise bei seinen historischen Arbeiten entfernte. Es ist bezeichnend, daß Sch in seiner Antwort das Werk neuerdings ein Product seines Fleißes nennt. Und dieß darf wirklich als ein Charakterzug desselben unbedenklich hervorgehoben werden. Es beruht auf sehr ernstlicher Anstrengung und Lectüre. Das Bewußtsein, daß in der Geschichtschreibung nur aus den Quellen geschöpft und nichts erdichtet werden darf, bricht sich schon in diesem Werke überall Bahn. Es wird in den folgenden historischen Arbeiten noch klarer geltend. Die angestrebte Unparteilichkeit, die Körner zum Vorwurfe macht, nehmen wir endlich auch alles Ernstes jenen gegenüber für den Abfall der Niederlande in Anspruch, welche eine vorherrschend protestantische Tendenzschrift darinnen erblicken möchten. Mit protestantischer Parteistellung hat es in der That nichts zu schaffen. Was sich als eigenthümliches Gepräge der Darstellung aufdrängt, das ist der Liberalismus des achtzehnten Jahrhunderts, der in der Erhebung

der Völker vom Drucke der Regierungsgewalt unter allen Umständen große Thaten bewundern zu müssen glaubte und ein unbestimmtes Freiheitsideal als Ziel der historischen Entwickelung betrachtete. Anschauungen dieser Art mit ihrem liberalen Wortschwall in Werken aus jener Zeit haben mit Recht heutzutage ihre täuschende Kraft verloren, aber sie dürfen gegen das Treffliche, das sich daneben findet, nicht ungerecht machen. Unter solcherlei Reflexionen zeigt sich im Abfall der Niederlande ein tüchtiger Kern historischer Wahrheiten, welche noch heute volle Beachtung verdienen, und gegenüber den wegwerfenden Aeußerungen, die man schlechtweg in Deutschland über dieses Werk zu hören gewöhnt ist, bleiben die Worte eines französischen Schriftstellers ein glänzender Beweis eines feinen Verständnisses: parmi les historiens plus récents, le premier rang appartient incontestablement à Schiller, dont l'ouvrage sur l'insurrection de Pays-bas est à certains égards un chef-d'oeuvre[48]). Es war das erste größere historische Werk, welches der Dichter hier lieferte, aber es gab sofort einen glänzenden Beweis dafür ab, daß das erste und wesentlichste Haupterforderniß der Geschichtschreibung doch eigentlich nicht die zunftmäßige Ausstattung aus der gelehrten Rüstkammer, sondern ein klarer Verstand sei. Das war eine Wahrheit, welche in Deutschland damals noch ebenso zurückstand, wie vor den Zeiten Voltaire's in Frankreich. Eine ähnliche Stellung, wie dort die Geschichte Karls XII. und das Zeitalter Ludwigs XIV., nimmt hier der Abfall der Niederlande ein. An beiden Stellen hatten diese Werke die Wirkung, daß sie überraschten, daß sie in Erstaunen setzten, wie es möglich sei, daß ein unzünftiger Mann mit solchem Erfolge Geschichte schreibe, und daß man sich endlich darüber zu besinnen anfing, was die Geschichte zu leisten habe.

2. Die Memoiren.

Die historischen Arbeiten Sch's, die zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, knüpfen sich an ein Unternehmen, das seiner Art und seinem Charakter nach eine Epoche in der deutschen Geschichtsliteratur bildet. Man kann den Gedanken für jene Zeit kaum hoch genug stellen dem deutschen Publicum das Interesse für geschichtliche Dinge mittelst der unmittelbaren Einführung in die Quellen unserer historischen Kenntnisse näher zu bringen. Der Geschmack für Lectüre von Schriftstellern, welche aus ihrem politischen Wirken und Streben heraus ihre eigenen Aufzeichnungen der Nachwelt hinterlassen haben, war im vorigen Jahrhundert in Deutschland ungleich weniger ausgebildet, als in den Culturwerkstätten des Westens; einestheils fehlte es den herabgekommenen Adelsgeschlechtern, welche die politische Macht hier noch ausschließlich in Händen hatten, schon damals an dem politischen und schriftstellerischen Talente, um solche Werke zu produciren, anderentheils war auch die Reife des größeren Publicums nicht zu jener Höhe gelangt, um für den eigenthümlichen Literaturzweig Neigung und Geschmack zu empfinden, in welchem politische Tagesinteressen so dicht neben historischen Fragen, persönliche Motive neben allgemeinen Ereignissen herlaufen, und es war daher natürlich, daß auch die Fachgelehrten eine Literatur, welche ihren streng historischen Charakter nicht beweisen konnte, wie die leichte Waare französischer Publicisten betrachten mochte. Nicht so dachte Sch. von der Literatur der Memoiren. "Diese Gattung historischer Schriften, sagt er, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich

Aufnahme der Memoirenliteratur.

den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhaltes, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden'. Gerade das sei das Anziehende an ihnen, heißt es dann weiter, daß sie aus der subjectiven Anschauungsweise eines bedeutenden Menschen entspringen, und daß die Weltbegebenheiten in dem psychologischen Rahmen einer Individualität zur Anschauung kommen. Daß es nun gerade diese Seiten sind, welche Sch'n ein so vorzügliches Interesse für die Memoirenliteratur eingeflößt haben, erklärt sich schon aus der Betrachtungsweise, mit der er auch sonst, wie wir gesehen haben, an die Geschichte herantrat. Ueberall war ihm das Individuelle, das psychologisch Charakteristische eine Hauptsache. Unter den Quellen nun, die er bei seinen Geschichtsstudien kennen lernte, waren keine, welche diese Seite so nahe berührten, wie die Memoiren.

Indem sich Sch. zu dem Unternehmen entschloß, Memoiren zu übersetzen und zu veröffentlichen, gab er demselben auch sofort eine möglichst große Ausdehnung. Er wollte sich nicht auf die Jahrhunderte beschränken, wo in der neueren Zeit diese Literatur so besonders reichlich gedieh. Er zog auch das Mittelalter in diesen Kreis und seine Wahl traf zuerst mit glücklichem Instincte drei Schriftsteller, welche unfraglich die höchste Stelle in der Literatur ihrer Zeit einnehmen. Otto's von Freising Gesta Friderici, die Alexias der Anna Comnena und die Lebensbeschreibung des Sultans Saladin von Bohaeddin eröffneten die erste Abtheilung einer Sammlung, welche nachher von anderen Gelehrten noch in vielen Bänden unter Sch's Namen fortgesetzt worden ist. Eine ebenso glückliche Idee ist es dann auch gewesen, wenn den einzelnen Stücken Einleitungen beigegeben wurden, welche den Leser auf den Standpunct des Schriftstellers versetzen sollten. Daraus sind die universalhistorischen Uebersichten entstanden, die gegenwärtig nur zu häufig ohne Beziehung auf ihren Zweck gelesen und beurtheilt werden [1]).

'Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter'.

Zunächst tritt uns die einleitende Abhandlung zu der Alexias: 'über Völkerwanderung Kreuzzüge und Mittelalter' entgegen. Es ist eine in ihrer Art höchst merkwürdige Schrift. Man weiß kaum

ein einziges deutsches Geschichtswerk der damaligen Zeit zu nennen, von dem man sagen könnte, daß es dazu in einer näheren oder entfernteren Beziehung stände [2]). Daß Sch. mit einer so allgemeinen, großgezeichneten Charakteristik eines ganzen Zeitalters hervorzutreten wagt, daß er aus den Details der Geschichte ein allgemeines Bild von innerer Gesetzmäßigkeit zu zeichnen unternimmt, dazu konnte ihm die damalige deutsche Geschichtschreibung weder eine Aufforderung noch auch nur den Muth gegeben haben. Dagegen wissen wir, mit welchem Eifer Sch. schon früher Montesquieu studirte [3]), und wir fürchten nicht zu fehlen, wenn wir sagen, daß er hier gerade die bedeutendste Anregung für seine universalhistorischen Uebersichten empfing. Montesquieu's Schrift sur la grandeur et décadence des Romains hatte Sch. mit Enthusiasmus gelesen. Hier sucht Montesquieu einer der Ersten, die diesen Weg betraten, in den Ursachen des Verfalles der römischen Republik allgemeine historische Entwickelungsgesetze zu erkennen und in philosophischer Weise über das Einzelne der geschichtlichen Ereignisse sich zu erheben. Und eben der Verfall der römischen Cultur ist es, mit dessen Schilderung Sch. auch seine universalhistorische Uebersicht über das Mittelalter beginnt. Ganz nach Montesquieu's Vorgang weist er die Nothwendigkeit des Unterganges der römischen Republik nach aus der 'unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker versenkte, aus der weichlichen Sclaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte'. Die Römer, heißt es weiter, erhoben sich nie 'zu vortrefflichen Menschen', sie waren immer nur 'römische Bürger und römische Sclaven'. 'Keiner von unseren Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt: wir haben Menschenfreiheit' [4]). Sogleich thut Sch. aber einen Schritt weiter, wenn er fragt, ob das Zeitalter der Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer besseren Zeiten gewesen sei? Und indem er diese Frage bejaht, ergibt sich ihm Ziel und Maßstab für die Ereignisse einer in seinen

Augen barbarischen Zeit, welche gleichwol die edleren Keime der modernen Geistesfreiheit und der Anerkennung der Menschenwürde bereits in sich trägt. In der germanischen Volkseigenthümlichkeit sei dieser Fortschritt begründet, aber zunächst hätte die Gewaltsamkeit der neuen Völker einen Läuterungsproceß erfahren müssen, der in dem größten Ereignisse des Mittelalters, in den Kreuzzügen, sich am deutlichsten kennzeichne. Und nun trägt Sch. seine höchst merkwürdigen Ansichten über die Kreuzzüge vor. 'Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten'. Mit diesen Worten bezeichnet Sch. im wesentlichen seine Auffassung von den Kreuzzügen, die wir später noch weiter erörtert finden. In dem Mißlingen der großen Unternehmung erhielt der 'römische' Hierarch, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen', den empfindlichsten Schlag. 'Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren'. Mit einer großen Perspective schließt dann Sch. seine Einleitung, indem er das Aufkommen des dritten Standes als Trägers der modernen Cultur beobachtet, und hinzufügt, in ihm wäre ein besserer Kämpfer zur Freiheit herangewachsen [5]).

Von aller Allgemeinheit und Eigenthümlichkeit der Einkleidung abgesehen, betonen wir nur den Gedanken, den Sch. über die Kreuzzüge ausspricht. Ist es da nicht bedeutsam, daß die sorgsame Quellenforschung der neuen Zeit in schlagender Aehnlichkeit fast zu dem nämlichen Resultate gelangt ist? Die Ansicht hat sich heute Bahn gebrochen, daß die Unternehmung der Kreuzzüge aus der Politik der Päpste hervorging, daß darin zwar eine kluge Benützung der herrschenden Ideen lag, daß aber die phantastische Glaubensrichtung des Mittelalters nicht selbst die Triebfeder der gewagten Unternehmung gewesen, die vor allem der inneren Macht des Papstthumes eine entsprechende auswärtige Wirksamkeit und Stellung zu geben bestimmt war. Und auch darin ist die neuere Geschichtsforschung zu gleichen Resultaten gelangt, daß sie erkannt hat, wie das

Ansehen des Papstthumes in Europa selbst durch das Mißlingen der Kreuzzüge zuerst, nicht unmittelbar, aber wesentlich erschüttert war [6]).

'Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges'.

Als eine Ergänzung zu den vorgetragenen Ansichten über Ideen und Charakter des Mittelalters und der Kreuzzüge kann man die ebenfalls noch im ersten Bande dargelegte 'Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges' betrachten. Die Eigenthümlichkeit des mittelalterlichen Staatswesens wird zuerst von der Seite ihrer Gleichförmigkeit in den verschiedensten Ländern betrachtet. Im elften Jahrhundert stehen diese Völker, meint Sch., noch auf derselben Stufe 'in wilder Unabhängigkeit immer gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, wie in ihrem scythischen Vaterlande'. 'Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von innen, von außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst und noch schlechter untereinander verbunden'. Wenn man nun auch im allgemeinen dieß Bild des Mittelalters für zutreffend erklären kann, so ist dieß weniger der Fall, so wie wir weiter lesen und nun im Detail die Verfassung jener Zeiten geschildert finden [7]). Schon die angeführte Ansicht, als hätten sich die germanischen Völker seit der Urzeit bis ins elfte Jahrhundert in ihren Einrichtungen nicht wesentlich verändert, ist ein auf Unkenntniß der Sachlage beruhender Irrthum. Was wir dann weiter über die Heerfolge, über das Beneficialwesen, über die Gerichtsbarkeit, über das Verhältniß des Königthums zu den Herzogen, Markgrafen und Grafen lesen, mag wol vom Standpuncte der heutigen Wissenschaft freilich nur mit Lächeln aufgenommen werden. Fragen wir aber, wie Sch. zu seinen irrigen Anschauungen gelangte, so ist auf die hauptsächlichsten Hilfsmittel der deutschen Geschichte, die damals zu Gebote standen, zu verweisen [8]); nur darf dabei nicht verkannt werden, daß auch Sch's Streben zu verallgemeinern bedeutende Verstöße bewirkt hat, welche den Geschichtsbüchern seiner Zeit nicht zur Last gelegt werden dürfen.

Was man an positiven Daten in der Abhandlung findet, mag fast ausschließlich auf den beiden Werken Pütter's: 'teutsche Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwickelt' (1778) und 'vollständigeres Handbuch der teutschen Reichshistorie' (1772), sowie auf Schmidt's deutscher Geschichte beruhen [9]). Der Letztere ist besonders ausgebeutet, doch ist vieles, was sich in diesem Werke unter dem Titel Sitten und Charakter der Deutschen in den einzelnen Zeiträumen beigefügt findet, von Sch. ziemlich willkürlich unter einander geworfen. So paßt es zwar in die Zeit der Landeshoheit, wenn gesagt wird, daß die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen völlig unabhängig gewesen sei, aber durchaus nicht in die Zeit des ersten Kreuzzuges. Es wäre indes eine ebenso unnöthige als unfruchtbare Arbeit, wenn wir in den schwierigen Fragen deutscher Verfassungsgeschichte Sch'n im Einzelnen nachgehen wollten; ohne Zweifel ist die erwähnte Abhandlung diejenige, welche ohnehin unter allen die geringste Wirkung auf die Wissenschaft geübt hat.

Universal-historische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.

Um so mehr zieht die 'universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.' unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war dem dritten Bande der historischen Memoires leider ungeendigt als Einleitung beigegeben. Unmittelbar an den leitenden Gedanken der ersten Abhandlung für die Memoiren schließt sie sich an. Die Stellung Roms und der Kirche wird hier nicht sowol in ihrem Gegensatze gegen den nichtkatholischen und nichtchristlichen Osten, als vielmehr von Seite des inneren Widerspruches charakterisirt, der sich in den Institutionen des Papstthumes und des Kaiserthumes zeigte. Sch. beginnt mit dem Wormser Concordat und findet an diesem Wendepuncte der Geschichte nur noch Ueberreste der vormaligen Kaisergewalt. Die Wahl Lothar's, bei deren Erzählung er sich lediglich Schmidt's deutscher Geschichte bedient hat [10]), erscheint ihm auffallender Weise fast als eine Herabminderung des Ansehens der Könige in Deutschland selbst. Daß es sich bei dieser Wahl um gewohnheitliches Recht handelte, von welchem nur bei früheren Fällen nicht so detaillirte Meldung geschieht, ist unbeachtet geblieben. Indem dagegen Lothar's Politik dargestellt wird, ist ein Gesichtspunct in den Vordergrund geschoben, der unsere Beachtung verdient. 'Die Frage,

sagt Sch., ist der Erörterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reiches auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferung werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthumes in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten?' Wieder sehen wir hier eine historische Frage angeregt, welche bis heute die Geschichtschreibung lebhaft beschäftigt, und deren richtige Beantwortung für die Auffassung und Beurtheilung der alten Kaisergeschichte immer von größter Wichtigkeit sein wird [11]). Daß Sch. nun selbst eine befriedigende Auseinandersetzung darüber zu geben im Stande gewesen wäre, wird man nicht behaupten können; aber man weiß, was es für die Forschung gilt, nur erst auf die Gesichtspuncte und Richtungen hingewiesen zu haben, die zu verfolgen sind. Die Beurtheilung K. Lothar's betreffend, so zeigt sich Sch's Auffassung selbständig und unbefangen, wenn er in ihm einen 'ebenso woldenkenden als tapferen und staatsverständigen Fürsten' findet. Erwägt man, wie sehr gerade Lothar als der Schwächling unter den deutschen Kaisern dargestellt worden ist, so ist ein Urtheil bemerkenswerth, welches wenigstens große Besonnenheit voraussetzt, indem von tieferen Quellenstudien nicht die Rede sein kann [12]). Der einzige Quellenschriftsteller für diese Zeit, den Sch. nachweisbar gelesen, ist eben kein anderer als Otto von Freising; aber mit welchem Nutzen las Sch. diesen Geschichtschreiber! Es scheint uns wahrscheinlich, daß er sowol die Chronik wie die Gesta Friderici gekannt habe; denn in der Abhandlung, die wir eben besprechen, konnte nur die Chronik ihm Aufschlüsse gegeben haben. Die Verhältnisse und Beziehungen der bairischen Herzoge, sein achtungsvolles Urtheil über das Haus der Welfen überhaupt, läßt uns schließen, daß er in dieser Mäßigung keinem anderen Geschichtschreiber als demjenigen gefolgt sein dürfte, der selbst an der ersten Aussöhnung des Staufischen und Welfischen Hauses unmittelbaren Antheil genommen hat.

Dem gleichen Einflusse möchten wir auch, zum Theil wenigstens, die unbefangene und merkwürdige Schilderung des rö-

mischen Papstthumes zuschreiben, welche von einer Höhe historischer Anschauung zeugt, wie sie nicht leicht in der geschichtlichen Literatur dieser oder der vorhergehenden Zeit begegnen dürfte. 'Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger, heißt es hier unter anderem, im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste'. Und nun ist die Stärke des Päpstthumes eben von dieser Seite her zur Anschauung gebracht. Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert Sch'n die Geschichte der Normannen, die als Feinde des römischen Stuhles in Italien begannen, um seine treuesten und ergebensten Freunde zu werden, gedemüthigt und gefesselt vor allem durch die Unbeugsamkeit der Päpste.

Auf welche Quellen Sch. die eminente Schilderung der normannischen Eroberungen und die lebendige Charakteristik ihres Wesens stützt, ist uns nicht gelungen im einzelnen nachzuweisen. Die Darstellung bietet manche Vergleichungspuncte mit derjenigen, welche Johannes Müller später mit ebenso markigen Strichen entworfen hat; an einer Stelle, wo Sch. von Robert Guiscard's Verhältniß zu Gregor VII. und den Kriegen mit den Griechen spricht, wird sich vielleicht der Einfluß Gibbon's erkennen lassen [13]).

Im allgemeinen stellt sich die zuletzt besprochene Abhandlung als die bedeutendste unter denen heraus, die das Mittelalter behandeln. Tiefe Verehrung vor dem Mittelalter zeigt sich bei Sch. natürlich nicht, aber vielfach ein offenes Verständniß für eine reichbewegte Zeit, in welcher Gemüth und Phantasie vorherrschten, die ihm indes zunächst nur als nothwendige Durchgangsstufe aus dem Rechtsstaat der Römer zur Menschenfreiheit der Modernen von Bedeutung erschien. Daraus mag sich auch erklären, daß er verhältnißmäßig äußerst wenig mit Geschichtschreibern des Mittelalters sich beschäftigte. Das eigentliche Element, in welchem sich Sch's Geist heimisch fühlte, blieb doch immer die neuere Geschichte. Wie sich an der modernen Zeit seine Neigung und sein Interesse für Geschichte überhaupt herangebildet, so war es auch diese, wo er das Trefflichste, was seine historische Muse hervorbrachte, geleistet hat. Doch nicht diejenigen Werke, welche gemeiniglich allein in

Betracht gezogen werden, wenn von Sch's Geschichtschreibung die Rede ist, weder den Abfall der Niederlande, noch den dreißigjährigen Krieg sehen wir als seine bedeutendste historische Arbeit an, sondern eine Abhandlung viel geringeren Umfanges verdient diesen Namen, obgleich sie wenig citirt und fast nie gelesen wird. Unmittelbar an die Herausgabe der Memoiren schließt sie sich an, und kann in gewissem Sinne auch als das letzte historische Product des Dichters betrachtet werden, da ihr Beginn jedesfalls später fällt (Frühjahr 1791) als der Beginn des dreißigjährigen Krieges. Wir meinen die Abhandlung, welche in aufeinanderfolgenden Einleitungen zu den Denkwürdigkeiten des Herzoges von Sully im ersten bis achten Bande der II. Abtheilung der Memoiren erschienen ist und nachher unter dem Titel 'Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX.' zusammengefaßt ward. Es ist dieß eine Arbeit, die auch vor dem strengen Maßstab unserer heutigen Kritik bestehen kann.

'Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX.'

Gleich im Beginn sind wir darin auf einen Standpunct erhoben, der die Läuterung und Entwickelung der Schiller'schen Geschichtsauffassung in willkommener Weise erkennen läßt. Wir hatten schon in der Geschichte des Abfalls der Niederlande Gelegenheit zu bemerken, wie Sch. sehr bald bei seinen Studien zur Erkenntniß kam, daß hinter den confessionellen Kämpfen des 16. Jahrhundertes eigentlich entscheidend und bewegend die politischen stehen, denen jene als Folie und Mittel dienten. Dieß ist ein großer historischer Gedanke, den vielleicht vor Ranke kaum einer so rein und entschieden erfaßt hat wie Sch. Indem wir nun die Abhandlung aufschlagen, finden wir folgende Stelle: 'So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europas die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hilfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luther'n und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien

und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Cabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen' [14]). Und wenn es dann später bei dem Aufkommen der lothringischen Prinzenmacht heißt: 'Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubensinteressen und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zur Hilfe gerufen', so sehen wir damit Ansichten ausgesprochen, welche die neuere Geschichtsforschung als die Grundsätze und Kriterien der wahren und unparteiischen Auffassung dieser Kämpfe anerkannt hat [15]).

Die Vorarbeiten und Studien für dieses Werk waren nicht sehr erheblich, das Meiste, was Sch. dazu benützte, war ihm aus seinen früheren Arbeiten über den Abfall der Niederlande bekannt. Dahin können wir besonders den trefflichen de Thou rechnen, den Sch. bei seinem ersten Werke, wie sich gezeigt hat, zwar nicht in erster Linie, aber immerhin zu Rathe zog. Seitdem muß er sich gründlicher mit dem weitläufigen Werke befaßt haben, denn der Aufsatz, von dem wir sprechen, verräth eine genaue Bekanntschaft mit demselben. Und da es, wie man sich leicht bei einem Blicke in die umfangreichen, immer synchronistisch vorgehenden Bücher der Zeitgeschichte von de Thou überzeugen kann, nicht zum leichtesten gehört, darin eine Uebersicht zu gewinnen, so darf man voraussetzen, daß ihm dieses Studium mehr Zeit gekostet, als die Biographen geneigt wären zuzugestehen. Außer de Thou führt Sch. als Quellen der Abhandlung auch noch Brantome und Castelnau und als vorzüglichstes Hilfswerk Anquetils Esprit de la ligue an [16]). Die Lectüre von Castelnau's Memoiren mag vielleicht insbesondere auf den ruhigen und leidenschaftslosen Ton in dieser Abhandlung eingewirkt haben. Brantome, nach dessen Lectüre Sch. wie wir wissen schon zur Zeit der Arbeiten am Abfall der Niederlande ein Verlangen trug, lieferte unzweifelhaft das meiste

Materiale für die anschauliche und reiche Charakteristik der vielen hier hervortretenden Persönlichkeiten, unter denen er dem Prinzen von Condé und dem Admiral von Coligny das größte Interesse schenkte. Daß endlich auch die eigenen Aufzeichnungen Margaretha's von Navarra Sch'n nicht entgangen sein dürften, könnte vielleicht aus der hingebenden Zeichnung vermuthet werden, die er von ihrem Charakter entwirft. Wenn indes in den erwähnten Schriften kaum der dritte Theil der wichtigsten Werke aus der reichhaltigen französischen Literatur über diese Periode benützt ist [17]), wer wollte dieß Sch'n nachrechnen, wo wir Ursache haben, uns an demjenigen so ungetrübt zu erfreuen, was er schon auf Grundlage einiger weniger Quellen zu leisten im Stande war: das Genie will auch in historischen Productionen nicht nach der Quantität des Recipirten, vielmehr nach der Qualität des Producirten beurtheilt sein.

Mit der Regierung Franz I., die er in großen Strichen zeichnet, eröffnet Sch. die gediegene Abhandlung und schließt sie mit der Geschichte der Bartholomäusnacht, deren Andenken wie ein rächendes Gespenst den jungen König Karl bis zum Tode verfolgte. Gleich dem Beginn sind auch die letzten Jahre dieser Periode nur übersichtlich behandelt. In der ganzen Erzählung sehen wir einen außerordentlichen Fortschritt im Vergleiche zum Abfall der Niederlande. Ohne daß an der Lebendigkeit der Schilderung etwas aufgegeben wäre, fließt die Erzählung in einer ruhigen Glätte dahin, bei welcher das Interesse äußerst gespannt bleibt, auch bei dem, der längst jedes Ereigniß kennt, das er nun zu erwarten hat. Wie sich die Parteien gestalten und verfolgen, wie sich vom Frieden von Amboise an, der mit Recht nach den Angaben de Thou's dargestellt und aufgefaßt ist [18]), die ganze Handlung schon zu dem gewaltsamen Abschlusse vorbereitet, den sie dann in jener gräßlichen Katastrophe erhält, ist mit einer Meisterschaft vergegenwärtigt, die es auffallend macht, daß diese Abhandlung bisher so wenig Beachtung fand. Es mag erwähnenswerth sein, daß Sch. den Zeitpunct des Beginnes der kirchlichen Reaction in Frankreich auf das Ereigniß setzt, wo Heinrich II. die protestantischen Mitglieder des Parlamentes aufheben und gegen sie den Proceß einleiten läßt; auch Ranke findet, daß diese Gewaltmaßregel den Wendepunct in der

Geschichte des französischen Protestantismus bezeichnet: eine Aehnlichkeit der Auffassung, die um so bemerkenswerther ist, je unabhängiger die Beobachter von einander gewesen sind [19]). Ebenso kann man bei Sch's Darstellung der Bartholomäusnacht es nicht für ungerechtfertigt finden, wenn die Hauptverantwortlichkeit auf den Hof selbst und auf Katharina von Medici fällt. Es ist gegenwärtig außer Zweifel, daß der König Karl an dem Blutbad des 24. August 1572 so gut wie ohne Schuld ist, und daß nur die unbedingte Autorität, welche Katharina über ihren Sohn übte, ihn zu den Maßregeln veranlaßte, deren Tragweite ihm völlig unbekannt war. Mit richtigem Instincte hat Sch. in dieser Auffassungsweise sich an Anquetil angelehnt, der die ganze dämonische Gewalt dieser Frau zuerst in ihr rechtes Licht stellte. Auch die Erzählung von der schrecklichen Todesweise des Admirals Coligny dürfte nicht aus der ursprünglichen einzigen Quelle hierüber, sondern aus Anquetil entlehnt worden sein [20]).

Doch wollen wir nicht länger bei diesen Einzelnheiten verweilen. Es mag nur noch erwähnt werden, daß Sch. gegen Ende der Abhandlung zwei kleinere Monographien zu Rathe gezogen hat, woraus man entnehmen kann, daß im Verlaufe der Arbeit ihm das Material zugewachsen sein mochte. So gering dasselbe aber auch immer gewesen ist, so bringt sich eine günstige Beobachtung auf, wenn man die Art der Benützung desselben mit den früheren Arbeiten vergleicht. Da zeigt sich, daß Sch. um vieles treuer und inniger an seine Quellen sich anschließt [21]). Die Verarbeitung derselben ist nicht weniger geistreich und selbständig geworden, aber entschieden leuchtet die empirische Grundlage des geschichtlichen Stoffes mehr als früher durch. Indem die Phrase seltener ist und der täuschende Schein eines halben Verständnisses aufgehört hat, sind die Schilderungen wahrhafter und selbst die Personen lebensvoller geworden. Etwas gleiches, wie diese Abhandlung, hat Sch. in der Geschichte nicht wieder geleistet; sie bezeichnet den Höhestand seiner historiographischen Thätigkeit. Historische Unbefangenheit vereint mit gediegener lebendiger Darstellung hebt sie weit über ähnliche Arbeiten der Zeit empor.

3. Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Schon in der Periode des Sächsischen Aufenthaltes schreibt Sch. an Körner (15. April 1786), daß er sich mit der Lectüre einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigt habe, die ihm den Kopf warm gemacht hätte. Und sofort finden wir auch die treffende Bemerkung, 'daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist' [1]). Es läßt sich leider nicht mehr angeben, was es für ein Werk gewesen, welches Sch'n damals vorlag und zuerst für diese Epoche interessirte. An eine Darstellung derselben dachte er jedoch zunächst noch nicht. Aber bald nach dem Antritte seiner Professur in Jena scheint er wieder der Geschichte dieses Zeitalters näher getreten zu sein; denn da er, wie wir wissen, zu einer zweiten größeren historischen Arbeit sich entschlossen hatte, so mag er gleich anfänglich diesen Stoff ins Auge gefaßt haben. Der Plan zur Herausgabe eines deutschen Plutarch, in welchem die Biographien der hervorragendsten Männer Deutschlands behandelt werden sollten [2]), tritt bald zurück und die Sorge für seine 'ökonomische Schriftstellerei' bestimmt ihn, für Goethe's Damenkalender auf das Jahr 1791 in leichterer Form, als er vielleicht anfangs beabsichtigte, den Stoff zu bearbeiten, zu dem er einige Vorkenntnisse und die allgemeine Uebersicht des Materials mitbrachte [3]). Am 12. September 1790 schreibt Sch., daß er mit der beschwerlichen Arbeit zu Ende, aber nicht weiter gekommen sei, als bis zur Breitenfelder Schlacht [4]). Dieser erste Theil erschien dann im Damenkalender von 1791. Für den folgenden Jahrgang war Sch. nach seiner großen Krankheit nur im Stande einen kleinen Theil der Fort-

Zur Entstehung.

setzung zu liefern. Und so konnte der Rest des Werkes erst im Kalender des Jahres 1793 erscheinen[5]). Man muß sich diese Theilung der Arbeit gegenwärtig halten, weil sie im Charakter und in der Art derselben sich widerspiegelt. Von den fünf Büchern, in welche die Geschichte des dreißigjährigen Krieges zerfällt, hebt sich nach Form und Inhalt das dritte und vierte deutlich von den übrigen ab. Schon darin macht sich ein Unterschied bemerkbar, daß von der Breitenfelder Schlacht bis zum Tode Wallenstein's die Erzählung in größter Breite sich bewegt, während der erste und letzte Theil des dreißigjährigen Krieges mehr in der Weise seiner universalhistorischen Uebersichten behandelt wird.

Daß der mittlere Theil des Werkes ungleich länger und breiter ausgefallen, liegt in dem größeren Interesse, welches Sch'n sowol als seinem Publicum 'der Kampf zwischen den beiden größten Feldherrn des Jahrhunderts' darbieten mußte. So ist es auch hier die unmittelbare Antheilnahme an dem Stoffe und die Berechnung auf den Zweck der Abhandlung, welche für die Anordnung des Ganzen entscheidend geworden ist[6]). Daß nicht die Absicht einer gründlichen Erforschung des schwierigen Zeitraumes der Grundgedanke der Arbeit gewesen, kann schon aus der Art, wie und aus dem Orte, wo der Gegenstand behandelt ist, erkannt werden. Auf eine glänzende und fesselnde Darstellung kam es da natürlich mehr an, als auf eine tiefere Ergründung der Sache[7]). Ja, man kann in gewissem Sinne behaupten, daß dieses bekannteste historische Werk Sch's unter seinen übrigen Leistungen auf diesem Gebiete auf den geringsten Studien beruht; denn wie wir gleich zu zeigen haben werden, ist kaum eine andere seiner historischen Arbeiten mit weniger Mitteln vollendet worden. Indem Sch. aber eines Stoffes bedurfte, dem er durch eine glänzende Form zu ersetzen vermochte, was ihm an Tiefe des Inhaltes gebrach, und bei dem es nach dem damaligen Stande der Quellen erscheinen konnte, als seien die Einzelnheiten sicher genug, um zu einer Feststellung der allgemeinen Gesichtspuncte schreiten zu dürfen, entschied er sich für die Ausarbeitung des Krieges, an dessen Gang und Beendigung noch damals so sehr das Interesse der Gegenwart sich knüpfte, daß ein Mann wie Wieland sich nicht scheute, den Osnabrück'schen Friedens-

schluß deshalb so hoch zu preisen, weil aus ihm eine so vortreffliche Verfassung von Deutschland hervorgegangen sei [8]). Mit seiner Geschichte berührte Sch. einen Gegenstand, der bei Katholiken und Protestanten in gleicher Weise eine hohe Sensation erregen mußte, da er den Krieg beschrieb, der die Verhältnisse dieser beiden Confessionen zuerst dauernd zu einer staatsrechtlichen Ordnung geführt hat.

Quellen des Werkes.

Wenn man bedenkt, welche Fülle von Acten, Briefen und Urkunden über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gegenwärtig bereits an's Licht gebracht wurden, ohne daß man doch eigentlich zu genügenden Resultaten über die denkwürdige Epoche gelangt ist, so könnte es fast ein Lächeln erregen, in eine nähere sachliche Kritik eines Werkes einzugehen, welches im wesentlichen auf einer einzigen Quelle basirt, wenn es nicht als eine Arbeit Sch's durch das Gepräge seines Genius bis auf den heutigen Tag in mächtiger Nachwirkung sich behauptet hätte. Zwar die psychologisch feinen Zeichnungen, denen wir überall begegnen, könnten den Schein erregen, als ob eine tiefere Quellenforschung vorangegangen wäre. In der That aber liegt überall nicht viel anderes als Khevenhiller's Annales Ferdinandei zu Grunde. Dieses Werk ist bald umständlicher, bald oberflächlicher benützt und ausgezogen. Umständlich benützt finden wir bloß die zweite Hälfte des elften und den zwölften Band des großen Quellenwerkes. Die vorhergehenden Theile sind der Arbeit entweder nur durch das Medium früherer Darsteller oder im besten Falle in einem Auszuge der Ferdinandeischen Jahrbücher zu Gute gekommen, der von Friedrich Runde kurz vorher veröffentlicht ward [9]).

Erst von dem Regensburger Churfürstentage an finden sich deutlichere Spuren einer unmittelbaren Benützung Khevenhiller's, da hier die beginnende breitere Ausführlichkeit schon ein näheres Eingehen auf die Quelle nahelegte. Die Anrede Wallenstein's an die Gesandten, die ihm seine Absetzung verkündigen sollen, die Intrigue, welche der Kapuziner bei all den Verhandlungen gespielt hätte [10]), hierauf die Reden und Manifeste, die Gustav Adolph seinem Einfalle in Deutschland vorhergehen läßt [11]), diese Puncte tragen bei Sch. deutlich das Gepräge der Khevenhiller'schen Darstellung an sich. Auch darin, daß auf die gleichzeitigen italienischen

Verwickelungen Kaiser Ferdinand's II. keine oder nur ungenügende Rücksicht genommen wird, verräth sich der Einfluß des Khevenhiller'schen Werkes.

In weiterem Verfolge wird dann die neuerliche Uebertragung des Commandos an Wallenstein, seine Zögerung dasselbe anzunehmen, und der Feldzug gegen Gustav Adolph treu nach Khevenhiller geschildert [12]). Die Action bei Nürnberg und die Schlacht von Lützen erfährt so wenig eine kritische Würdigung, daß Sch. darin selbst ein solches Werk, von dem es sich nachweisen läßt, daß er es gekannt habe, auch über die entscheidendsten Puncte neben Khevenhiller nicht zu Rathe zog. Im Jahre 1790 hatte Christ. Gottlieb von Murr seine Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges herausgegeben [13]), welche höchst schätzbare Materialien enthalten. Nun findet sich in einer später unterdrückten Anmerkung des dreißigjährigen Krieges bei Sch. ein Preiscourant der Lebensmittel im Jahre 1634. Da ist denn gar kein Zweifel, daß diese Notizen aus den Murr'schen 'Nachrichten vom Zustande der Reichsstadt Nürnberg während der Zeit des dreißigjährigen Krieges' genommen sind, um so sicherer, als die Jahresangabe und die ausdrückliche Erwähnung Nürnbergischen Weinmaßes bei Sch. mit jenen Notizen vollständig zusammenstimmt [14]). Daraus läßt sich schließen, daß er das Werk von Murr zur Hand gehabt habe. Nichtsdestoweniger aber hat er dasselbe nur ganz oberflächlich benützt; denn wenn sich auch hie und da Bemerkungen finden, welche wie die oben angeführte auf eine flüchtige Durchsicht der reichhaltigen Materialien Murr's hinweisen, so sind daneben ganze Actenstücke unbenützt liegen geblieben. So ist es auffallend, daß die Erzählung von dem Tode Gustav Adolph's in der Schlacht bei Lützen lediglich nach Khevenhiller's Aufzeichnungen gegeben ist [15]), während ein denselben widersprechender Bericht eines Augenzeugen in dem Buche Murr's vorgelegen hat [16]). Ebenso sind die 'Beiträge zur Geschichte des berühmten kaiserlichen Generalissimus Albrecht's Herzogs von Friedland' fast gänzlich vernachlässigt; selbst Dinge, die offenbar einen märchenhaften Charakter tragen und von Murr actenmäßig eben daselbst widerlegt sind, schreibt Sch. dennoch dem unverständigen Biographen Wallenstein's, dem Herrn von Schirach, nach [17]).

Was dagegen die Frage um die Schuld und den Verrath Wallenstein's betrifft und in Hinsicht der gesammten Ereignisse, die mit derselben im Zusammenhang stehen, also besonders der Zeit von der Mitte des Jahres 1633 bis zum Februar 1634, so folgt Sch. darin ebenso einseitig, wie den Annalen Khevenhiller's, jener bekannten Rechtfertigungsschrift, die unter dem Titel Alberti Fridlandi Perduellionis Chaos ingrati animi abyssus im Jahre 1634 erschienen ist [18]). Nur mit dem einzigen Vorbehalt schreibt er diese Quelle aus, daß er das, was er vor dem Forum seiner psychologischen Betrachtung nicht für gerechtfertigt hält, in seiner Weise zurechtlegt und erklärt. Er beruhigt sich hiebei durch die Erwägung, daß es eben eine parteiische Quelle sei, welcher er folge, und nur mit Rücksicht auf diese Rechtfertigungsschrift, der er so großes Zutrauen geschenkt hat, ist es dann zu verstehen, wenn es am Ende des vierten Buches heißt [19]): 'Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten anderen erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben seine Wichtigkeit zu behaupten'. Und weiter: 'So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebt, und seine Geschichte schrieb'. Und wenn ferner gesagt wird, daß Wallenstein durch mönchische Künste [20]) seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt verloren habe, so weist dieß unzweifelhaft eben auf die bezeichnete Schrift hin, deren Einseitigkeit Sch. also, wie

man sieht, wol erkannt hatte, die er aber nichtsdestoweniger unbefangen genug benützte. Da finden wir denn auch die bekannte Scene von Pilsen, wo Wallenstein seiner Officiere sich versichert, getreu nach der angeführten Quelle geschildert [21]). Die Fragen, die heute so entscheidend in den Vordergrund des Streites getreten sind, ob und wann Kaiser Ferdinand den Befehl zur 'Niedermachung des Verräthers' gegeben hat, wie es in dem fraglichen Actenstücke heißt, sind bei Sch. natürlich noch gar nicht aufgeworfen, weil er dazu durch jenen durchaus einseitigen Bericht nicht veranlaßt war. Die Erzählung vom Ende Wallenstein's, so glänzend und fesselnd die Farben sind, mit denen Sch. das Bild entwirft, hält sich ebenfalls an dieselbe Quelle und hier zeigt sich abermals, daß Murr's schon genannte Beiträge nicht zu Rathe gezogen sind, da Sch. bei dem Gastmahle im Schlosse, als die Butler'schen Dragoner ins Zimmer treten, nur Illo sich zur Wehre setzen läßt, bei Murr aber diese ganze Rolle Terzky zugedacht wird [22]).

Man dürfte diese Beweise für genügend erachten, um zu erkennen, daß sich die Quellenforschung Sch's für den dreißigjährigen Krieg in der That auf ein Minimum reducirt und keinen Vergleich aushält mit jener für den Abfall der Niederlande oder für die französischen 'Unruhen'. Was den Einfluß Richelieu's auf die Angelegenheiten und den Gang des dreißigjährigen Krieges betrifft, so hat Sch. noch die Memoiren des Cardinals Retz, die ihm, wie wir schon wissen, von früher her bekannt waren, zu Rathe gezogen. Ihr Einfluß zeigt sich auch in der Uebersicht, die Sch. im fünften Buche des dreißigjährigen Krieges geliefert hat. Hier ist zwar nur das Allerwesentlichste zusammengefaßt, aber an manchem Detail gerade über die französischen Verhältnisse merkt man doch den günstigen Einfluß einer Schrift aus der Classe derjenigen historischen Arbeiten, welchen wir Sch'n mit Recht eine so große Vorliebe zuwenden sahen.

Wahres und falsches.

Trotz des geringen Apparates, der dem dreißigjährigen Kriege zu Grunde liegt, hatte sich das Werk sofort bei seinem ersten Erscheinen einer Verbreitung von siebentausend Exemplaren zu freuen. Durch den Glanz seiner Darstellung übt es noch heute in vielen Kreisen seinen Einfluß aus. Schon von diesem Standpuncte

müßte es eine lohnende Untersuchung sein zu sehen, wie viel wahres und wie viel falsches darinnen sich findet.

In der allgemeinen Uebersicht, die Sch. von der Geschichte Deutschlands vom Anfang der Religionsspaltung an bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges entwirft, wird uns das zunächst ins Auge fallen, daß die Zerrüttung des deutschen Staatswesens mehr der Unvereinbarkeit der großen Interessen als dem persönlichen Einflusse der Fürsten zugeschrieben wird. Er schildert mit treuer Beobachtungsgabe die Kämpfe zwischen Katholiken, Lutheranern und Calvinern, und hebt hervor, wie der Haß dieser Religionsparteien zu so außerordentlicher Höhe gestiegen war, daß man die Macht der Katholiken vergrößerte, die Gefahr übertrieb, zufällige Ereignisse einem überdachten Plane zuschrieb, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellte und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit lieh, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen seien [23]). In allgemeinen Bemerkungen dieser Art, denen man ebenso wenig eine parteilose als eine feine Auffassungsweise absprechen wird, verbreitet sich Sch. über die Grundlagen der Entstehung des dreißigjährigen Krieges. Und indem er es als einen Grundsatz der Geschichtschreibung hat kennen lernen, daß man mehr den Dingen als den Personen nachspüren müsse, so kann ihn dieß freilich nicht entschuldigen, wenn er in Bezug auf persönliche und genealogische Verhältnisse wo nicht offenbare Irrthümer, so doch eine erhebliche Flüchtigkeit sich zu Schulden kommen läßt [24]). Indes würde man unrecht thun daneben nicht anzuerkennen, wie in der That von den verschiedenen Potenzen des Staatslebens der Zeit im ganzen doch ein richtiges Bild entworfen wird. Es ist des Gegensatzes nicht vergessen worden, der in den höchsten Instanzen der deutschen Justiz und Verwaltung eine stetige Gährung und die immerwährende Aufforderung zum Kampfe hervorrief. Die Thätigkeit des Reichshofrathes und des Kammergerichtes wird uns in ihrer ganzen Unzulänglichkeit und ihrem verderblichen Einflusse auf die inneren Angelegenheiten der Reichsstände treffend vorgeführt [25]). Was die Stellung der politischen Parteien in Deutschland betrifft, so nimmt man eine Ahnung davon wahr, daß sowol Union wie Liga von

den eigentlichen Interessen des Kaiserthumes und Reiches ganz gleich entfernt gewesen seien [26]). 'Ohne dem Kaiser als einem katholischen Reichsstande einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm als Kaiser davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war, aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern'.

In dieser Art finden wir vielfach richtige Gesichtspuncte für die Ereignisse des 'großen Krieges' in Deutschland hervorgehoben. Aber nicht in gleicher Weise läßt sich dieß von der Darstellung der bewegenden Kräfte in den österreichischen Ländern behaupten, die doch Veranlassung zum Ausbruche des Kampfes geworden waren. Wenn hier den Ursachen, die zum Kriege führten, ganz ebenso wie im übrigen deutschen Reiche ein vorherrschend religiöser und confessioneller Charakter beigelegt wird [27]), so trifft dieß den wahren Sachverhalt nicht genau; denn ist auch mit Recht als vornehmster Gegenstand des Streites in Deutschland die Auslegung des Religionsfriedens mit Rücksicht auf den geistlichen Vorbehalt der Reichsstände angeführt, so hat gerade dieser Punct für die speciellen österreichischen Verhältnisse durchaus keine Bedeutung und konnte also auch in diesen Ländern nicht Veranlassung zum Kriege geben. Mit den Gründen, welche in Oesterreich den Ausbruch des Kampfes herbeiführten, macht Sch. uns nicht näher bekannt und jene irrige Meinung, welche noch heute die vorherrschende ist, als ob ausschließlich die confessionelle Intoleranz Ferdinand's II. die Schuld des unheilvollen Krieges trage, hat er in seiner Darstellung wesentlich stützen helfen. So fest ist seit Sch. diese Ansicht eingewurzelt, daß man ganz zu vergessen scheint, wie der Kampf doch unter Matthias, der nichts weniger als ein eifriger Katholik gewesen, seinen Anfang genommen hat [28]). Um aber die Wahrheit zu sagen, so wird man die confessionelle Intoleranz Ferdinand's II. zwar keineswegs in Abrede stellen, aber man wird sich hüten müssen, in diesem religiösen Moment den Ursprung des Krieges zu suchen, der wesentlich politischer Natur war. Die ständischen Be-

wegungen sind es, welche Sch. nicht hinlänglich gekannt und gewürdigt und nicht bestimmt genug in seiner Darstellung in den Vordergrund gestellt hat. In Ungarn und Böhmen aber haben die Stände den dreißigjährigen Krieg eröffnet. Wir sind auf diesen Gegenstand etwas ausführlicher eingegangen, weil in der That der Irrthum, den wir in Sch's Darstellung wahrgenommen haben, von den nachhaltigsten Folgen zu sein scheint, und noch heute das Verständniß des Krieges wenigstens im größeren Publicum erschwert.

Eigenthümlicher jedoch als die Frage über den Ursprung der Verwickelung faßt Sch. die Stellung Frankreichs und insbesondere Heinrich's IV. zu den deutschen Wirren. Es überrascht uns heutzutage nicht wenig, wenn wir da die glänzende Vertheidigung lesen, mit der Sch. die Herrschaftsgelüste Heinrich's IV. so deutet, als ob dieser König Deutschland gegenüber die edelsten Absichten gehegt hätte [29]). Getäuscht von der Lectüre der Memoiren Sully's zollt er Heinrich IV. die unbedingteste Anerkennung. Das Urtheil über ihn zeigt eine auffallende Mischung von einer leichten Oberflächlichkeit in der historischen Ergründung der factischen Verhältnisse und von einem scharfen Blicke für den subjectiven Werth der Personen und für die Größe ihrer Ideen. Mit ähnlicher Hinwegsetzung über die nationalen Beziehungen, aber doch auf Grund erklärlichererer Motive urtheilt Sch. über das Auftreten und die Pläne Gustav Adolph's in Deutschland. Wenn man nicht die allmähliche und rhapsodische Entstehung des Werkes ins Auge faßte, so könnte man leicht in den Irrthum verfallen, als sei planmäßig und absichtlich der dreißigjährige Krieg darauf angelegt worden, eine Verherrlichung des schwedischen Königs und Kriegshelden zu sein, so sehr eilt Sch. in seiner Erzählung diesem dramatischen Mittelpuncte seines Geschichtswerkes entgegen, und so wenig herrscht eine Gleichheit und Harmonie in der Behandlung, daß es den Schein erregt, als ob die wichtigsten Vorgänge der ersten Hälfte des großen Krieges nur mitgetheilt wären, um als Piedestal zu dienen für das Monument, das Sch. seinem Gustav Adolph errichten wollte [30]). Richtig scheint jedoch nur das zu sein, daß sich bei Sch. ein erhöhteres Interesse für denjenigen Zeitabschnitt fand, wo der Conflict der europäischen

Mächte in dem Kampfe Gustav Adolph's mit Wallenstein sich gipfelt. Was die historische Treue der Darstellung betrifft, so verliert Sch. schon in der Entwickelung der Ursache und Gründe der Unternehmung Gustav Adolph's so ganz alle politisch nationalen Gesichtspuncte aus den Augen, daß man mehr die Exposition eines dichterischen als eines Geschichtswerkes zu lesen meint [31]). So allgemeine, rein menschliche Gesichtspuncte werden da in den Vordergrund gestellt, daß die Ueberzeugung bewirkt wird, Gustav Adolph habe die edelsten, uneigennützigsten Absichten gehegt, als er in Deutschland einbrach; eine Anschauung, welche durch die sorgfältigere Quellenforschung so gründlich beseitigt wurde, daß sich heute kein Schriftsteller mehr finden wird, der Gustav's politische Absicht einer Herrschaft Schwedens in Deutschland verkennen dürfte [32]). Für Sch. existirte dieser Gedanke nicht, denn er hätte einen Schatten auf den Einzigen geworfen, in welchem er in diesen trostlosen Zeiten das Ideal eines wahren Helden gefunden zu haben glaubte. Wenn wir die lebensvolle Charakteristik von Gustav Adolph's Persönlichkeit selbst in Betracht ziehen, so braucht kaum bemerkt zu werden, daß sie auf den Glanz der Darstellung mehr als auf die Wahrheit der Sache berechnet zu sein scheint; denn so groß und bedeutend dieser Mann auch gewesen ist, so wenig wird man die volle Wahrheit darin erblicken können, wenn es heißt [33]): 'eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber in seiner Andacht noch Held und noch König u. s. w.'

Eine natürliche Consequenz der einseitigen Ueberschätzung Gustav Adolph's ist es, wenn die persönlichen Eigenschaften seines unglücklichen Gegners Tilly ihm gegenüber in gleichem Maße unter dem Niveau der Wahrheit gehalten sind. Einen tiefen und erschütternden Eindruck bringt sofort gleich im ersten Theile des dreißigjährigen Krieges die Schilderung von Magdeburg's Fall und Zer-

störung hervor, welche gleichsam als das am meisten charakteristische Merkmal Tilly'scher Kriegs- und Denkungsweise im Andenken der Menschen noch immer sich fort erhält. Das verhängnißvolle Wort Tilly's: 'kommt in einer Stunde wieder', da man ihm die Schauderscenen seiner Soldaten erzählte und ihn bat denselben Einhalt zu thun [24]), ist noch heute, wie sprichwörtlich, als ein empörendes Denkmal unmenschlicher Grausamkeit verbreitet, während die gründlichere Forschung längst die Nichtigkeit der Berichte dargethan hat, auf denen die Dinge dieser Art beruhen [25]). Indessen wäre es verkehrt, zu meinen, Sch. trage allein an der ungünstigen Meinung Schuld, welche von Tilly vorherrschend gehegt wird; denn einen guten Theil davon fand er schon in den Darstellungen seiner Zeit vor, und die Berichte, aus denen er schöpfte, gestatteten ihm vielleicht zu glauben, daß er Tilly's Charakter und Bedeutung eher in ein günstigeres als zu trübes Licht gesetzt habe. Denn an vielen Stellen hebt er hervor, wie Tilly zu den größten Feldherren des Jahrhundertes zähle, wie er bewunderungswürdig in der Treue gegen seinen Herrn und in der unermüdeten Ausdauer bei Erfüllung seiner Pflichten gewesen und vieles ähnliche: aus dem Scheusal, welches Sch. in geschichtlichen Darstellungen seiner Zeit gefunden, bemühte er sich wenigstens ein menschliches Bild zu formen [26]). Freilich kann sich dasselbe in keiner Weise mit demjenigen messen, welches er von Tilly's Besieger zeichnet.

In ähnlicher Weise wie mit Tilly ist es Sch'n in seiner Darstellung mit den Gestalten Ferdinand's II. und Maximilian's von Baiern ergangen. Er mag auch hier geglaubt haben, daß er der Gerechtigkeit in der geschichtlichen Beurtheilung dieser Männer vollkommen genüge geleistet, daß er diese Persönlichkeiten in gewissem Sinne mehr gehoben als herabgesetzt habe; denn wenn man von den Stellen absieht, worin Sch. seine tiefe Mißachtung gegen die religiöse Richtung Ferdinand's II. ganz im Sinne seiner Zeit ausspricht, so ist in der That das Bild des Kaisers ein freundlicheres als in den meisten zeitgenössischen Geschichtswerken. Wenn er die Ziele unbedingt verwarf, von denen er meinte, daß sie Ferdinand sich gesteckt habe, so nennt er ihn doch einen mannhaften Streiter für Gott; man habe ihn, meint Sch., in Baiern förmlich

'zu einem Werkzeug der Kirche zubereitet'. Von Natur findet er ihn milde gesinnt, die Gegenreformation in seinem Erbland Steier habe er 'ohne Geräusch — und man dürfe hinzufügen, ohne Grausamkeit' durchgeführt. Sein Unternehmen sei ungerecht gewesen, aber er habe dabei wenigstens einen bewunderungswürdigen Muth und lobenswerthe Standhaftigkeit gezeigt. Eine entschiedene Verurtheilung erfährt Ferdinand erst von dem Momente an, wo er das Restitutionsedict in die Welt geschleudert und eben dadurch, wie Sch. meint, jede Möglichkeit des Friedens auf zwanzig Jahre hinausgeschoben habe. Die Enttäuschungen, die Ferdinand zu Regensburg und dann durch seine eigenen Feldherren erleben muß, sieht Sch. wie die Nemesis für die Unversöhnlichkeit des leidenschaftlichen Kaisers an [37]). In den letzten Puncten ist Sch. durch unbefangene Forschungen der Neuzeit vielfach bestätigt worden und es wird nicht geläugnet, daß das Restitutionsedict und die Unversöhnlichkeit Ferdinand's gegen das pfälzische Haus den Frieden in Deutschland in der That am meisten verhindert haben [38]), jedoch ist daneben nicht zu vergessen, daß der Prager Friede, auf welchen Sch. wenig Gewicht gelegt hat, doch vornehmlich ein Werk Ferdinand's gewesen ist [39]).

Was die Beurtheilung Maximilian's von Baiern betrifft [40]), so zeigt sich darin ein Bestreben der Persönlichkeit gerecht zu werden, ohne die Sache zu billigen, welche durch sie vertreten wird. Maximilian von Baiern ist daher vorzugsweise von Seite seiner Mäßigung aufgefaßt und dargestellt. Das langjährige Wirken Maximilian's in immer gleicher Richtung, welche die Extreme nach beiden Seiten sorgfältig vermieden habe, flößt Sch'n einen hohen Grad von Achtung ein. Er sieht in Maximilian keinen großen Menschen, wie in Gustav Adolph, der überhaupt 'allein den Krieg als Mensch fühlte und als Held führte', aber er erkennt in jenem den großen Staatsmann, den klugen Politiker an, der sich den Dingen unterwirft, nicht die Dinge nach seinen Absichten modelt. Dabei begegnet es dann freilich doch wieder, daß die Sache des Kurfürsten von der Pfalz, die als eine ungerechte ausdrücklich bezeichnet wird, mit der Sache der protestantischen Kirchenfreiheit völlig identificirt und dadurch das Streben Maximilian's in ein schiefes Licht gebracht wird. Man sieht es besonders deutlich gerade in der Beurtheilung

des Herzogs von Baiern, wie die Darstellung beständig zwischen empirischer Methode und den von vornherein festgesetzten Grundsätzen schwankt. Dem Gedanken, daß die Sache der Reichsfürsten die Sache der freiheitlichen Staatsentwickelung repräsentire, ist es besonders zuzuschreiben, wenn Maximilian von Baiern ein unerwartet mildes Urtheil erfährt. Und so wenig hat Sch. ein Augenmerk für die Interessen des Reiches als eines einheitlichen Ganzen, daß er selbst da, wo es sich um katholische Fürsten handelt, ihre Interessen denen des Reiches und des Kaisers voranstellt. Unter allen historischen Erscheinungen, das tritt überall auch hier klar hervor, ist die Idee der absoluten einheitlichen Monarchie, wie sie in jenen Jahrhunderten durch die großen europäischen Dynastien angestrebt ward, Sch'n am unbegreiflichsten und widerwärtigsten geblieben.

Der Haß, den Sch. gegen die Träger der modernen Staatsidee des Absolutismus fühlte, drängt sich aber nicht bloß bei der Besprechung deutscher Politik auf, sondern auch die Größe des Cardinals Richelieu wird unter dem Gewicht dieser Anklage herabgedrückt[41]). Und da ist es denn merkwürdig genug, daß Richelieu verdammt wird, während doch sein eigentliches Vorbild, der König Heinrich IV. als ein Heros überschwenglich gepriesen wird. Bei diesem glaubte Sch. Pläne von Weltbefreiung und Weltbeglückung annehmen zu dürfen, bei jenem erblickte er die Herrschsucht in ihrer nackten Form, die ihm so hassenswerth erschien.

Es ließen sich leicht diese Hauptanschauungen Sch's auch in das weitere Detail verfolgen. Wir würden da die Achtung vor dem Helden Bernhard von Weimar und das zweifelhafte Lob, das dem schwedischen Kanzler zu Theil wird, aus denselben Principien erklärlich finden. Wenn Ferdinand III. so viel günstiger beurtheilt wird als sein Vater, so wird man nicht irren, wenn man dieß dem Umstande zuschreibt, daß Sch. jenen für keinen Tyrannen, bei diesem aber doch Herrschsucht als die vornehmste Triebfeder seiner Handlungen angesehen hat. Ueberall ist die Frage nach der freiheitlichen Entwickelung der Menschheit unschwer als das oberste Princip Schiller'scher Geschichtsauffassung wieder zu erkennen: es ist in gewissem Sinne eine vorherrschend ethische, keine streng historische Art der Betrachtung.

Blick auf den dramatischen Wallenstein.

Was die Charakteristik Wallenstein's betrifft, so hat Sch., wie wir gesehen haben, selbst die Unzulänglichkeit seiner empirischen Kenntnisse eingestanden; und wenn er sich trotz der vollen Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit seiner Quellen doch zu einer Darstellung anscheinend sicherer Resultate entschlossen hat, so kann uns keineswegs die psychologische Zeichnung, welche von Wallenstein's Wesen bis in die Tiefen seines Herzens mit dichterischer Feder geliefert wird, für die Zweifel entschädigen, die wir gegen die Wahrheit und historische Treue seiner Darstellung empfinden müssen. Ein eigenthümliches Interesse aber wird die Vergleichung der Persönlichkeit Wallenstein's, wie sie im Geschichtswerk und wie sie im Drama vorgeführt ist, darbieten, und so mag es gestattet sein, hierauf mit einigen Worten hinzudeuten.

Das Geschichtswerk schildert Wallenstein gleich im Beginne als einen Mann 'erhitzt von ehrgeizigen Entwürfen, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände'; Tilly gegenüber sei er von einer leidenschaftlichen Eifersucht geplagt worden; den Gehorsam gegen den Kaiser hätte er abgeworfen, sobald er sich durch seine Truppen allmächtig gewußt [42]). 'Der Fluch der Provinzen kümmerte ihn nicht und das Klaggeschrei der Fürsten. Sein Heer betete ihn an und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand alle Folgen desselben zu verlachen'. 'Seine Absicht, heißt es weiter, ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als den einzigen, dem er diese Allmacht verdankte' [43]). Nach der Absetzung in Regensburg, wird gesagt, sei er nur von einem Gedanken erfüllt gewesen, demjenigen der Rache an dem Kaiser und den Kurfürsten. Die Weigerung, das Commando wieder anzunehmen, wird durch den Wunsch, unbedingte Vollmachten zu erpressen, motivirt. 'Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleiche mit dem Hofe zu bemächtigen suchte' [44]).

Man sieht nun leicht, daß die Grundzüge dieses Charakterbildes auch im Drama wieder erscheinen; aber im dramatischen Wallenstein wird das Maßlose, das sich in der geschichtlichen Darstellung findet, gemildert; er wird dem Herzen menschlich näher gebracht und die größere Hälfte seiner Schuld den äußeren Verhältnissen, 'den unglücklichen Gestirnen', zugewälzt[45]). Wenn aber auf diesen Aenderungen des Gedichtes vorzüglich die Theilnahme beruht, mit welcher das Schicksal Wallenstein's uns ergreift, so finden sich auch in der geschichtlichen Darstellung am Ende des vierten Buches in der Schilderung der letzten Ereignisse im Leben Wallenstein's bereits Anklänge an diese dramatische Auffassung.

Da ist es das unglückselige räthselhafte Vertrauen, das Wallenstein seinen Piccolomini schenkt, die Verführung Illo's und Terzky's, der Glanz einer Krone, von der er geblendet wird, es ist das unbedingte Vertrauen auf die Sterne, wodurch bewirkt erscheint, daß der 'Undankbare endlich unter den Streichen des Undankes erliegen' sollte. Welchen ganz anderen Eindruck hat man den vorausgegangenen Momenten der Schilderung gegenüber, wenn man die Stelle liest, wo Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen, gegen Wallenstein heran marschirt[46]): 'Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er gutes that, verrathen von allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt'. Man möchte dabei fragen, ob nicht bereits das künftige dramatische Bild vor Sch's Seele stand? Gewiß wird nicht zu verkennen sein, daß der Dichter mehr und mehr mit dem lebhafteren Interesse an Wallenstein's Person hervortritt, je weiter er in der Darstellung seiner Geschichte gelangt und unzweifelhaft ist er hier von dem Geschichtswerke zu seinem dramatischen Stoffe, wie in Betreff des Abfalls der Niederlande, von der Tragödie zu seinem Geschichtswerke geführt worden.

---

4. Stellung in der Geschichtschreibung.

Zur Orientirung.

Wir haben uns in den Auseinandersetzungen über die einzelnen historischen Werke Sch's so streng wie möglich an das historische Detail und an die eigentliche Frage nach den positiven Kenntnissen des Geschichtschreibers gehalten und gesehen, daß er hierin keineswegs hinter den Forderungen seiner Zeit zurückstand; er war weit davon entfernt, als Geschichtsforscher die Wissenschaft der Geschichte als solche erweitern und bereichern zu wollen, aber er hat als Geschichtschreiber das zugängliche Material in einer künstlerischen Weise zu verarbeiten gewußt, und ist, wie sich ergeben hat, der Wahrheit der Dinge, nach dem Maßstabe unserer heutigen Forschungen beurtheilt, in vielen Puncten überraschend nahe gekommen. Neben diesen Resultaten der Untersuchung haben wir indessen auch schon Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß Sch. in Auffassung und Manier der Behandlung vielfach einen Weg eingeschlagen, der zwar in England und Frankreich angebahnt, aber in Deutschland kaum betreten war. Die geschichtsphilosophische Betrachtung, welche bei Sch. überall so sehr in den Vordergrund tritt, und das Verhältniß, in welchem er hierin zu früheren und späteren steht, der Grad des Einflusses der Vorgänger und die Größe der Wirkung auf die folgende Geschichtschreibung erheischen daher unsere Aufmerksamkeit und Besprechung.

Beziehungen zur Aufklärungsliteratur.

Was man auch vor dem achtzehnten Jahrhunderte über Geschichte gedacht hat und wie sehr man auch bemüht war, Quellen und Geschichtschreiber zu sammeln und zusammenzutragen, so viel wird wenigstens leicht zugestanden werden, daß dasjenige, was uns da unter dem Namen der Historien begegnet, etwas wesentlich

verschiedenes von dem ist, was wir heute unter Geschichte verstehen. Bis zu dem vorigen Jahrhunderte haben alle Geschichtswerke ohne Ausnahme einen chronikartigen Charakter, über welchen sich zwar einzelne oft mehr oder weniger unter dem Einflusse classischer Studien erheben, aber von dem sich doch keines gänzlich zu befreien vermag. Manche Schriftsteller des sechszehnten oder siebzehnten Jahrhunderts wird man sich entschließen können einem Diodor oder vielleicht einem Livius an die Seite zu setzen, aber durchaus keinen vermöchte man mit Thucydides, Polybius oder Tacitus zu vergleichen. Das hat seinen Grund darin, daß alle Geschichtschreiber vor dem achtzehnten Jahrhundert ohne die Unterscheidungsgabe geschrieben haben, welche Ereignisse von größerer und welche von geringerer Bedeutung für das Gedächtniß der Menschen sind. Die Ereignisse der Geschichte wurden erzählt, weil sie geschehen sind, ohne daß man viel darüber gedacht hätte, in welchem Causalnexus sie stünden. Der einzige Schlüssel für die Erörterung dieser Frage lag in den Händen der Theologie, über sie hinaus hätte niemand gewagt, eine Antwort zu geben.

Die Ursache dieser späten Entwickelung der Geschichtswissenschaft wird keine andere sein, als die, welche auch in den übrigen Erfahrungswissenschaften die rechte Methode der Betrachtung erst so spät und so allmählich zur durchgreifenden Wirksamkeit gelangen ließ. Man war in der Geschichte ebenso wie in anderen Wissenschaften auf Beobachtung und Erfahrung angewiesen, aber was vorzüglich Gegenstand der Beobachtung sein mußte, wenn man in den Zusammenhang der Ereignisse blicken wollte, dieß war es, worüber man im dunkeln blieb. Ueber das Leben der eigenen Gegenwart hatte man sich eine genügende Rechenschaft nicht zu geben gewußt und so konnte man auch über das Leben der Vergangenheit zu keinem rechten Verständniß gelangen. Wenn die Geschichtschreibung gegenwärtig zur Klarheit über ihre Aufgaben und Ziele gekommen zu sein scheint, so ist dieß das Product der geistigen Thätigkeit des letzten Jahrhundertes. Welche Stelle Sch'n in dieser Kette von Arbeiten gebührt, werden wir nunmehr zu zeigen versuchen.

Entscheidend für die Auffassung der Geschichte ist es gewesen, daß in England ein politischer Zustand ins Leben getreten war, bei

welchem die Beobachtung gesetzmäßiger historischer Vorgänge vorurtheilslos und aus den praktischen Verhältnissen gewonnen werden konnte. Der Einfluß, den der erwachte politische Geist in England auf Franzosen und Deutsche ausübte, ist so groß, daß man sagen darf, die Geschichtschreibung bei diesen Völkern wäre noch lange in dem Zustande der Unmündigkeit geblieben, wenn sie nicht ihre Anregung von dort erhalten hätte; denn alle großen Franzosen haben theils unmittelbar, theils mittelbar aus der Anschauung englischer Zustände ihre geschichtliche Bildung geschöpft. In erster Linie aber gilt dieß von Montesquieu, dessen entscheidenden Einfluß auf Sch. wir wiederholt hervorgehoben haben. Wenn man nun aber fragt, welche Bedeutung Montesquieu für die Geschichte und Geschichtsauffassung beansprucht, so möchte es vor allem die sein, daß er ein bestimmtes politisches Ideal aufgestellt hat, in welchem die Idee der gesellschaftlichen Freiheit ihre Realisirung erhält. Indem er die Menschen in der Entwickelung zu diesem Zustande begriffen fand, hat er unvermerkt für die Geschichtsbetrachtung Gesichtspuncte gegeben, nach welchen sich Bedeutendes von Unbedeutendem löste. So hat er denn auch selbst die geschichtlichen Werke, die er schrieb, ganz nach den politischen Gedanken abgefaßt, welche er als das Ziel und den Maßstab der gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtete.

Wir haben es früher als einen Wendepunct in der gesammten Entwickelung Sch's charakterisirt, als er das unbestimmte Rousseau'sche Naturideal, von dem die Menschheit abgewichen wäre und zu welchem sie wieder zurückzukehren hätte, unter dem Einflusse Montesquieu's beseitigte und dadurch mit dem historischen Leben, mit dem Gang der Civilisation und der Entwickelung der Menschheit überhaupt zur Versöhnung kam. Das Ideal gesellschaftlicher Freiheit, von welchem Montesquieu ausging, wurde auch für Sch'n Ziel und Zweck des geschichtlichen Verlaufes und ein Maßstab der Betrachtung, den er schon in dem Abfall der Niederlande mit so großer Geläufigkeit allezeit bereit hatte. Wenn dann ferner die bestechende Weise, mit welcher Montesquieu allgemeine Zustände in der Geschichte zu zeichnen weiß, auch in Sch's universalhistorischen Uebersichten wiedergeklungen hat, so wird man dem Einflusse Montesquieu's auf Sch. eine weitgreifende Bedeutung zuerkennen.

Durch die Lectüre Gibbon's, welche derjenigen Montesquieu's nachgefolgt ist, wurde Sch. in dieser Richtung der historischen Betrachtung bestärkt und befestigt. Das erste, was Sch. von ihm kennen lernte, war 'Mohammets Porträt'. Er findet es voll Genie und mit kräftigem Pinsel dargestellt, doch möchte er die Leichtigkeit der Franzosen der Darstellungsweise Gibbon's vorziehen [1]). Und wenn er auch später noch an Gibbon die Manier tadelt, so gesteht er doch zugleich, durch ihn in einem Puncte gefördert worden zu sein, der gleichfalls für die allgemeine Auffassung der Geschichte von höchster Bedeutung ist. 'Eigentlich, sagt er, sollen Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden und dieses erst kann Universalhistorie sein'. Er fügt hinzu, daß ihm Gibbon hierin vieles gegeben habe [2]). Damit ist ein weiterer fruchtbringender Gedanke angeregt, dessen Richtigkeit heute kaum mehr eines besonderen Beweises bedarf und der uns seither ganz geläufig und wie selbstverständlich geworden ist.

Wenn man nun aber zusammenfaßt, worin Sch. in der französisch-englischen Literatur seiner Zeit für seine Geschichtsauffassung Nahrung fand, so möchte es vorzüglich zweierlei sein: die Idee der Entwickelung der Menschen zur Freiheit und die universalhistorische Richtung, welche er von diesem Gedanken aus immer verfolgte. Bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Stelle in einem Briefe an Körner, die um so interessanter ist, als sie sich an die Lectüre des Thucydides unmittelbar anschließt, dessen Größe Sch. mit richtigem Blicke erkannte. 'Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, heißt es hier, muß man jeder neueren Geschichte, die man für die Neueren schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmuckes nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Men-

schen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anderes? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, von welcher Nation und Zeit sie auch sei, dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand der Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren' [*]).

Einfluß Kant's.

Die positiven Elemente der Aufklärungsliteratur in Bezug auf Politik und geschichtliche Auffassung, wie sie insbesondere in Montesquieu ihre Höhe erreicht hatten, streben sofort in der Anschauung Sch's eine viel allgemeinere, in gewissem Sinne unbestimmtere Form anzunehmen. Sch. beruhigt sich nicht mehr bei dem Gedanken einer bestimmten staatlichen Freiheit, wie sie der Esprit des lois ausgesprochen, sondern, indem sich ihm die Geschichte des Staates zur Geschichte der Menschheit erweitert, erhebt er sich mit seinem Ideale gesellschaftlicher Freiheit zu abstracter Allgemeinheit. Da sind dann die Ideen Kant's über allgemeine Geschichte von durchgreifendem Einfluß auf Sch. geworden. Wie sie selbst den Zusammenhang mit Montesquieu nicht verläugnen können, so fanden sie durch diesen Sch'n vorbereitet und ihre Aufnahme bestimmte ein für allemal die Stellung Sch's zur Wissenschaft der Geschichte [*]).

Kant's 'Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' befriedigte Sch'n, wie wir wissen, schon bei der ersten Lectüre außerordentlich und ließ in ihm zuerst den Wunsch entstehen, Kant nicht bloß zu lesen, sondern eingehend zu studiren. Es war nun freilich ein durchaus aprioristisches Princip, welches Kant auf die Geschichte angewendet wissen wollte, aber es gab Sch'n besonders deshalb die größte Beruhigung, weil ihm damit Zweck und Ziel der menschlichen Entwickelung im allgemeinen, wie er sie unter Montesquieu's Einflusse zu fassen begann, durch die Vernunft

selbst a priori gerechtfertigt erschien. Kant geht von dem Satze aus, daß alle Naturanlagen eines Geschöpfes bestimmt seien, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln; am Menschen sollten sich aber diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Daher erreicht auch nur die Menschheit als Gattung das Ziel ihrer Geschichte, und dieses erblickt Kant in der Auflösung des Problems der Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft, so daß man 'die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur betrachten könne, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann'[5]).

Die Antrittsvorlesung.

Mit großer Vorsicht fügte Kant am Schlusse seiner Abhandlung hinzu, daß er mit dieser Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen einen Leitfaden a priori habe, die Bearbeitung der eigentlichen bloß empirisch abgefaßten Historie nicht verdrängen wollte: es sei nur ein Gedanke von dem, was ein philosophischer Kopf (der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte) noch aus einem anderen Standpunct versuchen könnte. Diesen Wink nahm Sch. mit Entschiedenheit auf. Gleich in der Rede, mit welcher er seine Vorlesungen in Jena eröffnete, entwickelt er den Standpunct seiner dadurch bestimmten Geschichtsauffassung. Mehr als eine andere geistige That Sch's hat diese Antrittsrede auf Zeitgenossen und Nachwelt eingewirkt. In dem idealen Schwunge, mit welchem sie auch jetzt noch den Leser ergreift, scheint sie fast die Schwierigkeiten vergessen zu machen, welche sich an die hier behandelten Fragen mit schwerem Gewichte hängen. Von der Vergleichung des Naturzustandes mit den Einrichtungen der Cultur ausgehend, bemerkt Sch. eine Entwickelung der Menschheit 'zu der sanften Herrschaft der Verträge, zur edleren Freiheit', unter welcher allein die Entfaltung der natürlichen Anlagen und Kräfte denkbar war. Indem er die Stufe erwägt, welche die Gegenwart erreicht hat, findet er überall Kräfte wirksam, die zu diesem Ziele hindrängten, und schon hindert

ihn nichts mehr es auszusprechen, daß alle die Ursachen, die den besseren Zustand erzeugten, im Hinblicke auf diese Absicht nur als nothwendige Mittel für denselben erscheinen können. Als letzter Zweck, auf den die ganze geschichtliche Entwickelung hinzielt, steht dann die vollkommenste Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, in welcher allein die Menschheit als Gattung ihren Zweck erreichen kann, im Hintergrunde. So erhält die Weltgeschichte einen teleologischen Charakter, welcher mit der Idee Kant's in vollem Einklange ist. Wenn man diesen Gedanken in nähere Ueberlegung zieht, so wird man so sehr durch die Kühnheit desselben überrascht, daß man sich nicht wundern darf, wenn Sch. sich selbst einen Augenblick besinnt und die Bemerkung macht, es sei 'zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Stelle beleuchtet wird'. Damit will er sagen, und er führt es auch näher aus, daß nur wenige und häufig sehr weit auseinander liegende Thatsachen auf diese Weise als Mittel und Zweck in Verbindung gebracht werden könnten. Und so sehr Sch. seine philosophische Anschauung durch die Erfahrung rechtfertigen möchte, so dringt sich doch überall auf, daß jenes apriorische, regulative Princip nicht selbst empirisch gewonnen und eine Hypothese ist, welche zur Gewähr ihrer Richtigkeit die Erfahrung nicht aufzurufen den Anspruch hat.

'Ueber die erste Menschengesellschaft'.

Aus dem nämlichen Bedürfniß philosophischer Verständigung in der Geschichte sind die sämmtlichen Aufsätze Sch's entstanden, die aus seinen universal-historischen Vorlesungen hervorgingen [*]). Zunächst schloß sich Sch. wieder an Kant an in dem Aufsatze: 'etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde'. Kant hatte in der Abhandlung: 'muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte' einen Versuch gemacht an der Hand der biblischen Tradition über den Ursprung der gesellschaftlichen Ordnung ins klare zu kommen. Er will nun nicht eigentlich eine Auslegung der mosaischen Urkunde geben und verwahrt sich dagegen, als seien seine Ansichten aus der Tradition selbst geholt, bloß auf die Aehnlichkeit mit den Anschauungen derselben will er hin-

'Die Sendung Moses'.

weisen und bleibt sich bewußt, daß seine Construction in jedem Falle eine rein aprioristische sei. Aber Sch. nimmt keinen Anstand, diese Ausführungen Kant's bis zu einer fast wörtlichen Entlehnung unmittelbar in die Geschichte einzuführen und die Universalgeschichte mit einer rationalistischen Analyse der mosaischen Urkunde selbst unbefangen genug zu beginnen[7]). Und in ganz ähnlicher Weise verfährt Sch. in der 'Sendung Moses'. Auch hier tritt das Bestreben deutlich hervor, das teleologische Princip durch die Thatsachen einer angeblichen Geschichte zu rechtfertigen. Da wird die Gründung des jüdischen Staates durch Moses nicht allein als nothwendige Prämisse für Christenthum und Koran betrachtet, sondern selbst mit der Aufklärung in Verbindung gesetzt, 'deren wir uns heutigen Tages erfreuen'; denn dadurch sei es möglich geworden eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig als einen Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter dem Volke zu erhalten, bis sie endlich zu einem Vernunftbegriff reifen konnte[8]). Wir sehen nur mit Staunen einen Aufwand von Scharfsinn auf Gegenstände verwendet, die für geschichtliche Wahrheit keinen Gewinn zu bringen, geschweige denn den Begriff der Geschichte selbst zu läutern im Stande sind. Ein Ideal, nach welchem die Entwickelung der Menschheit hinstreben soll, auf der einen, und ein umfaßbarer Zustand, der eine mythische Zeit nur noch mythischer macht, auf der anderen Seite werden als Anfangs- und Endpuncte der Geschichte erdacht, und dazwischen soll das breite Feld der wirklichen Ereignisse als der Weg erkannt und beleuchtet werden, den die Menschheit von jenem aus und diesem entgegen nothwendig wandeln mußte.

Indem wir aber den absoluten Werth der Ideen Sch's über Begriff und Wesen der Geschichte nicht bloß in Frage stellen, sondern geradezu läugnen zu müssen glauben, läßt sich doch nicht verkennen, daß denselben allerdings eine hohe relative Bedeutung für die Entwickelung der Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung zukömmt. Zunächst war durch die energische Einführung der Kantschen Ideen in die Geschichte selbst ein lauter Protest erhoben

gegen die Gattung der Geschichte, welche aus den Einzelnheiten der Ereignisse niemals zu einer denkenden Ueberlegung der Gesetze des Verlaufes der Dinge sich erhoben hatte. Dann aber lag in der Betrachtung Kant's ein politischer Grundgedanke, dessen Anwendung auf die Gegenstände der Geschichte von größtem Nutzen sein mußte. Indem Sch. die Idee des Fortschrittes in dem gesellschaftlichen Leben der Menschen sofort in alle seine geschichtlichen Darstellungen einführte, und diesen Fortschritt in die freiheitliche Entwickelung legte, nach welcher die Menschen an der Herbeiführung vollkommener gesellschaftlicher Einrichtungen fortwährend arbeiten, schien fast für immer eine Auffassung beseitigt zu sein, die das Eingreifen Gottes als des Leiters und Lenkers der Geschichte an die Stelle des ursachlichen Zusammenhanges der Dinge gesetzt hatte. Und nach dieser Seite hat Sch's Geschichtsbetrachtung ganz besonders gewirkt. Die Herrschaft der Theologie über die Geschichte ist durch Sch's philosophische Anschauung am schwersten wenigstens in Deutschland getroffen worden. Jene Idee des Fortschrittes der Menschheit zur Freiheit tritt denn auch in durchsichtiger Weise in allen historischen Schriften Sch's hervor. Wir sehen sowol im Abfall der Niederlande, wie im dreißigjährigen Krieg die Erhebung gegen die Staatsgewalt eben aus keinem anderen Grunde gerechtfertiget, als weil Sch. der Meinung war, daß dadurch der Freiheit der Menschen ein Dienst geleistet worden sei. Selbst die religiöse Bewegung wird überall mehr von ihrer politischen Seite, der Erhebung zur Freiheit, betrachtet, als von Seite ihrer confessionellen Stellung. Die neue Zeit hat vor dem Alterthum den Vorzug, daß sie die Menschenfreiheit kennt, welche diesem Zeitalter unbekannt war, und das Mittelalter findet seine Werthschätzung darin, daß es die Freiheit der neuen Periode der Menschheit anbahnt. Wir dürfen mit einem Worte sagen, daß Sch's geschichtliches Denken vollständig von jenem aprioristischen Principe der freiheitlichen Entwickelung der Menschen erfüllt war. Und niemals vor Sch. war in Deutschland in so bestimmter Weise ein bestimmtes Princip auf die Geschichte angewendet und so wirksam zur Anschauung gebracht worden. Sch. selbst fand sich in dieser seiner Auffassungsweise so sehr überlegen, daß er es einmal mit großer Genug-

thuung ausgesprochen hat, es wäre 'niemand gegenwärtig in der deutschen Welt', der solche zusammenfassende Darstellungen hätte schreiben können wie er [9]).

'Die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon'.

Und auch auf seine politischen Anschauungen übertrug er die Resultate seiner historischen Auffassung. Zunächst wird der Aufsatz über die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon diesen Zusammenhang geschichtlicher und politischer Betrachtung anschaulich zu machen vermögen [10]). Es könnte natürlich die Rede nicht davon sein, die Abhandlung in die streng historischen Arbeiten Sch's einzubeziehen, sie bietet eben nur von der philosophischen und politischen Seite ein Interesse dar. Am wenigsten wäre es am Platze eine Vergleichung der da gegebenen Darstellung mit den historischen Arbeiten unserer heutigen Zeit vorzunehmen, kaum in den äußersten Umrissen könnte man die Richtigkeit der Schiller'schen Erörterungen zugestehen. Wenn von der Gesetzgebung des Lycurgus gesagt wird, daß sie 'zwar einen Riesenschritt des menschlichen Geistes bezeichne, weil sie als ein Kunstwerk gestalte, was bis dahin dem Zufalle und der Leidenschaft überlassen gewesen war'; 'dieses vollendete Kunstwerk' aber dennoch gegen den 'Zweck der Menschheit' gehalten 'eine tiefe Mißbilligung' erfahren muß, so erkennen wir sogleich, auf welche Grundlage wir gestellt werden. Es genügt ihm nicht, daß in der Verfassung Lycurg's alles auf den Staat berechnet sei und darauf als auf den höchsten Zweck abziele, da doch der Staat selbst ein Mittel für die Erreichung des menschlichen Zieles, nicht aber selbst Zweck sein könne. Man bemerkt nun schon, wie sich aus dieser geschichtsphilosophischen Betrachtung Sch's politische Anschauungen von selbst ergeben: alle Einrichtungen und Institutionen, die die Geschichte und das Leben vorfindet, müssen sich vor der Vernunft erst rechtfertigen; sie werden nur dann zu billigen sein, wenn sie den Fortschritt der Menschheit zu dem bestimmten Ziele hin befördern, zu tadeln aber sind sie, wenn sie diese Entwickelung beschränken und hemmen.

In der Beurtheilung der athenienſischen Verfassung treten die politischen Anschauungen Sch's, wie sie sich unmittelbar aus der geschichtsphilosophischen Betrachtung ergeben, in positiverer Gestaltung hervor. Zwar nicht in einer bestimmten Regierungsform will er die entsprechendste Verfassung finden, er will nur das Eine

unter allen Umständen gewahrt wissen, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe. Der Begriff der absoluten Volkssouveränität in seiner modernsten Gestaltung tritt uns hier entgegen. Doch möchte er Solon tadeln, daß er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden ließ, wodurch der Geist des Aufruhrs genährt worden und Bestechlichkeit der Aermeren eingetreten wäre. Und wenn Sch. sofort die Bemerkung macht, daß es das schwerste Problem der Staatskunst sei, zwischen großen und kleinen Volksversammlungen die glückliche Mitte zu treffen, ein Problem, welches erst die kommenden Jahrhunderte auflösen sollen, so sind diese allgemeinen Winke die bestimmtesten, die sich bei Sch. überhaupt in Bezug auf Verfassungsfragen finden. Er stellt als Grundprincip auf, nach welchem alte und neue Verfassungen gemessen werden können, daß diejenigen, welche zu gehorchen haben, sich selbst die Gesetze geben müßten, wenn die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterlande, nicht aus sclavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines oberen erfüllt werden sollen. Erkennen wir schon hierin, wie es auch durch eine Ausführung dieses Gedankens in der Schrift 'über Anmuth und Würde' bestätigt wird [11], unschwer das Bestreben die öffentliche Gesetzgebung nach der Analogie der autonomen praktischen Vernunft zu betrachten, so werden wir ihn später in der ersten Folge der ästhetischen Briefe das Ideal staatlicher Einrichtungen in abstractester Allgemeinheit nach seinem Principe der Moral beurtheilen sehen [12]. Ueberall tritt uns die Tendenz Sch's entgegen, aus der Vernunft selbst den Maßstab historischer Verhältnisse zu entnehmen. Und darin zeigt sich ein Charakterzug seiner ganzen Zeit, nach welchem die aus der Vernunft geholten Grundsätze für allein berechtigt galten. Man tritt mit dem fertigen Maßstabe an die Verhältnisse der Vergangenheit und der Gegenwart heran, nach aprioristischen Begriffen werden sie zurecht gelegt. So wenig dieß nun der wahren geschichtlichen Methode entspricht, so wenig darf man verkennen, daß damit denn doch ein wichtiger Uebergangspunct zur wissenschaftlich empirischen Betrachtungsart der neuen Geschichtschreibung gefunden war.

Nachwirkung.

Wenn wir nun den Einfluß zu ermessen suchen, den Sch's geschichtliche Thätigkeit auf die Entwickelung und Ausbreitung der Wissenschaft in Deutschland ausübte, so sind wir eigentlich auf ein Feld gewiesen, wo wir mit einzelnen Beweisen kaum ausreichen würden; denn hauptsächlich waren Sch's historische Werke auf das große Publicum berechnet, und wer möchte da ermessen, wie viele Menschen durch ihn zuerst für eine Disciplin interessirt wurden, die in den vorhergegangenen Darstellungen in Deutschland fast ungenießbar erscheinen mußte. Es läßt sich allerdings nicht durch Einzelnheiten erhärten, aber es dürfte dennoch keinen Widerspruch erfahren, wenn wir sagen, daß der Erste, welcher die Geschichte zu einem Gemeingut der Nation zu machen verstand, kein anderer als Sch. war. Und wenn wir theilweise noch jetzt gerade über das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert Anschauungen verbreitet finden, welche durchaus der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges ihren Ursprung verdanken, aber keineswegs dem Stande der gegenwärtigen Wissenschaft entsprechen, so zeigt dieß, wie tief und nachwirkend Sch's Darstellungen gewesen sind.

Die eigentliche Geschichtsforschung, die Wissenschaft der Geschichte hat in dem raschen Fortschritt, in welchem wir sie in diesem Jahrhundert finden, die Leistungen Sch's weit hinter sich gelassen. Von den positiven Erzählungen, von dem eigentlich stofflichen der Schiller'schen Darstellungen darf der heutige Forscher ohne Bedenken absehen, er wird auch in denjenigen Puncten, wo Sch's Vermuthungen und Combinationen, wie wir gezeigt, eine unerwartete Bestätigung erfahren haben, seinen Vorgänger ignoriren können, weil der Weg, auf dem er zu seinen Erkenntnissen gelangt, ein ganz anderer ist als derjenige Sch's. Aber auch in der Auffassungsweise der Geschichte ist die Nachwirkung der auf Kant gegründeten Geschichtsphilosophie rasch vorübergehend und kaum mehr erkennbarer Art. Es liegt uns ferne, die allgemeinen Beziehungen und vagen Analogien, die sich zwischen der Schiller'schen Geschichtsauffassung und derjenigen der speculativen Philosophenschule, welche ihrerseits freilich einen stärkeren, wenn auch nicht günstigen Einfluß auf die Geschichtsbetrachtung genommen hat, hier besprechen

zu wollen. Aber selbst der Mann, der sich in all seinem Philosophiren am nächsten an Sch. anschließt, knüpft nicht ausschließlich an jene geschichtliche Philosophie an. W. v. Humboldt hat in seinem berühmten Aufsatz 'über die Aufgabe des Geschichtschreibers' [13]) den Gedanken die Geschichte als Kunstwerk zu behandeln, vielmehr unter augenscheinlicher Einwirkung ästhetischer Anschauungen Sch's erweitert und fortgebildet; denn Humboldt's Aufsatz beruht auf dem Grundgedanken, daß die 'Nothwendigkeit der Form', welche wir Sch'n später für das Kunstwerk werden fordern hören, durch die Darstellung der in der Geschichte waltenden 'Ideen' zu erreichen sei. Er ist jedoch weit entfernt, das geschichtliche Princip Kant's und Sch's als a priori gegeben in jener teleologischen Weise auf die Geschichte anwenden zu wollen, vielmehr weist er auf den streng empirischen Weg hin, wenn er verlangt, daß die Ideen erst aufgesucht werden sollen, welche der Geschichtsdarstellung den Charakter des strengen und nothwendigen Zusammenhanges eines Kunstwerkes verleihen werden. Er hält freilich auch dafür, daß die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechtes nach einem bestimmten in jenen Ideen liegenden Plane vor sich gehe, aber dieser ist nicht wie bei Sch. in dem Princip der gesellschaftlichen Freiheit offen gelegt, sondern ruht in der Hand Gottes. Da ist es wol das bezeichnendste Wort, welches über diese gesammte idealisirende Richtung in der Geschichte gesprochen worden ist, wenn Alexander von Humboldt zu dem Aufsatz seines Bruders bemerkt hat [14]): 'Gott regiert die Welt; die Geschichtsaufgabe ist das Aufspüren dieser ewigen geheimnißvollen Rathschlüsse. Das ist doch eigentlich das Resultat; und über dieß Resultat habe ich bisweilen mit meinem Bruder ich darf nicht sagen gehadert, sondern discutirt. Dieß Resultat ist allerdings den urältesten, in allen Sprachen ausgesprochenen Gefühlen der Menschheit analog. Meines Bruders Abhandlung ist der Commentar dieses dumpfen Gefühles. Auf eben diese Art schafft sich der Physiolog sogenannte Lebenskräfte, um organische Erscheinungen zu erklären, weil seine Kenntniß der physischen in der sogenannten todten Natur waltenden Kräfte ihm nicht ausreichen, dieß Spiel der lebenden Organismen zu erklären. Sind darum Lebenskräfte erwiesen?' Die idealistische Auffassung der Ge-

schichte hat wol nie eine kürzere und zugleich treffendere Entgegnung erfahren und den hohen Ansprüchen dieser Richtung gegenüber scheint nicht leicht eine einfachere und demüthigendere Frage aufgeworfen werden zu können, als diejenige Alexanders von Humboldt. Und die moderne Geschichtschreibung hat in der That entschieden die Bahn verlassen, in welche die philosophische Betrachtung sie zu stürzen drohte. Das bekannte harte Wort Niebuhr's über Sch's geschichtliche Thätigkeit bezeichnet am besten die gewaltige Wendung in den Anschauungen der Historiker selbst [15]). Wenn man vielleicht vom Standpuncte der neuen historischen Schule im Ankämpfen gegen eine falsche Geschichtsrichtung Sch's positive Verdienste gänzlich ignorirt und übersehen hat, so wird man dieß eben aus dem Andrang zu erklären haben, mit welchem neue Richtungen in der Wissenschaft sich allezeit rücksichtslos über ihre Vorgänger hinweg Bahn brechen werden und müssen. Die moderne kritisch-historische Schule hat es ein für allemal aufgegeben, unter Voraussetzungen philosophischer oder theologischer Art an die Erforschung und Bearbeitung des erfahrungsmäßigen Wissens heranzutreten. Die Aufgaben, die sie sich setzt, sind bestimmter und aus der Empirie selbst gewonnener Art. Aprioristische Grundsätze, wie sie von Kant und Sch. auf die Geschichte angewendet werden wollten, sind unserer heutigen Geschichtsforschung völlig fremd und durchaus entgegengesetzt. Wenn es die Geschichte keineswegs aufgegeben hat, nach den Gesetzen des historischen Fortganges der Dinge zu forschen, so können diese doch nur als das Ergebniß, nicht aber als die vorher aufgestellten Gesichtspuncte der Untersuchung angesehen werden. Diese Unterschiede Schiller'scher und unserer heutigen Geschichtsbetrachtung sind so evident und dringen so sehr, man möchte sagen, in das Mark der Wissenschaft, daß es wol begreiflich ist, wenn Sch's geschichtliche Werke gerade bei den Männern des Faches wenig geachtet sind. Nur der relative Maßstab, der sich uns ergeben hat, indem wir Sch's historische Thätigkeit als ein Glied in der Kette historiographischer Entwickelung betrachtet haben, dürfte jene Berechtigung für sich in Anspruch nehmen, die man durch wegwerfende Verurtheilungen nicht in Abrede stellen kann. Je mehr man den absoluten Werth, den Sch. der idealistischen Doctrin

in der Geschichte beilegen wollte, mit Entschiedenheit ablehnen konnte, desto gerechter durfte man ihm vom Standpuncte der Geschichtsliteratur werden. Und endlich muß man doch gestehen, daß die Geschichtsforschung im großen und ganzen betrachtet wol den gewaltigen Schritt über Sch's Auffassung hinaus längst gemacht hat, daß man aber zuweilen auch bei Neueren philosophische Betrachtungen anticipirt findet, die nur von weniger Consequenz zeugen, aber kein größeres Maß objectiver Giltigkeit in Anspruch nehmen können. Wir befinden uns auch in der Wissenschaft der Geschichte noch in der Strömung, welche durch die Aufklärungsliteratur des vorigen Jahrhundertes zuerst in Gang gebracht worden ist, und in welcher Sch's historische Thätigkeit keinen unbedeutenden Platz einnimmt.

Anmerkungen.

I. Geschichte des Abfalls der Niederlande.

[1]) Vgl. oben Buch I. Abschn. 3 Anm. 42. [2]) Hoffm. Nachlese IV. 214 f. [3]) Man stützt sich dabei auf eine Stelle in einem Briefe Sch's an Reinwald (C. v. Wolzogen Leben u. s. w. 45.), wo er diesen um das Werk von Brantome ersucht; ob er es erhielt, ist zweifelhaft. [4]) In deutscher Uebersetzung Riga 1767. Ob Sch. das Original oder die Uebersetzung benützte, ist ungewiß. [5]) K. v. Wolzogen a. a. O. S. 31. [6]) Brfw. m. K. I. 238. Brf. v. 7. Januar 1788. [7]) Ebd.

[8]) Hoffmeister Nachlese IV. 241 und Leben II. 12., wo sogar der Gedanke festgehalten ist, als sei die Schrift von Mercier nicht ohne Bedeutung. [9]) Die Uebersetzung von Robertson's Geschichte Amerika's (Leipzig 1777, 2 Bde. Zweite Aufl. 1801) rührt bekanntlich nicht von unserem Dichter (wie noch Hoffm. Leben II. 7 f. annimmt), sondern von einem Verwandten Sch's her. Vgl. Boas a. a. O. 51 f. [10]) Dieß ist bezeugt durch die Vorrede zum Fiesco, wo der III. Theil von Robertson's Geschichte Karl's V. als Quelle des Stoffes angeführt ist. Die Kenntniß dieses Buches konnte wol im vorigen Jahrhundert unter Gebildeten ebenso vorausgesetzt werden, wie die von Macaulay's englischer Geschichte heute. Vgl. übrigens Brfw. m. K. I. 237 f. und ebd. II. 69. [11]) Vgl. WW. VII. 3.

[12]) Hoffm. Leben II. 126 f. Noch nach Beendigung des ersten Bandes schreibt Sch. an Körner (Brfw. I. 327), daß die niederländische Geschichte nach dem angefangenen Plane sechs Bände befassen solle. [13]) So stark und voreilig urtheilt Jul. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen. S. 211. Wir möchten billig fragen, ob Schmidt etwa die Citate alle wirklich nachgeschlagen hat, um behaupten zu können: 'und doch hat sich augenscheinlich seine Arbeit im besten Falle darauf beschränkt, die Citate seiner leitenden Quelle (welcher?), die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Uebersetzungen gab, zu verificiren'.

[14]) Brfw. m. K. I. 210. Wenn man die Nachweisungen beachtet, welche im Buche selbst als Belegstellen vorkommen, so findet sich, daß Sch. vor allem folgende Quellenschriftsteller citirt. Grotius Annal. Belg., Thuanus historia sui temp., Meteren historia Belg., Strada de bello belgico dec. X., Reidanus oorspronc der neederl. Oorlogen, Hopper sowol die vita Viglii als auch Recueil et Mémorial des troubles des Paysbas, Burgundius historia Belgica, Meursius Guillielmus Auriacensis, Vie et Genealogie de Guillaume I. Prince d'Orange, Dinoth de bello civili Belg., Procés criminels des Comtes d'Egmont etc. Tom. I., Bentivoglio della guerra di Fiandra.

[15]) Bor, oorsprong der neederlandschen Oorlogen 1555—1619 Leyden 1621 f. und Hooft, neederlandsche Historien 1555—1587 (1703) sind freilich zwei wichtige Schriftsteller. Der erstere ist ungemein reichhaltig und könnte seine Kenntniß für eine genügende Darstellung nicht entbehrt werden. Der zweite ist confus und planlos, aber enthält Actenstücke der Oranischen Partei, welche zur Zeit Sch's noch auf keine andere Weise zu haben waren.

[16]) Reyd's Werk ist ursprünglich holländisch geschrieben, existirt aber auch in lateinischer Uebersetzung. [17]) In der Collection des documents inédits. [18]) Gerlache, Histoire du Royaume de Pays-bas I. S. 102. u. häufig.

[19]) Wir meinen besonders Motley und Juste, denen wir später noch begegnen werden. [20]) Abfall. S. 80. [21]) Abfall. S. 83. [22]) Ebd. S. 126. [23]) Ebd. S. 148. [24]) So Motley in seinem Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaates. Deutsch, Dresden. 1857. [25]) Abfall 150. [26]) Ebd. 173. [27]) Ebd. 283. [28]) Ebd. 303. [29]) Wagenaar ist der Verfasser der von Sch. anonym citirten Geschichte d. ver. Nied.

[30]) Vorrede zu Bd. III., wo unter anderm die für diese Zeit gewiß merkwürdige Stelle zu finden ist: 'Man erwarte also nicht von mir, daß ich die geheimen Absichten der Fürsten, Mächte oder vornehmer Staatsdiener weiter entdecken solle, als sie selbst aus einer aufrichtigen und behutsamen Erzählung ihrer Handlungen hervorblicken werden. Zuweilen werde ich vielleicht anzeigen, was man vormals von diesen Absichten geurtheilt habe: allein, was ich selbst davon urtheile, verschweige ich insgemein, weil keinem daran gelegen ist'. [31]) So folgt Sch. in allen Stücken, die Philipp II. oder dessen Hofpartei betreffen, wie es scheint absichtlich, mehr der Darstellung Watson's als derjenigen der Geschichte der ver. Nied.

[32]) Vgl. Ranke, Fürsten und Völker I. 369 ff. Gerlache. a. a. O. S. 5 ff. [33]) Diese schöne Beobachtung Ranke's (a. a. O. S. 375) findet sich auch bei Sch., nur hat er so tiefgreifende Consequenzen daraus nicht gezogen. Vgl. Abfall. S. 97. [34]) Ueber die gesammten Abdicationshandlungen Karl's V. handelt Juste, les Pays-bas sous Philippe II. S. 26 ff. am ausführlichsten. Speciell über den Eid auch Ranke a. a. O. S. 372 u. 373, wo gerade zu dem Begriff des 'natürlichen Herrn' im Gegensatz zu Sch's Darstellung S. 50 eine treffende Bemerkung zu finden ist.

[35]) Wie wenig zwischen Philipp und den Niederländern von einer Verstimmung die Rede sein kann, darüber Prescott, History of the reign of Philipp II. S. 16. [36]) Abfall. S. 16. Vgl. besonders S. 276—280. [37]) Vgl. Koch, Untersuchungen über den Abfall ꝛc. S. 162, 163. [38]) Ranke a. a. O. 380 ff. hat dieß im wesentlichen bestätigt, und Koch in seinen Untersuchungen setzt sich speciell die Aufgabe, die Unruhen der Niederlande aus den Adelsinteressen zu erklären. [39]) Wagenaar S. 77.

[40]) Prinsterer in seinen Archives ou Correspondances inédites de la maison d'Orange-Nassau hat jedesfalls dazu die besten Handhaben geliefert, obwol er selbst einen Apologeten Oranien's zu machen sucht. Daß Schiller endlich aber selbst vielfach zu anderen Resultaten gekommen wäre, wenn ihm die Correspondance de Guillaume le Taciturne in so handlicher Weise zugänglich gewesen wäre, wie sie durch Gachard gegenwärtig vorliegt, sollten diejenigen billig nicht vergessen, welche unter der Wucht der Gelehrsamkeit vornehm auf Sch. herabblicken. [41]) Der Amerikaner Motley, den Koch in Bezug auf manche Puncte bekämpft, spricht nirgends von einer Glaubensüberzeugung Wilhelm's, wiewol er dieß gewiß nicht unterlassen hätte, wenn es auch nur entfernt möglich gewesen wäre. [42]) So selbst Strada und Hopper.

[43]) Abfall S. 93 ff. [44]) Ein Gedanke, der in seiner Reinheit von Ranke erfaßt und zur Darstellung gebracht worden ist. Vgl. besonders, was in Fürsten und Völker I. 230 f. mit Rücksicht auf die Niederlande gesagt wird. [45]) Abfall. S. 121 ff. [46]) Vgl. a. a. O. besonders im VI. Buche die Darstellung der Ursachen der Unruhen und im VIII. Buche jene der Unpopularität des Cardinals Granvella. [47]) History of the reign of Philip. II. 381, 395. [48]) Juste, a. a. O. XI., wobei ebenfalls auf die merkwürdige Stelle Sch's über den Briefwechsel des Cardinal Granvella großes Gewicht gelegt ist.

---

2. Die Memoiren.

[1]) Vgl. zum vorherg. Hoffm. Nachlese. IV. S. 421 ff. und über das Umfassende des Planes zu den Memoiren den Brf. a. K. vom 12. März

1789 (Brfw. II. 61 ff.). Die Abhandlungen selbst in den WW. im IX. Band 317 ff. Hier mag auch vorübergehend der Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville (ebd. 482 ff.) gedacht sein, die Sch. noch 1797 übersetzte und auszog, 'um die Horen flott zu machen' (Brfw. m. G. N. 275).

[2]) Unter den deutschen Historikern jener Zeit erinnert es vielleicht noch am frühesten an Schlözer's geistvolle Art, von welchem Sch., wie oben bemerkt (vgl. Buch I. Absch. X. Anm. 6), die 'Vorstellung der Universalhistorie' frühe gelesen hatte. Ueber seine universalhistorischen Behelfe überhaupt gibt der Brief an Körner vom 26. März 1789 (Brfw. II. 69) Aufschluß. Er ist in voller Thätigkeit, um sich für seine Vorlesungen vorzubereiten und berichtet dem Freunde: 'jetzt lese ich, wie Du Dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet, habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft, die Beck'sche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen — eine Methode, die mir äußerst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar. Die Schröck'sche Weltgeschichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus diesen dreien denke ich, in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt, schon eine eigene — für das erste Mal — herauszuheben. Aber schon von diesem Sommer an, werde ich mich mit den besten Quellen selbst bekannt machen. In Spittler's Abriß der Kirchengeschichte, mit dem ich eben jetzt beschäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Untersuchungen leitet'. Erinnern wir uns noch einer schon früher (Buch I. Absch. 3. Anm. 37) angeführten Briefesstelle, wo er den Ankauf von Montesquieu, Pütter, Staatsverfassung des deutschen Reiches und Schmidt, Gesch. d. D. bemerkt, so haben wir gewissermaßen einen Einblick gethan in Sch's historische Handbibliothek.

[3]) Ueber Sch's Lectüre Montesquieu's vgl. oben Buch I. a. a. O. [4]) WW. IX. 321. [5]) WW. IX. 328. [6]) Theils seine eigenen, theils fremde Forschungen trefflich zusammenfassend, ist dieß der leitende Gedanke, den Sybel in seinen vier Vorlesungen über die Kreuzzüge jüngst als das Resultat des gegenwärtigen Standes der Frage über die Kreuzzüge durchgeführt hat. [7]) WW. IX. 330 ff.

[8]) Schmidt's deutsche Geschichte und Pütter's Handbücher, die hauptsächlich zu Grunde liegen, sind vom Standpuncte jener Zeit ganz vortrefflich; der alte Pütter kann noch jetzt als Muster deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit gelten, und seine Verdienste sollen nicht geschmälert werden, aber niemand kann läugnen, daß zu einer klaren Einsicht in die alten Rechts- und Staatsverhältnisse auf Grund dieser Werke nicht zu gelangen ist. Der Fehler ist von Seite Sch's nur der, daß er über Dinge dieser Art, obgleich er sie im einzelnen nicht genau kannte, dennoch mit Ueberspringung der nöthigen Detailforschungen zu einem allgemeinen Resumé geschritten ist.

[9]) Wie sehr sich Sch. an Pütter anlehnt, sieht man z. B. in demjenigen, was über den Begriff von beneficium gesagt ist; dieß kommt warm von der Lectüre der Note w. auf pag 241 und 242 der deutschen Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden. [10]) Schmidt, Gesch. d. Deutschen II. 494. [11]) Vgl. die Einleitung zu den Regesten Böhmens von 1197—1254 und die vielbesprochene Rede von Sybel über K. Heinrich I. [12]) Wenigstens bis auf Jaffe's gründliche Darstellung der Geschichte Lothar's des Sachsen.

[13]) Vgl. besonders X. 153. Ueber Sch's Lectüre Gibbon's siehe unter Absch. 4. Anm. 1. 2. [14]) WW. IX. 367. [15]) WW. IX. 377. [16]) Hoffm. Nachlese IV. S. 434.

[17]) Von den Memoiren des Cardinals Retz spricht Sch. in dem Vorbericht zum I. Bd. der Memoiren (Hoffm. Nachl. IV. 427), er mag sie also auch gekannt haben. Vermißt wird unzweifelhaft die Kenntniß von Tavannes und Poplinière, ob Aubigné nicht wenigstens nachgeschlagen wurde, mag dahin gestellt bleiben. [18]) Vgl. Thuanus, Historia sui temporis in der Frankfurter Ausgabe I. 687 ff. [19]) Vgl. Sch. WW. IX. 371 ff. mit Ranke, französische Geschichte I. 194 ff.

[20]) Vgl. Ranke ebd. I. 331. und den Bericht von Serranus IV. 33. Sch. erzählt freilich mit solcher Bestimmtheit den Fenstersturz des Gemordeten, als ob an dieser Scheußlichkeit kein Zweifel wäre. [21]) Wir erinnern beispielsweise an die Reflexionen, wie sie im Abfall der Niederlande dutzendweise vorkommen; hier dagegen sucht Sch. auch diese einzige Digression damit zu rechtfertigen, daß er sie nur als Erklärung der Schriftsteller, die darüber schreiben, beifügt.

---

3. Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

[1]) Brfw. m. K. I. 57. [2]) Brfw. m. K. II. 213. [3]) Ebd. 191. vgl. 216. [4]) Ebd. 199. [5]) Ueber die Theilung der Arbeit vgl. Hoffm. Leben u. s. w. II. 182 ff. [6]) Hoffmeister (ebd. II. 184) schon macht auf diese Eigenthümlichkeit des Werkes aufmerksam, wir stimmen aber nicht bei, wenn er eine absichtliche, vorher überlegte Verherrlichung Gustav Adolph's in dieser Anordnung begründet sieht.

[7]) 'Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen, als ihn zu vermehren' (an K. II. 205). [8]) Wieland in seiner Vorrede (historischer Kalender für 1792).

[9]) Die Annales Ferdinandei enthalten im elften Band die Jahre 1628 bis 31 und im zwölften die Jahre 1632 bis 34. Die Auszüge von Runde führen den Titel 'des Grafen Franz Christoph Khevenhüller Ferdinandeische Jahrbücher in einen pragmatischen Auszug gebracht und berichtigt' von D. Justus Friedr. Runde. Leipzig. 1779. ff. [10]) Vgl. besonders Khevenhüller Annal. XI. Col. 1134. [11]) Ebd. Col. 1327 ff. [12]) Ebd. Col. 1951 ff. [13]) Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg, herausgegeben von Ch. G. v. Murr. Nürnberg. 1790. [14]) v. Murr. S. 83. Vgl. mit Hoffm. Nachlese. IV. 474. [15]) Khevenhüller XII. 394. [16]) v. Murr Beiträge. S. 120 ff. [17]) Schirach in der Biographie der Deutschen V. S. 25 vgl. v. Murr. S. 303.

[18]) Die Rechtfertigungsschrift ist sowol lateinisch wie deutsch erschienen, 'auf sonderbaren der Röm. Kays. Mayest. Allergnädigsten Befehl in offenen Truck gegeben'. Beifügen wollen wir hier noch, daß es uns nach allen Vergleichungen durchaus zweifelhaft scheint, Sch. habe von dem Theatrum Europaeum auch nur einigermaßen einen eingehenden Gebrauch gemacht. [19]) WW. VIII. 340. [20]) In dem lateinischen Exemplar jener Schrift heißt es cum licentia superiorum, was den jesuitischen Ursprung, auf den Sch. hiemit anspielt, deutlich genug verräth. [21]) Die Hinweglassung der Substantialclausel in der Verschreibung der Offiziere Perduellionis Chaos bei v. Murr. S. 247.

[22]) Vgl. den dreißigjährigen Krieg S. 336 mit v. Murr, Beiträge S. 334 ff. sowie S. 335. Anm. 2. [23]) Dreißigjähriger Krieg S. 45. [24]) So wenn es heißt: 'sechs Söhne hinterließ Maximilian . . . Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steiermark fortführte (!), doch wurden auch diese schon unter Ferdinand II., seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt'. (Dreißigj. Krieg S. 24.)

[25]) Ebd. S. 37 ff. [26]) Ebd. S. 53 ff. [27]) Ebd. S. 57. 'Die Protestanten in Oesterreich wollten nicht schlechter geachtet sein als die Handvoll Katholiken'. Das ist wahr, liegt aber hierin die Ursache des Krieges ausgesprochen? [28]) Kaum erwähnt, viel weniger gewürdigt wird von Sch. die Bedeutung und Stellung des Cardinal Khlesl, der bekanntlich kein Jesuitenfreund gewesen. [29]) Dreißigj. Krieg S. 48 ff. Sully, dessen Memoiren Sch'n zur Rechtfertigung des Königs von Frankreich anspornten, wird ausdrücklich als Theilnehmer des Planes der großen Weltbefreiung erwähnt. S. 50. [30]) Vgl. oben Anm. 6.

[31]) Dreißigj. Krieg S. 137 ff. 'So bringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav

Adolph ihn unternahm'. Dann aber muß man sich die Stelle beim Tode Gustav Adolph's gegenwärtig halten, welche auch deshalb merkwürdig ist, weil hier nachträglich gewissermaßen durchleuchtet, daß die deutsche Freiheit durch den schwedischen Eroberer nicht so ganz unberührt geblieben wäre: (S. 288) '— gestern noch der belebende Geist, der große einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt von Entwürfen, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er eine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe . . . Aber es war nicht mehr der Woltthäter Deutschlands, der bei Lützen sank; die woltbätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist — zu sterben'.

[32]) Besonders durch Gfrörer, Gustav Adolph (3. Aufl.) herausgestellt, womit dann Barthold in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges zu vergleichen ist. Kaum bei einer anderen Persönlichkeit ist es so dringend nothwendig für den Historiker, die Person und ihren Charakter von der Sache und den Zwecken zu trennen. [33]) Dreißigj. Krieg S. 141. [34]) Ebd. S. 165 ff.

[35]) Vgl. Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. [36]) Vgl. besonders S. 223. [37]) Vgl. S. 60. 73. 74. 121. 127 u. a. v. O. [38]) Nur muß man darüber nicht von Hurter zu Rathe ziehen. [39]) Vgl. Helbig, der Prager Friede in Raumer's historischem Taschenbuch 1855. [40]) Unter den vier 'Bildnissen', die dem Damenkalender für 92 beigegeben waren (vgl. Hoffm. Nachlese IV. 474 ff.), ist jenes Maximilian's und des Cardinals Richelieu nicht von Sch. sondern von Huber, wie Dr. Kuhlmey zur Evidenz nachgewiesen hat (Sch's hist. Taschenb. für Damen f. d. Jahr 1792 u. s. w. in Herrig's Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen 18. Bd. 4 Heft. S. 362 ff.). Unentschieden bleibt der Verfasser des Bildnisses der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Cassel; daß jenes des Kanzlers Oxenstierna von Körner herrührt, wußte man schon früher.

[41]) Wenn gleich diese Auffassung im dreißigjährigen Kriege nicht so rücksichtslos hervortritt, als in Huber's erwähntem Bildnisse Richelieu's, Hoffm. a. a. O. 491. [42]) Dreißigj. Krieg S. 113. [43]) Ebd. S. 119 u. 120. [44]) Ebd. S. 251 vgl. 238 ff. [45]) Prolog zum Wallenstein V. 105 u. 110. [46]) Dreißigj. Krieg S. 332. und die vorhg. u. ff.

---

4. Stellung in der Geschichtschreibung.

[1]) 'Körner schickte mir diese Tage ein Fragment, das er aus Gibbon übersetzte, es ist Mohammed's Porträt und die Geschicke der ersten Gründung seiner Religion. Dieß ist das Erste, was ich von Gibbon lese. Ich finde es voll Genie, und mit einem kräftigen Pinsel dargestellt; aber im historischen Stil liebe ich doch mehr die schöne Leichtigkeit der Franzosen'. Sch. und Lotte. S. 259, womit zu vgl. Brfw. m. Körner II. 48., wo Sch. die Besorgniß ausspricht, in denselben Fehler der Geschichtsdarstellung verfallen zu sein, der ihm an Gibbon mißfällt, darüber ihn Körner (ebd. II. 62) beruhigt. Zuerst scheint übrigens Sch. durch Lotte auf Gibbon aufmerksam gemacht worden zu sein (Sch. und Lotte. S. 130).

[2]) Brfw. mit Körner. II. 125., wo er schreibt, daß er sich in der Manier nicht nach Gibbon bilden wolle. Vgl. Sch. und Lotte. S. 386. Brfw. m. K. II. 70. heißt es hingegen: 'was ich von Gibbon gelesen, soviel nämlich übersetzt ist (die ersten zwei Theile), hat mir ungemein viel gegeben . . . Die Fortsetzung erwarte ich mit Ungeduld'. [3]) Die Stelle findet sich Brfw. m. K. II. 128. Ueber Thucydides vgl. ebd. II. 124. [4]) Brfw. m. K. I. 162. In der Berliner Monatsschrift waren von Kant eben damals die zwei Aufsätze erschienen, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen.

[5]) Kant's WW. Ausgabe von Rosenkranz und Schubert III. 319 ff. [6]) Die bezüglichen Aufsätze sind aufgenommen in den WW. IX. 224 bis 316. [7]) Er geht darin so weit, daß er die mosaische Urkunde 'gleich einem anderweitigen historischen Schriftstück' exegetisch behandeln möchte. 'Die mosaische Urkunde, heißt es z. B. (IX. 247) verläßt uns hier — und überspringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehreren Jahren'. [8]) WW. IX. 276 ff. [9]) Sch. u. Lotte. 454. [10]) 'Der Lycurg wird ein guter Pendant zum Moses werden und macht vielleicht noch ein besseres für sich bestehendes Ganze. Moses endigt nicht befriedigend, wenigstens bleiben viele Fragen und Zweifel', schreibt Körner an Sch. im Brfw. II. 211. [11]) Vgl. WW. X. 38 f. [12]) Vgl. unten Buch IV. Absch. 2. [13]) Humboldt's WW. I. 1—25.

[14]) Briefe von Alex. v. Humboldt an Varnhagen von Ense. S. 40., wozu auch die charakteristische Bemerkung S. 43 zu halten ist: 'Hegel's geschichtliche Studien werden mich besonders interessiren, weil ich bisher ein wildes Vorurtheil gegen die Ansicht hege, daß die Völker jedes etwas repräsentiren müssen; daß alles geschehen sei, „damit erfüllt werde", was der Philosoph verheißt'. [15]) Vgl. auch Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung V. 337 f. Gerechter hat Johannes von Müller über den dreißigjährigen Krieg Sch's geurtheilt. WW. Thl. 26. S. 173.

Drittes Buch.

Philosophische Verständigung.

I. Gründung auf Kant.

Zur Orientirung.

Die schwere Krankheit im Anfange des Jahres 1791 bezeichnet in Sch's Entwickelung einen Wendepunct. Kümmerlich genesend, muß er die Vorlesungen fallen lassen und jede anstrengende Production vorerst sich verwehren. Er sieht sich auf ein mehr receptives Verhalten gewiesen. Durch die Unterstützung aus Dänemark treten die Rücksichten auf schriftstellerischen Erwerb zurück, und seit lange vermag er wieder freier seiner Neigung zu folgen [1]). Von dem ästhetischen Collegium vom Sommer 1790 her angeregt, und von der Lectüre der Kritik der Urtheilskraft, zu welcher er jetzt gelangt, aufs mächtigste ergriffen, gibt er sich mit wachsender Lust philosophischen und vor allem ästhetischen Speculationen hin. Diese Richtung wird dann auf Jahre hinaus die herrschende, und über Schönheit und Kunst unablässig zur Klarheit ringend, legt er die Früchte seines Forschens, während des Producirens selbst sich fördernd, in einer Reihe von Abhandlungen nieder. Indem er noch zuletzt über seine eigene dichterische Art und die Eigenthümlichkeit der altgriechischen und neueren Dichtung in seiner großen ästhetischen Schlußarbeit ins reine kommt, beendet er mit dem Jahre 1795 seine theoretische Laufbahn, um in der letzten Periode seiner Entwickelung fast ungetheilt der ausübenden Kunst zu leben. Indem wir im Begriffe sind, mit ihm in die philosophisch-ästhetische Periode einzutreten, werden wir ihn vorerst noch in diesem Buche auf dem breiteren Boden einer vielseitigen Orientirung und Verständigung zu begleiten haben, und ihm dann in dem nächsten, nach seiner Rückkehr von der schwäbischen Reise (Mai 1794), unter den Anregungen des Verkehrs mit Wilhelm v. Humboldt

und Fichte, auf dem Höhestande seiner speculativen Ausbildung begegnen.

Erstmalige Lectüre der Kritik der Urtheilskraft.

Körner hatte sich schon dem Studium der Kritik der Urtheilskraft kurz nach ihrem Erscheinen hingegeben [2]), während Sch. in Jena sie 'bis zum Sattwerden' preisen hörte, ohne jedoch, von der Arbeit am dreißigjährigen Kriege hingehalten, zur Lectüre derselben kommen zu können [3]). Auch Goethe hatte bereits das epochemachende Werk nach seiner Art sich angeeignet und in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft Nahrung für seine Anschauungen gefunden [4]). Bei einem Besuche Goethe's bei Körner war die neue Erscheinung ein Hauptstoff der Unterhaltung [5]), und ein kurz darauf (Ende October 1790) fallendes Gespräch Sch's mit Goethe wandte sich gleichfalls auf Kant [6]). Da ist es nun bedeutsam, wie darin der Gegensatz beider Männer zu Tage trat. Sch. fand es interessant, wie Goethe 'alles in seine eigene Art und Manier kleide und überraschend zurückgebe, was er gelesen', aber er mochte, fügt er hinzu, doch nicht gern über Dinge, die ihn sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehle ihm ganz an der herzlichen Art sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm sei die ganze Philosophie subjectivisch, und da höre denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie möge er auch nicht ganz: sie hole zu viel aus der Sinnenwelt, wo er aus der Seele hole. 'Ueberhaupt, fährt er fort, ist seine Vorstellungsart zu sinnlich, und betastet mir zu viel'. Und wenn Körner, dem Goethe in der Philosophie gleichfalls 'zu sinnlich' war, mit Bezug auf Sch's Mittheilung hervorhebt, wie gut es für ihn und für Sch'n sei, an Goethe sich zu reiben, damit er sie warne, wenn sie im Intellectuellen zu weit sich verlören [7]), so sollte Sch. erst nach längerem, vertrautem Verkehre in vollem Umfange das Wolthuende dieser Reibung erfahren.

Die Lectüre der Kritik der Urtheilskraft riß Sch'n hin, wie er dem Freunde (März 1791) berichtet [8]), durch ihren neuen lichtvollen geistreichen Inhalt und brachte ihm das größte Verlangen bei, sich nach und nach in die Kant'sche Philosophie hineinzuarbeiten. Er urtheilte, daß ihm bei seiner 'wenigen Belesenheit in philosophischen Systemen die Kritik der Vernunft und selbst einige

Reinhold'sche Schriften für jetzt noch zu schwer seien und zu viel Zeit wegnehmen dürften. Weil er aber über Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert sei, so komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viele Kant'sche Vorstellungsarten kennen. Kurz er ahne, daß Kant für ihn kein so unübersteiglicher Berg sei und er werde sich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Körner nahm [9]) die Nachricht von Sch's 'philosophischer Bekehrung' mit freudiger Zustimmung auf und war äußerst begierig, was Kant's Ideen in Sch's Kopfe hervorbringen würden. Ueber die Kritik der Urtheilskraft fügt er eine Bemerkung an, die uns von hohem Werthe ist. Kant spreche, sagt er, bloß von der Wirkung des Schönen auf das Subject. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objecte, die in den Objecten selbst liegt, und auf welcher diese Classification beruht, untersuche er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behaupte er ohne Beweis, und es frage sich, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre. Da ist es nun bedeutsam, wenn wir Sch'n im nächsten Abschnitte in seinem grundlegenden ersten Entwurfe einer Schönheitstheorie gerade hier werden eingreifen sehen.

Kreis Kant'scher Freunde.

Es traf mit Sch's Richtung auf das Studium der Kant'schen Philosophie zusammen, daß eben in dieser Zeit in Jena die begeisterte Pflege derselben ihre Blüthe erreicht hatte. Davon vor allen gebührt Reinhold das Verdienst. Seiner ersten Begegnung und Einwirkung auf Sch. ist früher schon gedacht. Auch in der Zeit von Sch's Professur standen sich beide besonders anfänglich nahe; ein vertrautes Verhältniß jedoch, so sehr Reinhold es wünschte [10]), knüpfte sich nicht [11]). Gleich ursprünglich hatte Sch. geurtheilt [12]), daß sie nie Freunde werden könnten. Es ist charakteristisch für Sch's Eigenthümlichkeit, wenn er fand, sie beide seien sehr entgegengesetzte Wesen und hinzufügt, Reinhold habe einen kalten, klar sehenden, tiefen Verstand, den er nicht habe und nicht würdigen könne, aber sein Geist sei begrenzter als der seinige. Ja er war herb genug zu urtheilen, daß die lebhafte Empfindung, die Reinhold im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreite, aus einem fast

vertrockneten, ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt sei. Dabei sei ihm, und hier liegt wol die Grundlage für Sch's Urtheil, das Reich der Phantasie eine fremde Zone, worin er sich nicht wol zu orientiren wisse.

Mit lebendiger Begeisterung für Kant war Reinhold Sch'n entgegengetreten. Körner'n nannte Sch. neben Reinhold nur einen Verächter Kant's, 'denn er behauptet, daß dieser in hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse' [13]). Diese warme Hingebung an die Kant'sche Lehre ging von Reinhold auf seine Anhänger über. Gerade in der Zeit, da Sch. dem Studium der Kant'schen Hauptwerke sich zuwandte, war ein glänzender Kreis von Zuhörern und Freunden um Reinhold versammelt. Sch. fühlte während seiner langsamen Genesung das Bedürfniß geselligen Verkehrs und bei dem hohem Interesse, mit welchem ihn sein Kant'sches Studium erfüllte, ist es erklärlich, daß er vorzüglich von Männern aus dem Kreise der Jenenser Kantianer angezogen wurde. Unter den Jüngern Reinhold's war es vor allen Joh. Benj. Erhard aus Nürnberg, der Sch'n fesselte. Er war nach Jena gekommen, um Sch'n und Reinholden kennen zu lernen, und sich über Kant'sche Philosophie weiter zu belehren. Sch. fand in ihm den 'reichsten, vielumfassendsten Kopf, den er noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kant'sche Philosophie nach Reinhold's Aussage aus dem Grunde kenne, sondern durch eigenes Denken auch neue Blicke darein gethan habe und überhaupt mit einer außerordentlichen Belesenheit eine ungemeine Kraft des Verstandes verbinde. Seinen Umgang nannte Sch. geistvoll, seinen moralischen Charakter vortrefflich und (eine für Sch. bezeichnende Bemerkung) größtentheils sein eigenes Werk. Erhard's Wärme für die Kunst und sein ästhetischer Sinn kam hinzu, um Sch'n den jungen Mann besonders schätzenswerth erscheinen zu lassen. Nicht sowol als Schriftsteller, wie Sch. selbst hervorhebt, sondern im lebendigen Umgange auf einen kleineren Cirkel zu wirken, war Erhard's Streben. Dem Verkehre mit ihm Anfangs 1791 dürfen wir auf die Orientirung Sch's in Kant'schen Anschauungen einen bestimmenden Einfluß zuschreiben [14]). Noch später (Frühjahr 1794) während Sch's schwäbischen Aufenthaltes treffen wir beide in lebendiger Verbindung

und wenn wir bald darauf Erharden das Urtheil werden fällen hören, daß Sch. in den Geist des Kant'schen Systemes vollkommen eingedrungen sei, so ist dieß bei der Vertrautheit Erhard's mit Sch. einerseits und mit der Kant'schen Philosophie anderseits ein vollwichtiges Zeugniß [15]). Eine weitere Bekanntschaft Sch's vom Winter 1791 war jene mit Baron Herbert aus Klagenfurt, einem Manne in den Vierzigen, der Familie und Besitzung verlassen und auf vier Monate nach Jena gekommen war, um Kantisch-Reinhold'sche Philosophie zu studiren. Sch. nennt ihn einen guten, gesunden Kopf mit ebenso gesundem moralischen Charakter; doch scheint sein Verkehr mit Herbert nur unbedeutend gewesen zu sein [16]). Seit dem Winter 1791 auf 92 hatte Sch. auch die Einrichtung getroffen, wie er Körner'n berichtet [17]), daß er mittags und abends mit fünf guten Freunden, meist jungen Magistern, zusammenspeiste; da es zum Theil Kantianer seien, fügt er hinzu, so versiege die Materie zur Unterhaltung nie. In diesem Kreise waren es besonders Niethammer und Sch's Landsmann Fischenich, deren Verkehr für ihn anregend und fördernd sein mußte. Niethammer stand Sch'n auch später noch nahe und wir werden ihm in der Zeit der Beziehungen zu Schelling wieder begegnen [18]). Mit Fischenich blieb Sch. noch im Briefwechsel, als er seit dem Winter 1793 einem Rufe nach Bonn gefolgt war. Um Fischenich's Bestrebungen, die Kant'sche Philosophie in die Rechtswissenschaft einzuführen, interessirte Sch. sich aufs lebhafteste [19]). Vorübergehend sei auch erwähnt, daß Fischenich es war, welcher zugleich mit einem anderen Kantianer, Hornemann, einem jungen Dänen, der Kant'scher Studien wegen ein Jahr lang in Jena sich aufgehalten und bestimmt war, wie Sch. schreibt, an der Universität in Kopenhagen das neue Evangelium zu predigen, Sch'n auf seiner Reise nach Dresden im Frühjahr 1792 begleitete [20]). Fischenich's Stellung nahm nach dessen Abgange ein anderer Landsmann bei Sch. ein, der M. Gros, der gleichfalls, wie Sch. es rühmte, in der Kant'schen Philosophie vortrefflich zu Hause war [21]). Auch mit dem Kant-schen Theologen Schmidt, demselben, der seine Trauung vollzog, scheint Sch. im Verkehr gestanden zu haben [22]). So lebte er in dieser Epoche gewissermaßen in einer Kant'schen Atmosphäre. 'Hier

hört man auf allen Straßen, schreibt er einmal in dieser Zeit[23]), Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein'. Die günstige Stellung der Jenenser Akademie, wornach Sch. sie eine freie sichere Republik und die Professoren fast unabhängige Leute nannte, die sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern brauchten[24]), begann ihre schönsten Früchte zu tragen. Von den akademischen Freunden standen ihm noch Grießbach und Paulus, jene frei- und feinsinnigen Theologen, Schütz, der Hauptleiter der Literaturzeitung, und Hufeland besonders nahe, Männer, die ihm gleich bei seinem ersten Besuche in Jena freundlich entgegengekommen waren. Auch der erfrischenden Antheilnahme und Hingebung seiner Zuhörer, doppelt wolthuend in der Zeit seiner Krankheit und Genesung, mag hier gedacht sein. So empfing Sch. jenen tiefen Eindruck, der ihn, als die Blüthe der Akademie am Beginne des neuen Jahrhundertes zu schwinden begann, den Ausspruch thun ließ[25]), daß Jena in dieser Zeit vielleicht die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art war auf Jahrhunderte.

Philosophisches Studium.

Unter diesen Anregungen ist der Eifer erklärlich, mit dem Sch. sich dem Studium der Kant'schen Philosophie ergibt. Sein Entschluß, schreibt er zu Anfange des Jahres 1792[26]), sei unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis er sie ergründet habe, wenn ihn dieses auch drei Jahre kosten könnte. Uebrigens habe er sich schon sehr vieles daraus genommen und in sein Eigenthum verwandelt. Zu gleicher Zeit wollte er Locke, Hume, Leibnitz studiren, ja, er zeigte Lust, wenn er englisch genug verstände, Locke zu übersetzen[27]). Nun können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, wie weit Sch. in Ausführung seiner projectirten Studien gekommen ist, nur so viel aber ist gewiß, daß er in jenen nächsten drei Jahren zu einer genaueren Kenntniß der Kritik der Urtheilskraft und vielleicht auch zur Lectüre anderer Hauptschriften Kant's gelangte[28]). Der neue Trieb zu philosophischen Studien überwucherte indes das Bewußtsein seiner eigentlichen Aufgabe nicht. Kurz nach jener Mittheilung schreibt er an Körner (Februar 1792)[29]), daß Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff aber nicht

die Art, ihn zu formen, verändert hätten. Ich bin und bleibe bloß Poet, fügt er hinzu, und als Poet werde ich auch noch sterben'. Während eines Besuches in Dresden bei Körner (zwischen dem 7. April und 14. Mai 1792), dessen wir vorhin schon Erwähnung thaten, hatten beide Freunde einen Briefwechsel verabredet, 'über die Gründe der Aesthetik' [30]). Um diesen vorzubereiten, sehen wir ihn abermals (Mai 1792) mit dem Studium der Kritik der Urtheilskraft beschäftigt [31]). Aber wieder wird der Trieb zur Dichtung mächtig in ihm, er ist 'voll Ungeduld etwas poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt ihn die Feder nach dem Wallenstein'. Eigentlich sei es doch nur die Kunst selbst, ruft er aus, wo er seine Kräfte fühle, in der Theorie müsse er sich immer mit Principien plagen, da sei er bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen, fügt er bedeutungsvoll hinzu, philosophire er gerne über die Theorie [32]). Einstweilen schnitt indes die dringende Arbeit am dreißigjährigen Kriege jedes andere Vorhaben ab. Mit der Beendigung derselben (21. Sept. 1792) lebt er völlig auf. 'Jetzt bin ich frei, schreibt er freudig erregt an Körner [33]), und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung'. Sogleich denkt er wieder an den Wallenstein. Da ist es aber das Bedürfniß der Vorbereitung seines Privatissimum über Aesthetik vom Winter 1792 auf 93, welches er schon für den vorigen Winter sich vorgesetzt hatte, das ihn in ein eifriges und freudiges Studium versetzt. Die Nachwirkungen desselben, kann man sagen, erstrecken sich auf die ästhetischen Speculationen der folgenden Jahre. Nicht lange (15. Oct. 1792), so berichtet er dem Freunde, daß er bis über die Ohren in Kant's Kritik der Urtheilskraft stecke. Er werde nicht ruhen, bis er diese Materie durchdrungen habe und sie unter seinen Händen etwas geworden sei. Wieder dachte er an die verabredete Correspondenz und wollte den Freund mit seinen Untersuchungen und Entdeckungen unterhalten [34]), wozu wir ihn nachher auch wirklich werden kommen sehen. Für diese Zeit dürfen wir denn auch die nähere Beschäftigung mit Baumgarten und Mendelssohn mit Burke und Home annehmen, davon später sich die Spuren finden [35]).

'Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen' und 'über die tragische Kunst'.

Ehe wir jedoch zu den Früchten dieser Studien uns wenden, müssen wir noch zwei frühere Arbeiten in Betracht ziehen. Es sind dieß die Aufsätze: 'über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen' und 'über die tragische Kunst'[36]). Der Werth beider beruht fast einzig auf der Stellung, die sie in der Entwickelung der Schiller'schen Aesthetik einnehmen. Viele der Hauptgedanken verdankt Sch. offenbar seinen Vorlesungen über die Tragödie vom Sommer 1790, jedoch erst nach der frühesten Lectüre der Kritik der Urtheilskraft wurden sie niedergeschrieben[37]). Dieser Umstand so wie die noch unvollkommene Vertrautheit mit Grundsätzen der Kant'schen Aesthetik gibt beiden Abhandlungen einen theilweise unfertigen und schwankenden Charakter. Die Abfassung des ersten Aufsatzes fällt in den December 1791, die des zweiten vermuthlich nicht lange nachher[38]).

Sch. geht in dem Aufsatze über das tragische Vergnügen von der Ansicht aus, daß der einzige Zweck der Kunst das 'freie Vergnügen' sei. Frei aber nennt er dasjenige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte Vernunft und Einbildungskraft thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird, im Gegensatze von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Man erkennt sogleich, daß hier die Gründung des ästhetischen Wolgefallens auf die Vorstellung, abgesehen von der materiellen Empfindung, eingewirkt hat. Durch Kant bestimmt ist es auch, wenn Sch. die allgemeine Quelle, auch des sinnlichen Vergnügens in der Zweckmäßigkeit findet. Zum freien Vergnügen fordert nun Sch., daß die Zweckmäßigkeit durch die Vorstellungskräfte erkannt werde. Alle Vorstellungen aber, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erführen, seien Quellen eines freien Vergnügens und insofern fähig von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich, meint er, in folgenden Classen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beschäftige unsere Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Indem Sch.

durch das Schöne Verstand und Einbildungskraft beschäftigt sein läßt, begegnen wir abermals bestimmt genug einer Kant'schen Einwirkung. In welcher Art Sch. jedoch Verstand und Einbildungskraft beim Schönen im Spiele sehen möchte, wird nirgends angedeutet. Hingegen bemerkt man hinsichtlich des Erhabenen, welches Sch. durch ein Erliegen unserer Einbildungskraft in Umfassung eines Gegenstandes erklärt, wodurch aber ein anderes Vermögen uns zum Bewußtsein gebracht werde, das jener überlegen ist, und in der Gründung des Rührenden auf ein Leiden, welches zweckmäßig für unsere vernünftige Natur und darum ein Gegenstand der Lust ist[39]), bei aller vagen Allgemeinheit eine größere Sicherheit der Anlehnung an Kant.

Keine Zweckmäßigkeit, lehrt Sch. weiter, gehe uns so nahe an, als die moralische und nichts gehe über die Lust, die wir über diese empfänden. Die Tragödie nun sei jene Dichtungsart, die uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewähre und ihr Gebiet umfasse alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der anderen, die höher ist, aufgeopfert werde. Hieran schließt Sch. den Gedanken, daß es vielleicht nicht unmöglich wäre, nach dem Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruch mit der anderen erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit bestimmt anzugeben. Diesen Gegenstand will er einer eigenen Erörterung vorbehalten. So sehen wir Sch'n, von Kant angeregt, den eigenthümlichen Plan einer Art transcendentaler Analytik der Tragödie und des tragischen Vergnügens fassen, zu dessen Ausführung er freilich nicht gekommen ist. Hier versucht er nur an einigen tragischen Beispielen zu zeigen, wie sehr die Vorstellung der moralischen, jeder anderen Zweckmäßigkeit in unserem Gemüthe vorgezogen werde[40]).

Insofern sich der tragische Dichter, entwickelt Sch. noch am Schlusse[41]), zum Ziele setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtsein zu bringen, insofern er

also die Mittel zu diesem Zweck verständig wählt und anwendet, müsse er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art, durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene werde er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleide gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, mittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Hierin regt sich, wenn auch unbestimmt, das Bewußtsein, daß die Tragödie als Kunstwerk neben dem sittlichen Gehalte, den Sch. als den ihr eigenthümlichen in Anspruch nimmt, durch das Formelle der Behandlung gefallen müsse; denn, daß das Kunstmäßige auf der Form beruhe, kündigt sich gleich am Beginne der Abhandlung freilich nicht klar entschieden an, wenn es heißt[42]), daß die Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, alsdann zur Kunst sich erhebe, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt sind, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall, wird angefügt, wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unseren Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die Abhandlung gründet das ästhetische Wolgefallen auf die Vorstellung der Zweckmäßigkeit; nun ist allerdings das Verhältniß der Zweckmäßigkeit ein ästhetisches, unbedingt gefallendes Verhältniß; keineswegs aber ist alles Aesthetische ein Zweckmäßiges. Und Sch. selbst scheint die Schranken seiner Definition gefühlt zu haben, indem er, wie man bemerkt haben wird, in einer oben angeführten Stelle mit eins, ohne vorher oder nachher weiter darauf einzugehen, den Begriff der Uebereinstimmung als Grundlage seines 'freien Vergnügens' neben dem Begriffe der Zweckmäßigkeit aufführt. Nicht ganz ohne Bedeutung für Sch's spätere Theorien ist es, wenn hier das Gute in einer Reihe mit dem Schönen als Quelle des 'freien Vergnügens' oder, wie wir wol sagen können, des ästhetischen Wolgefallens erscheint; doch wollen wir weder diesen noch die vorhin berührten Gedanken weiter verfolgen, da wir Sch'n bald von neuen Gesichtspuncten werden ausgehen sehen. Eines

indes dürfen wir nicht unbemerkt lassen; indem Sch. das freie Vergnügen auf eine durch die Vorstellungskräfte erkannte Zweckmäßigkeit gründet, steht er weit von der Intention Kant's ab, das Gefühl des Schönen und Erhabenen ausschließend durch die subjective Zweckmäßigkeit im Spiel der Erkenntnißkräfte, welche als Lust empfunden wird, zu erklären. Und wenn er sich auch später dieser Ansicht keineswegs anschließt, so tritt er doch entschieden dem Kant'schen Gedanken bei, daß das Wolgefallen am Schönen ein Gefallen ohne Begriff sei und deshalb nicht auf der Erkenntniß einer objectiven Zweckmäßigkeit beruhen könne.

Der Aufsatz 'über die tragische Kunst' geht davon aus, zu erklären, warum uns der mitgetheilte oder nachempfundene schmerzliche Affect einen hohen Grad von Lust gewähre[43]). Sch. behandelt hier eine Frage, um deren Lösung sich bekanntlich schon Mendelssohn, Nicolai und Lessing aufs lebhafteste bemühten[44]). Bei Beantwortung derselben wendet er die Lehren an, in welchen er zuerst, wenigstens der Intention nach, fast ganz und ohne Rückhalt von der Kritik der Urtheilskraft sich bestimmen ließ. Es sind dieß, und aus unserer früheren Darstellung geht es deutlich hervor, die Grundsätze Kant's über das Erhabene. Er stellt das Problem dahin fest, 'warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht', 'warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme', und findet im Geiste jener Grundsätze, diese Frage könne 'auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sei, diejenige Kraft des Gemüthes aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischen Leiden erzeugt'[45]). Wir werden Sch'n später noch auf dem Boden dieser Anschauungen begegnen und nach allen Seiten sich orientiren sehen. Hier sucht er im Lichte seiner neuen Kant'schen Ueberzeugungen Begriff und Merkmale der Tragödie ins klare zu bringen. Indem er die Tragödie auf die Wirkung des mitleidigen Affectes gründet und die Erfordernisse desselben entwickelt, soll er anders in uns das Bewußtsein unserer Vernunftfreiheit und dadurch die tragische Lust hervorrufen, sucht er fast alle wesentlichen Aristotelischen Merkmale der Tragödie

zu gewinnen und zu rechtfertigen, wie sie ihm durch Lessing's Dramaturgie vermittelt waren[46]). Die Aristotelische Katharsis indes läßt er bei Seite, da ihm vielleicht die Forderungen derselben in der Wachrufung unserer Vernunft durch das tragische Mitleid ohnehin enthalten zu sein schienen.

Anschluß an die Kant'sche Moral.

Minder in ästhetischer als in ethischer Beziehung sind die eben besprochenen Aufsätze für die Bildungsgeschichte Sch's von Bedeutung. Sie bezeichnen uns den vollen Anschluß Sch's an die Grundlagen der Kant'schen Moral. Dieß kündigt sich schon in dem ersten Aufsatze unzweideutig an. Da heißt es[47]) im Geiste Kant's: 'Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch sein, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste und zugleich erkennbarste, weil sie durch nichts von außen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit'. Ja, und dieß ist von hohem Interesse, Sch. ist noch geneigt, auf die rigorose Durchführung des Kant'schen Principes einzugehen, die wir ihn später werden bekämpfen sehen. Das sittliche Verdienst an einer Handlung, lehrt er hier[48]), nimmt gerade um ebenso viel ab, als Neigung und Lust daran Antheil nehmen, und weiter heißt es, es reiße uns zu einer süßen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er selbst mit Neigung sich gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen könne. Er fordert[49]) einen hellen Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (insofern sie instinctartig wirken) unabhängige Vernunft, um die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Principe der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Noch mag hiezu aus dem zweiten Aufsatze eine Stelle[50]) berührt sein, in der Sch. zum ersten Male seine Stimme für die Kant'sche Philosophie erhebt. Er spricht von der Nothwendigkeit, die eigennützige Anhänglichkeit an das individuelle Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze zu vermindern, und fügt hinzu: 'Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des großen

Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt und uns dadurch in Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen'. Fortan stehen die Hauptgrundlagen der Kant'schen Moral im Mittelpuncte seiner Ueberzeugungen. Er hat, um sein eigenes Wort aus dieser Zeit zu gebrauchen, gleich Kant den Gesetzgeber, den der Mensch seit Jahrtausenden über den Sternen suchte, in seinem eigenen Busen gefunden[51].

---

2. Kallias.

Entstehung des Planes.

Das ästhetische Collegium vom Winter 1792 auf 93 hielt Sch'n bei der ästhetischen Speculation fest [1]). Dabei ging ihm, wie er schreibt [2]), viel Licht auf über die Natur des Schönen, und er glaubte den objectiven Begriff des Schönen, der sich von selbst auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmackes qualificire, und an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben. Das wäre also der 'Stein der Weisen' gewesen, von dem Körner meinte, daß er auch nach der Kritik der Urtheilskraft noch zu suchen sei [3]). Sch's anfänglicher Plan ging dahin, seine neu gewonnenen Gedanken zu ordnen und in einem Gespräche: 'Kallias oder über die Schönheit' schon zur Ostermesse 1793 zu veröffentlichen [4]). Gerade für diesen Stoff fand Sch. die Gesprächsform überaus passend, und das Kunstmäßige derselben, hoffte er, werde sein Interesse an der Behandlung erhöhen [5]). Man wird sich erinnern, welch' hoher Meister erörternden Wechselgespräches Sch. gewesen, und Körner'n beistimmen, wenn er ihm zuruft, daß er gerade der Mann sei, der in dem philosophischen Dialoge es weiter bringen müsse, als es bis dahin noch gebracht worden sei [6]).

Die Vorbereitung des Kallias betrieb Sch. (anfangs 1793) mit außerordentlichem Interesse. Die Begeisterung durch die Arbeit erhob ihn über alle körperlichen Bedrückungen; oft wünschte er, daß ihm die Gesundheit auch nur so lange bleiben möchte, bis dieser Kallias geendet sei [7]). Der Plan war umfassend angelegt [8]), die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen wollte er darin zur Sprache bringen und seine Sätze so viel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen. Zu diesem Behufe hatte er

die Absicht, die Hauptwerke der ästhetischen Literatur sich zusammenzustellen und zu studiren; auch auf genaue Berücksichtigung der bildenden Künste war er bedacht. Nur an Erwerbung musikalischer Einsichten verzweifelte er, denn sein Ohr sei schon zu alt; doch war er gar nicht bange, daß seine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde. Hierin, glaubte er, würde für Körner gerade die Gelegenheit liegen, ergänzend hinzuzutreten, was hernach auch wirklich zum Theil der Fall war [9]). Aber das Weitaussehende des Studiums und Planes zum Kallias selbst scheint der Ausarbeitung des Werkes nicht günstig gewesen zu sein. Sch. sah sich gleich anfangs in ein sehr weites Feld geführt, wo für ihn 'noch ganz fremde Länder' lagen, und doch wollte er sich schlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, um etwas Befriedigendes zu leisten [10]). Andere Umstände, wie wir später sehen werden, traten hinzu, und der Plan zum Kallias wurde allmählich verdrängt. Da ist es nun von höchstem Interesse, daß Sch. die Hauptgedanken seiner damaligen Theorie, erfüllt von ihrem Werthe und begeistert von ihrer Fruchtbarkeit, in eingehender Weise Körner'n mitgetheilt hat. Die Fragmente der Lehre von der Schönheit im Briefwechsel mit Körner enthalten die wichtigsten Aufschlüsse für die spätere Ausbildung der ästhetischen und moralischen Ueberzeugungen Sch's, denn aus den Ideen derselben sind sie theilweise hervorgegangen. Wir müssen deshalb sorgfältig auf diese Grundlagen eingehen, um so mehr, als es in entsprechender Weise noch nirgends geschehen ist [11]).

Die Entwickelung des Schönheitsprincipes in den Briefen an Körner läßt sich nach drei Theilen betrachten. Einer apriorischen Ableitung des Begriffes der Schönheit nämlich folgt der Versuch, die Uebereinstimmung desselben mit dem empirischen Urtheil über das Schöne nachzuweisen, und spätere Ausführungen enthalten Andeutungen, wie das gewonnene Princip auf die Kunst in Anwendung gebracht werden könne.

I. Apriorische Entwickelung des Begriffes der Schönheit.

Der erste Theil ist vorzugsweise enthalten in den Briefen vom 8. und 18. Februar [12]). Es kann von vornherein nur ein günstiges Vorurtheil erwecken, wenn Sch. überzeugt ist, auch von der Erfahrung aus zu seinem Principe sich erheben zu können. Er

habe, schreibt er an Körner [13]), einen doppelten Weg vor sich, einen sehr unterhaltenden und leichten durch die Erfahrung und einen sehr reizlosen durch Vernunftschlüsse. Den letzteren zieht er vor, denn sei der einmal zurückgelegt, so sei das Uebrige desto angenehmer. Betreten wir mit Sch. diesen 'reizlosen Weg'.

Alles beruht zunächst auf einem Satze, den Sch. aus der Logik postuliren will [14]). Es ist dieß der Satz, daß die Vernunft in weitester Bedeutung, als das Vermögen der Verbindung, dem Mannigfaltigen, welches der Sinn gibt, ihre Form zu ertheilen, d. i. es nach ihren Gesetzen zu verbinden versucht. Form der Vernunft nennt Sch. [15]) die Art und Weise, wie sie ihre Verbindungskraft äußert. Es gibt aber, entwickelt er weiter, zwei verschiedene Hauptäußerungen der verbindenden Kraft, also auch ebenso viele Hauptformen der Vernunft. Die Vernunft verbinde entweder Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntniß (theoretische Vernunft), oder Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung (praktische Vernunft).

Die Vorstellungen, auf welche die theoretische Vernunft ihre Form anwendet, theilt Sch. in unmittelbare (Anschauungen) und in mittelbare (Begriffe); jene seien durch den Sinn, diese durch die Vernunft selbst (obschon nicht ohne Zuthun des Sinnes) gegeben [16]). Ist die Vorstellung ein Begriff, so sei sie schon durch ihre Entstehung, durch sich selbst nothwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die schon ist, werde nur ausgesagt; so beurtheile man z. B. die Vorstellung einer Uhr nach dem Begriffe, durch den sie entstanden ist, und die Vernunft entscheide eben dadurch, daß sie mit ihrer Form übereinstimme. Dieß geschehe bei jeder logischen Naturbeurtheilung, deren Object also Vernunftmäßigkeit sei. Ist aber die gegebene Vorstellung eine Anschauung, und soll die Vernunft dennoch eine Uebereinstimmung derselben mit ihrer Form entdecken, so müsse sie zu ihrem eigenen Behufe der gegebenen Vorstellung einen Ursprung durch theoretische Vernunft leihen, d. h. sie lege selbst in den gegebenen Gegenstand einen Zweck hinein und entscheide, ob er sich diesem Zwecke gemäß verhält. Dieß geschehe bei jeder teleologischen Naturbeurtheilung, und das Object derselben nennt er Vernunftähnlichkeit [17]).

Die Form der praktischen Vernunft bestimmt Sch. näher als unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorstellungen der Vernunft, also als Ausschließung jedes äußeren Bestimmungsgrundes. Nun könne die praktische Vernunft, ebenso wie die theoretische, ihre Form sowol auf das, was durch sie selbst ist, als auf das, was nicht durch sie ist, anwenden. Jenes seien freie Handlungen, dieses Naturwirkungen; jene seien wieder durch ihre Entstehung, durch sich selbst, nothwendig auf Vernunft bezogen, diese müssen erst so betrachtet werden, als ob sie durch praktische Vernunft, d. i. aus reiner Selbstbestimmung entstanden wären. Wie nämlich die theoretische Vernunft einer Anschauung Vernunftähnlichkeit zugestand, so schreibt hier die praktische Vernunft derselben Freiheitsähnlichkeit zu, betrachtet also die Naturwirkung gleichfalls als ein Analogon der Vernunft. Da aber das Sinnliche nicht frei sein und die Freiheit als solche nie in die Sinne fallen könne, so käme es hier nicht darauf an, daß das Object wirklich frei sei, sondern nur so erscheine. Diese Analogie eines Gegenstandes mit der Form der praktischen Vernunft sei also nicht Freiheit in der That, sondern bloß Freiheit in der Erscheinung, Autonomie in der Erscheinung. Eine Beurtheilung freier Handlungen nun nach der Form der praktischen Vernunft sei moralisch, eine Beurtheilung unfreier Wirkungen nach eben derselben ästhetisch[18]).

Dieser vierfachen Beurtheilungsart entsprechen hiernach vier Classen vorgestellter Erscheinungen. Uebereinstimmung eines Begriffes mit der Form der Erkenntniß ist Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit seien bloß Beziehungen dieser letzten), Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkenntniß ist Vernunftähnlichkeit (Teleophanie, Logophanie möchte Sch. sie nennen), Uebereinstimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens ist Sittlichkeit, Analogie einer Erscheinung mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung). Schönheit also, folgert Sch., ist nichts anderes als Freiheit in der Erscheinung[19]).

Man sieht sogleich, daß das Postulat, das Sch. hier aus der 'Logik' zu machen glaubt, nichts anderes ist als eine Aufnahme

von Kant'schen Resultaten. Doch geht Sch. weiter als Kant. In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hatte Kant gewisse Naturerscheinungen unter der regulativen Idee objectiver Zweckmäßigkeit betrachtet, ihnen also, um Schillerisch zu reden, einen Ursprung durch theoretische Vernunft geliehen. Analog wollte Sch. gewisse Erscheinungen unter der regulativen Idee der Freiheit, der Selbstbestimmung betrachten, ihnen einen Ursprung aus praktischer Vernunft geliehen sehen. Wie dort Kant die Organismen als Naturzwecke, analog betrachtet hier Sch. schöne Erscheinungen als durch sich selbst bestimmt. Feurig hatte er den Kant'schen Gedanken der freien Selbstbestimmung ergriffen, als das einzige Absolute, das uns unmittelbar gewiß sei, die Analogie mit der Kritik der teleologischen Urtheilskraft mochte vielleicht gestatten, daß das Schöne regulativ nach dieser Idee der Freiheit beurtheilt werden könne, und die Absicht, einen objectiven Begriff des Schönen aufzustellen, schien von vornherein das Gebiet der ästhetischen Urtheilskraft auszuschließen, darin das Schöne bloß subjectiv erklärt ist; so konnte er sich zu der angegebenen Gliederung berechtigt glauben. Jedesfalls, und dieß kann in voraus schon hier bemerkt werden, hat die Begeisterung Sch's durch die Idee der freien Selbstbestimmung an der Aufstellung seines Principes einen wesentlichen Antheil genommen. 'Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen, ruft er aus [20]), kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses Kant'sche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist; bestimme dich aus dir selbst. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit'.

Die Analogie mit der sittlichen Freiheit leitet Sch'n zu näheren Entwickelungen seines Principes. Die praktische Vernunft, sagt er [21]) im Sinne Kant's, auf freie Handlungen angewendet, verlange, daß die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen geschehe, und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff sei) darauf Einfluß gehabt habe. Zeige sich nun, fährt er fort, ein Object in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, stelle es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so werde es als 'heautonom',

als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als Product einer Willensbestimmung) beurtheilt. Weil nun ein Wille, der sich nach bloßer Form bestimmen kann, frei heißt, so sei diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheine, eine Darstellung der Freiheit; denn (und dieß ist Kant entlehnt [22]) dargestellt heiße eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide eine Erkenntnißregel mit einander theilen [23]).

Wie aber, muß nicht alles Nachdenken zurücktreten, wenn uns äußere Dinge als frei erscheinen sollen? Sch. wirft selbst diese Frage auf. Kein Gegenstand in der Natur und noch viel weniger in der Kunst, sagt er [24]), sei durch sich selbst bestimmt, sobald wir über ihn nachdenken. Jeder sei durch einen anderen, jeder um eines anderen willen da, keiner habe Autonomie. Das einzige existirende Ding, das sich selbst bestimmt und um seiner selbst willen ist, müsse man außerhalb der Erscheinungen in der intelligibeln Welt aufsuchen. Schönheit aber wohne nur im Felde der Erscheinungen, und es sei also gar keine Hoffnung, vermittelst der bloßen theoretischen Vernunft und auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu stoßen. Aber alles werde anders, entwickelt er weiter, wenn man die theoretische Untersuchung hinwegläßt und die Objecte bloß nimmt, wie sie erscheinen. Es käme hier lediglich auf das völlige Abstrahiren von einem Bestimmungsgrunde an, um ein Object in der Erscheinung als frei zu beurtheilen; denn eine Form erscheine frei, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden. Denn würde der Verstand veranlaßt, nach dem Grunde derselben zu fragen, so würde er diesen Grund nothwendig außer dem Dinge finden müssen, weil es entweder durch einen Begriff oder durch einen Zufall bestimmt sein müsse, beides aber sich gegen das Object als Heteronomie verhalte. Folgendes stellt Sch. deshalb als Grundsatz auf: ein Object wird sich in der Anschauung als frei darstellen, wenn die Form desselben den reflectirenden Verstand nicht zur Aufsuchung eines Grundes nöthigt. Schön also heiße eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heiße aber hier sich ohne Hilfe eines

Begriffes erklären. Ein Triangel erkläre sich selbst, aber nur vermittelst eines Begriffes. Eine Schlangenlinie erkläre sich selbst ohne das Medium eines Begriffes. Schön, kann man also sagen, schließt Sch., ist eine Form, die keine Erklärung fordert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriff erklärt.

Blicken wir vorerst noch auf den angegebenen weiteren Verlauf der Entwickelung zurück. Da bemerken wir sogleich, daß in bestimmter Weise Gedanken der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft in der Untersuchung hervorgetreten sind. Vor allem ist wichtig, daß Sch. wie Kant das Schöne bloß in der Welt der Erscheinungen aufsucht, also an Dingen, welche dem Sinne oder der Einbildungskraft sich darbieten, was veranlaßt, daß er es nachher objectiv geradezu als 'einen bloßen Effect der Sinnenwelt', als etwas 'Sinnliches' erklärt [25]); zum zweiten, daß er das Gefallen beim Schönen unmittelbar mit der Vorstellung verbunden sein läßt, unabhängig von der bestimmten materiellen Empfindung, aber auch ebenso unabhängig von der Erkenntniß eines bestimmten Begriffes des Gegenstandes, also auch von der Erkenntniß einer jeden objectiven Zweckmäßigkeit desselben. Wie bei Kant liegt hier das Schöne in der bloßen Form des Gegenstandes, nicht also in dem Was, sondern in dem Wie der Vorstellung. Das Schöne ist eine Form der Erscheinungen, welche ohne Begriff in der bloßen Vorstellung gefällt. Soweit ist Sch. einig mit Kant. Das Wolgefallen an der schönen Form beruht bei Kant auf der subjectiven Zweckmäßigkeit im Spiele von Einbildungskraft und Verstand, d. i. auf der durch die schöne Form angeregten harmonischen Thätigkeit beider Kräfte, wornach er die Schönheit als Form der Zweckmäßigkeit einer Erscheinung auffaßte, sofern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird [26]). Und worein setzt Sch. das Wolgefallen am Schönen? Wir wissen, daß er in den Aufsätzen über die tragische Kunst, hinter Kant noch zurückbleibend, das Schöne auf die Erkenntniß objectiver Zweckmäßigkeit gründete; hier ist selbst, wenigstens den Ausdrücken nach, der Begriff der Kant'schen subjectiven Zweckmäßigkeit, der Vorstellung einer 'Zweckmäßigkeit ohne Zweck' vermieden. Die schöne Form gefällt uns nach Sch., weil durch sie der Gegenstand uns unter der Form freier Selbstbestimmung

erscheint, worin das Grundprincip unserer eigenen Vernunft gelegen ist.

Halten wir einstweilen jedes kritische Bedenken gegen das Princip selbst zurück und prüfen wir vorerst noch die methodischen Grundlagen der Untersuchung. Sch. ging von der Absicht aus[27], 'einen Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren, so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Giltigkeit gar nicht nöthig hat'. Nicht darum sollte man ihm seine Erklärung zugeben, 'weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urtheilen des Geschmackes zutrifft, sondern (wie es bei einer Erkenntniß aus objectiven Principien sein solle) sein Urtheil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig finden, weil es mit seiner Erklärung übereinstimmt'. Aber abgesehen vorerst von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, auf diese Weise ohne alle Rücksicht auf die Erfahrung irgend welchen Begriff aus der Natur der Vernunft a priori zu deduciren, wie Sch. will, so würde dieß voraussetzen, einmal, daß die Kennzeichen des schönen Gegenstandes als eines solchen genau und vollständig erkannt und zum anderen, daß in dem höchsten Begriffe der Schönheit selbst derartige Merkmale vorkämen, welche sogleich und mit zwingender Evidenz diesen Begriff auf jenen Gegenstand anzuwenden gestatteten. Der erste Punct fordert, daß zum Gefühle bereits kritische Einsicht hinzugetreten sei; und was den zweiten Punct betrifft, so müßte wol die Berücksichtigung desselben von vornherein einen Weg verdächtig machen, auf welchem das Zeugniß der Erfahrung ausgeschlossen bleiben soll. Wir werden später sehen, wie Sch., von der Speculation zur ausübenden Kunst zurückgekehrt, bei Gelegenheit von W. v. Humboldt's Werk über Hermann und Dorothea die Unmöglichkeit betont, die höchsten Principien der Schönheit und der Kunst unmittelbar auf einzelne schöne Werke anzuwenden, und geltend macht, daß es dazu erst der Vermittelung praktischer, jedesfalls empirisch gewonnener Grundsätze und Maximen bedürfe[28]. Auch jetzt übrigens fühlte Sch. die Unsicherheit seiner Methode; noch ehe er Körner'n sein Princip mittheilt, schreibt er an ihn[29]: 'ich habe wirklich eine Deduction meines

Begriffes vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen'.

Kant ging von der Thatsache der Urtheile über das Schöne aus, verglich das Eigenthümliche derselben mit anderen Arten von Urtheilen, die ein Wolgefallen aussagen, und gelangte so zur genaueren Begrenzung des 'reinen Geschmacksurtheiles'. Da nun dieses mit dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit auftritt, fragte er gemäß dem Grundprobleme der Transcendentalphilosophie nach dem Princip a priori, wodurch ein solches Urtheil diesen Anspruch erheben dürfe. So gelangt Kant zu seinem Principe. Dieß ist erstens nur subjectiv, d. i. gibt keinen Begriff vom Gegenstande des Schönen, sondern gründet sich auf die Wirkung desselben im Gemüthe; zweitens ist es nur regulativ, d. i. gibt nur ein Gesetz für die Beurtheilung, nicht für die Erkenntniß des Wesens schöner Gegenstände[30]). Sch. wollte einen objectiven Begriff des Schönen geben, aber wie es scheint, sein Princip gleichfalls nur regulativ fassen im Sinne Kant's; denn wie in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft objectiv ein regulatives Princip der Beurtheilung entwickelt ist, wie hier Kant über die Organismen urtheilt, nicht daß sie, sondern als ob sie Naturzwecke wären, so urtheilt Sch. nach seinem Grundsatze über die schöne Erscheinung, nicht daß sie, sondern als ob sie frei aus sich selbst bestimmt wäre. Wollte Sch. den Grundlagen des Kant'schen Systems treu bleiben, so hätte er ähnlich verfahren müssen, wie Kant hinsichtlich der teleologischen Urtheilskraft verfährt; der Analogie des Gebietes seiner Schönheitstheorie mit jenem der teleologischen Urtheilskraft ist er sich ohnehin bewußt. Auch hier aber geht Kant ungleich wie Sch. von den auf Grundlage der Erfahrung gewonnenen Urtheilen über die Zweckmäßigkeit organischer Wesen aus, und da darin Allgemeinheit und Nothwendigkeit ausgesagt ist, und deshalb das Urtheil nicht auf Erfahrungsgründen beruhen könne, so fragt er hier wieder nach dem Princip a priori[31]).

Sch. war also offenbar in die Grundlagen des Kant'schen Verfahrens genauer noch nicht eingedrungen. Indem er einen objectiven allgemeingiltigen Begriff des Schönen geben will, meint er, damit sei die Forderung gestellt, ihn völlig a priori ohne Rücksicht

auf Erfahrung aus dem Wesen der Vernunft zu entwickeln[32]). Und nun glaubt er den Grund in der Vernunft entdeckt zu haben, woraus die Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit seines Principes sich ergäbe. Sehen wir schärfer zu, worin er diesen Grund findet, so ist es nichts anderes als ein 'Bedürfniß der Vernunft', auch Wirkungen der Natur als frei zu betrachten. Aus diesem Bedürfnisse der Vernunft folgert er, daß es eine solche Betrachtungsart der Dinge geben müsse, wo sie uns als frei erscheinen, er folgert daraus, daß es eine Vorstellungsart der Dinge gebe, wo jede mittelbare Erkenntniß ausgeschlossen bleiben muß, damit wir die Freiheit in der Erscheinung wahrnehmen, kurz er folgert, daß das Schöne nicht nur subjectiv und objectiv möglich, sondern daß es auch subjectiv und objectiv nothwendig sei. Das Ganze seiner rein apriorischen Beweisführung faßt Sch. so zusammen[33]): 'es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem Uebrigen abstrahirt und bloß darauf gesehen wird, ob sie frei, d. i. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist nothwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert'. Zweierlei Irrthum versteckt sich in den Motiven, von denen Sch. ausgeht. Vor allem vermißt man die klare Einsicht, daß mit dem Begriffe nur die Möglichkeit, nichts über die Wirklichkeit der Dinge ausgemacht ist. Der andere Irrthum liegt darin, daß hier die Täuschung gewaltet hat, als ob der Begriff des Schönen als allgemeingiltig und nothwendig unmittelbar aus dem Wesen der Vernunft könnte abgefolgert werden, da doch Allgemeinheit und Nothwendigkeit freilich kein Ergebniß der Erfahrung, aber doch erst ein Ergebniß der Verknüpfung von Vorstellungen im Denken sein können, welche durch die Erfahrung gegeben sind. Keineswegs für den ersten, wol aber für den zweiten Grundirrthum war Sch. durch Kant selbst prädisponirt, der die reinen Anschauungsformen und die Kategorien, aber freilich nur diese, als nothwendige aller Erfahrung vorausgehende Vorstellungen betrachtete. Wenn Sch. hier mehr durch mangelhaftes Verständniß Kant'scher Lehren, als durch klares Denken geleitet im Sinne der speculativen Nachfolger Kant's einen Schritt über Kant hinaus zu thun im Begriffe ist, so

nähert er sich später wieder, wie wir sehen werden, im wesentlichen in seiner philosophischen Anschauung überhaupt den methodischen Grundlagen des Kant'schen Verfahrens. Was Sch. hier als das Bedürfniß der praktischen Vernunft zur apriorischen Grundlage seines Begriffes der Schönheit macht, muß mehr als ein Bedürfniß seines tiefen Gemüthes, hervorgegangen einerseits aus der Begeisterung für das absolute Princip der Sittlichkeit, anderseits aus der Hoheit seiner Anschauung über Werth und Wesen des Schönen, denn als ein Ergebniß klaren und unbefangenen Denkens bezeichnet werden. Es ist der Wunsch seines Herzens selbst, wenn er sagt, daß die Vernunft von einem äußeren Gegenstande zwar nicht fordern, aber doch wünschen müsse, daß er durch sich selbst sei, daß er Freiheit zeige[34]).

Doch gestand ja Sch. selbst, wie wir hörten, noch ehe er seine apriorische Deduction des Begriffes der Schönheit entwickelte, daß ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen sei. Vielleicht verliert sich bei der Annäherung der Untersuchung an die Erfahrung, was die vermeintliche apriorische Begründung schwankendes und zweifelhaftes nicht verhüllen konnte. Indes auch hier, wird sich zeigen, waltet von vornherein das Streben vor, aus der Vernunft selbst die Haupteigenschaften schöner Objecte zu entwickeln, und die Erfahrung wird eigentlich nur der Beispiele wegen zugelassen.

II. Annäherung an die Erfahrung.

Der Versuch, die Uebereinstimmung des gewonnenen Principes mit dem empirischen Urtheil über das Schöne darzuthun, ist enthalten in der Abhandlung, welche dem Briefe vom 23. Februar angeschlossen war[35]). Hier will Sch. beweisen, was bisher noch gar nicht geschehen sei, daß diejenige Eigenschaft der Dinge, die wir mit dem Namen Schönheit bezeichnen, mit der 'Freiheit in der Erscheinung' eins und dasselbe sei. Und das will er sich von jetzt an zum Geschäfte machen. Er habe also, fährt er fort, zweierlei darzuthun. Erstlich, daß dasjenige Objective an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleihe, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet. Zweitens habe er zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen nothwendig mit sich führe, die

derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden. Hinsichtlich dieses zweiten Punctes erkannte er von vornherein, daß er hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt bleibe, aber er hoffte dabei durch Induction und auf psychologischem Wege darzuthun, daß aus dem zusammengesetzten Begriffe der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit, ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wolgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt. Den ersten Punct entwickelt Sch. unter I mit der Ueberschrift 'Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit'[26]). Unter II sollte dann der zweite Theil der Aufgabe behandelt werden, wozu es aber niemals gekommen ist. Zwar bietet die Formulirung derselben auf den ersten Blick eine Analogie mit den Untersuchungen in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, wo gleichfalls die subjective Wirkung des Schönen im Gemüthe in Betracht gezogen ist, aber es würde die ganze Entwickelung der späteren ästhetischen Anschauungen Sch's verkennen heißen, wenn man, wie ein neuerer Kritiker[27]), darin die Ausführung jenes zweiten Punctes finden wollte. Dort, wie sich zeigen wird, handelt es sich um ein verändertes Princip, ganz andere Hauptgesichtspuncte walten dort bereits vor.

Gehen wir auf die Lösung der ersten Aufgabe ein, wie Sch. sie in jenem Briefe an Körner entwirft. Der Anfang der Untersuchung führt uns wieder auf eine abstracte zum Theil schwierige Erörterung Sch's. Es zeigt sich darin, daß er es sich wahrlich nicht leicht gemacht hat, sein Princip auszuführen und zu sichern. Indem Sch. nach einem objectiven Grunde für die Vorstellung der Freiheit in den Erscheinungen sucht, spricht er den Gedanken aus, daß dieser objective Grund eine Beschaffenheit derselben sein müßte, deren Vorstellung uns schlechterdings nöthige, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen. Dieß sei, was jetzt bewiesen werden müsse. Und sogleich auch entwickelt er diese objective Beschaffenheit des Schönen. Jede Bestimmung geschehe entweder von außen oder nicht von außen (von innen); was also nicht von außen bestimmt erscheint und doch als bestimmt erscheint, müsse als von innen bestimmt vorgestellt werden. Da

wir aber die Freiheit, die Selbstbestimmung, als eine Idee nicht am Objecte als äußeres Merkmal wahrnehmen können, so könne nur durch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins indirect in uns die Vorstellung der Freiheit hervorgerufen werden. Es wird sich später zeigen, was es im besonderen mit diesem negativen Hauptmerkmale des Schönen, dem Nichtvonaußenbestimmtsein, auf sich hat. Alles beruhe darauf, meint Sch., daß dieses Nichtvonaußenbestimmtsein selbst wieder vorgestellt werde; denn werde dieses an einem Gegenstande nicht nothwendig vorgestellt, so sei auch kein Grund da, das Voninnenbestimmtsein oder die Freiheit vorzustellen. Nothwendig aber müsse die Vorstellung des letzteren sein, weil unser Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält und jedermanns Beistimmung fordert[38]). Man weiß, wie auch bei Kant alles Gewicht auf diesen Punct gelegt ist, wie er auf 'die Bedingung der Nothwendigkeit, die ein Geschmacksurtheil vorgibt', die 'Idee eines Gemeinsinnes' für das Schöne gründete[39]) und sein Princip der Schönheit eben durch die Uebereinstimmung mit dieser Forderung gerechtfertigt sah[40]). Da nun bei Sch. das Nichtvonaußenbestimmtsein der Grund sein soll, warum wir dem Schönen Freiheit leihen, und dieses wieder der Grund des Wolgefallens am Schönen selbst ist, so muß er folgerichtig auf die Nothwendigkeit der Vorstellung dieses negativen Merkmales alles Gewicht legen.

Das Nichtvonaußenbestimmtsein als eine Negation, fährt Sch. fort, würde aber nicht bemerkt werden können, wenn nicht nach dem Bestimmungsgrunde überhaupt zu fragen ein Bedürfniß vorhanden wäre. Nun sei aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge suche, folglich müsse der Verstand ins Spiel gesetzt werden. Da es aber der Verstand nur mit der Form zu thun habe, so müsse er veranlaßt werden, über die Form des Objectes zu reflectiren. Das Object müsse also eine solche Form besitzen, die eine Regel zuläßt, denn der Verstand könne sein Geschäft nur nach Regeln verwalten. Doch sei es genug, wenn der Verstand nur auf eine Regel — unbestimmt welche — geleitet werde. Eine Form, welche sich nach einer Regel behandeln lasse, auf eine Regel deute, heiße kunstmäßig oder technisch. Insofern nun eine solche Form ein Bedürfniß erwecke, nach einem

Grunde der Bestimmung zu fragen, so führe hier die Negation des Vonaußenbestimmtseins ganz nothwendig auf die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit[41]). So hat Sch'n also das erste Hauptmerkmal selbst auf eine zweite Eigenschaft des Schönen geleitet; Freiheit in der Erscheinung sei zwar der Grund der Schönheit, aber Technik sei die nothwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit[42]), jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit[43]).

Die Entwickelung erweckt von vornherein den Schein, daß das angegebene Hauptmerkmal des Schönen, das Nichtvonaußenbestimmtsein, nichts anderes war, als ein speculativer Behelf, um die Technik als eine nothwendige Eigenschaft aus der Vernunft zu legitimiren. Und wirklich verschwindet auch diese früher so sehr betonte Bezeichnung nunmehr ganz, und an ihre Stelle tritt überall der Ausdruck Freiheit ein. Und in der That, das Nichtvonaußenbestimmtsein ist nur die negative Fassung der Vorstellung der Freiheit selbst; denn es ist unschwer, zu erkennen, daß hier die Analogie mit einem Schlusse maßgebend war, den wir über Bestimmungen, die von einem moralisch freien Wesen, also vom Menschen, ausgehen, aufzustellen wol befugt sind. Hier wird diejenige Bestimmung als eine freie gelten müssen, von der ich erkenne, daß sie durch keinerlei Nöthigung von außen, durch keinerlei Zwang hervorgegangen ist. Ich werde darin, um mit Sch. zu reden, 'ein Bestimmtsein' erkennen, und da ich deshalb nach dem Bestimmenden frage, werde ich auf das 'Nichtvonaußenbestimmtsein' achten und die Handlung als freie Handlung beurtheilen. Ja ich kann, wie Sch. selbst anzudeuten scheint[44]), nur durch einen solchen Schluß von der Freiheit einer moralischen Wirkung mich überzeugen.

Allein, zugegeben auch, daß wir zu einer solchen Analogie von Naturwirkungen und menschlichen Handlungen vollkommen berechtigt wären, so läge selbstverständlich die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins bei freien Handlungen in der Vorstellung von äußeren positiven oder negativen Umständen, unter denen die That aufgetreten ist, woraus ich dann eben auf die Freiheit derselben schließe; die Vorstellung dieser Umstände selbst ist aber nicht

schon die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins, sondern diese ist erst das Resultat eines Schlusses aus jenen Umständen und fällt dann mit der Vorstellung der Freiheit zusammen. Bei dem Schönen ist man, da es sich nach Sch's eigener Ansicht 'selbst erklären muß', auf das schöne Object allein beschränkt und würde solche Umstände in diesem selbst aufzusuchen haben, aber die Vorstellung derselben wäre gleichfalls noch keineswegs die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins oder der Freiheit. Diese würde wieder erst das Ergebniß eines Schlusses sein, den ich darauf gründe. Wo sind aber die Umstände, oder wo ist das Merkmal beim Schönen, das eine solche Vorstellung erschließen ließe? Uebrigens bringe ich bei Handlungen das Bewußtsein mit, daß sie entweder aus freiem Entschlusse erflossen, oder fremde Bestimmungsgründe darauf eingewirkt haben. Deshalb werde ich die Umstände beachten, die sie mir als frei erscheinen lassen, weil ich im Grunde immer von vornherein darauf ausgehe. Bei einem schönen Gegenstande soll nun die technische Form der Grund sein, auf den Abgang der Merkmale, die die Freiheit zerstören, zu achten. Aber auch da müßte ich zuerst das Bedürfniß haben, nach der Freiheit zu fragen, um das Fehlen der Umstände ihrer Beschränkung zu bemerken Man käme also hier wieder auf das ganz subjective Schiller'sche 'Bedürfniß der praktischen Vernunft', auch Naturwirkungen als frei zu betrachten[45]).

Doch gehen wir in der Entwickelung weiter. Sch. stellt eine Reihe von Definitionen des Schönen auf, in denen man das Bestreben bemerkt, die Unbestimmtheit, welche aus dem Spiel mit dem gegenstandlosen Begriffe eines negativen Merkmales der Schönheit hervorgehen muß, zu überwinden. An eine früher schon im ersten Theile der ganzen Untersuchung gegebene Bezeichnung erinnert es, wenn er das Schöne als 'Freiheit in der Regel oder als Regel in der Freiheit' erklären möchte[46]). Daran läßt sich sodann die Bestimmung schließen, daß die schöne Form in einer Regel bestehe, welche von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben sei[47]). Doch alles dieß führt uns nicht weiter. Bezeichnender ist es, wenn Sch. mit eins für den Begriff der Freiheit den Ausdruck Natur einführt und demgemäß definirt: Schönheit

ist Natur in der Kunstmäßigkeit [48]). Der Ausdruck Natur, sagt er, sei ihm darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichne, worauf das Schöne sich einschränke, und neben dem Begriffe der Freiheit auch sogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeute. Der Technik gegenüber sei Natur, was durch sich selbst ist, Kunst, was durch eine Regel ist. Indem er näher bestimmt, worin die 'Natur' eines Gegenstandes besteht, findet er, daß nur dasjenige durch den Ausdruck Natur bezeichnet werde, wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist. Und wenn er nun alle unwesentlichen Eigenschaften des Dinges von seiner Natur in diesem Sinne ausschließt, wenn er z. B. an einer Vase jede Wirkung der Schwerkraft als zufällig, nicht zur Natur derselben gehörig ansieht, welche unbeschadet ihrer Form als Vase hinweggedacht werden kann, so möchte man vielleicht jene Umstände, die wir früher für die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins am schönen Objecte forderten, eben in dem bemerkbaren Mangel solcher Eigenschaften erkennen dürfen; aber bei der Unbestimmtheit solcher bloßen Negationen bleibt dabei alles in der Schwebe. Um diesen Mangel auch nur zu bemerken, müßte ich eben wissen, wodurch 'das bestimmte Ding wird, was es ist' [49]). Die Natur bezeichnet Sch. ferner als das innere Princip der Existenz an einem Dinge und er sieht das Schöne darin, daß dieses Princip zugleich als der Grund der Form des Dinges betrachtet werde; das Schöne nennt er demgemäß die innere Nothwendigkeit der Form [50]). Wir befinden uns hier vollends auf dem unbestimmten Boden des Begriffes der Substanz, wie Körner richtig bemerkte, indem er noch hinzufügt, daß es diesen Begriffen an einem objectiven Stoffe fehle, der nicht bloß *negativ* wäre [51]). Zusammenfassend ließe Sch's Princip dem Vorhergehenden gemäß in der folgenden Formel sich aussprechen. *Ein Ding, dessen Form seinem immanenten Principe entspricht, wird die geforderten Merkmale an sich haben und uns als ein Analogon unserer sittlichen Freiheit erscheinen, d. i. schön sein.*

In den Beispielen, welche Sch. gibt, tritt der sichere Tact seines gebildeten Kunstgeschmackes überall hervor. Um nur einige zu berühren, so nennt er schön ein Gefäß, welches ohne

seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiele der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäße sei bloß des Gebrauches wegen, also durch einen Begriff da, solle aber das Gefäß schön sein, so müsse diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse u. dgl., so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Autonomie der Erscheinung würde verschwinden. Ebenso sage man, daß eine Person schön gekleidet sei, wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leide [52]); der Maler werde jenen Baum am liebsten wählen, der von der Freiheit Gebrauch mache, die ihm bei aller Technik seines Baues gelassen sei [53]), und so unterscheide sich auch die schöne Wellenlinie von jeder anderen bloß vollkommenen durch die Freiheit ihrer Bewegung [54]).

Könnten schon die von Sch. gegebenen Beispiele, aus deren Fülle für unseren Zweck die hervorgehobenen hinreichen mögen, zur Genüge zeigen, worauf allein sich der gebrauchte Ausdruck Freiheit beziehen darf, so geht dieß noch genauer aus einer Entwickelung hervor, die zugleich entnehmen läßt, daß auch die Wurzeln der Schiller'schen 'Freiheit in der Erscheinung' gleich den Grundvoraussetzungen seiner ganzen Entwickelung, wie sie früher angedeutet wurden, in der Kant'schen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft zu suchen sind. Bei dem Naturschönen, sagt Sch. [55]), sehen wir mit unseren Augen, daß es durch sich selbst ist; daß es durch eine Regel sei, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhalte sich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber sehen, so denken wir uns Zwang und sehen Freiheit. Und in der That, in allen gegebenen Beispielen so wie beim Schönen überhaupt setzt Sch. wie Kant immer die Verbindung von Momenten voraus, die von dem Sinn oder von der Einbildungskraft, mit Momenten, die von dem Verstande aufgefaßt werden. Das Verhältniß des Einklanges nun, in welchem diese Momente zu einander stehen, oder mit anderen Worten, diese formelle Beschaffenheit des Objectes ist

ohne Zweifel eine Grundlage unseres Wolgefallens am Schönen. Kant nun hat dieß Verhältniß, die subjective Wirkung des Schönen ausschließlich berücksichtigend, als die Freiheit der Einbildungskraft in ihrer Einstimmung zum Verstande charakterisirt. Es lag schon von hier aus nahe, da es ja doch der schöne Gegenstand selbst ist, welcher jene Wirkung hervorruft, alles, was an demselben für den Sinn ist, der Form gegenüber, die für den Verstand ist, als frei und unabhängig aber zugleich damit übereinstimmend aufzufassen[56]). Unter mehr oder minder bewußter Einwirkung dieser Gedanken war es nun, wie schon oben angedeutet, die Begeisterung für die Idee der sittlichen Freiheit, welche Sch'n reizen mußte, dieses Verhältniß wechselseitiger Einstimmung am Schönen nach der Analogie sittlicher Willensbestimmungen aufzufassen. Die dichtende Einbildungskraft trat hinzu. Und so wurde dem Gegenstande eine Person und freie Selbstbestimmung geliehen, das Reich des Geschmackes war fortan 'ein Reich der Freiheit — die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische sein soll, und jedes schöne Naturwesen außer dem Menschen ein glücklicher Bürge(r?), der ihm zuruft: sei frei, wie ich' [57]).

Der Beweis, daß wir das Urtheil über das Schöne nicht anders zu erklären im Stande sind, als unter dem Regulativ des Leihens der Freiheit, hat nur gezeigt, daß die 'Freiheit der Erscheinung' nichts anderes ist als eine poetische Auffassung der Harmonie im Verhältnisse des sinnlich Mannigfaltigen zur Einheit der Regel. Indem Sch. einen Beweis versuchte, hielt er sich nicht an die Grundlagen des Kant'schen Verfahrens, sondern wollte die Eigenschaften schöner Objecte ebenso auf dem Wege des bloßen Denkens gewinnen, wie er die Existenz einer Vorstellungsart des Schönen aus dem Wesen der Vernunft zu entwickeln versucht hatte. In solchen rein speculativen Intentionen, die der dichtenden Kraft einen um so freieren Spielraum lassen, je unbestimmter der Boden ist, auf dem sie stehen, zeigt sich die Einwirkung eines falschen, idealistischen Hanges. Wie er noch später in der Zeit des ersten Aufenthaltes in Weimar aus der Idee 'Gott' die ganze Philosophie ableiten wollte[58]), so will er jetzt aus der bloßen 'Natur der Vernunft' die ganze Aesthetik entwickeln. Wir werden sehen, wie

auch nachher der Einfluß dieses Hanges immer wieder zur Geltung gelangt.

Indes läßt sich in den Grundzügen der neu gewonnenen Theorie gegen den Standpunct, auf welchem wir ihn mit seinen Aufsätzen über die tragische Kunst verlassen haben, der bedeutende Fortschritt an allgemeinen ästhetischen Einsichten nicht verkennen. Nicht allein, daß er im wesentlichen die Hauptlehren der Kant'schen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft über das Schöne sich angeeignet hat, so daß er in freier Weise darüber zu verfügen im Stande ist, zwei wesentliche Puncte sind es, darinnen er Kant'sche Ansichten berichtigt und ergänzt.

Kant hatte, von der Ueberzeugung geleitet, daß das Schöne nicht durch den Begriff gefalle, die Aufstellung eines objectiven Begriffes der Schönheit als Princip des Geschmackes geleugnet. Er hatte überhaupt jede Erkenntniß des Schönen durch bestimmte Begriffe dessen, was schön ist, verworfen und eben damit eine eigentliche Wissenschaft vom Schönen für unmöglich erklärt. Das Schöne setzte er bloß in 'das Gefühl der sich wechselseitig belebenden Einbildungskraft in ihrer Freiheit und des Verstandes mit seiner Gesetzmäßigkeit', durch einen Begriff vom Schönen könnte aber 'der nothwendige allgemeine Beifall des Schönen durch Begriffe erzwungen werden' [59]). Und was eine Wissenschaft des Schönen betrifft, so würde in ihr 'wissenschaftlich, d. i. durch Beweisgründe ausgemacht werden sollen, ob etwas für schön zu halten sei oder nicht; das Urtheil über Schönheit würde also, wenn es zur Wissenschaft gehörte, kein Geschmacksurtheil sein' [60]). Dem entgegen ging Sch. gleich von vornherein darauf aus, einen objectiven Begriff des Schönen zu finden. Die Rechtfertigung seiner Absicht ist ebenso einfach als klar [61]). Es seien zwei ganz verschiedene Dinge, einen Begriff vom Schönen zu geben und durch den Begriff von Schönheit gerührt zu werden. Durch einen Begriff gefallen, setze die Präexistenz des Begriffes vor dem Gefühl der Lust im Gemüthe voraus, aber indem Sch. einen Begriff des Schönen geben wollte, war er überzeugt, daß damit noch nicht gemeint sei, dieser Begriff müsse in jedem Falle unserer Lust am Schönen vorhergehen; denn daß unserer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff präexistire,

erhelle unter anderem schon daraus, weil wir ihn jetzt noch immer suchen. Kant ist sich auch, können wir hinzufügen, in der Festhaltung seiner Ansicht nicht durchweg consequent geblieben; es ist ihm nicht gelungen, hinsichtlich des Objectes ohne alle begriffliche Angaben, worin eben die Schönheit der Form bestehe, auszukommen. Wenn nichts anderes, so würde dieß seine Lehre vom Schönen der Kunst beweisen, und auch sonst scheint er begriffliche Bestimmungen, die das schöne Object betreffen, absichtlich vermieden zu haben, mehr als es der Gang seiner Entwickelung zu erfordern scheint.

Und noch in einem anderen Puncte ist Sch's Theorie unbefangener als die Lehre Kant's. Kant unterschied bekanntlich die freie Schönheit (pulchritudo vaga) von der bloß anhängenden Schönheit (pulchritudo adhaerens). Die erstere setzt keinen Begriff von dem voraus, was der Gegenstand sein solle, die zweite setzt die Vollkommenheit des Gegenstandes nach einem solchen Begriffe voraus. So sei z. B. die Schönheit von Blumen eine freie, die Schönheit des Menschen, die eines Gebäudes u. s. w. bloß anhängende Schönheit, weil sie einen Begriff vom Zwecke voraussetzt, der bestimmt, was das Ding sein soll, mithin einen Begriff seiner Vollkommenheit[62]). Sch. bestimmte selbst das Verhältniß seiner Anschauungen zu dieser Lehre. Der Umstand, sagt er[63]), daß bei weitem die meisten Schönheiten der Erfahrung keine völlig freie Schönheiten, sondern logische Wesen sind, die unter dem Begriff eines Zweckes stehen, wie alle Kunstwerke, dieser Umstand scheine alle, welche die Schönheit in eine anschauliche Vollkommenheit setzen, irre geführt zu haben, denn nun wurde das logisch Gute mit dem Schönen verwechselt. Kant wolle diesen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine pulchritudo vaga und fixa, eine freie und intellectuirte Schönheit annimmt. Sch. fand, daß Kant's Bemerkung den großen Nutzen haben könne, das Logische von dem Aesthetischen zu scheiden, aber eigentlich scheine sie ihm doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Er sei überzeugt, daß die Schönheit nur die Form einer Form sei, und daß das, was man ihren Stoff nenne, schlechterdings ein geformter Stoff sein müsse. Die Vollkommenheit sei die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen die Form dieser Vollkommenheit, die sich also

gegen die Schönheit wie der Stoff zu der Form verhält[64]). Und allerdings, abgesehen davon, daß Kant im Widerspruche mit seiner Theorie über die pulchritudo fixa von einer Schönheit spricht, die es durch einen Begriff ist, so könnte wol hinsichtlich beider Arten der Schönheit das harmonische Verhältniß von Einbildungskraft und Verstand oder, objectiv ausgedrückt, des sinnlich Mannigfaltigen und der Regel, welche dessen Einheit ist, worauf das Wolgefallen am Schönen beruhen soll, nur ein und dasselbe sein. Sch. dachte an seine Technik, wenn er das Vollkommene überhaupt vom Schönen nicht ausgeschlossen sehen wollte; wenn dann nur Freiheit in der Technik sich findet, die vollkommene Form aus der Natur des Objectes hervorgegangen scheint, so zeige sich gerade dadurch 'die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objectes überwindet'[65]). Beseitigen wir dabei, was der unsicheren Consequenz, und halten wir uns an das, was sichere Grundlage der Schiller'schen Entwickelung ist, so zeigt sich darinnen die richtige Einsicht, daß die Schönheit immer und überall auf der bloßen Form, d. i. auf Verhältnissen beruhe, die von der Natur der Verhältnißglieder völlig unabhängig sind und daß eben deren Einklang die Schönheit begründe.

III. Anwendung auf die Kunst.

Die Anwendung des Principes auf die Kunst brachte sogleich der nächste Brief Sch's an Körner vom 28. Februar in einer besonderen Beilage mit der Ueberschrift 'das Schöne der Kunst', welche jedoch im Briefwechsel fälschlich zum Briefe vom 20. Juni abgedruckt ist[66]). Schon im Briefe vom 23. Februar hatte Sch. versprochen, die Uebereinstimmung seines Principes mit dem Schönen der Kunst in einem 'eigenen Capitel' durchzuführen[67]). Hier gab er die Ausführung des Versprechens.

Zunächst geht Sch. von einem Kant'schen Satze aus. Das Schöne der Natur, sage Kant[68]) sehr richtig, ist ein schönes Ding; das Schöne der Kunst ist eine schöne Vorstellung von einem Dinge[69]). Hierauf gründete Sch. eine eigene Eintheilung des Schönen der Kunst; dieses sei nämlich entweder a) Nachahmung des Naturschönen: schönes der Wahl oder des Stoffes, oder aber b) Nachahmung der Natur: schönes der Darstellung oder der Form. Ohne dieses letzte gebe es keinen Künstler. Beides vereinigt mache den

großen Künstler. Wenn Sch. nun sagt, daß das Idealschöne eine schöne Vorstellung eines schönen Dinges sei, so kann man also hinzusetzen: der große Künstler stelle das Idealschöne dar. Bei dem Schönen der Wahl werde darauf gesehen, was der Künstler darstellt, bei dem Schönen der Form (der Kunstschönheit stricte sic dicta) werde bloß darauf gesehen, wie er darstellt. Das erste, könne man sagen, sei eine freie Darstellung der Schönheit, das zweite eine freie Darstellung der Wahrheit. Da sich das erste mehr auf die Bedingungen des Naturschönen einschränke, das letzte aber der Kunst eigenthümlich zukomme, so wolle er von diesem zuerst handeln. Und diese Absicht allein führte er in dieser kleinen Abhandlung aus, welche ohne Fortsetzung geblieben ist [70]).

Was zunächst diese Eintheilung betrifft, so erregt sie Bedenken. Indem Sch. selbst sagt, ohne das Schöne der Darstellung gäbe es keinen Künstler, scheint er eine bloße Nachahmung schöner Natur nicht als eigentliche Kunst gelten zu lassen; und indem er bei beiden Kunstarten von einer 'freien Darstellung' spricht, so schreibt er selbst auch der ersteren 'Schönheit der Darstellung' zu. Kann diese Eintheilung daher das Kunstschöne selbst zu classificiren nicht geeignet sein, so gewinnt sie durch Beziehung auf den Künstler eine richtige Bedeutung. In Betreff des Kunstschönen hat Sch. auch diese Scheidung später nicht beibehalten, für die Beurtheilung der Künstler und der Kunst als historischer Erscheinung aber war ihm stets die Rücksicht darauf von Bedeutung, was Künstler und Kunstwerk an Schönheit in der Darstellung der umgebenden Natur und Menschenwelt verdanken; wir werden später sehen, wie er in der 'Nothwendigkeit der Reduction empirischer Formen auf ästhetische' im Gegensatze zur Griechischen Kunst, die allenthalben ästhetische Formen vorfand, für die neuere Kunst den Erklärungsgrund ihrer charakteristischen Eigenschaften und Mängel erblickte [71]). Selbst die Eintheilung der naiven und sentimentalischen Dichter läßt sich, was später erst erhellen kann, hieher zurückbeziehen.

Schon bei Aufstellung seiner Theorie hatte Sch. die Kant'sche Erklärung: Natur ist schön, wenn sie aussieht wie Kunst; Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur [72]) nach seinem Principe gedeutet; auch hier geht er darauf zurück und nennt schön ein Natur-

product, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheine, schön ein Kunstproduct, wenn es ein Naturproduct frei darstelle. Freiheit der Darstellung sei also der Begriff, um den es sich hier handelt [73]). Um dieß zu zeigen, hebt er die drei Factoren hervor, welche im Kunstwerk auf die Darstellung compromittiren. Diese sind die Natur des dargestellten Gegenstandes, des 'Nachgeahmten', die Natur des Mediums der Darstellung und die Natur des Künstlers (beide bezeichnet er treffend als 'Nachahmendes'). Sobald nun in der Darstellung entweder der Stoff oder der Künstler ihre Naturen miteinmischen, so erscheint der dargestellte Gegenstand nicht mehr als durch sich selbst bestimmt, sondern Heteronomie ist da. Die Natur des Repräsentirten erleide von dem Repräsentirenden Gewalt, sobald dieses (also der Stoff oder der Künstler) seine Natur dabei geltend macht. Ein Gegenstand könne also nur dann frei dargestellt heißen, wenn die Natur des Dargestellten von der Natur des Darstellenden nichts gelitten habe. Nun sei es aber bloß die Form des Nachgeahmten, was auf das Nachahmende übertragen werden könne, also sei es die Form, welche in der Kunstdarstellung den Stoff besiegt haben müsse. Frei also, so schließt Sch., wäre die Darstellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erscheine, wenn das Nachgeahmte seine reine Persönlichkeit auch in seinem reinen Repräsentanten behauptet — kurz, wenn nichts durch den Stoff, alles durch die Form sei.

Die Beispiele, die Sch. gibt, setzen diese Gedanken in helles Licht. Sei an einer Bildsäule, sagt er, ein einziger Zug, der den Stein verrathe, der also nicht in der Idee, sondern in der Natur des Stoffes gegründet ist, so leidet die Schönheit, denn Heteronomie ist da. Die Marmornatur, welche hart und spröde ist, muß in der Natur des Fleisches, welches biegsam und weich ist, völlig untergegangen sein, und weder das Gefühl noch das Auge darf daran erinnert werden u. s. w. [74]).

Hierauf gründet Sch. eine Erklärung von Manier und Stil. Leidet, sagt er [75]), die Eigenthümlichkeit des darzustellenden Objectes durch die Geisteseigenthümlichkeit des Künstlers, so nennen wir die Darstellung manirirt. Das Gegentheil der Manier aber

ist der Stil, fährt er fort, der nichts anderes ist, als die höchste Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjectiven und allen objectiv zufälligen Bestimmungen. Reine Objectivität der Darstellung sei das Wesen des guten Stiles, der höchste Grundsatz der Künste. Darnach, folgert Sch., zeige uns der große Künstler den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objectivität), der mittelmäßige zeige sich selbst (seine Darstellung hat Subjectivität), der schlechte seinen Stoff (die Darstellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des Künstlers bestimmt). In schlagender Weise zeigt er am Spiele dreier Schauspieler die Uebereinstimmung dieser Grundsätze mit der Erfahrung.

Bei der Anwendung dieses höchsten Stilprincipes auf die Darstellung ist vorausgesetzt, daß der Gegenstand selbst, welcher zur Darstellung kommt, schön sei; denn Sch. will seinen Begriff des Stiles sowol auf das 'Schöne der Wahl' als auf das 'Schöne der Darstellung' bezogen sehen. Dieß leitet ihn auf eine nähere Erklärung des Idealisirens in der Kunst, ein Moment, worauf er so oft in seinen ästhetischen Untersuchungen zurückkommt. Soll nämlich die Darstellung selbst schön sein, so muß der Gegenstand erst, vorausgesetzt, daß er nicht schon ein schöner ist, zu einem solchen in der Phantasie des Künstlers gemacht werden. Der Künstler muß daher in diesem Falle seinen Gegenstand idealisiren. Dieß Verfahren bestimmt er hier näher dahin[76]), daß der Künstler 'die ganze Objectivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft auffasse'. Das Object müsse nämlich 'schon idealisirt (d. i. in reine Form verwandelt)' vor seiner Seele stehen, und es käme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu werde nun erfordert, daß das in 'reine Form' verwandelte Object bei der Darstellung weder durch den Künstler noch durch das Medium der Darstellung 'Heteronomie' erleide[77]).

Wie schon in der Recension über Bürger's Gedichte in der Frage des Idealisirens der Mangel einer festen Unterscheidung von Stoff und Form hervortrat, so ist dieß augenscheinlich auch hier der Fall; doch entbehrt die Darstellung der näheren Entwickelung. Wir werden uns später noch in der Sicherheit des Blickes, den

uns der weitere Verlauf unserer Untersuchungen gewähren wird, auf diese Ideen zurückbeziehen.

In eigenthümlicher Weise wendet Sch. die vorgetragene Lehre auf die Dichtung an. Das Medium des Dichters, sagt er [78]), sind Worte, also abstracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen. Sowol die Worte als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze seien ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher stehe es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelligt werde, die auf unzählige und ganz heterogene Dinge zugleich anwendbar seien und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Object müsse also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt werde, durch das abstracte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliere. Der Dichter habe überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen. ('Der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um' sei ein solcher individueller Fall, durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt.) Hiernach schreibt Sch. der Natur des Mediums, dessen sich der Dichter bedient, eine 'Tendenz zum Allgemeinen' zu, welche mit der Bezeichnung des Individuellen (was die Aufgabe sei) im Streite liege. 'Die Sprache, sagt er, stellt alles vor den Verstand, und der Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache gibt nur Begriffe'. Die Sprache beraube also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut werde, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drücke ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd sei. Sie mische in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich, die Natur des Darstellenden ein, welche abstract sei, und bringe also Heteronomie in die Darstellung desselben.

Zuvörderst sehen wir, daß hier wieder der Gedanke der Beschränkung des Schönen auf die Welt der Erscheinungen, die

Auffassung desselben als eines Sinnlichen wirksam ist, aber wenn wir fragen, was für ein Verhältniß zu Grunde liegt, auf das Sch. sein Princip stützen kann, so zeigt sich, daß es sich hier ebenso wie in den früheren Untersuchungen über die Kunst im allgemeinen um das Verhältniß von Stoff und Form handelt; denn die Sprache als solche verhält sich nicht etwa zu dem durch sie Ausgedrückten, wie das Allgemeine zu seinem Besonderen. 'Dieser Leuchter fällt um' als sprachlicher Ausdruck ist nicht das Allgemeine des bezeichneten Umstandes. Auch nicht um das im allgemeinen Theile des Kallias zu Grunde gelegte Verhältniß des Sinnlichen, der Erscheinung, zum Verstandesmäßigen, zur Regel, der Mannigfaltigkeit zur Einheit kann es sich hier handeln, es liegt ihm auch hier nur das Verhältniß von Stoff und Form zu Grunde. Und dieß erkennt Sch. selbst. 'Soll, sagt er[79]), eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter 'die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben auf das sinnlich Individuelle) besiegen'. 'Mit einem Worte, schließt er, die Schönheit der poetischen Darstellung ist: freie Selbsthandlung der Natur in den Fesseln der Sprache'.

Blicken wir zurück, so hat also Sch. in Hinsicht der Darstellung in der Kunst sein Princip auf ein Verhältniß von Stoff und Form gegründet, im allgemeinen Theile des Kallias aber auf das Verhältniß des sinnlich Mannigfaltigen zur Einheit der Regel: zwei verschiedene Verhältnisse. Dieß läßt uns einen tieferen Einblick thun in die Art des Schiller'schen Verfahrens. Von seiner speculativen und dichterischen Natur gleicher Weise zur Einheit eines absoluten Begriffes des Schönen gedrängt, kommt er nicht zu einer scharfen Trennung der Verhältnisse, auf deren Grundlage Einsicht und Gefühl ihn führten. Die Selbständigkeit der Verhältnißglieder gegen einander verschwindet ihm ebenso, und die Vorstellung, die durch ihre Beziehung in uns entsteht, möchte er begrifflich fassen, um mit diesem Schlüssel die Erkenntniß des Grundes unseres absoluten Wolgefallens am Schönen sich zu erschließen. Er bleibt bei dem Verhältnisse als solchem nicht stehen, sondern forscht, wenn

Rückblick.

wir so sagen dürfen, gleichsam nach dem Exponenten dieses Verhältnisses, aber analog wie z. B. in einem arithmetischen Verhältnisse, wenn ich den Exponenten hinzudenke, das eine Glied zerlegt wird und als Glied des Verhältnisses eigentlich verschwindet, so zerstört bei Sch. die Uebertragung der Freiheit auf das eine Verhältnißglied eigentlich das schöne Zusammen beider. So wird in der Schiller'schen Entwickelung von der Erscheinung gegenüber der Technik, von dem Stoffe gegenüber der Form Freiheit ausgesagt, und die Folge muß sein, wie es auch in der angeführten Erklärung der poetischen Darstellung ausgesprochener Weise hervortritt, daß dann das andere Glied des Verhältnisses, hier also die Form als 'Fessel', als Zwang erscheint und wie ein feindliches Moment dem ersten Gliede gegenübersteht.

Indem Sch. den Einklang in den vorausgesetzten Verhältnissen als Freiheit auffaßt und diese auf das eine Glied des Verhältnisses allein überträgt, bleibt er übrigens bei dem Formellen der Verhältnisse nicht stehen, sondern geht weiter, als er es nach seinen eigenen Voraussetzungen selbst zu thun brauchte. Wir wissen, Sch. war bei der Gewinnung seines Principes von der Analogie mit sittlich freien Handlungen geleitet. Wie die moralische Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen zu geschehen hat, so beurtheilte er an den Erscheinungen die schöne Form, welche ihm vom Stoffe, vom Begriffe und Zwecke unabhängig galt, als eine freie Form, die um ihrer selbst willen da ist. Aber Sch. läßt sich von dieser Analogie noch weiter leiten. Da der Träger einer moralischen Handlung frei sein muß, da folglich der Mensch frei ist, so wurde auch der sinnliche Träger der schönen Form selbst als freies Wesen betrachtet, von dem diese Form nur ein Ausfluß ist. Aber dann ruht unser Wolgefallen am Schönen trotz Sch's wiederholter Versicherungen nicht mehr in der schönen Form. Nicht die schöne Form als solche kann nach dieser Ansicht das Gefallende sein, sondern das freie Ding selbst, das dahinter steht, und das sich in seiner Form nur nach seinem innersten freien Wesen geoffenbart, nach dem 'inneren Princip seiner Existenz' bestimmt hat, ist das Gefallende, weil wir darin ein Wesen ähnlicher Art erblicken, wie wir selbst sind. Der Dichter personificirt alles, der

große Dichter drückt allem den Stempel seiner großen Persönlichkeit auf. Und dieß ist der Fall bei Sch. auch hier, wo er zum ersten Mal in begeisterter Arbeit seine Gedanken über das Schöne zu einem zusammenhängenden Ganzen auszubilden strebt. Das Heiligste seiner Brust, in dessen Besitze er einen festen Lebensinhalt, Beruhigung und Sicherheit des Gemüthes gewonnen hat, den Gedanken der persönlichen Freiheit und der reinen Selbstbestimmung überträgt er in den Gegenstand des Schönen und leiht ihm so gewissermaßen eine Seele. Wie er in seiner dichterischen Jugendphilosophie in der Liebe, welche Wesen mit Wesen verbindet, 'eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen' sah[80]), so erklärt er sich hier die begeisterte Liebe für das Schöne, die ihn erfüllte, das allgemeine Wolgefallen, das den Menschen zum Schönen zieht, damit, daß uns der schöne Gegenstand unsere eigene freie Persönlichkeit widerspiegelt. Welch' herrlicher und, man wird es nicht leugnen können, für den Künstler fruchtbarer Gedanke liegt darinnen, wenn er hiernach in der ästhetischen Welt, 'die eine ganz andere ist, als die vollkommenste Platonische Republik'[81]), jedes Naturwesen einen freien Bürger nennt, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentiren muß[82]); wenn er die Composition einer Landschaft schön nennt, wo alle einzelne Partien, aus denen sie besteht, so ineinander spielen, daß jede sich selbst ihre Grenze setzt, und das Ganze also das Resultat von der Freiheit des Einzelnen ist[83]).

Wer würde das Treffende solcher Ansichten in ihrer dichterischen Einkleidung verkennen? Wie er früher auf das Wolgefallen an dem harmonischen Verhältnisse des Mannigfaltigen der Erscheinung zur Regel und des Stoffes zur Form, so knüpft er hier schließlich an die Harmonie des Ganzen und des Theiles, die sich jedoch auf das erste Verhältniß zurückbeziehen läßt, den Grundgedanken seines Principes an. Das große Resultat der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, daß das Schöne bloß in der Form bestehe, sahen wir, nahm Sch. mit Entschiedenheit auf, war er doch,

wie sich uns früher ergab, noch vor der Lectüre der Kritik der Urtheilskraft dieser Einsicht nicht fremd geblieben. Er hat es jedoch wie Kant selbst nicht vollständig durchgeführt.

Denn wenn bei dem schönen Gegenstande von jedem Begriffe und Stoffe abzusehen und das Schöne an demselben eben in seine reine Form zu setzen ist, die Sch. deshalb als frei, als 'heautonom' bezeichnete, so gehört entschieden sowol das bestimmte Ding als ein Ganzes, ja noch mehr auch der Begriff der Freiheit selbst, der diesem Dinge geliehen wird, der reinen Form gegenüber zum Inhalte, zum Stoffe, der nicht in Betracht kommen soll. Da er aber die sinnliche Erscheinung in den Begriff des Schönen aufnimmt und das Schöne nicht in den reinen Verhältnissen überhaupt sucht, so tritt ihm immer das Sinnliche selbst als Glied der Verhältnisse auf, und es wird erklärlich, daß er das, was er von der schönen Form allein aussagen will, auch von dem Substrate derselben, der sinnlichen Erscheinung, aussagt. Im Verhältnisse der Mannigfaltigkeit zur Einheit fiel das Sinnliche begreiflich auf Seite der ersteren, im Verhältnisse von Stoff und Form gleichfalls auf Seite des ersteren. Aber nehmen wir die Statue eines Menschen, da ist Stoff und Form Erscheinung im Sinne Sch's, und an der letzteren kommt selbst wieder das Verhältniß der Mannigfaltigkeit zur Einheit vor. Im Verhältnisse, welches er bei der Dichtung hervorhob, war wieder das Sinnliche auf Seiten der Form (individuelle Schilderung). Wie konnte Sch. daher auf diese Verhältnisse überall ein und dasselbe Princip der 'Freiheit der (sinnlichen) Erscheinung' gründen! Man sieht vielmehr, daß sich diese Verhältnisse der sinnlichen Erscheinung gegenüber gleichgiltig verhalten. Um consequent zu verfahren, hätte er beim Schönen überhaupt von der sinnlichen Erscheinung abstrahiren müssen. Es ist gleichgiltig, woran die schönen Verhältnisse sich zeigen; nicht daß sie an sinnlichen Gegenständen sich finden, macht sie schön, sondern jene sind schön, wenn diese an ihnen sich finden. Die Verhältnisse selbst betreffend, so erklärt ihr Einklang, nicht aber der Gedanke und das Leihen der Freiheit das Wolgefallen, das sie begründen. Den Schritt zu dieser vollen Durchführung des Formprincipes zu thun, lag Sch'n aber ferne, auch später hielt er noch an der Sinnlichkeit

des Schönen und der Analogie desselben mit der Freiheit menschlicher Bestimmungen fest.

'Man wird nicht umhin können', meint Danzel [84]), die Erörterungen, die dem Kallias zu Grunde gelegt werden sollten, 'selbst wenn man sie in höherem Grade für bloß historisch wichtig und von der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpuncte widerlegt oder überflüssig gemacht ansieht', als er (Danzel) dieß zu thun bekennen müsse, 'ungemein geistreich und scharfsinnig zu finden und Sch. von jetzt an eine größere Bedeutung in der Geschichte der Philosophie und namentlich eine tiefere Kenntniß der Kant'schen Philosophie und eine lebendigere Betheiligung bei ihrer Fortbildung beizulegen, als dieses bis jetzt, da die Philosophen seine gedruckten ästhetischen Versuche nicht mit Unrecht als zweideutige Mitteldinge zwischen Wissenschaft und Rhetorik betrachteten, geschehen ist'. Man kann im allgemeinen diesen Worten nur beistimmen. Indes wird es sich zeigen, wie oben schon angedeutet wurde, daß Sch. in seinen späteren Arbeiten den methodischen Grundlagen der Kant'schen Philosophie im Wesen näher steht, als es hier der Fall ist; und wenn auch die Grundzüge zum Kallias der einzige Versuch geblieben sind, auf die Kant'sche Systematik und theilweise sogar auf die Kant'sche Terminologie einzugehen, so hat gerade das weitere Studium Kant's dazu beigetragen, das Princip des Kallias völlig umzubilden und die vermeintlichen rein apriorischen Voraussetzungen desselben zu beseitigen.

Der Plan zum Kallias allmählich verdrängt.

Die eifrige Lectüre von Kant's eben in Jena erscheinender 'Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' scheint die Vorarbeiten zum Kallias und weitere Mittheilungen an Körner zunächst unterbrochen zu haben. Auf die nähere Einwirkung der Schrift, von deren Inhalte Sch. hingerissen war [85]), werden wir auch später bei der Frage über das Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik noch zurückkommen müssen. Sein leidender körperlicher Zustand, die Arbeiten an einer Revision seiner Gedichte für eine neue Ausgabe derselben und Plane zu größeren philosophischen Gedichten traten hemmend hinzu [86]). Durch das Studium der neuen Philosophie fühlte sich Sch. so sehr ergriffen und in seinem innersten Wesen angeregt, daß sie gleichzeitig den

Quell der Speculation und Dichtung in ihm eröffnete. In einer 'Theodicee', charakteristisch für seine optimistische Weltanschauung, von der wir früher gesprochen, wollte er die durch Kant gewonnenen Grundsätze zu poetischer Anwendung bringen, denn 'die neue Philosophie sei gegen die Leibnitz'sche viel poetischer und habe einen weit größeren Charakter' [87]). Indes traten die Ideen zum Kallias immer wieder hervor und regte sich die Lust zu neuen Mittheilungen an Körner [88]), er ließ mittlerweile schon eine Zeichnung für den Stich entwerfen, der dem Kallias beigegeben werden sollte [89]), aber das Bedürfniß der 'neuen Thalia' zwang ihn, vorerst an die Ausarbeitung kleinerer Aufsätze zu gehen, deren einer von 'Anmuth und Würde', der andere über 'pathetische Darstellung' handeln sollte [90]).

Körner hatte sich von Sch's Erörterungen auf's lebhafteste angeregt gefühlt und erwiederte sie seinerseits mit Einwendungen und Winken, die aber, abrupt und fragmentarisch, wie sie sind, keine eigentliche eingehende Kritik boten. Körner fühlte genau das Schwankende der Schiller'schen Grundlagen. Doch erkannte er, daß dieselben für 'die höhere Kritik' sich fruchtbar erweisen könnten. Gesetzt auch, sagt er scharfsinnig [91]), die Theorie gründete sich bloß auf Analogien desjenigen, was in dem Gebiete der Moral, der Natur und der Kunst in ihren verschiedensten Aeußerungen für schön anerkannt wird, so hätte sie schon jetzt, meinte er, durch Wichtigkeit für die Gesetzgebung des Geschmackes einen unbezweifelten Werth; denn auch Körner ging wie Sch. davon aus, und dieß lag im Zuge der speculativen Entwickelung der Zeit, dem Geschmacke nicht die Gesetze abzugewinnen, sondern durch die Vernunft für ihn sie zu finden. Er suchte deshalb vor allem nach einer Demonstration der Schiller'schen 'Vordersätze, die die schärfste Probe aushält' [92]). Doch kam es über Anläufe und Versuche, die im Wesentlichen doch nichts förderten, nicht hinaus. Ein Punct jedoch, den Körner hervorhob, scheint Sch'n besonders zu weiterem Nachdenken angeregt zu haben. Körner hatte sich, und es ist begreiflich, daran gestoßen, daß das Merkmal, das Sch. für die Schönheit als Freiheit der Erscheinung angab, bloß negativ sei — das Nichtvonaußenbestimmtsein [93]). Auf ein solches Merkmal, das

aber objectiv und **bejahend** sei, war fortan Sch's Nachdenken gerichtet. Endlich glaubte er es gefunden zu haben, wovon sogleich auch, jedoch ohne bestimmtere Angabe dieses Merkmales, der Freund verständigt wird, welcher nicht verfehlt, zu dem 'εὕρηκα in der Schönheitstheorie von Herzen Glück zu wünschen' [94]). Eine Mittheilung, worein Sch. dieses positive Merkmal des Schönen legte, findet sich auch nachher nirgends. Danzel, der die verschiedenen Stadien im Fortschritt der Schiller'schen Entwickelung nicht scharf genug festhält, zieht auch hier die spätere Theorie herein und möchte das nachträglich gefundene objective Merkmal darin bestehen lassen, daß im Schönen 'in menschlicher oder menschenähnlicher Weise eine Einheit von Freiheit und Sinnlichkeit' sich darstelle [95]). Jedoch das Haltlose dieser Ansicht zeigt sich schon darin, daß dort in der Menschenähnlichkeit, wenn man so will, das Wesen der schönen Form überhaupt am Gegenstande gesucht wird, hier aber es sich nicht um den Begriff der schönen Form, sondern um ein Merkmal am Gegenstande handelt, das zur 'Freiheit in der Erscheinung' d. i. zur Schönheit erfordert ist. Dieß Schönheitsprincip und jenes übrigens sind wesentlich verschieden, wie erst später erhellen kann. Es scheint vielmehr kein Zweifel, daß Sch. sein positives Merkmal in der Bewegung gefunden zu haben glaubte; denn kurz nach Auffindung desselben ist er an 'Anmuth und Würde' beschäftigt [96]) und da heißt es nun, er hoffe in seiner 'Zergliederung des Schönen' zu beweisen, daß alle Schönheit zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objectiven oder subjectiven) Bewegung sei [97]). Da er nun damals von seiner Theorie zum Kallias ganz erfüllt war, so gewinnt die angegebene Deutung allen Grund. Wie Sch. näher das Merkmal der Bewegung im Schönen geltend machen wollte, und wie er das Verhältniß derselben zu seinen früher angegebenen objectiven Merkmalen, der Technik und dem Nichtvonaußenbestimmtsein auffaßte, die natürlich keineswegs damit als weggefallen gelten dürften, würde schwer sein zu bestimmen.

Gleich nach Vollendung von 'Anmuth und Würde' (Juni 1793) ging Sch. an die Darstellung seiner Schönheitstheorie. Doch der frühere Plan, sie in Gesprächsform abzufassen, war mittlerweile aufgegeben.

Um dem Prinzen von Augustenburg, dem Spender seiner sorgenfreien Muße, einen 'öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit zu geben', wollte er seine 'Zergliederung des Schönen' in Briefen an ihn abfassen und leitete inzwischen eine Correspondenz über diese Materie mit ihm ein. Aber die 'freiere und unterhaltende Behandlung', die ihm dabei zur Pflicht ward, so daß er sich, wie er charakteristisch hinzufügt, aus seiner 'Unkunde im Dogmatisiren hier noch ein Verdienst' machen konnte [98]), lenkte ihn mehr und mehr von der durchweg speculativen Basis des projectirten Kallias ab. Und indem er nachher (Februar 1794), schon in der Zeit des schwäbischen Aufenthaltes Körner'n über den Inhalt der inzwischen mit dem Prinzen gewechselten Briefe Rechenschaft gibt, da, sehen wir, handelt es sich nicht mehr um den früheren Inhalt des Kallias, und was das Princip der Schönheit betrifft, so tritt die Absicht hervor, den 'reinen Begriff der Schönheit' und hiermit den 'ersten Grundsatz, der schönen Künste' auf empirischer Grundlage zu gewinnen, ihn völlig aus der Erfahrung zu abstrahiren [99]). Diese veränderten Tendenzen werden uns später zu beschäftigen haben. Schon mit dem Beginne der Briefe an den Augustenburger (Juni 1793) kann der Plan einer speculativen Schönheitstheorie vorerst für beseitigt gelten, um auf einer anderen Stufe der Entwickelung und aus veränderten Ausgangspuncten wieder hervorzutreten.

3. Anmuth und Würde.

'Fleißig genug für einen Kranken' hatte Sch. den Aufsatz 'über Anmuth und Würde' in nicht ganz sechs Wochen vollendet (Juni 1793). Er war bestimmt, ein 'Vorläufer' seiner 'Theorie des Schönen' zu sein [1]). Diese sollte erst die Fundamente, auf welche die Abhandlung gebaut ist, philosophisch begründen. An den wichtigsten Puncten wird ausdrücklich auf eine solche verwiesen [2]). Da er jedoch die 'Analytik des Schönen', die er hier verspricht, niemals zur Ausführung gebracht hat, und das Princip, das er in ihr entwickeln wollte, nachher ganz verändert wieder hervortritt, so entbehrt die Ausführung, ohne die Rücksichtnahme auf die im vorigen Abschnitte entwickelte Ableitung des Begriffes der Schönheit, in den wichtigsten Puncten des Schlüssels zu vollem Verständnisse. Daher konnte es kommen, daß die berühmte Abhandlung, weil jene Rücksicht nirgends genügend genommen wurde, in einigen Hauptpuncten noch immer mißverstanden ist [3]).

Entstehung der Abhandlung.

Der Inhalt von 'Anmuth und Würde' ist eigentlich nichts anderes als eine Anwendung der Theorie des projectirten Kallias auf den Menschen. Schon in der Abhandlung des Briefes vom 23. Februar war Sch. versucht, an der 'menschlichen Schönheit die Wahrheit seiner Behauptungen noch anschaulicher zu machen' [4]). Doch er wies die Gelegenheit ab, indem er dieser Materie einen eigenen Brief widmen wollte. Dieser Brief erfolgte nicht. Die Abhandlung 'über Anmuth und Würde' kann als eine Ausführung des Vorhabens betrachtet werden.

Behufs der kritischen Untersuchung wird es ersprießlich sein, zunächst von dem zweiten Haupttheile der Abhandlung, der von

der 'Würde' handelt, abzusehen. Der erste Haupttheil läßt sich nach drei gesonderten Abschnitten betrachten. Der erste, gewissermaßen die Einleitung, entwickelt den Begriff der Anmuth aus der Griechischen Fabel, der zweite enthält die Anwendung des Begriffes der Schönheit auf die äußere Erscheinung des Menschen, soweit er ein Product der bloßen Natur ist ('Schönheit des Baues, architektonische Schönheit'). Endlich der dritte befaßt die Anwendung des Begriffes der Schönheit auf die Erscheinung des Menschen, insoferne er Person ist ('Anmuth').

I. Der Mythus von der Anmuth.

'Philosophische Wahrheiten können vielleicht nicht mit mehrerer Anmuth vorgetragen werden, als unter dem Gewande einer reizenden Dichtung in einem Commentar einer griechischen Fabel'. So äußert sich Körner [5]) über den Eingang der Schiller'schen Abhandlung. Sch'n schien jedoch die Wahl dieses Weges keine Sache der bloßen Form, kein bloßes Mittel gefälliger Darstellung. Es ist diese Methode in seiner seit lange gehegten Anschauung [6]) gelegen, 'daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen könne, die der Sinn nicht schon dunkel geahnet und die Poesie nicht geoffenbart hätte' [7]). Bei Kant trat Sch'n der ähnliche Zug entgegen, die Resultate des Philosophirens durch Anknüpfung an Mythen, wie Sch. dieß Verfahren Kant's selbst bezeichnete, 'an die Kindervernunft anzuknüpfen und zu popularisiren' [8]). In dem Aufsatze 'etwas über die erste Menschengesellschaft' war Sch., wie wir sahen, mit Leichtigkeit auf das Verfahren, das Kant dabei beobachtete, eingegangen. Während indes bei Kant mehr die Rücksicht auf das Populäre der Methode, war bei Sch. die Absicht im Spiele, die Vernunftwahrheiten erst aus den Mythen zu entnehmen. Man wird dabei vor Augen haben können, daß die rationalistische Deutung der Mythen ein charakteristischer Zug damaliger Wissenschaft ist. Selbst Lessing's tiefsinnige Schrift 'die Erziehung des Menschengeschlechts' liegt nicht weit ab von dieser Schiller'schen und Kant'schen Art. In der, seit Heyne den Anstoß gab, rasch sich entwickelnden wissenschaftlichen Behandlung der Mythologie gewann insbesondere mit Kreuzer's Symbolik dieses Verfahren den breitesten Boden. Dabei kann nebenher bemerkt werden, daß Kreuzer durch einige Zeit

Sch's Zuhörer in Jena gewesen [9]). Auch mag hier der Berührungspuncte gedacht sein, welche Schelling's spätere Ansichten mit den einschlägigen Aeußerungen Sch's in Beziehung bringen. Wie weit Sch. hierin zu gehen geneigt war, ergibt der hier ausgesprochene Satz, daß der Philosoph 'sich ohnehin damit begnügen müsse, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen oder mit anderen Worten: die Bilderschaft der Empfindungen zu erklären' [10]).

Aber es ist unschwer zu erkennen, daß Sch. seine Theorie nicht der Griechischen Mythe, von der er ausgeht, verdankt, sondern fertige Begriffe und Ansichten in die Bildersprache des Mythus von der Göttin der Schönheit und ihrem Gürtel der Anmuth übersetzt.

Venus als Göttin der Schönheit, die ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres hervorgeht, ist ihm ein Bild der schönen Menschengestalt, soweit sie von der Natur selbst herrührt. Der Gürtel des Reizes, den sie in dem Mythus der Juno leiht, die trotz ihrer Hoheit erst durch ihn sicher ist zu gefallen, ist ein Bild der Anmuth, die wol auch Schönheit ist (der Gürtel ist Eigenthum der Göttin der Schönheit), die aber an der Person zufällig entstehen kann, obwol sie wirklich in einer objectiven Eigenschaft derselben begründet ist (Juno wird durch den Besitz des Gürtels liebenswürdig). Die einzige Veränderung aber, die an einem Gegenstande vorgehen kann, ohne dessen Identität zu verändern, sei Bewegung, folglich ist Anmuth, schließt Sch., Schönheit der Bewegung, und da der Griechische Mythus die Anmuth als ein Vorrecht der Menschenbildung betrachte, so bleibe in den Bewegungen alles bloß durch die Natur Bestimmte ausgeschlossen und die mythische Vorstellung löse sich in den Gedanken auf: 'Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjecte selbst hervorgebracht wird'.

II. Architektonische Schönheit.

Doch bedurfte die Deutung erst der näheren Ausführung. Nach Sch's Principe konnte, wie uns bekannt ist, nur die Schönheit des Menschen, insofern er der 'Erscheinungswelt' angehört, in Betracht kommen. Da handelt es sich nun zunächst um die äußere menschliche Gestalt als Werk der Natur. Die architek-

tonische Schönheit, die Schönheit des Baues, sagt Sch., ist diejenige, welche 'von der bloßen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildet ist, zum Unterschiede von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet'. Sie ist 'nichts anderes als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet' [11]). Fast in wörtlicher Uebereinstimmung damit lehrt Kant: 'wenn gesagt wird: das ist ein schönes Weib, denkt man — nichts anderes, als die Natur stellt in ihrer Gestalt die Zwecke im weiblichen Baue schön vor'. Aber dabei müsse man noch über die bloße Form auf einen Begriff hinaussehen, damit der Gegenstand auf solche Art durch ein logisch bedingtes ästhetisches Urtheil gedacht werde [12]). Sch. jedoch, der Kant's pulchritudo fixa verwarf, wie wir wissen, dringt darauf, daß 'die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung von der technischen Vollkommenheit derselben' wol unterschieden werden müsse. Die Schönheit ist ihm 'bloß eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke'. Der Sinn und nicht der Verstand sei über die Schönheit Richter. Dieser halte sich 'einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objects die geringste Rücksicht zu nehmen'. 'Gesetzt, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt; man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinct eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk der Schöpfung erklären' [13]).

Schärfer könnte man den rein formellen Charakter der Schönheit in der Gestalt des Menschen nicht ausdrücken. Und in der That, wenn Sch. hier das Schöne als einen bloßen 'Effect der Sinnenwelt' erklärt, so zeigt sich unzweideutig der wahre Sinn, der damit zu verbinden ist. Was Sch. hier die architektonische Schönheit des Baues nennt, beruht eben einzig auf den reinen Verhältnissen, auf den Formen, die mit der natürlichen Erscheinung des Menschen gegeben sind.

Worin aber findet Sch. den Grund, wenn uns die Form der natürlichen Menschengestalt als schön erscheint? Hier kommt

das Princip aus den Briefen an Körner zur vollsten Anwendung. Nach diesem ist, wie wir wissen, ein Gegenstand schön, dessen Form ('Technik') uns nöthiget, den Gedanken der Freiheit auf ihn zu übertragen. Der Gegenstand ist hier die von der Natur gegebene Menschengestalt. Die technische Form an demselben ist jedoch, wie Sch. sich ausdrückt, durch 'das System der Zwecke, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen' [14]) vorgeschrieben. Soll uns also die natürliche Gestalt des Menschen als frei, d. i. als schön erscheinen, so muß an ihr neben der Technik noch ein anderes Merkmal sich finden, welches, da durch die erstere der Verstand aufgerufen ist, nach einem Bestimmungsgrunde zu fragen, die Vernunft nothwendig veranlaßt, die Idee der Freiheit dem Gegenstande zu leihen. Ein solches Merkmal war ihm das Nichtvonaußenbestimmtsein, das sich also auch bei der architektonischen Schönheit wird finden müssen. Dieser Gedankengang ist es, der Sch's Ausführungen hier zu Grunde liegt. Beim Schönen, sagt er, leihe die Vernunft dem Gegenstande 'eine ihrer Ideen'. 'Diese Idee und das ihr correspondirende Merkmal an dem Objecte, führt er weiter aus, müssen miteinander in einem solchen Verhältnisse stehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt werde'. Was für eine Idee das sei, 'die die Vernunft in das Schöne hineinträgt und durch welche objective Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sei, dieser Idee zum Symbol zu dienen' [15]), dieß freilich sagt er hier nirgends, und so ist es gekommen, daß man Sch'n an dieser Stelle immer mißverstanden hat. Meistens dachte man daran, Sch. habe hier Ideen der Vernunft überhaupt im Sinne, wir wissen aber, daß nur die Idee der Freiheit gemeint ist. Das Leihen der Freiheit ist der 'transcendente Gebrauch', den die Vernunft von dem Effect in der Sinnenwelt macht, als welcher das Schöne aufgefaßt wird. Dadurch leiht sie diesem Effect 'eine höhere Bedeutung'. Deshalb wird die architektonische Schönheit des Menschen 'der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs' genannt. Und so gewinnt auch der Satz sein Verständniß: 'die Schönheit ist als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adop-

tion angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht' [16]).

Wir brauchten hier kein Wort der Kritik mehr hinzuzufügen, da wir die Grundlagen im früheren Abschnitt kritisch beleuchtet haben. Der rein formelle Charakter des Schönen liegt eben darin, daß in der Form selbst die Erklärung ihres Gefallens zu suchen ist, ohne daß man nöthig hat, über sie hinaus auf den Gegenstand zu sehen und diesen, wie hier geschieht, als freien Urheber der Form zu betrachten. Nur wenige Bemerkungen mögen noch gestattet sein; indem Sch. hier nicht einzelne individuell schöne Menschen vor Augen hat, sondern es sich um die Schönheit in den äußeren Formen der menschlichen Gestalt überhaupt handeln soll, so ist ihm dann auch die Natur selbst als Bildnerin der Menschengestalt der Gegenstand, auf den er nach seinem personificirenden Verfahren die Idee der Freiheit überträgt. Und ihr gegenüber wird auch der Vernunft eine Person geliehen; sie erscheint als 'Gesetzgeberin des menschlichen Baues', jene als 'Ausrichterin ihrer Gesetze'. Die Schönheit muß nun consequent darein gesetzt werden, daß die Natur frei bleibt, indem sie die Gesetze der Vernunft in der schönen Menschengestalt ausführt oder, was damit zusammenfällt, die Gesetze der Vernunft vollzieht, indem sie nur nach ihren eigenen sich richtet. Und so lehrt Sch. auch: 'die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicher Weise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zusammen, so daß die letztere den Auftrag der ersteren vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt' [17]).

Man sieht, Sch. ist hier von seiner früheren Personification der Natur des Dinges, wornach dieses sich kraft seines inneren Principes mit Nothwendigkeit zu seiner Form bestimmt, zu einer Personification der Natur überhaupt als Bildnerin der Menschengestalt gekommen. Die Schönheit in der Gestalt des Menschen soll uns eben veranlassen, die Natur als freie Bildnerin derselben zu betrachten. Nicht die schöne Form ist dann eigentlich der Grund unseres Wolgefallens, sondern die Freiheit der Bildnerin Natur. Man würde Sch'n ganz mißverstehen, wenn man meinte, er habe

hier in dem Verhältnisse der Uebereinstimmung der Natur mit den Gesetzen der Vernunft den Grund des Schönen finden wollen. In dieser Uebereinstimmung liegt nach der Schiller'schen Entwickelung wol der Grund der Möglichkeit eines freien Bildens der Natur, weil die Vernunft das Werk, das sie vorzeichnete, der Natur allein überlassen konnte, indem diese für sich gerade zu derselben Form gelangt, die von der Vernunft vorgeschrieben ist [18]); aber Sch. ist weit entfernt davon, darin den Erklärungsgrund des Schönen zu suchen. Dieser liegt ihm überall einzig in der Freiheit der 'Naturwirkungen'. So schreibt er auch der Menschengestalt deshalb einen höheren Grad der Schönheit zu, als allen anderen schönen organischen Gestalten, weil die Natur dabei durch die Gunst der Vernunft in ihrer Freiheit nicht gehindert war. Natürlich wird nicht erklärt, in welchen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Form ihre größere Schönheit liege. Von der Gestalt sind wir auf die größere Freiheit der Natur gewiesen, und der Grund der Annahme dieser soll wieder in der größeren Schönheit der Gestalt liegen. Man sieht, die Frage bleibt immer übrig, worin die Schönheit der Form in der Gestalt des Menschen eigentlich bestehe. Wir sind so, wie es scheint, durch die Schiller'sche Entwickelung selbst berechtigt, die dichterische Personification, wodurch die Natur als freie Bildnerin der Vernunft als Gesetzgeberin entgegengestellt wird, bei der Frage um die Schönheit der Gestalt, von welcher die Rede ist, außer Betracht zu lassen. Daß diese die Gestalt des Menschen ist, ist gleichgiltig, wie Sch. selbst sagt, aber ebenso gleichgiltig kann es sein, wessen Product diese Gestalt ist, da es sich, was ihre Schönheit betrifft, bloß um sie allein handelt und im Grunde allein auch handeln soll. Und so wäre auch durch die Uebereinstimmung der Natur als Bildnerin mit der Vernunft als Vorbildnerin, des Bildes, zu dem die Natur gelangt, mit jenem, das die Vernunft vorschreibt, vielleicht ein Verhältniß des Gefallens, noch nicht aber das Product selbst als ein Gefallendes erklärt, gerade so wie mir die gute Copie eines schönen Bildes als Copie gefallen kann, damit aber die Schönheit des Bildes als Bild noch keineswegs erklärt ist.

In Hinsicht der Schönheit kann aber der Mensch nicht bloß als Naturkörper betrachtet werden. Der Mensch ist ein freies Wesen, und inwiefern die Freiheit Veränderungen der Erscheinung am Menschen begründet, so kann im Reiche der Schönheit der Mensch auch als Person in Frage kommen. Sch. untersucht deshalb die Schönheit der Erscheinung des Menschen als Person.

Die Entwickelung zerfällt in folgende Abschnitte. Vor allem wird ausgeführt (A.), daß, sofern die Freiheit in die Erscheinungsweise des Menschen eingreift, die Beobachtung des Gesetzes der Schönheit nicht abgewiesen ist. Die eigenthümliche Schönheit der Gestalt des Menschen unter dem Einfluße der Freiheit wird Anmuth genannt. Zweitens wird entwickelt (B.), daß die Freiheit sich nur durch Bewegung im Körper äußere, daß also die Anmuth in der Bewegung der Gestalt und zwar in demjenigen aufzusuchen sei, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüthe entsprechend ist. Drittens (C.): nicht alle solche Bewegungen sind der Anmuth fähig, sondern nur jene, welche der Ausdruck einer sittlichen Gesinnung sind. Viertens (D.): daraus entsteht ein Widerspruch: das Schöne liegt nur in sinnlichen Bedingungen, und hier sind übersinnliche erfordert. Der Widerspruch wird gelöst, indem dargethan wird, daß gerade der Gemüthszustand, welcher der Schönheit entspreche, die sinnlichen Bedingungen der Schönheit hervorrufe. Fünftens (E.): die Auffassung des Kant'schen Moralprincipes, wornach die Neigung vom Gebiete des Sittlichen ausgeschlossen wäre, wird bestritten. Sechstens (F.): der der Anmuth entsprechende Gemüthszustand wird als 'Schönheit der Seele' näher charakterisirt.

A. Es war ein tiefer Zug in Sch's Wesen, die Gesetze der Natur und des menschlichen Geistes in harmonischer Einstimmung aufzufassen. Der Gedanke, den das spätere Gedichtchen 'der Genius' ausdrückt, 'was der eine (der Genius) verspricht, leistet die andere (die Natur) gewiß', ist uns schon einmal in einer ähnlichen Fassung entgegengetreten. Auch sein Princip der Schönheit, wie wir sahen, war auf das 'Bedürfniß der Vernunft' gegründet, selbst Naturwirkungen nach dem höchsten Gesetze zu beurtheilen, das in

ihrem eigenen Reiche gilt. Diesem Bedürfnisse, wir könnten sagen, diesem Gesetze der Vernunft, wornach sie nach Sch. überall, auch in der Erscheinungswelt, nach der Freiheit fragen kann und muß, wird deshalb gewiß die Natur nicht widersprechen [19]). Im Schönen eben kommt sie diesem Vernunftgesetze nach. Hierin ist es begründet, wenn Sch. sagt: 'ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Bedürfniß im Subjecte in der Vernunft selbst gegründet und daher allgemein und nothwendig ist' [20]). Wird aber die Vernunft, dieß ist jetzt die Frage, wo sie kraft ihres 'freien Principiums' die Erscheinungen in der Gestalt des Menschen selbst bestimmt, die Natur, d. i. die Erscheinungen, daran verhindern, ihrer 'Pflicht', d. i. dem Gesetze der Schönheit, nachzukommen? Das Gesetz, das sie gegeben, sollte sie selbst wieder aufheben? Keineswegs, 'was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren'. 'Um seiner selbst willen macht sich der Geist verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in seinem Dienste Natur bleiben zu lassen'. Auch in denjenigen Erscheinungen der menschlichen Gestalt, welche die Freiheit der Person bestimmt, wird die Natur ihrer Pflicht der Schönheit nachkommen können. Die Schönheit dieser Erscheinungen ist Anmuth [21]).

Die lebendige Entwickelung dieses Theiles, darin die Begriffe selbst in Person ihre Sache zu führen scheinen, mochte Sch'n als apriorische Ableitung des allgemeinsten Begriffes der Anmuth gelten. Und auch hier finden wir als letzte Grundlage derselben jenes Freiheitsbedürfniß der Vernunft, auf das er seinen Begriff der Schönheit überhaupt gegründet hatte.

B. Die Person äußert sich in der Erscheinung des Menschen durch Bewegungen. Welche Bewegungen also sind schön, d. i. anmuthig? Vorerst sind alle rein unwillkürlichen Bewegungen ausgeschlossen, weil es sich um die Schönheit der durch die Person bestimmten Gestalt handelt. Die Bewegungen, deren Ursache die Person ist, sind aber entweder abgezweckte, die durch den Zweck, durch die Absicht der Person bestimmt sind, oder sympathetische, welche unabsichtlich, aber nothwendig sich mit

einer moralischen Empfindung oder moralischen Gesinnung (moralisch im weitesten Sinne) verbinden. Da sich jedoch in den abgezweckten Bewegungen nicht die Person selbst, sondern der Zweck, um den es sich handelt, ausdrückt, so sucht er die Anmuth in den sympathetischen Bewegungen. Doch ist Sch. geneigt, von den letzteren dabei noch jene auszuschließen, über welche die Person, wenn sie auch wollte, nichts zu gebieten hätte, und dieß deshalb, weil dann eigentlich die Person an der Bewegung als solcher keinen Antheil hätte. So sind ihm also die Bewegungen der Mienen des Gesichtes, das Spiel der Augen, soweit es unabsichtlich erfolgt und der Ausdruck von Gemüthszuständen ist, der Anmuth fähig, er zweifelt aber, ob es ein anmuthiges Erröthen geben könne. Die Anmuth liegt also bei sympathetischen Bewegungen darin, was willkürlich sein könnte, aber unwillkürlich erfolgt.

Es ist durch sich klar, daß abgezweckte Bewegungen, wenn sie mit sympathetischen auftreten, eben durch diese letzteren Anmuth zeigen können, so entweder, wie Sch. hervorhebt, wenn die sympathetische Bewegung in Gesellschaft der beabsichtigten auftritt (Blicke und Mienen die Rede begleitend) oder sich in sie einmischt (beabsichtigte Bewegungen mit Anmuth ausgeführt). Immer aber beruht die Anmuth dabei auf dem Sympathetischen, d. i. Unbeabsichtigten der Bewegung. Wenn daher Sch. schließt, daß die Anmuth zu suchen sein wird in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth entsprechend ist, so hat er bei diesem Ausdrucke zunächst eben diesen am häufigsten vorkommenden Fall der Verbindung bezweckter mit sympathetischen Bewegungen vor Augen. Will man Sch'n aber richtig auffassen, so muß man, da ja nach dem Früheren sympathetische Bewegungen auch für sich auftreten können, hier unter absichtlichen Bewegungen' solche verstehen, welche nur überhaupt in der Gewalt des Menschen sind [22]).

Daß die Anmuth auf dem Unwillkürlichen der Bewegungen, also auf der frei wirkenden Natur beruht, erklärt von selbst, warum das Subject nie so aussehen dürfe, 'als wenn es um seine Anmuth wüßte', und auf dieselbe Einsicht stützt sich auch der scharfe

Tadel gegen die nachgeahmte oder gelernte Anmuth, die er die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte [23]). Es wird kaum nöthig sein hinzuzufügen, daß Sch., wenn er die Anmuth auf das Unwillkürliche der Bewegungen gründet, wornach sie jederzeit 'Natur' sein müssen, nicht ausschließen will, daß, wenn sie es auch nur zu sein scheinen, der Forderung der Anmuth genügt sein kann [24]).

Mimisch oder sprechend im weitesten Sinne nennt Sch. jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. Die Bewegungen aber, entwickelt er, in denen die Anmuth sich zeigen soll, müssen Charakter zeigen, d. i. einen sittlichen Gemüthszustand offenbaren; sie müssen sprechend im engeren Sinne sein. Denn sobald es sich um eine Aeußerung der Person des Menschen handelt, wie es hier der Fall ist, so fordere die Vernunft eine Angemessenheit derselben zu dem Zwecke des Menschen selbst. 'Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was er selbst zu Erfüllung dieser Absicht gethan hat' [25]). Dadurch beschränkt sich zugleich das Gebiet der 'sympathetischen Bewegungen', da diese im allgemeinen nur als sprechend im weitesten Sinne vorausgesetzt waren. Sch. hält es für gleichgiltig, ob die Bewegungen noch 'im Spiele' oder in der Bildung des Menschen bereits 'verfestet' sind [26]). Sinnlich sprechende Züge und eine sinnliche Bildung könnten zwar gleichfalls, aber nur negativ charakteristisch genannt werden: d. i. sie offenbaren nur die Herrschaft der Sinnlichkeit über die Person. Die stummen Züge, d. i. die Bildung, die ohne sein Zuthun die Natur dem Menschen gibt, sei insofern auch charakteristisch, als wir vom Menschen als Person einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt erwarten und Verachtung erfolgt, wenn wir denselben vermissen. Selbst die architektonische Schönheit des Menschen und analog damit das Genie als bloße Naturgabe sieht er unter diese Forderung gestellt. Die architektonische Schönheit müsse sich deshalb mit der Grazie verbinden, das Genie der Disciplin des Verstandes unterworfen werden. Und da tritt der Gedanke, den Sch. wahrscheinlich

Körner'n verdankte, wieder hervor, wornach er sein Schönheitsprincip auch als 'Herrschaft der Form über die Masse' bezeichnet hatte [27]). Hier ist es die Person, welche die Form zu ertheilen hat, und wenn sie dieß nicht thut, so werde bei der architektonischen Schönheit und beim Genie, dort die Masse über die Form, hier die üppige Naturkraft, über die Schranken des Geschmackes hinauswachsen und alle Schönheit zerstören [28]).

D. F. Die Anmuth, fand Sch., müsse einen sittlichen Gemüthszustand offenbaren. Widerspricht dieß nicht der Ansicht, daß die Schönheit nur sinnliche Bedingungen erfordere? Sch. löst diesen Widerspruch, indem er annimmt, daß 'die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade den Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält' [29]). Welche Naturbedingungen dieß bei den Bewegungen der Anmuth sind, wird nicht gesagt. Wir wissen aber, daß, soll die Schönheit durch sie begründet werden, die Natur dabei frei wirksam sein müsse. Diese Freiheit der Natur in der Anmuth trotz der Abhängigkeit vom Subjecte mußte hiernach wieder als eine 'Gunst' betrachtet werden, welche die Vernunft der Natur erweist [30]), und sie ist der eigentliche Grund des Gefallens.

Welcher Art aber ist dieser sittliche Gemüthszustand? Wäre es ein solcher, darin die Vernunft die Sinnlichkeit unterdrückt, so könnte sich in der Anmuth, als dem Ausdrucke desselben, die sinnliche Natur in ihrer Freiheit nicht äußern und die Schönheit hervorbringen. Wäre aber in ihm die Vernunft von der Sinnlichkeit beherrscht, so wäre es kein sittlicher Gemüthszustand. Der gesuchte Zustand des Gemüthes kann also, schließt Sch., kein anderer sein, als ein solcher, worin Vernunft und Sinnlichkeit mit einander zusammenstimmen. Dieser Gemüthszustand ist es, welchen er als die Harmonie von Pflicht und Neigung auffaßt und worein er den Charakter der 'schönen Seele' setzt. 'In einer schönen Seele ist es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung' [31]). Im Dienste der 'schönen Seele' wird die Natur Freiheit besitzen, die Fülle ihrer schönen Formen entwickeln, selbst

über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, 'eine unwiderstehliche Grazie ausgießen' [32]) und, um ein früheres Wort herbeizuziehen, 'die noch eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie *auseinanderbreiten*' [33]).

Worin Sch. das Wesen der Harmonie von Pflicht und Neigung, den Grundzug der schönen Seele, findet, kann noch nicht des Näheren auseinandergesetzt werden. Hier beschäftigen uns nur die rein ästhetischen Fragen. Auf die Beziehungen dieser Lehre zum Moralprincipe (Punct E) kommen wir im fünften Abschnitte zu sprechen, welcher einer Beleuchtung des Verhältnisses der Schiller'schen und Kant'schen Ethik gewidmet ist.

Rückblick.

Sehen wir zurück, so hat Sch. in Hinsicht der architektonischen Schönheit, von seinem Principe der 'Freiheit in der Erscheinung' geleitet, gefunden, daß die Natur dabei frei und doch in Uebereinstimmung mit der Vernunft die schöne Menschengestalt gebildet habe; worin jedoch eigentlich das Schöne dieser Form bestehe, war nicht erklärt worden. Hinsichtlich der Anmuth ist es unschwer zu erkennen, daß Sch. bei der Entwickelung gleichfalls, obwol es nicht ausdrücklich wie bei jener von der Schönheit des Baues hervorgehoben ist, durch sein Princip des Schönen geleitet war. Indem es sich um die Schönheit der durch die Person bewegten Gestalt handelte, war es im Grunde sein Princip selbst, welches ihn ein bestimmtes Gebiet von Bewegungen begrenzen ließ, darin er allein die Schönheit als Anmuth suchen konnte. Alle rein willkürlichen Bewegungen waren dadurch von vornherein ausgeschlossen, denn es handelte sich um die Freiheit der Natur als Substrat der Bewegungen; ebenso fielen alle rein unwillkürlichen Bewegungen weg, denn es sollten Bewegungen sein, welche die Person hervorbringt. Es handelte sich ihm demnach um Bewegungen, welche die freie Natur selbst ausführt, die aber nichts anderes ausdrücken, als den Zustand der Person in *ihrer* vollen Freiheit von der Sinnlichkeit: d. i. einen Zustand, der sich nur nach dem von der Person selbst für jeden einzelnen Fall gegebenen Gesetze richtet. Dieß Gesetz ist das Moralgesetz. Der Gegenstand aber, auf den hier die Freiheit zu übertragen war, konnte nicht wie bei der architektonischen Schönheit die Natur sein als Bildnerin

der Menschengestalt, sondern der natürliche d. i. sinnliche Factor, die Sinnlichkeit des Menschen überhaupt, als Träger der Bewegung. Und so wie bei der architektonischen Schönheit die Natur frei aus sich das Gesetz der Vernunft in der schönen Gestalt des Menschen vollführte, so sollte hier die Sinnlichkeit des Menschen in den von ihr bestimmten Bewegungen nichts anderes ausdrücken als das Gesetz der Person oder, was dasselbe ist, das Gesetz der Vernunft. Anmuth wurde deshalb in den Bewegungen gesucht, welche von der mit dem Gesetz der Vernunft übereinstimmenden Sinnlichkeit hervorgebracht sind, sowie früher die Schönheit des Baues in einer Gestalt, welche von der mit der Vernunft harmonirenden Natur gebildet ist.

Indem wir im Vorstehenden versuchten, die tiefer liegenden Motive des Schiller'schen Gedankenganges selbst darzulegen, müssen wir nachdrücklich geltend machen, daß auch hier in Hinsicht der Bewegungen, denen Anmuth zukommt, nicht in die Harmonie der Sinnlichkeit mit dem Gebote der Vernunft der Grund ihres Wolgefallens gelegt ist, sondern in die Freiheit der sinnlichen Natur des Menschen, von der diese Bewegungen ausgeführt sind. Wenn Sch. von der Schönheit der Seele spricht, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Anmuth der Gestalt uns gefalle, weil darin die Schönheit der Seele sich ausdrücke, sondern die Entwickelung ist hier selbst geständig, daß mit dem gefundenen Grunde der Anmuth nur erklärt ist, wie die Anmuth 'möglich' werde[34]). Denn so wie bei der architektonischen Schönheit in der Uebereinstimmung der Natur und der Vernunft der Erklärungsgrund der Möglichkeit lag, daß die Natur frei, d. i. schön, bilden konnte, so liegt in der Uebereinstimmung der Sinnlichkeit mit dem Vernunftgebote bei der Anmuth nur der Erklärungsgrund, wie es möglich war, daß jene die Bewegungen frei, d. i. schön zur Ausführung bringe. Auch hier wird die Frage, worin eigentlich die schönen Formen der anmuthigen Bewegungen gelegen sein sollen, nicht beantwortet, sowie früher nicht gesagt ist, worin eigentlich das Schöne der Menschenform bestehe. Anmuthige Bewegungen selbst sind in einigen Fällen beispielsweise berührt[35]), aber auf eine nähere Bestimmung derselben ist nirgends eingegangen. Es bleibt unentschieden, ob die Anmuth

einen objectiven Unterschied der Form betrifft, oder bloß auf den subjectiven Beziehungen des Schönen zum Gemüthe beruhe. Die letztere Annahme legt Sch. selbst nahe, indem er, wie später darzulegen ist, in einer Classificirung der Anmuth bloß die Affecte des Gemüthes berücksichtigt. Doch eben darin, was als Grund der Möglichkeit der Anmuth gefunden ist, liegt ein harmonisches Verhältniß zu Tage, das an sich ein unbedingt gefallendes ist. Und zwar ist es nicht die vage Voraussetzung der im Einklange mit Vernunftgesetzen die Menschengestalt bildenden Natur, sondern die Idee der mit der Pflicht harmonirenden Neigung, welche hervortrat. Es ist damit im Tiefsten der Menschenbrust ein Verhältniß des Einklanges gefunden, darin Sch., gemäß seiner Anschauung vom Schönen als einem Sinnlichen, wenigstens das eine nothwendige Glied als ein sinnliches betrachten konnte, das mit dem anderen als einem übersinnlichen in Uebereinstimmung steht. Und da das Schöne doch nur in harmonischen Verhältnissen liegen kann, das Sinnliche selbst aber Sch'n im allgemeinen als ein nothwendiges Merkmal des Schönen galt, so könnte man vielleicht sagen, daß er durch die Natur der Sache zur Auffindung eines Verhältnisses dieser Art gedrängt war. Hier trat ihm ein solches entgegen, das ihm zugleich mit der höchsten Bestimmung des Menschen in unmittelbarem Zusammenhange erschien. Dürfen wir uns wundern, wenn er nachher dieß Verhältniß, erweitert und ausgebildet zu der Idee der Harmonie des vernünftigen und sinnlichen Theiles des Menschen überhaupt, als Maßstab der Form an alle Schönheit legte?

Würde.

Der zweite Haupttheil der Abhandlung gliedert sich nach drei Abschnitten. Zuerst (I.) wird der Begriff der Würde entwickelt und von dem Ausdruck derselben in der Gestalt des Menschen gesprochen. Es folgt (II.) die Auseinandersetzung des Verhältnisses von Anmuth und Würde, dem sich die Darlegung der Wirkung beider auf das menschliche Gemüth anschließt. Zuletzt (III.) wird von den Arten und Graden und den Caricaturen der Anmuth und Würde gehandelt. Auch hier schließen wir von unserer Darstellung die ethischen Fragen vorläufig aus und halten den rein ästhetischen Gesichtspunct fest.

I. Die dauernde 'Uebereinstimmung der Sinnlichkeit und der Vernunft' im Menschen, wie sie Sch. in der 'schönen Seele' voraussetzt, gilt ihm nur als Ideal. 'Auf dem Naturtrieb beruht die Existenz des Menschen in der Sinnenwelt'. 'Mit Nothwendigkeit' bestürmt er deshalb das 'Empfindungsvermögen' durch die 'gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen, durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er es findet'. 'Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann, so entwickelt Sch. weiter, mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwiderläuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden' [36]. 'Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung' [37]. Und 'so wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung' [38].

Es handelt sich also wieder um einen Zustand des Gemüthes, der sich in der Erscheinungsweise des Menschen nur durch Bewegungen kund geben kann. Welcher Art sind demnach die Bewegungen, die der Würde zum Ausdruck dienen? Dabei wird natürlich wieder gleichgiltig sein, ob die Bewegungen 'noch im Spiele' oder bereits in der Gestalt 'verfestet' sind. In jenen Bewegungen, die der Naturtrieb ausführt, indem er zur Befriedigung zu gelangen strebt, über welche die Person keine Gewalt hat, die demnach ganz nothwendig aus der Natur fließen, kann sich selbstverständlich die Freiheit des Geistes nicht offenbaren. Der Naturtrieb würde aber, zur Herrschaft gelangt, wie beim Thiere alle Bewegungen bestimmen, selbst jene, über welche die Person gebieten kann. Wenn daher wol die ersteren, nicht aber die letzteren vom Triebe beherrscht erscheinen, so ist dieß ein Zeichen, daß die Person ihre Freiheit behauptet hat. Die Würde wird sich also in jenen Bewegungen zeigen, von denen wir erwarten konnten, daß der Naturtrieb sie bestimme, und in denen wir nun, um in Schiller'scher

Sprachweise zu reden, überrascht sind, der Freiheit des Geistes zu begegnen; gerade so wie sich die Anmuth in jenen Bewegungen fand, von denen wir erwarten konnten, daß die Person sie bestimme, in denen wir jedoch mit Ueberraschung die Freiheit der Natur erblicken. In diesem Sinne muß es verstanden werden, wenn Sch. sagt: Anmuth liegt in der Freiheit der willkürlichen, Würde in der Beherrschung der unwillkürlichen Bewegungen [39]).

Damit ist eigentlich schon das Verhältniß der Würde zur Anmuth bezeichnet. 'Die Anmuth, sagt Sch., läßt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist'. Und indem er die Ausdrücke Leiden (πάθος) und Betragen (ἦθος) im weitesten Sinne auffaßt, kann er sagen, Würde werde mehr im Leiden, Anmuth mehr im Betragen gefordert und gezeigt, denn nur im Leiden könne sich die Freiheit des Gemüthes und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren [40]). Da aber Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äußern, so ist es begründet, daß sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand der Person nicht ausschließen; vielmehr sei es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfange. 'In der Würde nämlich legitimirt sich das Subject als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt' [41]). 'Sind Anmuth und Würde, fährt er fort, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen.' Nach diesem Ideale menschlicher Schönheit seien die Antiken gebildet, und er beruft sich hier ausdrücklich auf die Schilderung Winkelmann's, wenn er in der hohen Schönheit derselben die Verbindung der Grazie mit der Würde

II.

sieht, obgleich Winkelmann, wie er meint, den Begriff der Grazie verwirre [42]).

Ohne uns zu unterbrechen, fahren wir vorerst in der Darstellung fort. Zunächst wird die Wirkung der Verbindung von Grazie und Würde auf das menschliche Gemüth darein gelegt, daß wir dabei abwechselnd uns angezogen und zurückgestoßen fühlen; angezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche Naturen. Denn ganz im Sinne Kant's bezeichnet Sch. das Gefühl, welches in uns der Ausdruck der erhabenen Gesinnung in der Würde hervorruft, als Achtung, die auf dem Widerstreit unseres physischen Vermögens zu der Forderung des moralischen Gesetzes gegründet sei. Fühlen wir uns so von der Würde zurückgestoßen, so sei es hingegen die Anmuth, von der wir wieder angezogen werden; Liebe nennt er das Gefühl, das ihr Ausdruck in uns hervorruft, ein Gefühl, welches von Anmuth und Schönheit überhaupt unzertrennlich sei. Denn bei beiden, und uns ist dieß aus seinem Principe der Schönheit klar, sehe die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend trete ihr eine ihrer Ideen (wir wissen, er meint die Freiheit) in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erwecke ein Gefühl frohen Beifalles (Wolgefallen) — und eine Anziehung des sinnlichen Objectes müsse erfolgen [43]).

Nachdem er noch dieß Gefühl von dem Reiz, auf welchen die Begierde erfolgt, geschieden, erhebt er sich in begeistertem Schwunge zum Preise der Liebe, als des Gefühles, das die Anmuth und Schönheit in uns hervorruft. 'Die Liebe allein ist eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unserer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eignen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der

Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut Große nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt'[44]). Von Anfang her war es, wie wir wissen, das Gefühl der Liebe, welches Sch. so oft dichterisch verherrlichte, und dessen Natur er denkend zu begreifen suchte. Es ist, als träten seine frühesten Gedanken, die Anschauungen aus seiner Jugendphilosophie, wornach er die Liebe einen Austausch, ein Aufgehen der Wesen in einander nannte, wieder hervor, wenn er hier mit Beziehung auf seine entwickelte Lehre von Schönheit und Anmuth sagt, die schöne Seele kenne kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen, und wenn er die Liebe zugleich das Großmüthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur nennt: das erste, denn sie empfange von ihrem Gegenstande nichts, sondern gebe ihm alles, das zweite, denn es sei immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande suche und schätze[45]).

Nicht die reinen Formen, sondern die Bewegung des Gemüthes, die das Schöne und Erhabene hervorruft, ist es, welche in dem eben Dargestellten der Charakterisirung von Schönheit und Würde zu Grunde gelegt ist; denn wie die Abhandlung über die Anmuth diese nicht in bestimmten Verhältnissen des Schönen fixieren konnte, so beruht Sch's Würde gleicherweise auf subjectiven Beziehungen nicht auf einer objectiven Besonderung der dem Erhabenen überhaupt zu Grunde liegenden Verhältnisse. Und so werden auch die Arten der Anmuth und Würde bloß nach den Affecten bestimmt, die sie im Gemüthe erregen. III.

Da spricht er von einer belebenden und einer beruhigenden Grazie. Die erste sei jene, die an den Sinnenreiz grenze, und die er daher Reiz nennen möchte, sie äußere sich durch Belebung der Phantasie und der Empfindung; die andere, die er vorzugsweise Anmuth nennt, grenze näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußere. Ebenso schreibt er der Würde verschiedene Abstufungen zu; sie werde da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähere, zum Edeln und wo sie

an das Furchtbare grenze, zur **Hoheit**. Den höchsten Grad der Anmuth nennt er das **Bezaubernde**, den höchsten Grad der Würde die **Majestät**. 'Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst und fließen hinüber in den Gegenstand'. 'Majestät hat nur das Heilige', und sie ist vorhanden, wenn in einer Person der 'reine Wille' sich darstellt, da 'schlagen wir die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles außer uns und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres eigenen Daseins' [46]).

Die Caricaturen von Anmuth und Würde gehen ihm hervor aus der **Nachäffung**, die sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen werde, denn es gebe nur **einen** Weg zu Anmuth und Würde zu gelangen, nämlich 'Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind'. Sowie aus der Affectation des Erhabenen **Schwulst**, aus Affectation des Edeln das **Kostbare** entstehe, so werde aus der affectirten Anmuth **Ziererei** und aus der affectirten Würde steife **Feierlichkeit** und **Gravität** [47]). Man sieht, daß hier neben Verzerrung der Formen auch der mangelnde Einklang von Ausdruck und Auszudrückendem, von Stoff und Form als Mißfallendes mit zu Grunde liegt.

Rückblick. In der Anmuth sollte die Schönheit der Bewegungen durch die Schönheit der Seele bloß als möglich gedacht werden; der Ausdruck der Würde in der Erscheinung des Menschen ist die Darstellung der erhabenen Gesinnung selbst. Das Schöne ist durch die Freiheit, die wir demselben leihen, eine bloße 'Nachahmung', die Würde ist eine 'Darstellung' des sittlich freien Geistes. Doch war Sch. auch hier des rein formellen ästhetischen Charakters eingedenk. Es scheint sogar, als ob er die Erhabenheit im Ausdruck der Würde unter ein allgemeines, quantitativ ästhetisches Verhältniß stellen wollte, wenn er sagt [48]) 'die Würde bezieht sich auf die **Form** und nicht auf den **Inhalt** des Affects; daher es geschehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affecte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde in's Gemeine und Niedrige fallen, daß hingegen nicht selten verwerfliche Affecte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen'. Man bemerkt übrigens, daß hier nur von einer

Annäherung an das Erhabene die Rede ist. Und wie konnte auch beim Schönen und in der Würde nach Sch. von einer vollen Durchführung des Formprincipes die Rede sein, da es doch immer eine bestimmte Idee sein sollte, die sie uns vergegenwärtigen. Es war und blieb Sch'n eigen und entsprach dem Bedürfnisse seiner hohen Seele, die schöne Form in innerer und inniger Beziehung zu dem höchsten sittlichen Gehalte zu betrachten. Dieß zeigte sich schon in der Fassung und Anwendung seines Principes selbst und wird auch später noch hervortreten. Da ist es von größtem Interesse, wie er hier das Ideal menschlicher Schönheit in den Antiken, wo 'Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, vereinigt' seien, als den vollendeten 'Ausdruck der Menschheit' auffaßt. Wenn er hinzufügt, 'beide Gesetzgebungen (nämlich der Natur, worunter die Schönheit, und der Vernunft, worunter die Sittlichkeit fällt) berühren einander so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen', so dürfen wir darauf hin nicht verallgemeinernd sagen, Sch. wolle das Ideal der Schönheit in eine Verbindung der schönen Form mit dem höchsten Gehalte setzen, vielmehr möchte er auch jetzt für das Ideal die getrennte Forderung an den Stoff und an die Form in einer Formel zusammenfassen, doch tritt uns hier der Keim seiner späteren Ansichten entgegen, wornach er die Schönheit der Form der Idee der Menschheit gemäß beurtheilte und im Schönen ein Symbol der erreichten Bestimmung des Menschen fand.

---

4. Das Erhabene.

Einschlägige Aufsätze.

Kurz nach der Schrift 'über Anmuth und Würde' (Sommer 1793) entstand eine Gruppe von Abhandlungen, deren Hauptgegenstand das Erhabene war [1]). Es sind dieß die Abhandlungen in der 'neuen Thalia': 'vom Erhabenen (zur weiteren Ausführung einiger Kant'schen Ideen)' [2]); ferner: 'zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände' [3]); und vermuthlich, wie sich zeigen wird, gleichfalls hieher gehörig der erst viel später in den 'kleineren prosaischen Schriften' abgedruckte Aufsatz: 'Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst' [4]).

Diese Abhandlungen, besonders die beiden ersten, führen Kant'sche Ideen aus der Lehre vom Erhabenen weiter aus; es begegnet uns in ihnen etwas von der Art, wie Kant streng systematisch entwickelte Lehren in freierer Weise in seinen 'Anmerkungen' zu behandeln pflegte. Auch hier wird es ersprießlich sein, ins Einzelne einzudringen, und zwar um so mehr, als man sich gewöhnt hat, die Lehre Sch's vom Erhabenen im allgemeinen schlechtweg als Kantisch zu bezeichnen und zu beurtheilen, da Sch. doch, wie sich ergeben wird, in den allmählich entstandenen Aufsätzen Winke entnehmen läßt, die nach ihren letzten Consequenzen die Einseitigkeit der Kant'schen Auffassung beseitigen müßten.

Das Erhabene im allgemeinen.

Es ist im Wesen von geringer Bedeutung, wenn Sch., von Kant abweichend, den Begriff des 'mathematisch' und 'dynamisch Erhabenen', jenen auf einen Widerspruch von Erscheinungen der Natur zu unserem 'Erkenntnißtriebe', und diesen auf einen solchen Widerspruch zu unserem 'Erhaltungstriebe' gründete [5]). Bedeutender

schon ist die Verschiedenheit, wenn er das erste das 'Theoretisch-Erhabene' oder das 'Erhabene der Erkenntniß', das andere das 'Praktisch-Erhabene' oder das 'Erhabene der Gesinnung' nennt; eine Bezeichnung, die Kant vielleicht deshalb vermied, weil er auch bei dem Mathematisch-Erhabenen das Gefühl unserer übersinnlichen Bestimmung[6]) und eine Gemüthsstimmung voraussetzte, 'welche derjenigen gemäß und mit ihr verträglich ist, die der Einfluß bestimmter Ideen (praktischer) auf's Gefühl bewirken würde' [7]). Zu dieser bestimmteren Scheidung des Praktisch- vom Theoretisch-Erhabenen kommt noch, daß Sch. dem ersteren den Vorzug gibt, weil der furchtbare Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreife als der unendliche, so daß auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wie die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüthes desto hervorstechender werde [8]). Doch dieß alles hat auf die wesentlich Kant'sche Fassung des Begriffes beider Arten keinen Einfluß. Theoretisch erhaben, sagt Sch. [9]), sei ein Gegenstand, in sofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führt, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt; praktisch erhaben derjenige, welcher die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen unsere physische Kraft sich nicht vermögend fühlt. Ein Beispiel des ersten sei der Ocean in Ruhe; der Ocean im Sturm ein Beispiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg könne ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so werde er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide hätten aber wieder das mit einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unseres Daseins und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieser Bedingungen sich gebunden fühlt.

Auch bei Sch. wie bei Kant ist es eigentlich nicht der Gegenstand, der erhaben genannt werden kann. Erhaben ist nur die Gemüthsstimmung, in die er uns versetzt; der Gegenstand ist nur 'erhebend' [10]). Daraus erwächst die Schwierigkeit, bei allen Gegenständen, die als erhaben gelten sollen, jene subjective Gemüthsstimmung auch wirklich nachzuweisen und überall das

empirische Urtheil über das Erhabene mit jener Erklärung in Uebereinstimmung zu bringen. Deshalb hat Kant [11]) und nach ihm auch Sch. [12]) unverholen die Idee der Pflicht herangezogen, wornach wir den Vorstellungen der Vernunft gegenüber alles andere für klein zu achten und über die Furcht durch das Bewußtsein unserer Freiheit uns hinauszusetzen haben, so daß dann auch das Gefühl des Erhabenen von moralischer Bildung abhängig gemacht werden mußte [13]).

Das Praktisch-Erhabene.

Die Darstellung des 'Praktisch-Erhabenen' schickt Sch. voran, indem er sich die Entwickelung des 'Theoretisch-Erhabenen' für einen späteren Aufsatz bewahrt [14]). Diese Ergänzung brachten dann die 'zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände'.

Es ist von höchstem Interesse und läßt einen tiefen Einblick in die Theorie des Schönen überhaupt bei Schiller thun, wenn er vom Gebiete des Praktisch-Erhabenen das Gefühl derjenigen Ueberlegenheit ausschließt, die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unseren Verstand über sie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich habe. Ein Mensch z. B., der mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Armes oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung im Stande ist, allem Ungestüm des wilden Elementes zu trotzen; kurz alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Macht der Natur bezwungen hat, erwecken nach Sch. kein Gefühl des Erhabenen [15]).

Den Grund davon findet er in dem Begriff des Erhabenen, welches verlange, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen sein, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist (und dieß sei nichts anderes als reine Vernunft), als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun kämen aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird, dem Menschen als Naturwesen (d. i. nach Sch. sofern er nicht reine Vernunft ist) zu und nichts sei daher vorhanden, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst zu der inneren

Selbstthätigkeit seiner Vernunftkräfte seine Zuflucht zu nehmen. Dieß bestätige auch die Erfahrung. Die mächtigste Naturkraft sei in eben dem Grade weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint und sie werde wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu schanden macht. Ein Pferd z. B. gezähmt, an das Joch gespannt, verliere seine Furchtbarkeit, die es als wildes hatte, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreiße aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäume es sich entrüstet unter seinem Reiter, so sei seine Furchtbarkeit wieder da, und es werde aufs neue erhaben [16]). Hieher kann es auch gezogen werden, wenn Sch. später sagt, groß ist, wer das Furchtbare überwindet; erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Hannibal war theoretisch groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch groß oder erhaben war er nur im Unglück. Groß war Hercules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte; erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand u. s. w. [17]).

Alle Fälle der Größe einer Macht werden nach Sch. erst durch die subjective Furcht, die sie erregen, ein ästhetisches Wolgefallen mit sich führen und erhaben sein. Ließe sich aber nachweisen, daß das ästhetische Wolgefallen dabei nicht durch die Furcht, sondern objectiv durch Verhältnisse in der Vorstellung der Gegenstände selbst begründet werden kann, so wäre die Erregung der Furcht in uns und damit zusammenhängend die Wachrufung des Gefühles unserer absoluten Freiheit beim Erhabenen nicht nothwendig und zugleich würden mit Recht die Gegenstände, nicht aber unsere subjective Gemüthsstimmung, als erhaben bezeichnet werden können. Und dieß läßt sich nachweisen; Sch. selbst gibt uns in seiner Entwickelung die Winke, die darauf leiten müssen. In allen Fällen der Größe uud Erhabenheit bei Sch. lassen sich Glieder eines Verhältnisses überlegener Macht gegen eine andere Macht, die als ein Widerstand gegen die erstere erscheint oder doch gedacht werden kann [18]), herausheben. Stelle ich mir nun diese Glieder nicht einzeln für sich, sondern zusammen jedoch derart vor, daß nicht das Ergebniß, gewissermaßen der Exponent des

Verhältnisses, sondern das Verhältniß selbst in Betracht kommt, so ist das ästhetische Wolgefallen begründet. Die bezwungene Natur, das gebändigte Pferd, das überwundene Furchtbare, die gethane gewaltige Arbeit erregen kein ästhetisches Wolgefallen und sind freilich auch nicht erhaben. Aber sogleich verändert sich alles, wie Sch. selbst entnehmen läßt, wenn ich dem einen Gliede als Macht das andere als Widerstand der Macht entgegenstelle und das Verhältniß beider zur Vorstellung bringe. Man sieht, daß wenn dabei z. B. die Anstalten, die der Mensch zur Bezähmung der Elemente trifft, seine Geschicklichkeit im einzelnen der Gewalt der Natur gegenüber gedacht würden, in vielen Fällen das Gefühl des Erhabenen nicht entstehen könnte, aber es ist eben erforderlich, daß jedes Glied vollständig in einer Vorstellung als Macht dem anderen Gliede entgegen gestellt wird. Ebenso könnte hinsichtlich der ersten Reihe der Beispiele bemerkt werden, daß allerdings ein vom Menschen durch List bezwungenes Thier, wenn ich auch dabei nicht das Ergebniß, sondern das Verhältniß beider Kräfte zu einander auffasse, kein Object des Erhabenen ist; dieß liegt jedoch darin, daß der List gegenüber die Macht des Thieres als Widerstand gar nicht in Rücksicht kommen kann. Stelle ich mir aber auch nur die Möglichkeit vor, daß das gewaltige Thier die List des Menschen merken und gegen ihn sich wendend vereiteln könnte, so wird der Gegenstand in meiner Vorstellung sogleich wieder erhaben werden.

Immer ist es das Verhältniß der Gewalt zur Gewalt, welches allein in Betracht zu kommen braucht. Dieß läßt in willkommener Weise entnehmen, worin das ästhetische Wolgefallen überhaupt, das Sch. dem logischen entgegen stellt, im Wesen bestehe. Man weiß, welches große Gewicht bei Kant und Sch. auf diese Unterscheidung fällt. In den wichtigsten Puncten läßt sich Sch. bei seinen Untersuchungen von dieser Unterscheidung leiten. Obwol er nun hier die Fälle der Größe, in denen der Mensch durch seine körperliche Kraft oder durch seinen Verstand die Natur als Macht überwindet, als solche bezeichnet [19]), die ein dem Erhabenen analoges Gefühl erwecken und deshalb auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen, so nennt er doch die Quelle des Vergnügens dabei logisch und nicht ästhetisch; es sei eine

Wirkung des Nachdenkens und werde nicht durch unmittelbare Vorstellung eingeflößt[20]). Sieht man schärfer zu, so besteht das 'logische Wolgefallen' bei Sch. hier darin, daß das eine Glied in den Verhältnissen, in diesem Falle 'die physische Ueberlegenheit des Menschen', allein für sich zur Vorstellung gebracht wird; das ästhetische Wolgefallen aber findet sich auch bei ihm in allen Fällen ein, wo das Verhältniß selbst als solches vorgestellt wird. Hierin dürfte der Grund liegen, warum er auch bei der Vorstellung der vom Menschen bezwungenen Natur eine Analogie mit dem Erhabenen und ein ästhetisches Wolgefallen zugesteht: denn da ist wol nicht das Verhältniß selbst, sondern das Ergebniß aus demselben in Betracht gezogen, und daher kein Grund des ästhetischen Wolgefallens vorhanden; aber es läßt sich doch die Vorstellung der bezähmten Naturgewalt nicht fassen, ohne daß ich zugleich die beiden Kräfte in mir unwillkürlich entgegensetze, und so wird nebenbei allerdings auch hier ein Gefühl des Wolgefallens erklärlich. Die Richtigkeit dieser Ansicht scheint sich durch eine spätere Aeußerung Sch's selbst zu bestätigen; er findet nämlich[21]), daß dort, wo der Mensch die Natur bezwungen hat, immer noch die Vorstellung einer Abhängigkeit von der Natur zurückbleiben werde, das ist also, daß ich auch hier noch der Kraft des Menschen, welche gesiegt hat, die Natur als Macht in der Vorstellung gegenüberstelle, wodurch dann freilich ein ästhetisches Wolgefallen entstehen muß. Dieses beruht also immer auf der Vorstellung der Verhältnisse als solcher. Und was hier beim Großen und Erhabenen der Fall ist, das gilt von dem ästhetischen Wolgefallen überhaupt. Es handelt sich dabei immer um die vollständige Vorstellung des Verhältnisses, nicht der einzelnen Glieder für sich, nicht des Resultates der Beziehung der Glieder, sondern ihres Zusammen bei voller Selbständigkeit der letzteren. Daraus ergibt sich, welchen Sinn allein die Schiller'sche Unterscheidung des ästhetischen vom logischen Wolgefallen haben kann. Bei ästhetischen Verhältnissen handelt es sich freilich um nichts logisches, sondern um die Vorstellung, welche in dem Subjecte entsteht, wenn die Glieder des Verhältnisses zusammen gedacht werden; gleichgiltig bleibt es dabei, von was Art die Glieder selbst sind; auch wenn diese 'logisch' wären, kann dieß das

Wolgefallen an der Vorstellung des Zusammen der Verhältnißglieder nicht ändern: denn der Beifall kommt keinem der Glieder, sondern der Vorstellung ihres Verhältnisses zu. Hiernach wird auch erklärlich, in welchem Sinne das ästhetische Gefallen ein Gefallen nicht durch die materielle Empfindung, aber doch ohne Begriff ist, wie Kant und Sch. lehren [22]). Es ließe sich nachweisen und wird aus unseren Untersuchungen noch zur Genüge hervortreten, daß, wo Sch. auf die Wichtigkeit der rein ästhetischen Beurtheilung dem Angenehmen so wie dem Logischen gegenüber hinweist, unbewußt die richtige Auffassung in der Tiefe zu Grunde liegt [23]).

Man kann im allgemeinen, wie sich gezeigt hat, sagen, daß das Erhabene der Macht auf einem objectiven Größenverhältnisse der Kraft zur Kraft beruht. Da aber Sch. das Wolgefallen beim Erhabenen gleich Kant auf die Aufrufung unseres freien Principes begründen wollte, so mußte er in jedem einzelnen Falle die Furchtbarkeit des Gegenstandes für uns voraussetzen. Nun ist es allerdings klar, daß in zahlreichen Beispielen des Erhabenen das Subject seine eigene Kraft im Verhältniß vorstellt zu einer fremden furchtbaren Macht, der gegenüber aller Widerstand verschwindend ist und ebenso ist die Vorstellung unserer Freiheit im Verhältnisse zu einer Macht, vor der unsere physische Stärke sich beugt, ohne Zweifel ein Gegenstand eines erhabenen Gefühles; aber dieß sind nur einzelne Fälle, die unter jenem allgemeineren Verhältnisse betrachtet werden können. Es hat sich gezeigt, daß bei diesem die subjective Beziehung auf die Furcht und das Gefühl der Freiheit im Menschen nicht nothwendig ist, um das ästhetische Wolgefallen zu erklären und so wird uns auch später Sch. selbst noch aus der engen Begrenzung hinausführen, in welche hier nach Kant das Erhabene der Macht eingeschlossen ist.

Das Erhabene der Macht betrachtet Sch., den Grundlagen seiner Theorie gemäß, als die Wirkung dreier auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objectiven physischen Macht, 2) unserer subjectiven Ohnmacht, 3) unserer subjectiven moralischen Uebermacht. Und nun theilt er das Erhabene der Macht in zwei Classen. 1) Entweder werde bloß ein Gegenstand als Macht die objective

Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es sei das urtheilende Subject, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Object der Furcht und durch Beziehung auf seine moralische Person in ein erhabenes verwandelt. 2) Oder außer dem Gegenstand als Macht werde zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst; objectiv vorgestellt und das beurtheilende Subject erzeuge daraus das Erhabene. Ein Object der ersten Classe nennt Sch. contemplativ-, ein Object der zweiten ästhetisch-erhaben[24]).

Das Contemplativ-Erhabene der Macht.

Zunächst entwickelt Sch. des näheren das Contemplativ-Erhabene der Macht. In reicher Fülle fließen ihm feinsinnig gewählte Beispiele. Ein Abgrund, sagt er[25]), der sich zu unseren Füßen aufthut, ein brennender Vulcan, eine Felsenmasse, die über uns herabhängt als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere u. s. w., selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann u. s. f. seien furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezöge, und sie würden erhaben, sobald die Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwende.

Hier sei es die Phantasie, welche erst das Furchtbare hinzuthue, und die Gegenstände seien deshalb contemplativ erhaben. Doch zuerst muß wol, wie es auch in den Beispielen theilweise hervortritt, die Phantasie der Vorstellung dieser Gegenstände als Macht eine andere Vorstellung der Macht gegenüber gestellt haben. Daß dieß immer die eigene Widerstandskraft unseres Erhaltungstriebes sein müsse, geht aus den Beispielen keineswegs hervor. Ich brauche z. B. nur der Zeit als langsam aber sicher zerstörender Kraft ein gewaltiges Werk der Baukunst in meiner Vorstellung gegenüber zu stellen, so ist es wol keine Frage, daß die Macht der Zeit dadurch erhaben wird, ohne Rücksicht auf mein eigenes Subject. Das Erhabene kann also begründet sein, ohne die Beziehung auf den Erhaltungstrieb, also auch ohne die Furcht, die aus dieser Beziehung erwächst und ebenso ohne die Aufrufung

meiner Vernunftfreiheit, welche erst durch die Furcht geweckt werden soll.

Ein Aehnliches bringt sich auch bei den Beispielen auf, die Sch. von der Art des Contemplativ-Erhabenen gibt [26]), welches entsteht, wenn die Phantasie nicht wie in den vorangehenden Fällen durch einen realen objectiven Grund veranlaßt, in dem Gegenstande das Furchtbare 'durch Vergleichung entdeckt', sondern wo sie dasselbe 'eigenmächtig erschafft'. Auch hier ist es, wie die von Sch. angeführten Fälle beweisen, bei dem Erhabenen, dem z. B. das Unbestimmte, Geheimnißvolle, die Stille, die Leere u. s. f. zu Grunde liegt, durchaus nicht nothwendig, daß das eine Verhältnißglied, welches die Phantasie jenen Momenten als Kräften gegenüber stellt, unser 'Erhaltungstrieb' sein müsse. So wird nach Sch. [27]), um nur Eines hervorzuheben, die Finsterniß ein Object einer erhabenen Schilderung, wo in der Ilias selbst Ajax in seiner Heldenkraft während der Schlacht unter dem Dunkel der Nacht verzagt. Da würde das Erhabene doch einzig in der Beziehung der mächtigen Finsterniß zu Ajax' kühner Kraft beruhen.

Man sieht deutlich, daß es auch hier überall an der Vorstellung eines solchen Verhältnisses liegt, wie es früher für das Erhabene der Macht abgeleitet wurde. Die Beziehung auf den Erhaltungstrieb kann wol in einzelnen Fällen selbst ein Erhabenes begründen, aber nothwendig für alle Fälle ist sie nicht. So fällt eigentlich die subjective Furcht in dieser ganzen Classe als ein wesentliches Moment im Begriffe des Erhabenen aus, von der darauf sich gründenden Wachrufung des absoluten Principes in unserer Brust ganz zu geschweigen. Selbst in den Fällen, wo wirklich das eine Glied des maßgebenden Verhältnisses die eigene Widerstandskraft wäre, wir wollen sagen etwa wie in dem Beispiele vom überhängenden Felsen, liegt doch alles nur an der Vorstellung des Verhältnisses; die Furcht ist ein secundäres, wodurch zum objectiven Grunde des Wolgefallens nichts vom Belange weder hinzutritt, noch wenn es mangelte, hinwegfiele.

Das Pathetisch-Erhabene.

Die Darstellung des Pathetisch-Erhabenen allein hat Sch. zum größten Theile (bis auf den Eingang) in die Sammlung der kleineren prosaischen Schriften unter dem Titel 'über das Pathe-

tische' aufgenommen und daraus ist sie in die sämmtlichen Werke übergegangen. Es lassen sich darin zwei merklich verschiedene Theile erkennen, die Sch. auch nach der Aufnahme in jene Sammlung äußerlich durch einen dazwischen gesetzten Strich unterschied. Der erste Theil ist es, der mit der vorhergegangenen Behandlung des Erhabenen in einem Stücke der neuen Thalia abgedruckt war, während der zweite in einem späteren Stücke derselben die 'fortgesetzte Entwickelung des Erhabenen' bildete. Dieser erste Theil und gerade das Stück, welches Sch. nachher in die kleineren prosaischen Schriften aufnahm [28]), war höchst wahrscheinlich wenigstens zum größten Theile schon in der Zeit von Anmuth und Würde ausgearbeitet, indem Sch. an Körner berichtet (27. Mai 1793), daß er neben dem Aufsatze 'über Anmuth und Würde' an einem anderen 'über pathetische Darstellung' beschäftigt sei [29]). Daraus wird auch die enge Beziehung erklärlich, in welcher dieses Stück zu Gedanken steht, die in der Abhandlung 'Würde' entwickelt waren. Folgen wir zunächst in jenem ersten Theil der Schiller'schen Entwickelung.

Beim Contemplativ-Erhabenen erzeugt die Einbildungskraft die Vorstellung des Leidens, indem sie den Gegenstand durch Beziehung desselben auf den Erhaltungstrieb in ein Furchtbares verwandelt; beim Pathetisch-Erhabenen aber hat eine dem Menschen verderbliche Macht sich wirklich feindlich geäußert, das Leiden ist in der Anschauung gegeben und es entsteht in uns das Mitleiden vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie [30]). Das Pathetisch-Erhabene ist nur ein Gegenstand der Darstellung für die Einbildungskraft; es kommt nicht der Natur sondern der Kunst zu, indem ein wirkliches gegenwärtiges Leiden, dessen Gegenstand entweder wir selbst oder andere wären, die Gemüthsfreiheit, in welcher allein das Wolgefallen der ästhetischen Betrachtung möglich ist, zerstören würde [31]). Weil aber der letzte Zweck der Kunst die Darstellung des Uebersinnlichen [32]) und nichts was bloß die sinnliche Natur angeht, ihrer Darstellung würdig ist [33]), da sie den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen soll [34]), so darf sie nicht bloß das Leiden, sondern sie muß zugleich die moralische Widerstehungskraft der Person im Leiden zur Darstellung bringen,

erst dadurch wird die Darstellung des Pathos erhaben[35]). Das Pathetisch-Erhabene ist der eigentliche Gegenstand der tragischen Kunst. Daher in dieser zwei Fundamentalgesetze walten: Darstellung der leidenden Natur und Darstellung des moralichen Widerstandes gegen das Leiden[36]). Nicht das Trauerspiel der Franzosen, darin wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, wol aber die Griechen, die der Natur sich nie geschämt, die der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte ließen, sicher, nicht von ihr unterjocht zu werden, haben daß erste Gesetz der tragischen Kunst in vollem Umfange zur Geltung gebracht[37]). Wodurch wird aber die übersinnliche Widerstehungskraft im Affecte des Leidens in der Darstellung vergegenwärtigt? Hier springt Sch. von dem Pathetisch-Erhabenen im allgemeinen und von der tragischen Kunst ab und es ist die Vorstellung der äußeren Erscheinung des Menschen, die ihn bei der Beantwortung derselben Frage in dem Aufsatze über die 'Würde' geleitet hat, welche auch hier eine ähnliche Antwort ergibt; denn das Pathetisch-Erhabene, wie es in diesem ersten Theile des Aufsatzes 'über das Pathetische' aufgefaßt wird, ist eben nichts anderes als die 'Würde' im Zustande des Leidens[38]). Hiernach wird die übersinnliche, selbständige Kraft im Menschen dadurch zur Darstellung gebracht werden können, daß alle bloß der Natur gehorchenden Theile die Gewalt des Leidens verrathen, diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinctes entzogen sind und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen (man könnte im Sinne des Aufsatzes über die 'Würde' hinzufügen[39]): die aber der Affect ohne die Herrschaft des Willens gleichfalls bestimmen würde), keine oder nur eine geringe Spur des Leidens offenbaren[40]). Um dieß zu zeigen, nimmt Sch. auf die Schilderung der Laocoonsgruppe bei Winkelmann Bezug und beruft sich zum Schlusse auf die Darstellung der Scene bei Virgil, um daran hervorzuheben, wie diese Schilderung bis dort hin, wo das furchtbare Meerungeheuer Laocoon anfällt, ein Beispiel des Contemplativ-Erhabenen, von da ab, da das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben werde und Laocoons Tod als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht erscheine, ein Beispiel des Pathetisch-Erhabenen sei[41]).

Eine nicht unmerkliche Unvollständigkeit der Ausführung und, wie es scheint, auch eine fühlbare Schwäche im Gefüge dieses Theiles der Abhandlung bestätigt unsere Ansicht von der Entstehung desselben [12]). Für die Kritik der ganzen Theorie des Erhabenen bei Sch. lassen sich hier fruchtbare Winke entnehmen. Zuvörderst bringt sich die Frage auf: warum soll die Darstellung des Leidens durch die Kunst nicht hinreichen, in uns das Gefühl des Erhabenen zu erzeugen? Soll in diesem Falle nicht unser übersinnliches Princip der Freiheit wachgerufen, wir veranlaßt werden Hilfe und Schutz bei demselben zu suchen? Bei dem Contemplativ-Erhabenen ist die bloß willkürlich durch die Einbildungskraft erzeugte Furcht dazu hinreichend, warum hier nicht das Mitleiden? Würde beim Pathetisch-Erhabenen die subjective Vorstellung der Freiheit nicht genügen? Warum muß gerade hier das Uebersinnliche objectiv zur Darstellung kommen? Der Mangel an Consequenz, der damit augenscheinlich zu Tage tritt, ist in dem Mangel der ganzen Theorie gelegen [13]). Zwar erhalten wir die Antwort, weil das Pathetisch-Erhabene der Kunst anheimfällt, diese aber das Uebersinnliche zu vergegenwärtigen habe, so könne die bloße Darstellung des Leidens nicht hinreichen. Doch wenn wir schärfer auf diese Begründung eingehen, so tritt die Schwierigkeit einer Lösung vom Standpuncte der Schiller'schen Theorie des Erhabenen um so auffallender hervor.

Der Kunst, wie wir sahen, wird hier der Zweck gesetzt, das Uebersinnliche darzustellen, dem Geiste und der Freiheit zu gefallen. Diese Darstellung des Uebersinnlichen muß aber jedesfalls in dem weiteren Sinne verstanden werden, wornach sie nicht allein die Darstellung des sittlichen Geistes in der Würde und im Pathetisch-Erhabenen, sondern auch die 'Nachahmung' desselben im Schönen befaßt. Ja noch mehr, da das Contemplativ-Erhabene und das Theoretisch-Erhabene ohne weiteres in der Kunst vorkommen können gleich wie das Pathetisch-Erhabene, in beiden ersteren aber (was sich hinsichtlich des Theoretisch-Erhabenen näher noch zeigen wird) das Uebersinnliche nicht zu objectiver Darstellung kommt, sondern bloß subjectiv aufgerufen wird, so kann hier unter Darstellung des Uebersinnlichen nicht die objective Darstellung allein gemeint sein, wie sie Sch. zum Pathos fordert, wenn dieses erhaben sein soll.

Damit also, daß das Pathetisch-Erhabene nur in der Kunst vorkommen könne, ist in keinem Falle bewiesen, warum das bloße Leiden nicht erhaben wäre und erst der objectiven Vergegenwärtigung des geistigen Widerstandes gegen dasselbe bedürfe. Innerhalb der Kant'schen Theorie des Erhabenen ist dafür auch eine Antwort um so weniger möglich, als sonst, bei Sch. wenigstens im Praktisch-Erhabenen, die Pflicht ins Spiel gezogen ist, die hier bei Darstellung des Leidens doch gewiß die Erhebung über dasselbe durch das Bewußtsein unserer Vernunft-Freiheit gebieten müßte, wodurch das Leiden eben so erhaben würde, wie der Gegenstand durch die selbst erzeugte Furcht beim Contemplativ-Erhabenen, was die Entwickelung auch schwer verbergen kann [44]). Die Frage bleibt also ungelöst, warum die Darstellung des bloßen Leidens nicht erhaben ist. Auch hier läge die einzig richtige Antwort darin, daß das Leiden als solches und für sich uns freilich ästhetisch nicht gefällt, wol aber ein Verhältniß, in welchem es als Kraft der überlegenen Macht des Geistes gegenüber erscheint.

Es ändert natürlich nichts an der Sache, daß Sch., obwol er mit dem bezeichneten Zwecke der Kunst allein die formelle Seite im Auge hat, auch hier wieder in der consequenten Trennung von Form und Inhalt nicht fest entschieden, auf den letzteren hinüber sieht und auch von diesem für sich einen Antheil am Uebersinnlichen zu fordern scheint [45]), wie sich später noch zeigen wird [46]). Der eigentlichen Intention nach, geht offenbar die Ansicht dahin, daß die Kunst das Uebersinnliche darzustellen habe, in soferne die beiden Hauptformen für die Kunst, das Schöne und das Erhabene, dasselbe darstellen. Daß unter der 'Nachahmung des absolut Großen' im Schönen nur die Freiheit des Geistes, der sich kraft des ihm immanenten Moralgesetzes bestimmt, gemeint war, ist kein Zweifel. Handelt es sich aber im praktisch Erhabenen gleichfalls um diesen Begriff der moralischen Freiheit? Es ist nicht zu leugnen, daß hierin in dem Aufsatze über die Würde und ebenso in dem über das Pathetische eine merkliche Unsicherheit hervortritt. Doch wird man sagen können, daß Sch. in beiden Aufsätzen überall, wo er von der 'Darstellung der Freiheit des Geistes' spricht, zunächst an die Freiheit des nach dem Moralgesetz bestimmten Willens dachte.

In dem ersteren hieß es zwar ausdrücklich, daß die Würde sich bloß auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affectes beziehe, doch wurde von einem Affect, welcher nur überhaupt Herrschaft des Geistes zeige, gesagt, daß er sich dem Erhabenen nur nähere [47]); und auch bei dem Pathetisch-Erhabenen scheint es sich nicht bloß um die Stärke des Willens überhaupt, sondern um die Stärke des nach dem Moralgesetze bestimmten Willens zu handeln. Die nicht zu verhehlende Unklarheit hängt damit zusammen, daß Sch. noch nicht so bestimmt wie später einen doppelten Begriff der Freiheit des Menschen unterschied. Die eine war ihm diejenige, die der Mensch beweist, wenn er das Moralgesetz ausführt, die andere jene, nach welcher er entweder diesem gemäß oder 'materiell' sich bestimmen kann [48]). Beim Contemplativ-Erhabenen der Macht, da es sich hier um das Bewußtsein unseres übersinnlichen Vermögens überhaupt handelt, ist damit ohnehin die subjective Vergegenwärtigung unserer 'Vernunftbestimmung' gefordert. Beim Pathetisch-Erhabenen soll diese eben zu objectiver Darstellung kommen. In den Aufsätzen über die tragische Kunst war ebenso das Erhabene unter diesen streng moralischen Gesichtspunct gestellt. Dem allen gemäß fiele eigentlich nach der Anschauung Sch's in der Kunst und in der tragischen insbesondere, so ferne sie das Pathetisch-Erhabene vergegenwärtigen, das Aesthetische mit dem Moralischen zusammen.

Aber so tief Sch. vom Geiste des Sittlichen durchdrungen war, so daß er, wir möchten sagen, fast unabsichtlich überall in seiner Theorie davon geleitet ist, so nachdrücklich drängte ihn sein richtiger künstlerischer Sinn, das Aesthetische nur in der Form zu suchen und wie er sich deshalb bei der 'Würde' schon gelegentlich besann, daß es im Aesthetischen doch nur um die Form, nicht um den sittlichen Gehalt zu thun sei, so besinnt er sich auch jetzt, nachdem er das Pathetisch-Erhabene fortwährend aus dem Gesichtspuncte der sittlich bestimmten Freiheit betrachtet hatte, und orientirt sich auf seinem Wege durch den Hinblick auf den formellen Charakter alles Aesthetischen. In dem später geschriebenen zweiten Theile des Aufsatzes 'über das Pathetische', der in den kleineren prosaischen Schriften und in den sämmtlichen Werken nach dem

Striche folgt, in der 'neuen Thalia' aber die 'fortgesetzte Entwickelung des Erhabenen' bildete, strebt er deshalb mit Entschiedenheit darnach, die Grenzen der moralischen und ästhetischen Beurtheilung festzustellen. Zuvor spricht er noch von einer doppelten Art des Pathetisch-Erhabenen [49]). Je nachdem nämlich der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt und dem Zustand keine Causalität für die Gesinnung gestattet wird, oder aber der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt und die Gesinnung für den Zustand Causalität erhält, unterscheidet er ein 'Erhabenes der Fassung' und ein 'Erhabenes der Handlung'; und im Lessing'schen Sinne weist er die bildende Kunst auf jenes allein an, da es auf der Coexistenz beruhe. So ist der Begriff des Pathetisch-Erhabenen zu dem erweitert, was er früher als 'Würde' überhaupt bezeichnete und zugleich die Sphäre desselben bestimmter gezogen [50]). Hierauf wirft er sich die Frage auf, wodurch sich die ästhetische Schätzung eines erhabenen Objectes von der moralischen Schätzung desselben unterscheide [51]). Er kommt zu der Antwort, daß eine moralische Handlung deshalb auch ästhetisch gefalle, weil dabei die Einbildungskraft gemäß ihrem Interesse sich frei von Gesetzen im Spiele zu erhalten, durch die Freiheit interessirt sei. Da aber die Einbildungskraft die Befriedigung ihres Anliegens nur wünschen könne, so sei sie bei der moralischen Handlung nicht durch die Nothwendigkeit derselben kraft des Moralgesetzes, sondern nur durch die Möglichkeit der Freiheit, die sich in der Handlung ausdrückt, interessirt [52]). So gründe sich auch überhaupt auf die Möglichkeit, nicht auf die Wirklichkeit und historische Realität alle ästhetische Wirkung [53]). Daß Leonidas, sagt er hiernach [54]), die heldenmüthige Entschließung wirklich faßte, billigen wir (moralische Beurtheilung), daß er sie fassen konnte, darüber frohlocken wir und sind entzückt (ästhetische Beurtheilung). In der ästhetischen Beurtheilung gefalle uns deshalb auch eine moralisch verwerfliche Handlung, wenn sie uns nur die Möglichkeit des freien Handelns zeigt [55]). Diese Möglichkeit liege aber in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da habe er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden [56]), und selbst von den Aeußerungen

der erhabensten Tugend könne er nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gehört[57]).

Lassen wir vorerst die Begründung des Wolgefallens durch das Interesse der Einbildungskraft an der Freiheit außer Betracht, so ist allerdings in der That mit dieser Unterscheidung das richtige Verhältniß getroffen, das dem 'Pathetisch-Erhabenen' als einem ästhetischen zu Grunde liegt. Die Aeußerung der überlegenen Willenskraft gegen ihren Widerstand begründet gewiß das Wolgefallen an demjenigen, was Sch. als pathetisch-erhaben bezeichnet, und man sieht, daß von hier aus der Weg offen liegt, das richtige ästhetische Verhältniß des 'Erhabenen der Macht' überhaupt zu gewinnen. Aber wie Sch. beim Schönen thatsächlich auf maßgebende Verhältnisse des Schönen gekommen war, in dem Streben aber speculativ den Grund des Wolgefallens dabei zu erkennen, die Verhältnisse selbst als Fundament desselben wieder außer Augen läßt, so auch hier.

Nun sollte man glauben, daß das Wolgefallen durch jenes Interesse der Einbildungskraft an der Freiheit, also an der Unabhängigkeit überhaupt, die der Wille beweist, motivirt sei. Doch auch hier ist Sch. von seiner moralisirenden Anschauung befangen. Nichts kann uns ergötzen, heißt es, als was unser Subject verbessert und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht[58]). Zwar, sagt er ausdrücklich[59]), die ästhetische Kraft beruhe hier keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sei; immer aber, so scheint es, handelt es sich ihm um die Möglichkeit des rechten Gebrauches der Freiheit, die Kraftäußerung des Willens habe nun diese oder jene Richtung. Aber daß recht handeln möglich sei, kann doch in keinem Falle ein Interesse der Einbildungskraft sein. Nicht die Befriedigung der Einbildungskraft also, indem die Handlung, sei sie gut oder böse, die Stärke der Freiheit zeigt und dem Interesse an ihrer eigenen Unabhängigkeit entspricht, sondern eigentlich doch die Befriedigung unserer Vernunft, indem wir aus der Kraftäußerung des freien Willens uns entnehmen, daß unter allen Umständen 'recht handeln möglich sei', tritt damit

als die wahre Ursache unseres Wolgefallens in den Vordergrund [60]).

Das Theoretisch-Erhabene.

Der Aufsatz 'zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände' bringt nach einer allgemeinen Unterscheidung des Angenehmen, Guten, Erhabenen und Schönen, die uns weiter nichts Neues bietet, unter der Ueberschrift 'von der ästhetischen Größenschätzung' eine nähere Entwickelung des 'Theoretisch-Erhabenen' oder des 'Erhabenen der Erkenntniß'. Zuvörderst fixirt Sch. darin die von Kant angeregte Unterscheidung des Quantum vom Magnum [61]) und erläutert in scharfsichtiger Weise, die zugleich für sein genaues Studium der Kritik der Urtheilskraft Zeugniß gibt, die Kant'schen Begriffe der 'logischen Größenschätzung durch Zahlbegriffe' und der 'ästhetischen' durch die 'bloße Anschauung (nach dem Augenmaße)' [62]). Die Unterscheidung Kant's zwischen der 'Auffassung (apprehensio)' und der ästhetischen 'Zusammenfassung (comprehensio aesthetica)' [63]) wird dabei eingehend entwickelt [64]). Ihm darin zu folgen müssen wir uns versagen, und halten uns nur an das allgemeine der Anschauung.

Der mathematisch-erhabene Gegenstand führt nach Kant die Vorstellung der Unendlichkeit der Natur mit sich [65]); Kant gründet nämlich das Gefühl des Erhabenen darauf, daß unsere Einbildungskraft auf Veranlassung eines Gegenstandes, dessen Größe die Schätzung nach dem Augenmaße übersteigt, ins unendliche fortschreitet und daß dabei die Vernunft an sie ihre Forderung der Totalität, d. i. der Zusammenfassung in eine Anschauung, richtet, wodurch die Unzulänglichkeit des sinnlichen Vermögens, der Größe der Vernunftforderung gegenüber, zum Gefühle kommt [66]).

An diesen Grundlagen will Sch. festhalten und so sucht er den Grund des Wolgefallens auch hier in der Aufrufung des Bewußtseins unseres übersinnlichen Vermögens [67]) und ungleich wie beim Pathetischen ist von einer objectiven Darstellung des Uebersinnlichen beim Theoretisch-Erhabenen nicht die Rede.

An maßgebender Stelle [68]) begründet Sch. das Gefühl des Mathematisch-Erhabenen dadurch, daß die Vernunft in den Gegenstand, welcher eine vollständige Comprehension aller Theile des gegebenen Quantums in eine simultane Vorstellung nicht gestattet,

diese Totalität selbst hinein legt; so wenn er entwickelt, der unmeßbare Ocean oder der sternenbesäete unendliche Himmel gewähren mir die Vorstellung ihrer Einheit als ganzes nicht selbst, sondern die Vernunft bringe diese Vorstellung hinzu. Indes dort[69]), wo er am erhabenen Gegenstande selbst die objectiven Eigenschaften hervorhebt, die jenem subjectiven Vorgange entsprechen sollen, worauf Kant grundsätzlich sich nicht einließ, zeigt sich die Unbrauchbarkeit jener Voraussetzung bei der Erklärung der thatsächlichen Grundlagen.

Zu den objectiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen sagt er[70]), gehört für's erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweite, daß er uns das höchste sinnliche Maß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Der Horizont, heißt es weiter, übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann. Nichtsdestoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkeren Eindruck des Erhabenen zu geben im Stande ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt. Das komme daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Object erscheint und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen.

Man sieht augenblicklich, daß damit eigentlich jener subjectiven Forderung widersprochen ist. Einheit des Gegenstandes als ganzes muß gegeben sein, also braucht die Vernunft nicht erst diese Vorstellung in den Gegenstand hinein zu tragen. Dieß wäre in seinem Sinne nur dort der Fall, wo es sich um die Erhabenheit der Vorstellung der unendlichen Natur selbst handelte. Aber auch hier ist das eigentliche Maßgebende jenes zweite von Sch. geforderte Merkmal. Die Angabe der nothwendigen Eigenschaften des Gegenstandes und die gewählten Beispiele zeigen, daß Sch. nicht überall wie Kant die Vorstellung der unendlichen Natur beim Mathematisch-Erhabenen voraussetzt und in seiner Erklärung bleibt thatsächlich und zur allgemeinen Begründung dieser Art des Erhabenen nichts anderes zurück als das objective Verhältniß einer Vorstellung überlegener Größe gegen jeden Maßstab ihrer Schätzung. Und damit

scheint auch das richtige Verhältniß getroffen zu sein; das dem Mathematisch-Erhabenen zu Grunde liegt[71]).

Indem Sch. das Erhabene überhaupt unter die Kategorie der Quantität stellt, läßt er auch Winke entnehmen, wie das Erhabene der Macht gleichfalls auf der Größenschätzung begründet werden könnte[72]), und da er selbst in jeder Vorstellung einer Größe einen 'Verhältnißbegriff' erkennt[73]), so ist damit eigentlich indirect und in entfernter Weise das Verhältniß des Großen zum Kleinen als das allgemeine ästhetische Verhältniß berührt, das der ganzen Sphäre des Erhabenen zu Grunde liegt.

Der Aufsatz 'Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst'.

Der dritte einschlägige Aufsatz 'Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst' ist zwar erst in den kleineren prosaischen Schriften 1802 abgedruckt worden[74]); es ist aber keines Beweises bedürftig, daß er damals, wo eine ganz andere Anschauungs- und Darstellungsweise herrschend war, unmöglich verfaßt sein konnte. Nun ist es eine Thatsache, die uns bisher schon begegnet ist und noch öfter begegnen wird, daß Sch. lange vorher ausgearbeitete Aufsätze erst viel später zum Drucke bringt. Keinem nachfolgenden Arbeits- und Ideenkreise ordnen sich aber die in dem Aufsatze entwickelten Gedanken ein, als dem gegenwärtigen, daher wir ohne Bedenken diese kleine Arbeit in die Zeit der Aufsätze vom Erhabenen stellen.

Zwei Gedanken, die bereits in der Abtheilung 'über das Pathetische' ausgesprochen waren, werden hier nur weiter entwickelt. Der erste betrifft den Gegensatz des Edeln und Gemeinen, der andere die Unterscheidung der ästhetischen und moralischen Beurtheilung.

Was den ersteren betrifft, so hieß es in dem Aufsatze 'über das Pathetische'[75]), nichts sei edel, als was aus der Vernunft quelle; alles gemein, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringe, und so wird hier[76]) gemein alles genannt, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als sinnliches Interesse erregt. Noch um eine Stufe unter das Gemeine wird das Niedrige gesetzt, welches nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern Rohheit des Gefühles, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeige[77]). Obwol Sch. auch hier sagt, in der Kunst

käme es nur auf die Form an [78]), so sieht man doch bald, und die näheren Ausführungen bestätigen es, daß bei den angegebenen Begriffsbestimmungen das Gemeine und Niedrige der Form eben nichts anderes bedeuten kann, als daß der Inhalt, der Stoff selbst, gemeine oder niedrige Seiten zeigt. So heißt es dann auch ausdrücklich [79]): 'auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, — indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt'. Wie nahe steht Sch. hier daran zu erkennen, daß Inhalt und Form in der Kunst, um ein Wort von ihm selbst zu gebrauchen, zwei 'verschiedenen Gerichtsbarkeiten' unterstehen, daß jener Forderungen unterliegt, die außerhalb der eigentlichen Formgesetze liegen, daß die Aesthetik streng genommen nur über diese richtet.

Das Niedrige in der Kunst gestattet Sch. dort, wo es Lachen erregen soll, z. B. in der Farce, wozu er geistvoll bemerkt, daß hier zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Contract vorhanden sei, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. Er läßt es ferner dort zu, wo es furchtbar wird [80]).

Dieß leitet ihn noch einmal auf die Scheidung des ästhetischen und moralischen Urtheiles und er fügt hier das neue hinzu, daß wir im ästhetischen Urtheile auch auf die Nebenumstände und die furchtbaren Folgen der That Rücksicht nehmen, wodurch das moralische Urtheil sich nicht bestimmen lasse [81]).

Rückblick.

Im Schönen und Erhabenen so wie in der Kunst sollte das Wolgefallen nur auf der Form beruhen. Aber die consequente Durchführung dieses Principes ist Sch'n nicht gelungen. Als unüberwindliches Hinderniß stand davor der auch fortan noch gehegte Gedanke, das Schöne müsse als ein Sinnliches aufgefaßt werden und uns zugleich so wie das Erhabene und die Kunst das Uebersinnliche vergegenwärtigen. Dieß sollte darin bestehen, daß uns der Gegenstand entweder objectiv die sittliche Freiheit des Geistes darstelle oder subjectiv das Bewußtsein unseres absoluten Vermögens aufrufe. Das Subject wäre es also eigentlich, welches dabei an sich selbst ein Wolgefallen empfindet. Rastlos weiter strebend ringt Sch. darnach, zu festeren Ansichten, namentlich über das Schöne, zu kommen. Kann es ihm nun wol gelingen, ein

Princip des Schönen ausfindig zu machen, in welchem, ohne den formellen Charakter aufzugeben, die Forderung enthalten ist, beide Momente, das Sinnliche und Uebersinnliche, zu verbinden? Ehe wir jedoch die weitere Entwickelung seiner ästhetischen Forschungen aufnehmen, können wir nunmehr im folgenden Abschnitt das allgemeine Verhältniß der Schiller'schen und Kant'schen Ethik in Betracht ziehen.

5. Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik.

Vorläufige Bemerkungen.

Allmählich, aber mit voller Entschiedenheit, wie früher entwickelt ist, hatte Sch. das Kant'sche Moralprincip ergriffen und es in den Mittelpunct seines Gedankensystemes gestellt. Aber wir wissen auch, wie treu Sch. an der Einheit der menschlichen Natur, ihres sinnlichen und geistigen Factors seit seinen ersten Jugendarbeiten, seit jener Magisterdissertation bis zu den Künstlern festgehalten, und wie er der Dichtkunst bedeutsamste Wirkung noch zuletzt in der Recension über Bürger's Gedichte gerade in die 'Herstellung der Menschheit' in uns, d. i. der Harmonie unserer sinnlichen und geistigen Kräfte, gesetzt, und so muß von vornherein die Frage von hohem Interesse sein, wie Sch. sich zu der abstracten Fassung des Kant'schen Principes bei näherer Besprechung der ethischen Fragen verhalten, und ob er nicht in der Wärme seines Gemüthes die Kälte und unzugängliche Härte, mit welcher Kant sein Moralprincip gegen Herabstimmung seiner Strenge glaubte verwahren zu müssen, zu mildern geneigt sein mußte. Und so kam es auch. Zuerst in der Schrift 'über Anmuth und Würde' [1]) setzte er sich auf seine Weise mit der Kant'schen Moral ins reine, und die dort gelegten Grundlagen hielt er zeitlebens fest. Dieß durchzuführen wird nunmehr unsere Aufgabe sein, und wir legen um so größeres Gewicht darauf, als selbst in dieser Frage trotz ihres Zusammenhanges mit der gesammten Entwickelung Sch's in der Fülle oft für sich ganz geistreicher Reflexionen *über* die Sache die *Sache selbst* nur zu mangelhafter Auffassung und Darstellung gekommen ist [2]).

Die Polemik gegen die Kant'sche Moral in der Schrift über Anmuth und Würde.

Sch., und dieß ist vor allem festzuhalten, will an dem Princ i p e der Kant'schen Moral selbst nichts geändert sehen. Die Idee der reinen Freiheit ist auch ihm der Maßstab des Urtheiles über Gesinnung und Handlung. Kein anderes Gesetz als das unbedingte Sollen nicht der Materie, sondern der bloßen Form des Gebotes wegen erkennt er als unverrückbare Richtschnur des Willens an. Auch nach ihm widerspräche es dem Grundgesetze der Sittlichkeit, wenn die eigene Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde des Willens gemacht würde [3]). In der gewöhnlichen Erfahrung sei es zwar umgekehrt, sagt er an der Stelle, wo er in der Abhandlung 'über Anmuth und Würde' seine Charakteristik der 'schönen Seele' vorbereitet [4]), das Vergnügen sei da der Grund, warum man vernünftig handle. Daß aber die Moral selbst endlich aufgehört habe, diese Sprache zu reden, habe man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebühre, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben. Sch. konnte deshalb sagen [5]), daß er mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig sei. Aber er hoffte dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daß er die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft und bei der moralischen Gesetzgebung völlig zurückgewiesen seien, im Felde der Erscheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche [6]).

Hiermit hat Sch. aufs bestimmteste vorläufig den Boden bezeichnet, auf dem er mit der Kant'schen Lehre sich im Gegensatze sah. Nicht das Moralgesetz in seiner strengen Geltung möchte er gemildert oder dessen Fassung verändert, nur bei der Ausführung desselben möchte er der 'Sinnlichkeit' durch die Neigung einen Antheil gegönnt sehen. 'Wie die Grundsätze Kant's, so sagt er [7]), von ihm selbst und auch von anderen pflegen vorgetragen zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühles und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen'. 'Um völlig sicher zu sein, daß die Neigung nicht mitbestimmte, sieht man sie lieber im Krieg als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetze'. Und weiter heißt es' [8]): 'in der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte

vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsteren und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen'. Ueber die Sache selbst könne, meint er, nach den von Kant geführten Beweisen unter denkenden Köpfen, die überzeugt sein wollen, kein Streit mehr sein, und er wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein Kant bei der Untersuchung der Wahrheit zu Werke gegangen sei, und so sehr sich hier alles aus bloß objectiven Gründen erkläre, so scheine ihn doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjective Maxime geleitet zu haben, die Sch. durch die Absicht erklärt, die Reinheit des Moralgesetzes in seiner Strenge der tiefen sittlichen Entwürdigung des Zeitalters entgegenzuhalten. Kant sei 'der Drako seiner Zeit geworden, weil sie ihm eines Solon's noch nicht werth und empfänglich geschienen' [9]).

Und in der That mußte Sch. sich abgestoßen fühlen von Ansichten Kant's, wornach dieser die Neigungen insgesammt als 'Selbstsucht' bezeichnet, indem sie darnach strebten, Triebfedern des Willens zu werden, wornach er weiter 'das Wesentliche aller Bestimmung des Willens durchs sittliche Gesetz' darin sah, 'daß er als freier Wille, mithin nicht bloß ohne Mitwirkung sinnlicher Antriebe, sondern selbst mit Abweisung aller derselben und mit Abbruch aller Neigungen, so ferne sie jenem Gesetze zuwider sein könnten, bloß durchs Gesetz bestimmt werde' [10]). Daß Kant die 'moralische Begeisterung angegriffen' [11]), darüber hatte Körner schon vor einigen Jahren gleich nach dem Erscheinen der Kritik der praktischen Vernunft (1788) bei Sch. sich beklagt [12]), und so konnte Sch. auch im voraus wissen, daß er in seiner Polemik gegen die Kant'sche Härte in der Geltendmachung des Principes der Moral Körner'n auf seiner Seite haben werde [13]), der jedoch fand, daß Sch. noch viel zu wenig weit darin gegangen sei [14]).

Worin Kant eine 'Herabwürdigung des Sittengesetzes zu unserer vertraulichen Neigung' [15]) gesehen hätte, darauf gerade drang Sch. Der Gehorsam gegen die Vernunft müsse einen Grund des Vergnügens abgeben, dadurch erst könne er, da der Trieb nur

durch Lust und Schmerz in Bewegung zu setzen sei, ein Object der Neigung werden [16]). Die sittliche Vollkommenheit des Menschen suchte Sch. eben darin, daß er mit Neigung das Gesetz der Vernunft befolge. Hier ist es nun, wo er einen Lieblingsgedanken ausspricht, welcher uns schon früher einmal begegnet, und der öfter noch auftritt [17]): der Mensch ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend sei seine Vorschrift, und Tugend sei nichts anderes, als eine Neigung zu der Pflicht. Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegenstünden, so sei dieß doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch dürfe nicht nur, sondern solle Lust und Pflicht in Verbindung bringen, er solle seiner Vernunft mit Freuden gehorchen [18]).

Hiermit scheint aber erst diejenige Neigung sittlich gebilligt und 'ihr Anspruch' bei der 'wirklichen Ausübung der Sittenpflicht' behauptet zu sein, welche als reine Liebe oder Begeisterung für die Pflicht als solche bezeichnet werden könnte [19]). Doch Sch. geht weiter; unter 'Neigung' versteht er, wenn man schärfer zusieht, jeden Antrieb des Willens durch das Gefühl des Angenehmen. Als Vermögen der 'Neigungen' gilt ihm die 'sinnliche Natur' des Menschen überhaupt. Und so fordert er von dieser im allgemeinen Uebereinstimmung mit den Geboten der Vernunft. 'Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, heißt es hier, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sich aufs innigste mit seinem höheren Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen' [20]).

Darnach sprach Sch. an der Spitze der Abhandlung 'Würde' die Bestimmung des Menschen dahin aus [21]), daß es ihm aufgegeben sei, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu sein und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Einen Gemüthszustand, der einem solchen Charakter eigen wäre und ihn

begründen würde, hatte er als 'Schönheit der Seele' bezeichnet. Aber diese Charakterschönheit, sagt er hier, die reiffste Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

Daß er das nicht kann, davor, lehrt Sch., steht die 'sinnliche Natur des Menschen' selbst, in jenen Fällen, wo sie zu ihrer Befriedigung Handlungen fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwiderlaufen. Da sei es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderungen der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, indem der Wille frei, aber dem Gesetze der Vernunft verbunden sei[22]).

Nach diesen Ansichten sollen also alle 'Neigungen' mit dem Gesetze der Vernunft in Uebereinstimmung stehen. Wo sie aber mit dem Vernunftgebote im Widerspruche den Willen zu bestimmen streben, da kann nicht 'Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft', nur Unterwerfung der ersteren geboten sein. Hiermit, kann man sagen, ist der Moral ein Gebiet eröffnet, welches ihr nach Kant verschlossen war. Während Kant das Moralische nur dort suchte, wo jede Neigung abgewiesen und die widerstrebende gebrochen ist, so will Sch. für die 'Neigungen' selbst, also für alle 'sinnlichen' Antriebe im weitesten Sinne das Gebot ihrer Uebereinstimmung mit den Forderungen der Moral zur Geltung bringen und stellt das Sittlich-Schöne, das er in diese Uebereinstimmung setzte, neben das Sittlich-Erhabene, das er dort fand, wo der widerstrebende Trieb bezwungen wird. War es die Vernunft selbst, sagt er, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigung in Pflicht nahm und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es in demselben Momente zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. In diesen Fällen handelt der sittliche Mensch nicht moralisch-schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil haben muß, die hier vielmehr widerstreitet; er handelt aber moralisch-groß, und offenbarte sich in jenen Handlungen die 'Schönheit der Seele', so zeigt sich hier die 'Erhabenheit der Gesinnung'[23]).

In der zweiten Auflage seiner 'Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' antwortete Kant in kurzem auf Sch's Angriff [24]). Doch ging er auf die eigentliche Frage nicht ein. Sch., sagt er, mißbillige in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung über Anmuth und Würde seine Vorstellungsart der Verbindlichkeit in der Moral, als ob sie eine karthäuserartige Gemüthsstimmung bei sich führe; allein er könne, da sie in den wichtigsten Principien einig seien, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren. Er gestehe gern, daß er dem Pflichtbegriffe gerade um seiner Würde willen keine Anmuth beigeselle. Achtung allein und ein Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung könne sich damit verbinden. Dem Pflichtbegriffe aber wollte auch Sch. keine Anmuth gesellen, er dachte darüber ebenso wie Kant [25]). Wenn Kant aber 'die Tugend, d. i. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen', bloß in ihren wolthätigen Folgen mit Anmuth vereinbar hielt, so ist allerdings Sch's Tugendbegriff selbst ein erweiterter, indem er ihn auch auf Handlungen anwendete, die, aus der Neigung hervorgegangen, mit dem Vernunftgebote im Objecte zusammentreffen, und denen er eben deshalb Anmuth beigesellt sah.

Weitere Entwickelung der ethischen Ansichten.

Durch Kant's Bemerkung war Sch. ungemein erfreut. Er könne, schreibt er an Körner [26]), gar nicht sagen, wie es ihn freue, daß seine Schrift in Kant's Hände gefallen, und daß sie diese Wirkung auf ihn gemacht habe. Inzwischen aber hatte Sch. schon in zwei anderen Aufsätzen seine Ansichten weiter ausgeführt und fester begründet. Es sind dieß die Aufsätze über den 'moralischen Nutzen' und über 'die Gefahr ästhetischer Sitten', auf die wir im nächsten Abschnitte ihrer ästhetischen Beziehungen wegen noch zurückkommen [27]).

In der ersten Abhandlung ist es auch, wo Sch. ein für allemal zu einer bestimmten Sichtung der Begriffe der sittlichen Freiheit und der Freiheit des Willens überhaupt gelangt. Schon durch Reinhold, der zwischen den 'eigennützigen' und 'uneigennützigen Trieb' die Freiheit des Willens stellte [28]), und dessen Einfluß darin schon im Aufsatze 'über die tragische Kunst' hervortrat, war Sch. dazu vorbereitet. In der Abhandlung 'Würde' ist die

darauf gegründete Unterscheidung hereingezogen. Doch in der Lehre vom Erhabenen noch scheint das Schwanken in der Bedeutung des Begriffes der Freiheit nicht unmerklich der Klarheit der Darstellung selbst geschadet zu haben. Wenn er aber hier auf das Bestimmteste die 'physische Freiheit' des Willens (was Kant die 'Freiheit der Willkür' nannte) von der moralischen trennt, so kann auch fortan kein Zweifel mehr sein, welche Bedeutung Sch. im Sinne hat, wenn er von Freiheit spricht. Und gerade dieser erweiterte Freiheitsbegriff, werden wir sehen, spielt in seiner späteren Aesthetik eine nicht unbedeutende Rolle.

Fassen wir kurz den Inhalt der beiden in Rede stehenden Aufsätze zusammen. Nach Feststellung des Begriffes der moralischen und physischen Freiheit spricht Sch. in dem ersten Aufsatze die Ansicht aus [29]), daß zur Ehre der menschlichen Natur sich annehmen lasse, kein Mensch könne so tief sinken, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse oder das Unangenehme nach sich zöge. Er spricht deshalb den Satz ohne Bedenken aus, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet. Dieß geschehe aber durch die ästhetische Bildung, durch den Geschmack, denn dieser fordere Mäßigung und Anstand; er verabscheue alles, was eckig, was hart, was gewaltsam ist, und neige sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfüge. Dadurch sei etwas Großes für die Operationen des Willens gewonnen. Alle materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, seien durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer statt edlere, sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden seien, doch ein Object mit der Tugend theilen.

Nun gebe es, führt er weiter aus, zwei verschiedene Formen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern könne. Entweder mache die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfüge darüber nach dem Vernunftgesetze;

oder die Vernunft mache die Motion, und der Wille gehorche ihr ohne Anfrage bei den Sinnen. Ist im ersten Falle die Sinnlichkeit wider das Gebot der Vernunft, so sei die Handlung moralisch und ebenso im zweiten Falle, da auch hier der Wille unmittelbar der Vernunft gehorche. Wenn aber im ersten Falle der Mensch schon durch die bloße Neigung sich für das Gute entscheidet, weil das Gefühl des Schlechten ihm unerträglich ist, so sei das Betragen des Menschen moralisch indifferent, eine schöne Wirkung der Natur. (Hieher gehören dann wol auch Willensäußerungen, welche aus den Neigungen hervorgehen, von denen oben gesagt ist, daß sie ein Object mit der Tugend theilen.) Wenn ferner im zweiten Falle zum ursprünglichen Gebote der Vernunft die Neigung sich zugesellt, so sei die Handlung moralisch ebenso vollkommen, als wenn der Mensch gegen die Neigung das Gebot der Vernunft behauptet hätte, physisch hingegen sei er bei weitem vollkommener: denn er sei ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

In dem Aufsatze von der 'Gefahr ästhetischer Sitten' führt er aus[20]), je öfter der Fall sich erneuere, daß das moralische und das ästhetische Urtheil in demselben Objecte zusammentreffen, desto mehr werde die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der ihrigen zu halten und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben. Da fordert er nun, daß die Repräsentation des Sittengefühles durch das Schönheitsgefühl aufhören müsse, sobald Neigung und Pflicht nicht in demselben Objecte des Begehrens zusammenträfen; denn sonst sei die Gefahr vorhanden, daß dem Gebote der Vernunft widersprochen werde, wie wenn unsere Liebe für andere uns drängte, sie durch Aufopferung moralischer Bedenklichkeiten glücklich zu machen, oder (ein uns schon aus der Recension des Don Carlos bekannter Gedanke[21]) unsere Begeisterung für das Ideal politischer Glückseligkeit uns antriebe, es durch alle Greuel der Anarchie zu verfolgen.

Resultate. Man sieht, daß alle Willensäußerungen nach dem Gesagten in die Sphäre des Sittlichen gestellt werden können, die sich nach Sch. als schön beurtheilen lassen. Das Moralische sagt er überall dort von Handlungen aus, wo 'die Vernunft die Motion im

Gemüthe gemacht hat und der Wille ihr gefolgt ist, d. i. wol bei solchen, die aus der Einsicht ihrer Pflichtmäßigkeit unternommen sind. Darunter gelten ihm auch noch diejenigen als schön, an denen zugleich die Neigung Theil nimmt. Neben diese Sphäre des Sittlich-Schönen tritt das Sittlich-Erhabene oder, wir wollen es so nennen, das im eigentlichen Sinne Moralische, wo die widerstrebende Neigung gebrochen werden muß, um das Gebot der Vernunft aufrecht zu erhalten.

Somit ist eigentlich nach Sch. die gesammte Sphäre der menschlichen Willensäußerungen einer ästhetischen Beurtheilung unterworfen, aber bei der Weite dessen, was hier unter Neigung und Sinnlichkeit, und noch mehr bei der völligen Unbestimmtheit der Vernunftforderung befinden wir uns hier in der Allgemeinheit von Begriffen, aus deren Höhe wir erst in den Umfang derselben herabsteigen müßten, um zu klarerer Einsicht zu gelangen.

Den Zustand des menschlichen Gemüthes, darin alle sinnlichen Triebfedern des Willens mit dem Gebote der Vernunft im Einklang stünden, nennt Sch. die Glückseligkeit. Glückselig nämlich sei der, welcher, um zu genießen, nicht nöthig habe Unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig habe zu entbehren. In diesem Zustande sei es, wo die gesetzmäßigen und geordneten Neigungen des Menschen das Gebot der Vernunft anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringe[22]).

Es ergibt sich, daß diese Idee der Glückseligkeit mit dem früher aufgestellten Ideale der Bestimmung des Menschen, wornach es ihm aufgegeben wäre, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonisches Ganze zu sein und mit seiner vollstimmigen Menschheit zu handeln übereintrifft. Dieß Ideal richtete aber seine Forderung an den ganzen Menschen, und ebenso muß das Ideal der Glückseligkeit die gesammte Handlungsweise des Menschen umfassen. Aber wie dort der Mensch hinter dem Ideale zurückbleibend gerade durch den Fall des Widerspruches der Sinnlichkeit und der Vernunft zur 'Würde' sich erheben sollte, so wird er hier in dem gleichen Falle als 'unglücklich' bezeichnet, aber dieß zugleich als die Lage angesehen, darin

er im eigentlichen Sinne sich als moralisch beweisen, darin er zu dem 'erhabenen Vorzug gelangen könne, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und, da seiner Tugend keine Neigung helfe, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen' [33]).

Es ist ein arger bis in die neueste Zeit gehegter Irrthum, als hätte sich Sch. in seiner späteren Entwickelung insbesondere durch die Briefe 'über die ästhetische Erziehung des Menschen' von seinen ursprünglichen moralischen Principien entfernt, als hätte insbesondere die spätere Auffassung des ästhetischen Standpunctes den moralischen ganz verdrängt. Sch. ist den in der Schrift 'über Anmuth und Würde' entwickelten Grundlagen, die nur in den beiden eben behandelten Aufsätzen ihre weitere Ausführung erhielten, treu geblieben. In den ästhetischen Briefen, wo die Sinnlichkeit des Menschen als 'Stoff= (oder Sach=) trieb' der Vernunft (oder 'Persönlichkeit') als 'Formtrieb' gegenübergestellt und das Ideal in die vollkommene Wechselwirkung beider gesetzt wird, tritt wieder für den Menschen in der Wirklichkeit die maßgebende Unterscheidung eines Gebietes der Glückseligkeit mit seiner Forderung ästhetischer Handlungsweise, darin Sinnlichkeit und Vernunft, Stoff- und Formtrieb harmoniren, neben dem Gebiete hervor, wo die Sinnlichkeit der Vernunft sich unterwerfen, der Stoff- dem Formtrieb sich unterordnen soll. Die Wichtigkeit der Sache fordert genaue Belege, einige der bedeutsamsten seien deshalb hier angeführt. So heißt es im dreizehnten Briefe [34]): im Reiche der Zeit werde die Materie, (d. i. die Sinnlichkeit) nicht bloß unter der Form (Vernunft), sondern auch neben der Form und unabhängig von derselben etwas zu bestimmen haben. Und weiter: in einer Transcendentalphilosophie, wo alles darauf ankomme, die Form von dem Inhalt zu befreien und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhne man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hinderniß zu denken und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei diesem Geschäft im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liege zwar auf keine Weise im Geiste des Kant'schen Systemes, aber im Buchstaben desselben könne sie gar wol liegen. In

demselben Sinne wie früher wird gefordert, daß an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu treten habe[35]). Aber mit dieser ideellen Forderung sollen die Fälle, wo die Vernunft 'unmittelbar zu gebieten' und den wahren Beherrscher' des Willens zu zeigen hat[36]), nicht beseitigt und verkannt sein. Gerade die vornehmste Wirkung der Bildung des ästhetischen Sinnes, in welchem Sinnlichkeit und Vernunft des Menschen auf volle Harmonie gestimmt sind, muß nach den Briefen darin gesucht werden, ihm, der schon im Gebiete der Sinnlichkeit mit der Vernunft einig war, wo diese unmittelbar gebietet, also in Fällen, wo Sinnlichkeit und Vernunft andere Objecte haben, den Beweis seiner übersinnlichen Kraft zu ermöglichen. Indem die ästhetische Bildung dem Menschen den vollen Gebrauch seiner (physischen) Freiheit gibt, wie Sch. ausführt, kann er dann sagen: 'der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein giltig handeln, sobald er es wollen wird'[37]), und wollen soll er es eben in allen Fällen, die außerhalb jenes Gebietes der Glückseligkeit liegen. Am bestimmtesten drückt deshalb der Satz seine Ueberzeugung aus, daß im Gebiete der Moralität die Empfindung nichts zu bestimmen habe, aber im Bezirke der Glückseligkeit Form sein und der Spieltrieb (so nennt er hier den der harmonischen Vereinigung von Sinnlichkeit und Vernunft entsprechenden Schönheitssinn) regieren dürfe[38]). Und also fährt er fort: 'hier schon auf dem gleichgiltigen Felde des physischen Lebens muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken muß er seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sei, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen'. Wenn man bedenkt, daß hier vom Ideale die Rede ist, und daß der Mensch nach Sch. in der Wirklichkeit 'den heiligen Boden der Freiheit' in allen Fällen, wo die Sinnlichkeit seiner Vernunft widerstrebt, zu behaupten hat, so wird man erkennen, daß der letzte Satz Sch'n nicht etwa bloß 'im Strome der Rede entwischt'[39]) zu sein

brauche, sondern dem Geiste seiner ursprünglichen moralischen Lehren entspricht.

Auch später noch während der ganzen Periode der Dichtung hielt Sch. an den Grundlagen seiner Moral, wie wir sie eben kennen lernten, fest. Zahlreiche Epigramme sprechen direct dieselben Gedanken aus[40]), und wie vieles in den kleineren Dichtungen gewinnt durch sie erst das rechte Licht. Auch in den Dramen und insbesondere im Wallenstein tritt der Einfluß dieser Ideen bestimmend hervor, worauf wir später zurückkommen.

Noch einen Punct müssen wir zum Schlusse berühren. Er betrifft Kant's Lehre vom Radicalbösen in der menschlichen Natur. Gleich anfangs hatte diese Anschauung Sch's Antipathie gegen sich. Schon bei der ersten Lectüre der 'philosophischen Religionslehre' während ihres Erscheinens (Anfangs 1793) bemerkt er Körner'n[41]), daß darin einer der ersten Grundsätze empörend sei für sein Gefühl. Kant behaupte nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nenne, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden dürfe. Er setze es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen als den Sitz der Freiheit. Und Körner erwidert[42]), er kenne keinen Satz der Dogmatik — selbst die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht ausgenommen — der ihm so verhaßt wäre.

Die Stelle im Aufsatze über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten[43]), wo er das Böse aus der Collision des Angenehmen mit dem Guten, der Begierde mit der Vernunft ableitet und den Willen für ursprünglich gut erklären möchte, ist gewiß im Bewußtsein eines directen Gegensatzes gegen jene Lehre geschrieben. Später (Sommer 1799) bringt Goethe die Frage wieder in Anregung[44]), indem er bei der Lectüre von Milton's verlorenem Paradies unter anderen Betrachtungen sich auch genöthigt sah, auf den freien Willen einzulassen, 'über den er sich sonst nicht leicht den Kopf zerbreche', und nach seiner Art es sich erklärte, wie Kant nothwendig auf ein radicales Böse hätte kommen müssen. Sch. erwidert, daß Kant's Entwickelung ihm gar zu mönchisch sei, und daß er nie damit habe versöhnt werden können. Sein ganzer

Entscheidungsgrund beruhe darauf, daß der Mensch einen positiven Antrieb zum Guten so wie zum sinnlichen Wolsein habe, er brauche also auch, wenn er das Böse wählt, einen positiven inneren Grund zum Bösen, weil das Positive nicht durch etwas bloß Negatives aufgehoben werden könne. Hier seien aber, schließt Sch., zwei unendlich heterogene Dinge, der Trieb zum Guten und der Trieb zum sinnlichen Wol, völlig als gleiche Potenzen und Quantitäten behandelt, weil die freie Persönlichkeit ganz gleich gegen und zwischen beide Triebe gestellt wird. Wir können des näheren nicht darauf eingehen, zu untersuchen, inwieweit damit das Wesen der Kant'schen Argumente getroffen ist, nur das eigenthümlich Schiller'sche in dieser Ansicht sei hervorgehoben. Die freie Persönlichkeit, will Sch. sagen, und dieß trifft mit seinen früheren Ansichten überein, ist ursprünglich nicht gegen, sondern für das Gute, aber deshalb nicht schon gegen das sinnliche Wolsein; erst dann, wenn das letztere mit dem ersteren streitet, erwachse ihr das Gebot, sich gegen den Trieb nach Wolsein gemäß ihrem eigenen Gesetze für das Gute zu entscheiden [45]).

---

6. Die Briefe an den Herzog von Augustenburg.

Inhalt und Plan der Briefe.

Die Aufsätze vom Erhabenen hatten die Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg unterbrochen. Erst während seines Aufenthaltes in Schwaben (Aug. 1793 bis Mai 94 [1]), nahm Sch. sie wieder auf. Da war es zuerst eine kleinere Arbeit über den ästhetischen Umgang und Gedanken zu einem Aufsatze über das Naive, die ihn beschäftigten [2]). Bald jedoch ist er in voller Thätigkeit zur Fortsetzung der Correspondenz. Zu diesem Behufe begehrt er von Körner die Briefe zurück, welche die Grundzüge zum Kallias enthielten [3]); denn nachdem er eine 'allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Cultur und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen' vorangeschickt und die 'reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt' hatte, wollte er sich erst dazu wenden, 'die Theorie des Schönen' zu entwickeln [4]). Er hoffte darin so weit vorzurücken, daß er den ersten Band seiner Schönheitslehre für die Ostermesse 1794 zum Drucke bringen könnte [5]). Doch auch in einer weiteren Fortsetzung hatte er sich auf den Begriff des Schönen noch nicht eingelassen. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen kam er auf den Einfluß der Theorie auf die Beurtheilung und Erzeugung des Schönen und untersuchte erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen hat. Dieß führte ihn auf die 'von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie'. Es wurde ihm gar schwer, wie er bekennt, über den Begriff des Genies mit sich ins reine zu kommen. In

Kant's Kritik der Urtheilskraft fänden sich darüber sehr bedeutende Winke, aber sie seien noch gar nicht befriedigend [6]). Doch gerade in diesen Untersuchungen unterbrach er die Arbeit an den Briefen, und indem er Körner'n erst später seine Ideen über das Genie mitzutheilen hoffte, was jedoch nicht geschehen ist, entwirft er ihm seinen weiteren Plan [7]), auf den wir zuerst eingehen müssen, ehe wir uns zu den Aufsätzen wenden, die aus den fertig gewordenen Briefen hervorgingen.

Vor allem hatte Sch. die Absicht darzuthun, wie die Wissenschaft des Schönen entstehe und nach welcher Methode sie errichtet werden müsse [8]). In den Andeutungen, die er dafür entnehmen läßt, sehen wir ihn von der rein apriorischen Begründung des Schönheitsbegriffes zurückkommen und den Plan zu einem empirischen Vorgange entwerfen. Er geht dabei von der Kant'schen Voraussetzung aus, daß das Genie der Kunst die Regel gebe [9]). Alle Erweiterung in der Kunst müsse vom Genie kommen, die Kritik führe bloß zur Fehlerlosigkeit, zur verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung [10]). Des näheren entwickelt er diese Ansichten nicht. Es würde sich aber aus einer strengen Analyse der Kant'schen Grundlagen derselben vielleicht von selbst ergeben, daß bei einer consequenten Festhaltung des formellen Charakters der Kunst und des Schönen nur im Stoffe nach seiner Mannigfaltigkeit ein durch allgemeingiltige Regeln nicht zu umfassender, subjectiv unberechenbarer Factor liegt, das Formelle aber, worauf das Schöne und die Kunst beruht, in objectiven vom Empirischen unabhängigen Verhältnissen gelegen ist, die das Genie nicht erst zu erzeugen braucht [11]). Doch diese Untersuchung liegt abseits unseres Weges.

Kant lehrte wol auch [12]), daß die Regeln von der 'That, d. i. vom Producte' abstrahirt werden könnten, aber dadurch sollten nur ganz individuelle Maximen des Verfahrens, kein allgemeiner Grundsatz über das Schöne selbst zu gewinnen sein; denn damit hätte Kant, wie man leicht sieht, seiner Voraussetzung widersprochen, daß sich vom Schönen kein objectiver Begriff geben lasse. Sch. aber, von dieser selbst auferlegten Beschränkung Kant's nicht gefesselt, geht weiter. Er wollte auf dem Wege einer solchen

Abstraction zu dem 'ersten Grundsatz aller schönen Künste', zu dem 'reinen Begriff der Schönheit' selbst sich erheben [13]). Wenn das Genie durch seine Producte die Regel gegeben hat, sagt er, so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen und versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Sogleich aber setzt er nach seiner Anschauung von der Möglichkeit eines rein apriorischen Verfahrens hinzu, da sie von der Erfahrung ausgehe, so habe sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften. Deshalb wollte er auch aus Gründen deduciren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten, und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entstehe, darthun, was sie zu leisten im Stande sei [14]). Den gewonnenen reinen Begriff der Schönheit, der aber hiernach freilich nur empirische Autorität habe, wollte er wieder in die Erfahrung zurückbringen und ihn gegen die verschiedenen Gattungen möglicher Darstellung halten, woraus ihm denn die besonderen Grundsätze der einzelnen schönen Künste hervorgehen sollten [15]).

Noch fügt er eine allgemeine Eintheilung der Künste bei, die er zu diesem Behufe entwarf [16]). Nach dem Zwecke nämlich, ob sie Objecte für einen physischen Gebrauch bearbeiten, wo dieser Gebrauch die Form des Objectes bestimme, oder aber bloß in der freien Betrachtung ergötzen sollen, theilt er die Künste ein in Künste des Bedürfnisses und in Künste der Freiheit. Die ersteren kämen insofern in Betracht, als alle Form einige Schönheit zulasse, sie bearbeiten nun entweder Sachen oder Gedanken oder Handlungen. Mit den ersten beschäftige sich die Architektur in weitester Bedeutung, mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ist aber in diesen Künsten der Zweck auch ein rein ästhetischer, so gehörten dann ihre Producte in die Classe der freien Künste, so z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen, Vasen u. s. f. [17]). Jedes Kunstwerk der zweiten Classe aber, entwickelt Sch. weiter, führe doch wieder einen objectiven Zweck aus, den es ankündige; so wolle z. B. der Bildhauer einen Menschen nachahmen u. s. w. Ist der objective Zweck bloß des subjectiven wegen

da, und wolle der Künstler durch die Art, wie er jenen objectiven Zweck ausführt, den Geschmack ergötzen, so ziele hier alles bloß auf Schönheit (schöne Künste in strengster Bedeutung); wenn aber der objective Zweck den Künstler auch für sich unabhängig von der Schönheit interessirt hat, und dieß in der Darstellung, muß man hinzusetzen, hervortritt, so ergebe dieß die Abtheilung der Künste des Affectes.

Man wird schon in diesem bloßen Schema die Intention einer Trennung der schönen Form von dem Inhalte in der Kunst anzuerkennen haben, und wie die Eintheilung der freien Künste in Künste des Affectes und in die schönen Künste im strengen Sinne auch zu einer Ausscheidung subjectiver Gemüthszustände bei der Beurtheilung des echten Schönen führen konnte, wird später noch deutlicher werden. Um so mehr ist zu bedauern, daß Sch. zu einer Fortsetzung der Briefe und damit zu einer Ausführung des Planes einer empirischen Gewinnung des Schönheitsbegriffes nicht gekommen ist. Gedanken zum Wallenstein [18]), der rege Verkehr in Stuttgart mit Künstlern und Gelehrten, unter denen er besonders Danecker und einen katholischen Geistlichen Werkmeister wegen seines Interesses an Kant'scher Philosophie hervorhebt [19]), ließen ihn während seines schwäbischen Aufenthaltes zu weiterer Arbeit nicht gelangen. Nach seiner Rückkehr nach Jena werden wir ihn aber in einer Ueberarbeitung und Fortsetzung der Briefe unter neuen Einflüssen des Studiums und Verkehres den alten Plan aufgeben und abermals zu einer speculativen Begründung der Schönheitslehre schreiten sehen.

Verwendung des Manuscripts zu einer Reihe von Aufsätzen.

Bei dieser Ueberarbeitung war Sch. von dem Hauptgedanken geleitet, den Einfluß des Schönen auf die Erziehung des Menschen darzustellen und nur, wie es scheint, einen geringen Theil der fertigen Briefe mochte er dazu verwenden. Das reiche Manuscript konnte ihm daher Stoff bieten noch vier andere selbständige Aufsätze daraus zusammen zu stellen. Hierauf führen wir den Ursprung der folgenden Abhandlungen zurück. 1. 'Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten' [20]). 2. 'Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten' [21]). Beide Aufsätze hat Sch. nachher in der Sammlung der kleineren prosaischen

Schriften unter dem Titel 'über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen' zusammengefaßt [22]). 3. 'Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten' [23]). 4. Der erst viel später abgedruckte Aufsatz: 'über das Erhabene' [24]).

Zwar nur hinsichtlich der beiden ersten sind wir bestimmt nachzuweisen in der Lage, daß sie bereits während des schwäbischen Aufenthaltes entstanden sind, da Sch. es selbst sagt [25]); hinsichtlich der beiden anderen aber, für welche keine bestimmte Zeit ihrer Abfassung angegeben wird, die aber in der Epoche ihrer Veröffentlichung ganz isolirt und außerhalb des herrschenden Ideenkreises stehen [26]), kann der innere Zusammenhang mit den beiden ersteren uns berechtigen, sie nicht allein in dieselbe Zeit zu setzen, sondern als ein mit jenen ursprünglich zusammenhängendes Ganze zu bezeichnen. Nun ist es aber mehr als wahrscheinlich, daß die beiden ersten Aufsätze einen Bestandtheil der Briefe an den Augustenburger bildeten; denn nicht allein glaubt W. v. Humboldt in dem ersten auch ein Stück' von Sch's Briefwechsel mit dem Prinzen zu sehen [27]), sondern in dem Körner'n mitgetheilten allgemeinen Inhalte jener Briefe paßt eine Stelle genau auf den Stoff, der wenigstens in den zwei ersten Aufsätzen behandelt ist, obwol auch die beiden anderen ganz gut darunter befaßt sein können; denn hier sagt er [28]): 'es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauches im Denken und Handeln zu berichtigen, den Grund alter Vorurtheile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen und über diesen so oft ventilirten und ebenso einseitig vertheidigten als einseitig angefochtenen Gegenstand ins reine zu kommen' u. s. w. Nach dem Gesagten werden wir kaum fehlen, wenn wir uns an die gegründete Vermuthung halten, jene Aufsätze als den bei der Ueberarbeitung ausgeschiedenen Theil der ursprünglichen Briefe an den Herzog von Augustenburg zu betrachten.

Von den Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Wenden wir uns zu der ersten Abhandlung 'von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten'. Sch. unterscheidet hier eine dreifache Art der Darstellungsweise philosophischer Wahrheiten: die wissenschaftliche, populäre und schöne Darstellung. Nach seinen Anschauungen von

Schönheit, welche 'Freiheit für die Einbildungskraft' und 'Sinnlichkeit des Ausdruckes' verlangt, schließt er die Schönheit von der streng wissenschaftlichen Darstellung philosophischer Wahrheiten aus, da es sich dabei darum handle, daß nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben gemäß den Gesetzen des Denkens der Nothwendigkeit im Zusammenhange der Begriffe folge [29]). Sch. scheint seine Idee einer rein apriorischen Speculation im Sinne zu haben, wenn er gegen die Einmischung von Anschauungen, von einzelnen Fällen und Beispielen in den streng philosophischen Gang der Entwickelung sich ausspricht [30]), doch findet sich auch anderseits wieder merkwürdig genug die besonnene Aeußerung [31]), daß, so abstract wir auch denken mögen, es doch immer zuletzt etwas sinnliches sei, was unserem Denken zum Grunde liegt. Die wissenschaftliche Darstellung zeige stets, lehrt Sch., daß es sich nothwendig so verhalten müsse, daß das Vorgetragene die Wahrheit sei, und sie bewirke deshalb volle Ueberzeugung [32]). Wenn Sch. die Schönheit von diesem Gebiete gänzlich ausschließt, so wird die Bemerkung gestattet sein, daß auch die strengste nnd abstracteste wissenschaftliche Darstellung für ästhetische Formen wol immer noch Raum haben wird.

Den populären Vortrag setzt Sch. darein, daß hier die Anschauungen und einzelnen Fälle, auf welche sich die allgemeinen Begriffe bezögen, gleich mit gegeben werden, und wenn der wissenschaftliche Schriftsteller auf jene vorzugsweise sich einschränke, überlasse es gerade der populäre dem Verstande seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft sei hier zugelassen, aber nur reproductiv und im Dienste des Verstandes, deshalb könne auch die Diction noch nicht schön sein [33]). Der populäre Schriftsteller erwecke uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, wie er darstellt; er mache uns die Wahrheit nur fühlbar, nicht aber absolut gewiß; denn das Gefühl könne nur lehren, was ist, niemals was sein muß [34]). Ueber die populäre Darstellung setzt Sch. sich am wenigsten auseinander und daher ist ihr Begriff auch ziemlich schwankend geblieben; man fühlt sich versucht dabei hinsichtlich des Grades der bewirkten Ueberzeugung etwa an die Lessing'sche Auffassung der

Darstellung allgemeiner Wahrheiten durch einzelne Fälle in der Aesop'schen Fabel zu denken.

Erst die schöne Schreibart trägt uns nach Sch. die Wahrheit so vor, daß die Einbildungskraft dabei ihre Freiheit bewahrt, trotz der inneren Nothwendigkeit der Sache. Dabei werde das Allgemeine in den individuellen und sinnlichen Ausdruck versteckt und der Einbildungskraft das lebendige Bild geboten [35]). Der schöne Schriftsteller stelle uns die Sache, von der er handelt, als möglich und als wünschenswürdig vor, denn sein Gedanke kündige sich bloß als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stande sei, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen [36]).

Die wissenschaftliche Darstellung will Sch. nur dort angewendet sehen, wo das Interesse an der Sache den Entschluß voraussetzen lasse, die Anstrengung zu überwinden, welche die Ausschließung aller Willkür der Imagination mit sich bringe [37]). Deshalb passe der schöne Ausdruck ebenso wenig für den Lehrstuhl als der schulgerechte für den schönen Umgang und die Rednerbühne [38]). Aus diesem Grunde hält er es auch für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind, aber er fordert auch, daß Kenntnisse, die im Unterrichte in strenger Form angeeignet wurden, nachfolgend in schöner Form zur Darstellung kämen [39]). Ebenso zieht er es vor, erst nach begründeter innerer die äußere Bildung auf Anmuth des Benehmens und conventionell schöne Lebensart zu richten [40]).

Den Antheil, welchen Sch. dem Geschmacke bei der Mittheilung der Erkenntniß gewährt sieht, bezeichnet er mit den Worten, daß er sich darauf beschränken müsse, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen, aber in allem dem, was die Sache betrifft, sich durchaus keiner Autorität anmaße [41]): denn im Reiche der Wahrheit, wie er auch in den ästhetischen Briefen hervorhebt, hat die Empfindung nichts zu entscheiden [42]). Deshalb könne auch das weibliche Geschlecht, welches im wesentlichen auf die Empfindung gestellt ist, mit dem männlichen nie die Wissenschaft, wol aber durch das Medium der Darstellung mit

demselben die Wahrheit theilen[43]). Nur die äußere Gestalt dürfe der Geschmack, Vernunft und Erfahrung müßten das innere Wesen bestimmen[44]). In herrlichen Worten wendet er zuletzt diesen Grundsatz auch auf die Kunst und Dichtung an, daraus ein eindringender Blick bedeutsame Winke entnehmen muß, wie nothwendig für die richtige Auffassung alles ästhetischen die strenge Scheidung von Form und Inhalt ist.

Wir wollen der reichen Wahrheit der Schiller'schen Ausführungen kein Wort der Kritik an die Seite stellen. W. v. Humboldt[45]) hob an dem Aufsatze besonders die große Bestimmtheit und Klarheit der Untersuchung hervor. Nur wer selbst den philosophischen und schönen Stil so in seiner Gewalt habe, hätte beide so trefflich charakterisiren und jedem seine Grenzen anweisen können, was Sch. besonders dadurch thue, daß er die philosophische, populäre und schöne Schreibart als die Darstellung des Nothwendigen, Wirklichen und Möglichen bezeichne und durch diese Stellung (es spricht der Kantianer zum Kantianer) zugleich das ganze Gebiet des Stiles systematisch erschöpfe. Gegen das Ende hin, fügt er bei, erscheine endlich der Stil, der Sch'n nun ganz und allein eigenthümlich sei.

Und in der That war es gerade der schöne Stil, nach welchem Sch. vor allem strebte. Er könne, sagt er in dieser Beziehung selbst in einem Briefe an Fichte[46]), was den philosophischen Vortrag betrifft, keine Vergleichung seiner Manier mit der eines anderen gelten lassen, am wenigsten mit der Manier eines lediglich didaktischen Schriftstellers. Seine beständige Tendenz sei neben der Untersuchung selbst das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und so viel möglich auf alle zugleich zu wirken. Er wolle also nicht bloß seine Gedanken dem anderen deutlich machen, sondern ihm zugleich seine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken. Mit Bezug auf diesen ästhetischen Charakter seiner Darstellung kommt Sch. zu dem zuversichtlichen Ausspruch[47]), daß seine Schriften in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, alsdann zwar nicht mehr aber auch nicht weniger denn jetzt würden gelesen

werden. Es war in einem Streite mit Fichte, der uns später noch in anderer Rücksicht interessiren wird, in welchem Sch. diese Stimme für sich erhob. Auch Fichte fand Sch's Art völlig neu, doch nicht in gutem Sinne. Sch., sagt er, fessle die Einbildungskraft, welche nur frei sein könne, und wolle dieselbe zwingen zu denken. Das könne sie nicht. Daher, glaube er, entstehe die ermüdende Anstrengung, die ihm Sch's philosophische Schriften verursachten und die sie mehreren verursacht hätten[48]). Man sieht, wie hier Sch'n zum Vorwurf gemacht ist, was er gerade in seinem Aufsatze zu vermeiden drang. Und so vertheidigte er sich auch dagegen im Sinne dieses Aufsatzes. Die Untersuchung selbst habe er nie in Bildern abgehandelt. Er sei beinahe scrupulös in der Sorgfalt, seine Vorstellungen deutlich zu machen. Habe er aber die Untersuchung mit Präcision und logischer Strenge geführt, so liebe er es und beobachte es zugleich als Wahl, eben das, was er dem Verstande vorlegte, auch der Phantasie (doch in strengster Verbindung mit jenem) vorzuhalten[49]). Sollen wir hier entscheidend zwischen Sch. und Fichte treten, so müssen wir unverholen der Bemerkung Raum geben, daß jene oben angeführte Schiller'sche Charakteristik seiner Manier auch aus seinen 'Untersuchungen' hervortritt, daß wir auch darin häufig dem ganzen Gemüthe, der ganzen Seele des erhabenen Mannes begegnen und leichter und lieber auch mit unserem ganzen Gemüthe, mit unserer ganzen Seele als in kaltem gegenständlichem Denken zu folgen vermögen, eine Forderung freilich, die nicht abzuweisen ist.

Zusammenhang mit den Aufsätzen vom moralischen Nutzen und von der Gefahr ästhetischer Sitten.

Wie in dem eben besprochenen Aufsatze der Nutzen des Geschmackes in der Darstellung für die Erkenntniß, so wird in dem Aufsatze 'über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten' der wolthätige Einfluß des Geschmackes auf die Sittlichkeit erörtert. So schließt sich dieser Aufsatz in sachlicher Verbindung an jenen an. Und wie in dem ersteren das Resultat dahin sich feststellte, daß durch die Schönheit der Darstellung das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung versetzt werde, so wird hier dem Geschmack im Handeln der Einfluß zugeschrieben[50]), daß er dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung gebe, indem er die Neigungen entferne, die sie hindern, und diejenigen erwecke, die

ihr günstig seien. In dem ersteren Aufsatze kommt Sch. zuletzt auf die Nachtheile einer falschen Anwendung des Geschmackes für die Erkenntniß zu sprechen, und so geht er auch in dem Aufsatze von der 'Gefahr ästhetischer Sitten' darauf über, die Nachtheile einer falschen Richtung ästhetischer Sitten darzustellen. Wie in jenem Aufsatze die Gefahr darin gesucht wird, daß der Geschmack noch im Reiche der Wahrheit entscheiden möchte, so wird hier geltend gemacht, daß im Gebiete des eigentlich Moralischen der Geschmack vom Verderben wäre, denn da gelte es nicht schön zu handeln, sondern erhaben zu wollen und die Freiheit des Dämon noch als Mensch zu beweisen [51]). So bilden diese Aufsätze ein zusammenhängendes Ganze und es wird zugleich nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich der Aufsatz über den Nutzen, obwol später veröffentlicht, jenem über die Gefahr ästhetischer Sitten voranging [52]).

'Ueber das Erhabene'.

An den Schluß des letzten Aufsatzes knüpft sich dann auf's engste der Aufsatz 'über das Erhabene' an. Hier wird ausgeführt, wie zum Schönen das Erhabene in der Handlungsweise hinzukommen müsse, so wie der schönen die erhabene Gesinnung, der Anmuth die Würde sich gesellen sollte. Wie früher entwickelt wurde, daß das Schöne durch Bildung des Geschmackes, der wieder auf die Sitten zurückwirkt, sich verdient mache um den Menschen (damit bezeichnet Sch. die Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft in ihm), so wird hier auseinander gesetzt, daß das Erhabene um den reinen Dämon in ihm sich verdient mache (d. i. um die Behauptung seiner Freiheit bei widerstrebender Sinnlichkeit). Denn 'weil es einmal unsere Bestimmung ist auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen' [53]). Und so charakterisirt Sch. hier im Sinne und theilweise mit den Worten des bekannten Gedichtchens [54]) die zwei Genien, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gegeben habe, das Gefühl des Schönen und das Gefühl des Erhabenen [55]). Das Erhabene selbst ist in ganz ähnlicher Weise erklärt, wie in den früher behandelten Aufsätzen darüber. Der Grund des Wolgefallens und Werthes desselben wird aber im allgemeinen für alle

Arten bloß in die Wachrufung des Bewußtseins unseres übersinnlichen Vermögens gelegt und dieß insbesondere am Erhabenen der scheinbaren Verwirrung im Reiche der Natur und der Geschichte in geistreicher Weise erörtert [56]).

Schluß. Blicken wir zurück, so finden wir, daß Sch. das Schöne überall dort von Handlungen aussagte, wo 'Vernunft und Sinnlichkeit' harmoniren. Die Wirkung des Schönen sahen wir ihn schon früher darein legen, daß es die Harmonie des inneren Menschen herstelle und hier wurde ausgeführt, daß eben darum das Schöne wolthätig auf die Sitten des Menschen wirke. Von da lag die Auffassung nahe, das Schöne selbst in menschenähnlicher Weise als eine harmonische Verbindung von Vernunft und Sinnlichkeit im weitesten Sinne zu beurtheilen und so heißt es schon hier im Aufsatze 'über das Erhabene': 'bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns' [57]). Das Erhabene anlangend, so suchte er es ohnehin eigentlich überall nur im menschlichen Gemüthe. Da nun in der idealen Bestimmung des Menschen, wie wir sahen, also auch im Idealmenschen das Schöne allein zur Herrschaft gekommen und das Erhabene verschwunden sein sollte, so führte dieß von selbst auf die Ansicht, auch im Idealschönen das Erhabene verschwinden zu lassen. Deshalb auch heißt es schon hier: [58]) 'im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren'. So ist alles vorbereitet für die Auffassung, im Schönen und in der Kunst nur ein Symbol vollendeter Menschheit zu sehen. Wir fanden öfter in diesem Buche, wie die Entwickelung sich dahin drängte — im nächsten wird uns diese Vorstellung als herrschende Anschauung begegnen.

Anmerkungen.

1. Gründung auf Kant.

[1]) Vgl. den schönen Brief Sch's an Baggesen in Baggesen's Brfw. m. Reinhold Th. I. 423 ff. wieder abgedr. in 'Sch's Briefe. Mit geschichtlichen Erläuterungen' u. s. w. Berlin 1853 f. I. 767 ff. [2]) Brfw. m. K. II. 190. [3]) Vgl. ebd. 191 f. [4]) Ebd. 202 f. [5]) Ebd. [6]) Vgl. hiezu u. z. Folg. ebd. 207 f. [7]) Ebd. 210. [8]) Der Brief ist vom 3. März 1791 und wird im Brfw. (II. 235) als fehlend bezeichnet; er findet sich zuerst abgedr. in K. v. Wolzogen, Sch's Leben. 227, bei Döring, Sch's Briefe II. 3. und in der Berliner Sammlung I. 745 f.

[9]) Vgl. Brfw. a. a. O. 235 ff. [10]) Vgl. Reinhold an Baggesen im Brfw. beider I. 158. Brief Reinhold's an Baggesen v. 28. März 1792 und 8. März 1793. [11]) Ja, es wäre schon Herbst 1789 zwischen beiden zum Bruche gekommen, wenn Reinhold nicht versöhnlich Sch'n wieder die Hand geboten hätte. Sch. und Lotte 442 ff. [12]) Brfw. mit K. I. 164.

[13]) Ebd. 161 f. Wir müssen nach der mitgetheilten Stelle jenes Briefes an Körner über die erstmalige Lectüre der Kr. d. U. (vgl. oben Anmerkung 8) es bezweifeln, das Sch. bereits vorher die Reinhold'schen Briefe über die Kant'sche Philosophie gelesen habe. Spuren dieser Lectüre könnten erst in dem Aufsatze über das trag. Vergnügen dort gefunden werden, wo er vom 'eigennützigen Triebe' spricht (vgl. WW. X. 111.). In dem Aufsatz über Anmuth und Würde (X. 51) werden die Briefe citirt. [14]) Vgl. zum Vorherg. Brfw. m. K. II. 140 f.

[15]) Brief Erhard's an Herbert, Nürnberg 17. Mai 1794. Vgl. unten Buch IV. Abschn. 1. Note 2. [16]) Vgl. Brfw. m. K. a. a. O. Ueber Herbert sind wir bekanntlich durch Erhard's Denkwürdigkeiten, hrsg. v. Varnhagen (Berlin 1830), näher unterrichtet. [17]) Brfw. m. K. II. 290. Die Gesellschaft dauerte dann bis April 1793 (vgl. ebd. III. 97 f.).

[18]) Vgl. unten Buch V. Abschn. 3. und Brfw. m. Goethe N. 275. 455. [19]) Vgl. den Brf. Sch's an Fischenich v. 11. Febr. 1793 (zuerst veröff. Rhein. Provinz. Bl. 1837) in der Berliner Sammlung I. 831 ff. vgl. 879 f. u. 903 f. [20]) Brf. m. K. II. 302.

[21]) Sch. an Fischenich a. a. O. Auch Gros war Jurist; später sucht ihn Sch. für die Universität Jena zu gewinnen (Brfw. m. G. N. 121). [22]) Vgl. Brfw. m. K. a. a. O. 171. und 192. [23]) An Fischenich a. a. O. [24]) Vgl. Brfw. m. K. I. 170. 167 f. [25]) Brfw. mit Humboldt 453. [26]) Brfw. m. K. II. 289.

[27]) Er muntert Körner'n dazu auf, den er auch für die Uebersetzung von Shaftesbury und Hume gewinnen will. Ebd. 306 f. Locke hatte Sch. in einer französischen Uebersetzung schon 1787, wie es scheint, gelesen. Vgl. Brfw. m. K. I. 152. [28]) Die Annahme Hoffmeister's (Sch's Leben u. s. w. II. 262), daß Sch. nicht einmal die Kr. d. r. V. durchgearbeitet habe, ist durch nichts unterstützt. Sch's Vertrautheit mit Anschauungen aus derselben, wie wir sie später begegnen werden, gibt der entgegengesetzten Vermuthung Raum. Nebenbei sei bemerkt, daß er sich ein Exemplar der Kr. d. r. V. kommen läßt (Brf. a. d. Buchhändler Crusius v. 16. Dec. 1791. Schillerbuch Marg. Zahl. 1832).

29) Brfw. m. K. II. 298. 30) Ebd. 305 f. 31) Ebd. 309. 32) Ebd. 33) Ebd. 330. 34) Vgl. z. Vorberg. ebd. 312 ff. 35) Vgl. ebd. II. 309 III. 1. 6 f. Und Home betreffend noch Anm. u. Würde WW. X. 25 Anm.

36) Der erste: neue Thalia 1792. I. St. 92 ff. WW. X. 94 ff., der zweite: n. Th. a. a. O. II. St. 176 ff. WW. a. a. O. 109 ff. 37) Ueber diese vgl. Brfw. m. K. II. 187. 192. Wollte man annehmen, daß sie schon behufs dieser Vorlesungen niedergeschrieben und für den Druck nur überarbeitet wurden, so widerspräche dem, daß Sch. schon seit dem Wintersem. 1790 seine Vorlesungen nicht mehr aufzeichnete, sondern frei aus dem Stegreif sprach (vgl. ebd. 167 f.).

38) Vgl. ebd. 280. 39) Vgl. z. Vorberg. WW. a. a. O. 95 ff. 40) Vgl. z. Vorberg. ebd. 100 f. 41) Ebd. 107. 42) Ebd. 96 f. 43) Ebd. 112 f. 44) Vgl. Danzel im Leben Lessing's. I. 360 ff. 45) A. a. O. 113.

46) Ebd. 120 ff. Aristoteles Poetik lernte Sch., wie schon oben bemerkt (Vgl. Buch I. Abschn. 4. Anm. 19) erst viel später kennen. Kuno Fischer (Sch. als Philosoph S. 50) schließt fälschlich aus diesem Aufsatze, daß Sch. damals mit Aristoteles sich beschäftigt habe; wenn er sich übrigens verwundert, daß Sch. die Furcht neben dem Mitleiden nicht nenne, so erklärt sich dieß eben durch den engen Anschluß an Lessing, dem bekanntlich die tragische Furcht nichts anders ist, als 'das auf uns selbst bezogene Mitleid'. (Dramaturgie St. 75.)

47) A. a. O. 100. 48) Ebd. 103. 49) Ebd. 105. 50) Ebd. 112. 51) Vorrede zu Vertot's Gesch. des Malteserordens von Niethammer. WW. a. a. O. 5.

2. Kallias.

1) S. oben Absch. I. S. 147. 2) Brfw. m. Körner II. 355. 3) Ebd. II. 237. Vgl. III. 8. 4) Ebd. II. 355 f. 5) Ebd. 356. 6) Ebd. 358. Vgl. 395. Das philosophische Gespräch im Geisterseher war eine geschickte Probe der Anwendung dieser Form auf philosophische Gegenstände. 7) Ebd. III. 1. 8) Vgl. ebd. II. 356 f. 9) In dem Aufsatze Körner's 'über Charakterdarstellung in der Musik.' Horen 1795. V. St. N. VI. Hier geht Körner auf das ursprüngliche Schiller'sche Schönheitsprincip im wesentlichen zurück. Vgl. auch Brfw. m. K. III. 102. 10) Brfw. m. K. III. 5.

11) Am tiefsten ist Danzel in der Kritik des Brfw. m. K. (Wiener Jhrb. d. L. CX. XI, S. 1 ff. Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel, hrsg. v. Otto Jahn S. 227 ff.) auf die Fragmente des Kallias eingegangen. Doch ist seine Darstellung und Kritik, wie sich zeigen wird, in wesentlichen Puncten unzureichend und fehlerhaft. Von Neueren hat Palleske (Sch's Leben und Werke II. 201 f.) näher darauf Rücksicht genommen, doch konnte er sich nach dem Zweck seines Buches auf eine Analyse nicht einlassen. 12) Brfw. m. K. III. 19 ff. 28 ff.

13) Ebd. III. 15. 14) Ebd. S. 16. 15) Ebd. 16) Ebd. S. 17. 17) Ebd. S. 19. 18) Ebd. 21 f. 19) Ebd. 23. 20) Ebd. 30. 21) Ebd. 31. 22) Kr. d. U. S. 229 ff. 23) Es wird sich später im Verlaufe unserer Kritik des Principes selbst zeigen, was schon hier auffallend hervortritt, daß es ja doch nicht ein und dasselbe ist, das Ding in Betreff seiner Form oder diese selbst unter dem Gesichtspuncte freier Selbstbestimmung zu betrachten.

24) A. a. O. 23 f. 25) Vgl. Anm. u. Würde WW. X. 19 ff. Hierin liegt die Quelle zahlreicher Schwierigkeiten und Verirrungen auf dem Wege der Schiller'schen Untersuchungen, wie sich noch ergeben wird. Wo nichts sinnliches, wie z. B. die Gesinnung, das Substrat des Schönen ist, spricht er hier nur von einem 'uneigentlichen Schönen'. Vgl. a. K. III. 37. 43.

26) Vgl. insb. Kr. d. U. 87. 27) A. a. O. 5 f. 28) Vgl. Sch's Brfw. m. W. v. H. 438 ff. und unten Buch V. Abschn. 1. 29) A. a. O. 6. 30) Vgl. insb. ebd. 152 ff. 31) Vgl. insb. Kr. d. U. 260. 32) Brfw. m. K. III. 6. 33) Ebd. 43. Vgl. auch 70. 34) Ebd. 21.

[35]) Ebd. 43 ff. [36]) Ebd. 45—72. [37]) Danzel, Ges. Auff. S. 238 und S. 242 f. Hier steht übrigens der Druckfehler 'Gesichtsvermögen' st. 'Gefühlsvermögen'. [38]) Brfw. m. K. a. a. O. 45 f. [39]) Kr. d. U. 89 ff. [40]) Ebd. 151 ff. [41]) Brfw. m. K. a. a. O. 46 ff. [42]) Ebd. 48.

[43]) Ebd. 59. Danzel's Auffassung dieses Verhältnisses von Technik und Freiheit in der Schiller'schen Entwickelung (vgl. ges. Auff. S. 238) beruht auf einem Mißverständniß, wobei auch ein fehlerhaftes Excerpt ('dieselbe' statt 'Technik' S. 238) miteingewirkt haben mochte. Er findet darinnen einen Widerspruch, daß Sch. einmal die Technik als die nothwendige Bedingung unserer Vorstellung von der Freiheit (Brfw. m. K. a. a. O. S. 48), das andere Mal diese objective Eigenschaft als den Grund des Leihens der Freiheit angebe (ebd. S. 45), aber hier ist unter der objectiven Eigenschaft nicht die Technik, sondern das Merkmal des Nichtvonaußenbestimmtseins oder der Freiheit gemeint, hier also das erste, dort das zweite objective Merkmal schöner Gegenstände. Danzel versucht diesen angeblichen Widerspruch durch eine Hypothese zu reimen, welche nichts weniger als die volle Vereinbarung der hier behandelten Theorie mit jener in den ästhetischen Briefen in sich schlöße. So kommt er auf die wunderliche Combination, daß hier die Technik ebenso einmal der Grund, das andere Mal die Bedingung der Freiheit, also der Schönheit sei, wie dort Stoff und Formtrieb sich wechselseitig sollicitiren! (A. a. O. S. 242 f.)

[44]) Vgl. Brfw. m. K. a. a. O. 45. 48. 58. [45]) Es wäre irrig zu meinen, daß Sch. dieß Bedürfniß im Sinne habe, wenn er sagt (ebd. 46), man würde die bloße Negation (das Nichtvonaußenbestimmtsein) nicht merken, wenn nicht ein Bedürfniß nach ihrem positiven Gegentheil vorausgesetzt werde. Das positive Gegentheil, auf welches er hier zielt, ist nur das Bestimmtsein überhaupt, wie eine nähere Prüfung leicht ergibt.

[46]) Ebd. 49. [47]) Ebd. 57. 59. [48]) Ebd. 48 f. [49]) Ebd. 49 f. [50]) Ebd. 56. [51]) Ebd. 81. [52]) Ebd. 63 f. [53]) Ebd. 65. [54]) Ebd. 69 f. [55]) Ebd. 60. [56]) Am meisten Anknüpfungspuncte für die Schiller'sche Auffassung bietet die allgemeine Anm. zum I. Abschn. der Analytik. Kr. d. U. S. 92 ff.

[57]) Brfw. m. K. a. a. O. 70. [58]) Ebd. I. 127. [59]) Kr. d. U. 150. [60]) Ebd. 173. [61]) Brfw. m. K. 29. [62]) Kr. d. U. 78. [63]) Brfw. mit K. a. a. O. 7. [64]) Wenn Palleske II. S. 200 darin ein anderes Princip sieht, welches dem späteren apriorisch begründeten vorhergegangen wäre, so ist dieß ein Irrthum; Sch. hatte schon hier seine Definition des Schönen als 'Freiheit der Erscheinung' im Sinne. Und wenn Palleske meint (201), Sch.'s erweiterter Freiheitsbegriff' (ästh. Briefe XIX.), wornach er später die Freiheit, offenbar durch Reinhold bestimmt, als Freiheit, entweder nach dem Gesetze der Vernunft oder 'materiell' zu handeln, auffaßte, habe hier mitgeholfen, so können wir dem gleichfalls nicht beistimmen. Das Schöne ist nach Sch. 'reine Form' und darin ein Analogon des Willens, der sich vernünftig, d. i. aus 'reiner Form' bestimmt hat. Daher auch Palleske, durch den Begriff der Freiheit, wie er im Kallias vorwaltet, irregeführt, gerade den 'erweiterten Freiheitsbegriff' als reine Form der Selbstbestimmung auffaßt, worunter Sch. nach wie vor doch nur die vernünftig gebrauchte Freiheit verstand.

[65]) Brfw. m. K. a. a. O. S. 8. [66]) Ebd. 112. Der Irrthum ist dadurch veranlaßt, daß auch dem Briefe vom 20. Juni eine 'Beilage' angefügt war, wie es im Briefe bemerkt ist, doch war dieß die Abhandlung 'Anmuth und Würde'. Die gegenwärtige Ausführung über die Kunst ist die 'Inlage', von der der Brief vom 28. Februar spricht. Vgl. ebd. 79.

[67]) Ebd. 56. [68]) Kr. d. U. 181. [69]) Kant braucht den Ausdruck 'Vorstellung', wo Sch. nachher 'Darstellung' sagt; Kant vermeidet den Ausdruck 'Darstellung', da er ihm bekanntlich eine eigene terminologische Bedeutung gegeben hat. Vgl. Kr. d. U. 230. Zudem lag es im Wesen der subjectiven Auffassung Kant's vom Schönen mehr auf den Künstler als auf das Kunstwerk Rücksicht zu nehmen.

70) Brfw. m. K. a. a. O. 112 ff. 71) Brfw. zw. Sch. u. G. N. 366 a. 72) Kr. d. U. 175. 73) Brfw. m. K. a. a. O. 112 f. Vgl. 58 f. 74) Ebd. 115 ff. 75) Ebd. 117. 76) Sch. spricht dieß hier nur vom Dichter aus, doch läßt es sich in seinem Sinne natürlich verallgemeinern. 77) A. a. O. 119 f. 78) Vgl. ebd. 120 ff. 79) Ebd. 122. 80) Phil. Briefe. WW. IX. 166. 81) Brfw. m. K. a. a. O. 64. 82) Ebd. 83) Ebd. 66.

84) Gesammelte Auff. hrsg. v. Otto Jahn. S. 237. 85) Brfw. m. K. a. a. O. 75. Derselbe Brief, in welchen er Körner'n Nachricht gibt von seiner neuen Kant'schen Lectüre, enthielt als Beilage die Abhandlung 'das Schöne der Kunst'. 86) Vgl. ebd. 90. 93. 97. 76 f. 87) Ebd. 77.

88) Vgl. ebd. 92. 97. 102. u. s. w. 89) Von Ramberg. Ebd. 98. 90) Ebd. 105. 91) Ebd. 86. 92) Ebd. 93) Ebd. 81. 94) Ebd. 102. 104. 95) Danzel a. a. O. 1. 242. 96) Brfw. m. K. a. a. O. 105. Der Brief, der von dem gefundenen Merkmal des Schönen berichtet, ist vom 5. Mai, in der zweiten Hälfte des Mai arbeitet er schon an 'Anmuth und Würde.' 97) Anmuth und Würde. X. 26. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Sch. in dieser Ansicht durch Hogarth's Theorie bestimmt war; auch den Ausdruck 'Zergliederung des Schönen' hat Sch. aus Mylius' Uebersetzung von Hogarth's Analyses of beauty, zu der Lessing bekanntlich die Vorrede schrieb. Noch später theilt auch Körner Sch'n mit, daß er ein Merkmal der Freiheit in der Erscheinung gefunden zu haben glaube. Er sieht es in der Art, wie die Einheit des Mannigfaltigen erscheine; das Schöne erscheine nämlich als ein Mikrokosmos, der jedoch aus lebendigen Bestandtheilen bestehe, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimme, wie der Wille der Bürger eines republikanischen Staates. Man sieht, Körner befindet sich auf dem Boden eines zum Theil von Sch. selbst gebrauchten Bildes. Er meinte aber auf diesem Wege den 'Kant'schen Dornen in der Kritik der praktischen Vernunft' zu entgehen. (S. 146.) 98) Ebd. 111. 99) Ebd. 162.

---

3. Anmuth und Würde.

1) Brfw. m. K. III. 110 f. Brief vom 20. Juni, dem das fertige Manuscript beigelegt war. Die Abhandlung erschien im III. Bd. der 'neuen Thalia' von 1793. 2. Stück 115 ff. 2) Anm. u. W. X. 22. 26.

3) Körner fühlte genau die Schwierigkeit, die Abhandlung ohne ihr Fundament vollständig zu verstehen. Vgl. Brfw. a. a. O. 132 f. 4) Ebd. 53. 5) Ebd. 132. 6) Vgl. 'Die Künstler' VB. 42 ff. alte Form. 7) Anm. u. W. 16. 8) Brfw. m. K. a. a. O. 75. 9) Ihm schrieb Sch. das Stammbuchblatt bei Hoffmeister, Nachlese IV. 442. 10) Anm. u. W. 13. 11) Ebd. 17.

12) Kr. d. U. 182. 13) Anm. u. W. 18 f. 14) Ebd. 17. 15) Ebd. 20 ff. 16) Ebd. 21. 17) Ebd. 22. 18) Man denke hier wieder an Kant's schöne Form, 'die eine Zusammensetzung des Mannigfaltigen enthält, wie sie die Einbildungskraft, wenn sie sich selbst frei überlassen wäre, in Einstimmung mit der Verstandesgesetzmäßigkeit überhaupt entwerfen würde.' Kr. d. U. 93. 10) So sagt er in der Abhandlung des Briefes vom 23. Februar, daß 'die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß.' Brfw. m. K. a. a. O. 70.

20) Anm. u. W. 24 f. 21) Ebd. Wenn Sch. der Anmuth als 'persönlichem Verdienst' die architektonische Schönheit als 'Talent' gegenüberstellt, so lehnt sich dieser Sprachgebrauch an Kant, der Talent als Naturgabe überhaupt faßte. Vgl. Kr. d. U. 176. 22) Anm. u. W. 31. 23) Ebd. 29. Vgl. hierzu eine Parallelstelle in der Magisterdissertation VIII. 453. 24) Vgl. Anm. u. W. 29 u. 37 unten. 25) Ebd. 33. 26) Vgl. 26.

27) Vgl. Brfw. m. K. a. a. O. 10 u. 52. 28) Die bekannte Aeußerung Goethe's gegen Anmuth und Würde in den Annalen WW. Ausg. in 3 Bd.

S. 1122 und insbesondere die Bemerkung, daß er (Goethe) gewisse harte Stellen sogar direct hätte auf sich deuten können, darf ohne Zweifel, wie auch Riemer meint, zunächst auf die Anmerkung Anm. u. W. 35 f. bezogen werden. Was Düntzer (Schiller und Goethe, Uebersichten und Erläuterungen u. s. w. S. 50) dagegen beibringt, ist nicht stichhältig, da man doch gewiß nicht die ganze Bemerkung auf einen Irrthum oder eine ungenaue Erinnerung Goethe's wird zurückführen können. Vgl. übrigens auch Jul. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen. 273 ff.

[29]) Anm. u. W. 38. [30]) Ebd. [31]) Ebd. 47. [32]) Ebd. 48. [33]) Ebd. 26. [34]) Ebd. 38. [35]) Vgl. besonders 48. [36]) Ebd. 51. [37]) Ebd. 54. [38]) Ebd. 49. [39]) Ebd. 56 f. [40]) Ebd. 57. [41]) Vgl. 59 f. [42]) Ebd. 60 f. [43]) Ebd. 61 f. [44]) Ebd. 62. [45]) Ebd. 63. [46]) Ebd. 64 f. [47]) Ebd. 65 f. [48]) Ebd. 56.

---

4. Das Erhabene.

[1]) Die Arbeit daran fällt noch vor die Schwäbische Reise (anfangs August 1793). [2]) 'Neue Thalia' III. Band. 1793. 3. St. 320 ff. 'Vom Erhabenen' und IV. u. letzter Bd. 1793. 4. St. S. 52 ff. 'Fortges. Entwickelung des Erhabenen.' Wol die geringere Selbständigkeit des Aufsatzes hat Sch'n vermocht, in der Sammlung der 'kleineren pros. Schr.' (III. Theil 1801) nur ein Fragment desselben 'über das Pathetische' (WW. X. 68 ff.) aufzunehmen. Die ganze Abhandlung ist neu abgedruckt in Döring's und in Hoffmeister's Nachlese (Hoffm. IV. 520 ff.). Zum Ersatz ließ Sch. in demselben Bande der kl. pr. Schr. (S. 1—44) einen anderen Aufsatz 'über das Erhabene' einrücken, der in die Gruppe der Schriften gehört, die wir im letzten Abschnitte dieses Buches besprechen werden.

[3]) 'Neue Th.' IV. Bd. 5. St. 115 ff. Dieser Aufsatz ist als die in dem ersten versprochene Fortsetzung zu betrachten. Auch hier hat Sch. später einen großen und interessanten Theil weggelassen (vgl. Hoffm. a. a. O. S. 552 ff.). Das Studium der Lehre Kant's vom Erhabenen bot ihm so reichen Stoff und er beherrschte denselben mit solcher Leichtigkeit, daß er auch nach den 'zerstreuten Betrachtungen' die Fortsetzung versprach.

[4]) 'Kl. pros. Sch.' IV. Theil (1802) 310 ff. [5]) Hoffm. Nachlese IV. 521 f. [6]) Vgl. Kr. d. U. 114. 119 f. 122 u. f. f. [7]) Ebd. 112. [8]) Hoffm. a. a. O. 525. [9]) Ebd. 524. [10]) Vgl. insb. WW. X. 138. 144. [11]) Kr. d. U. 113 f. [12]) Vgl. z. B. Hoffm. a. a. O. 547 und bes. 550 und WW. X. 82. [13]) Ebd. [14]) Ebd. 522. [15]) Ebd. 527 f. [16]) Ebd. 528 f. [17]) Ebd. 538. [18]) Das Erhabene der Macht beruht nicht immer auf dem **Kampfe** der Kräfte, obwol es darin seine Wirkung am häufigsten bewährt.

[19]) Ebd. 528. [20]) Ebd. 529. [21]) Ebd. 538. [22]) Aus dem gleichen Grunde, daß das Schöne ein Gefallen ohne Begriff sei und wenngleich es nicht in der Empfindung liegt, so doch nur an (sinnlichen) Erscheinungen vorkomme, hatte Sch., wie wir wissen, das Schöne selbst als etwas Sinnliches gefaßt. Beim Erhabenen tritt diese Ansicht nicht wieder auf, denn da hat es zu nahe gelegen, daß auch Ideen, wie Sch. es selbst ausführt, dem Erhabenen zu Grunde liegen können. Zahllose Schwierigkeiten, Widersprüche und Unklarheiten schwinden, wenn man streng daran festhält, daß dem ästhetischen Wolgefallen die Vorstellung eines Verhältnisses als solchen zu Grunde liegt. Dann ist freilich das Aesthetische weder 'logischer', aber ebenso wenig 'sinnlicher Natur.'

[23]) Auch die Freiheit des Gemüthes, das Wolgefallen in der 'freien Betrachtung,' welche Sch. beim Aesthetischen voraussetzte (vgl. Hoffm. a. a. O. 530 u. Kant Kr. d. U. 118), und wornach er, von Kant angeregt, für das Gefühl der Erhabenheit der Natur 'physische' und für jenes von Ideen 'moralische Sicherheit' (Beruhigung unserer Sinnlichkeit durch religiöse Ideen)

forderte (vgl. Hoffm. a. a. O. 531 ff.), wird dadurch erklärlich, daß eben die vollkommene Vorstellung der ästhetischen Verhältnisse nur in einer Art Freiheit des Gemüthes wird statt finden können.

[24]) A. a. O. 539 f. [25]) Ebd. 541 f. [26]) Ebd. 542 ff. [27]) Ebd. 545. [28]) Dieses Stück war schon in der neuen Thalia von dem in der Sammlung weggelassenen Theile der Abhandlung durch einen Strich gesondert, was gleichfalls unsere sogleich zu bemerkende Ansicht von der Entstehungszeit dieses Fragmentes bestätigt.

[29]) Brfw. m. K. III. 105. [30]) Hoffm. a. a. O. 548. Die Furcht fällt Sch'n mit dem Mitleiden zusammen. Er hält sich auch hier nach der Lessing'schen Bestimmung. Vgl. oben 1. Anm. 46. [31]) Ebd. [32]) WW. X. 68. [33]) Ebd. 71. [34]) Ebd. 72. [35]) Hoffm. a. a. O. 551.

[36]) Ebd. [37]) WW. a. a. O. 69 ff. Der Einfluß der Lectüre von Lessing's Laocoon tritt hier wie an anderen Stellen der Abhandlung klar hervor. Daß die Griechen in der Darstellung des Leidens der Natur treu blieben, begründet Sch. auch durch 'den tiefen und richtigen Verstand des Griechen, der ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden' ließ. 'Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen'. Man erinnert sich dabei an die ähnlichen Ansichten im Kallias, wornach beim Schönen nur das Nothwendige in Rücksicht kommt. 'Deswegen, sagt er hier, wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg und zeigt uns bloß nackende Figuren'. Der Grund liegt aber hier wol nicht in der Absicht, das Nothwendige von dem Zufälligen zu scheiden, sondern in den schönen Formen des nackten Körpers.

[38]) Die Würde soll sich nicht bloß 'beim Leiden im engeren Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens' (Anm. u. W. 56) zeigen. Damit ist schon angedeutet, daß die Würde sich beim Leiden im weiteren Sinne beweise, wie dieß dann im zweiten Theile des Aufsatzes 'über das Pathetische' gefaßt war. Noch nicht hier, sondern erst dort fällt die 'Würde' daher mit dem Pathetischen ganz zusammen.

[39]) Vgl. Anm. u. W. 55. [40]) WW. a. a. O. 76 f. [41]) Ebd. 77 ff. [42]) Unvollständig besonders darin, daß es den Anschein hat, als sollte das Pathetische mit Bezug auf die Tragödie zur Darstellung kommen und dann doch eigentlich nur auf die bildende Kunst Rücksicht genommen ist; schwach im Gefüge z. B. darin, daß anfangs versucht ist, das Erhabene im Leiden noch auf die Pflicht unserer eigenen Erhebung über dasselbe zu gründen (in dem später weggelassenen Eingange Hoffm. Nachl. 549), während nachher hiezu eine objective Darstellung der Erhebung über dasselbe gefordert wird.

[43]) Consequent wäre nur die Festhaltung des anfänglichen Gesichtspunctes gewesen, doch dem widersprachen natürlich die Thatsachen und das richtige ästhetische Gefühl. [44]) Vgl. Hoffm. a. a. O. [45]) So z. B. wenn edel dasjenige genannt wird, was aus der Vernunft quillt, und nun ein Werk der Architektur edel heißt, wenn es Darstellung von Ideen ist. (WW. a. a. O. 73.)

[46]) Unten bei Besprechung des Aufsatzes 'Gedanken über den Gebrauch u. s. w.' S. 226 f. [47]) Anm. u. W. 56. [48]) Vgl. die Anm. zum XIX. ästh. Briefe.

[49]) WW. a. a. O. 83 f. [50]) Es darf nicht irren, daß Sch. in dem Aufsatze 'Würde' zunächst nur den Ausdruck derselben in der äußeren Gestalt des Menschen im Auge hat, zahlreiche Stellen zeigen, daß er auch dort schon den Begriff im weiteren Sinne faßte. Gewiß hat W. Hemsen (Sch's Ansichten über Schönheit u. Kunst u. s. w. S. 24) Unrecht, die 'Würde' auf das 'Erhabene der Fassung' zu beschränken.

[51]) Vgl. a. a. O. 84. [52]) Ebd. 86 f. [53]) Dieß ist ein fruchtbarer Gesichtspunct, die Erklärung davon hängt freilich nicht mit dem angeblichen Interesse der Einbildungskraft an der bloßen Möglichkeit freier Handlungen zusammen, sondern liegt einfach darin, daß das ästhetische Wolgefallen bloß an den Vorstellungen überhaupt hängt, abgesehen von deren Realität.

[54]) A. a. O. 87. [55]) Ebd. [56]) Ebd. 91. [57]) Ebd. 89. [58]) Ebd. [59]) Ebd. 91. [60]) Dann könnte auch beim Pathetisch-Erhabenen der Grund unseres Wolgefallens wie bei den übrigen Arten des Erhabenen in der bloßen Aufrufung des Bewußtseins unseres übersinnlichen Vermögens gesucht werden.

[61]) Vgl. Kr. d. U. 102. [62]) Vgl. ebd. 105. [63]) Ebd. 106. [64]) Besonders in dem später weggebliebenen Theile, Hoffm. Nachlese IV. 553 ff. [65]) Kr. d. U. 111. [66]) Vgl. ebd. 109 ff. [67]) Vgl. Hoffm. Nachl. S. 563. Es mahnt an Fichte, ist jedoch von diesem natürlich nicht beeinflußt, wenn er hier auch von dem reinen und identischen Ich als dem ewig unwandelbaren Principium spricht, welches für unser Denken und Handeln alle Gesetze gibt, Ausdrücke, die nur umschreiben, was ihm sonst als 'Vernunft' gilt. Ebenso mahnt es an Fichte, wenn er das Minimum der Vorstellungen, mit welchem die Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, in der Comprehension als drei bezeichnet, 'weil der ursprüngliche Act des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreiheit nothwendig' mache. Ebd. 555.

[68]) Wo er auf die Begründung des Wolgefallens eingeht. Ebd. 561 ff. [69]) WW. a. a. O. 145 ff. [70]) Ebd. 147. [71]) Wenn die Größe meiner Vernunft, welche den Gedanken der unendlichen Natur zu fassen vermag, erhaben sein soll, so ist sie natürlich dynamisch, nicht mathematisch erhaben. Wenn man streng im Auge behält, daß es sich beim Mathematisch-Erhabenen um die vollständige Vorstellung von Größengliedern *in ihrem Verhältnisse* handelt, und daß jede wirkliche Messung, die immer schon den Exponenten des Verhältnisses ausspricht, verwehrt bleiben muß, so werden sich die zahlreichen Fälle, die hieher gehören, mühelos erklären lassen. Darin liegt es auch begründet, daß die 'logische Größenschätzung' keine Grundlage des Erhabenen sein kann, aber es ist zugleich begreiflich, warum das Verhältniß einer sehr großen Zahl zu den Zahlmaßstäben ihrer Schätzung dem Erhabenen sich nähern kann, weil es eben dann bei der Vorstellung des Verhältnisses bleibt, wo der Exponent selbst unvorstellbar wird. Als besonders belehrend mag noch des Schiller'schen Schlußbeispieles gedacht sein; er findet nämlich in dem Ausdruck, daß der Atlas den Himmel trage, eine symbolisch wahre Vorstellung; denn wie der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheine, so ruhe unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Ohne den Berg würde der Himmel *fallen*, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken. — Wir müssen es uns natürlich versagen, hier näher auf den Zusammenhang des Erhabenen der Größe mit der Entstehung der Raumvorstellungen überhaupt einzugehen, wollen aber hindeuten, daß die ästhetische Begründung jedesfalls darauf zurückgreifen müßte.

[72]) WW. a. a. O. 161 f. Vgl. Kr. d. U. 98. [73]) Ebd. 140. [74]) Sieh oben Anm. 4. [75]) WW. a. a. O. 73. [76]) Ebd. 396. [77]) Ebd. 397. [78]) Ebd. 396. [79]) Ebd. 398. [80]) Ebd. 398 f. [81]) Ebd. 400 f.

---

5. Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik.

[1]) In dem Absatze, der oben mit E (S. 42—47) bezeichnet wurde. [2]) So selbst noch zuletzt bei Kuno Fischer, Sch. als Philosoph. (Vgl. insbes. Eingang zu VII., dann Abs. 5. 6.) In sachkundiger Weise ist der Ansicht Fischer's, als hätte bei Sch. schließlich der ästhetische Standpunct den moralischen ganz zurückgedrängt und wäre ihm zuletzt der ästhetische Mensch als 'Inbegriff *alles* Menschlichen' erschienen, vor nicht langer Zeit Drobisch entgegengetreten (vgl. Berichte der königl. sächs. Gesellsch. der Wiss. ph. h. Cl. Sitz. v. 12. Dec. 1859). [3]) Vgl. Kr. d. prakt. Vft. WW. VIII. 143 ff. [4]) Anm. u. W. 42. [5]) Ebd. 43. [6]) Ebd. Hier hat Sch. einen anderen Begriff eines 'Latitudinariers' im Sinne, als bei Kant dafür angenommen ist.

Vgl. Rel. innerh. d. Gr. d. bl. V. WW. X. S. 23. Da werden Latitudinarier neben den Indifferentisten auch jene genannt, welche moralische Adiaphora zugeben wollen. Latitudinarier in Sch's Sinne wäre aber der 'moralische Weichling, der dem Gesetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Convenienz macht'. Anm. u. W. 45.

[7]) Ebd. 42. [8]) Ebd. 44. [9]) Ebd. 45. [10]) Kr. d. pr. V. 196 f. [11]) Vgl. z. B. Kr. d. pr. V. 209. Rel. innerh. u. s. w. 33. Kr. d. U. 131 f. [12]) Brfw. m. K. I. 403. [13]) Ebd. III. 111. [14]) Ebd. 132. [15]) Kr. d. pr. V. 203. [16]) Anm. u. W. 42. [17]) Vgl. z. B. X. 311. 359 ff. 375 f. u. s. w. [18]) Anm. u. W. 43. [19]) Nun ist es bekannt, daß Kant für die Pflicht nur Achtung in Anspruch nahm. Vgl. Kr. d. pr. V. 202. und Anm. u. W. 62. Anm. [20]) Anm. u. W. 43 f. [21]) Ebd. 49.

[22]) Ebd. 50 f. [23]) Ebd. 54 f. u. 49. [24]) WW. X. 24. Anm. [25]) Vgl. noch insb. Anm. u. W. 62. Anm. [26]) Brfw. m. K. III. 171 f. [27]) Dort wird auch der Beweis geführt werden, daß sie in die Zeit des Schwäbischen Aufenthaltes (Ende August 1793 — Mitte Mai 94) fallen, und die Vermuthung begründet, daß der erstgenannte Aufsatz dem zweiten, obwol dieser früher veröffentlicht wurde, vorangeht. Der Brief an Körner, den wir hier berühren, fällt kurz auf die Rückkehr nach Jena (18. Mai 1794).

[28]) Vgl. Briefe über die Kant'sche Philosophie II. Bd. 1792. 7. 8. 9. Brief. [29]) Vgl. hiezu u. zum Folg. WW. X. 371 ff. [30]) Ebd. 275 ff. [31]) Vgl. WW. IX. 216 ff. [32]) Ebd. 279 f. [33]) Ebd. 280. [34]) Ebd. 190 f. Anm. [35]) Ebd. 203. [36]) Vgl. ebd. 279. [37]) Vgl. XXIII. Brf. bes. S. 227. [38]) Ebd. 228 f. [39]) Drobisch a. a. O. 184. [40]) So 'die zwei Tugendwege', 'Theophanie'. Beide 1795. Ebenso gleichfalls aus 1795 'die Führer des Lebens', dann die Votivtafeln aus 1796, bes. die Nummern 8. 42. 47; unter den Xenien die bekannten beiden direct gegen die Kant'sche Moral gerichteten N. 388. 389.

[41]) Brfw. m. K. III. 76. [42]) Ebd. 84. [43]) WW. X. 371. [44]) Brfw. m. G. N. 636. 637. [45]) Hält man nun diese Ansichten zu den früher ausgesprochenen, so wäre der ideale Zustand dann erreicht, wenn der Fall gar nicht mehr einträte, daß der Trieb nach sinnlichem Wolsein der Vernunftforderung widerspräche, dann würden wol der Schiller'schen Anschauung gemäß alle Neigungen von selbst auf das Gute gerichtet sein; dieses wäre wirklich dem Menschen zur Natur geworden, worauf Sch. von Anfang hinzielte. Vernunft und Sinnlichkeit befänden sich dann in voller Harmonie, die 'Charakterschönheit, die reifste Frucht der Humanität', wäre erreicht, und man sieht, wie Sch. einen solchen Zustand, darin das sinnliche Wolsein stets mit der Vernunft im Einklang stünde, als 'Glückseligkeit' bezeichnen konnte.

---

6. Die Briefe an den Herzog von Augustenburg.

[1]) Brfw. m. K. III. 135. 171. [2]) Ebd. 142. Der Aufsatz über den ästhetischen Umgang, so scheint es, ist in die Briefe selbst oder erst in deren spätere Ueberarbeitung für die Horen verwoben worden. [3]) Ebd. 154. [4]) Vgl. ebd. u. 159. [5]) Ebd. [6]) Ebd. 160. [7]) Ebd. 161 ff. Die fertigen Briefe, meinte Sch., würden gegen vierzehn gedruckte Bogen füllen (ebd. 159), davon waren die zehn ersten Bogen, die allgemeinen Betrachtungen über die ästhetische Erziehung der Menschen enthaltend, schon anfangs December 1793 fertig (ebd. 154 f.), anfangs Februar waren weitere vier Bogen dazugekommen, die aber wahrscheinlich noch nicht von dem Einflusse der Theorie des Schönen handelten. Vgl. ebd. 160.

[8]) Ebd. 161. [9]) Kr. d. U. 176. [10]) A. a. O. 160 f. [11]) Es ließe sich nämlich durchführen, daß das, was Kant 'Geist' nennt, bei einer festen Scheidung der Form des Schönen vom Inhalte auf Seite des letzteren stünde; den 'Geist' also im Kant'schen Sinne als Bestandtheil des Genies brauchte

man des Schönen der Form wegen allerdings nicht der Beobachtung zu unterziehen, was nach Kant nicht möglich ist, daß aber dem 'Geschmacke' Regeln zu entnehmen sind, leugnet Kant selbst nicht, und sofern das Schöne in der reinen Form beruhen soll, könnten sie auch nur in diesem allein liegen. Vgl. Kr. d. U. 176. 179. 184 ff.

[12]) Vgl. ebd. 179. 190 u. s. f. [13]) A. a. O. 162. [14]) A. a. O. 160 f. [15]) Ebd. 162. [16]) Vgl. ebd. 163 ff. [17]) Noch später beschäftigte Sch'n der Gedanke, die Baukunst könne nur schwer verbergen, daß sie dem Bedürfnisse diene, und sei deshalb gehindert, eigentliche Kunst im höchsten Sinne zu sein. Er hielt dafür, daß bei einem Gebäude die Kunst stets den Gattungsbegriff des Gebäudes gegen den Artbegriff zu behaupten suchen müsse, wodurch sie dann subjectiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten führe. Aehnlich meinte Goethe, die schöne Architektur arbeite für den Idealmenschen. Brfw. m. W. v. Humboldt. 28 ff. Vgl. damit im Kallias Brfw. m. K. III. 63.

[18]) Ebd. 167. [19]) Ebd. 165 f. [20]) Horen 1795. IX. St. N. 9. [21]) Ebd. XI. St. N. 4. [22]) Kleinere pros. Schr. II. Th. 1800. S. 355 ff. [23]) Horen 1796. III. St. N. 3. [24]) Kl. pr. Sch. III. Th. 1801. S. 3 ff. [25]) Brfw. m. K. a. a. O. 311. Zwar bezieht sich diese Aeußerung zunächst nur auf den Aufsatz über die Gefahr u. s. w. Doch sagt Sch. ausdrücklich (ebd. 301), daß dieser nur eine Fortsetzung sei 'des im neunten Stücke angefangenen Aufsatzes über die nothw. Gr. u. s. w'. [26]) Was den Aufsatz über den moral. Nutzen u. s. w. betrifft, so hatte Sch. notorisch gerade für das 3. St. der Horen (1796) Mangel an Stoff (Brfw. m. K. a. a. O. 329), daher es erklärlich wird, daß er ein älteres Fragment hervorsuchte. Wäre der Aufsatz zur Zeit seiner Veröffentlichung neu entstanden, so fiele er in den ersten Aufschwung der Xenienarbeit, was ganz unwahrscheinlich ist. Die Abhandlung über das Erhabene anlangend, so war Sch. durch seine Arbeit an der Jungfrau derart gefesselt, daß der oberflächlichste Einblick in die Briefe aus jener Zeit die Vermuthung begründet, die Abhandlung könne damals nicht entstanden sein. Doch würde dieß alles uns nicht bestimmt haben, wenn nicht auch noch der innere Zusammenhang dafür spräche, hier ein früher zusammenhängendes Ganze zu Grunde zu legen.

[27]) Brfw. m. W. v. H. 266. [28]) Brfw. m. K. a. a. O. 159 f. [29]) WW. X. 257 f. [30]) Ebd. 258. Vgl. insb. die Anm. [31]) Ebd. 261. [32]) Ebd. 263. [33]) Ebd. 259 f. [34]) Ebd. 263. [35]) Ebd. 260 f. [36]) Ebd. 262 f. [37]) Ebd. 259. [38]) Ebd. 264. [39]) Ebd. 265 f. 268. [40]) Vgl. ebd. 271. bes. die interessante Anm. Ebenso fordert er im Aufsatze 'über das Erhabene', daß in der ästhetischen Erziehung die Bildung zum Erhabenen der Bildung zum Schönen vorangehen müsse. Ebd. 387 f.

[41]) Ebd. 270. [42]) Die betreffende Stelle im XXIII. Br. (S. 228 f.), die wir früher schon theilweise anführen mußten, lautet: 'im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form sein und darf der Spieltrieb gebieten'. Die Anschauung, die in den im vorigen Abschnitt behandelten Aufsätzen zur Moral nur für die praktische Vernunft geltend gemacht erscheint, ist in den ästhetischen Briefen auch auf die theoretische Vernunft ausgedehnt, da es sich beim 'Formtrieb' um die ganze 'Persönlichkeit' handelt. Darnach ließe sich im Sinne Sch's auch für das Gebiet der Wahrheit von einem 'Bezirk der Glückseligkeit' sprechen, dann nämlich, wenn der ganze Mensch nach seinen beiden Naturen an ihr Theil nimmt; wie der ethisch-glückselige Mensch Tugend, nicht Tugenden kennt, so gibt es in diesem Gebiete 'nicht Wahrheiten, sondern Wahrheit, nicht Kenntnisse, sondern Erkenntniß'. Es stimmt damit zusammen, wenn er diesem idealen Zustand gemäß ebenso 'aus Schönheiten Schönheit zu machen' als Aufgabe der ästhetischen Bildung bezeichnet. Vgl. XVI. Brf.

[43]) WW. X. 269. Die sinnlich schöne Darstellung gilt Sch'n für reicher, weil sie Bilder, ein Ganzes von Bestimmungen, Individuen gibt (S. 260).

Und da das Wissen der Frauen durch diesen Charakter vermittelt ist, so nennt er in der 'Würde der Frauen' die Frau 'reicher als er (der Mann) in des Wissens Bezirken'. So allein gewinnt diese Stelle ihr Verständniß.

[44]) Ebd. 271. [45]) Brfw. m. W. v. H. 265 ff. [46]) Sch's u. Fichte's Brfw. hrsg. v. J. H. Fichte. Berlin 1847. S. 51 ff. [47]) Ebd. 49. [48]) Ebd. 40. [49]) Ebd. 52 f. [50]) WW. X. 375. [51]) Ebd. 273 ff. [52]) Wie zu vermuthen ist, mochten für den Abdruck diese Aufsätze noch einzelne Modificationen erfahren haben, und so könnte dann der Eingang des Aufsatzes von der Gefahr ästhetischer Sitten (S. 273 f.) vielleicht erst nachträglich, um diesen besser an den Aufsatz 'von den nothw. Grenz. u. s. w.' anzuschließen, hinzugekommen sein. [53]) Vgl. ebd. 394. [54]) 'Schön und erhaben' Horen, XII. St., später 'die Führer des Lebens' überschrieben. [55]) WW. a. a. O. 382 f. Wir finden hierin zugleich einen bedeutsamen Grund für die Annahme, daß der Aufsatz über das Erhabene der Zeit nach schon vor dieses Gedichtchen, also vor 1795 zu setzen ist, da der dichterischen stets die prosaische Ausführung solcher einzelnen Gedanken voranging. Die Stelle im Eingange des Aufsatzes, wo vom Idealisten und Realisten die Rede ist, kann allerdings erst nach dem Aufsatze 'über naive und sentimentale Dichtung' geschrieben sein, aber bei schärferer Prüfung des Tones der Darstellung wird sich unschwer in dem ganzen Eingange (vielleicht vom Anfang bis: 'Zwar reichen u. s. w.') ein späterer Zusatz erkennen lassen. [56]) Ebd. 387 ff. [57]) Ebd. 284. [58]) Ebd.

Viertes Buch.

Höhestand der Speculation.



I. Ein neuer Vorläufer der Theorie des Schönen.

Während des Aufenthaltes in Schwaben hatte Sch. die Beschäftigung mit Kant'scher Philosophie lebhaft fortgesetzt [1]). Erhard, mit dem er in Stuttgart und auf der Rückreise nach Jena (bis Würzburg war Erhard Sch's Begleiter) viel über Philosophie sich unterhalten hatte, konnte berichten, daß Sch. 'ganz in den Geist des Kant'schen Systemes eingedrungen sei und seine Wahrheit in jedem Resultate zeige, das die reflectirende Vernunft finde' [2]).

Wiederholtes Studium Kant's.

Nach der Rückkehr nach Jena (15. Mai 1794) war besonders der nahe Verkehr mit Wilhelm von Humboldt und die neue ihm 'äußerst interessante Bekanntschaft' mit Fichte [3]) geeignet, ihn bei der philosophirenden Thätigkeit festzuhalten. Und so ließ er, wie er an Körner berichtet [4]) 'auf eine Zeit lang alle Arbeiten liegen, um den Kant zu studiren'; einmal müsse er darüber ins reine kommen, wenn er nicht immer mit unsicheren Schritten seinen Weg in der Speculation fortsetzen solle. Humboldt's Umgang, fügt er hinzu, erleichtere ihm diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kant'schen Systeme gebe, trage gleichfalls nicht wenig dazu bei, ihn tiefer in diese Materie zu führen. Ermunternd ruft Körner dem Freunde zu [5]): zum Studium des Kant gebe der Genius der Philosophie seinen Segen! Dieses Studium war auch das einzige, was Sch. während des Sommers 1794 anhaltend trieb [6]). Die Zusammenkunft Sch's mit Humboldt und Körner in Weißenfels zu Ende August bot neuerlich philosophische Anregung [7]) und diesen Charakter trägt auch, wie sich später noch zeigen wird, der erste nähere Verkehr mit Goethe, der nicht lange vorher begann [8]).

Die Kritik 'über Matthisson's Gedichte'.

Die erste Frucht des erneuerten Studiums der Kritik der Urtheilskraft liegt in einer kleinen, für die Weiterbildung der ästhetischen Anschauungen Sch's höchst bedeutsamen Schrift aus dieser Zeit vor, in der Recension: 'über Matthisson's Gedichte'[9]). Auch diese Arbeit betrachtete Sch. nur als einen 'Vorläufer seiner Theorie des Schönen.' Einige bedeutende ästhetische Erörterungen, meint er, habe er darin vorgebracht, doch könne erst das vollendete Ganze diesen Ideen einen Halt geben und deshalb hätte er sie eigentlich noch lange zurückhalten sollen, doch tröstete er sich in eigenthümlicher Weise damit, daß sie darin nicht leicht gesucht und gefunden werden dürften [10]). Auch Goethe'n verfehlt Sch. nicht besonders auf die Recension aufmerksam zu machen [11]). Da ist es von Interesse, wenn er rechtfertigend hinzufügt, bei der Anarchie, welche noch immer in der poetischen Kritik herrsche und bei dem gänzlichen Mangel objectiver Geschmacksgesetze befinde sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine Behauptung durch Gründe unterstützen wolle; denn kein Gesetzbuch sei da, worauf er sich berufen könnte. Wolle er ehrlich sein, so müsse er entweder gar schweigen, oder er müsse zugleich der Gesetzgeber und der Richter sein und die letzte Partei habe er ergriffen.

Charakter der Form in der schönen Kunst

Sch. hat die Absicht zu zeigen, daß die Landschaftsdichtung der Vorzüge der Dichtung als schöner Kunst fähig ist, und daß diese Vorzüge in den dichterischen Naturgemälden Matthissons sich finden. Wieder in der bestimmtesten Absicht Form und Inhalt zu trennen, stellt er den Satz voran: 'es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden' [12]). Hiernach gestaltet sich ihm die Frage dahin: vermag der Landschaftsdichter seinem Gegenstand ('unbeseelte Naturmassen') eine solche Form in der Darstellung zu geben, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt? Zu diesem Behufe geht er auf die Kant'sche Unterscheidung der 'ästhetischen Kunst', welche im Gegensatze zur 'mechanischen' 'das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht' hat, in die 'angenehme' und 'schöne Kunst' zurück [13]). Ließe sich die

Frage nicht bejahend beantworten, so wäre die Landschaftsdichtung bloß angenehme Kunst. Bei Kant wird der Unterschied beider darein gesetzt, daß in dieser die Lust die Vorstellungen als bloße Empfindung, während in jener sie dieselbe als Erkenntniß-arten begleitet, d. i. auf der Reflexion über die bloße Form der Vorstellungen beruht. Doch handelt es sich auch bei der ersteren um das wechselnde Spiel der Vorstellungen als solches, was Kant gleichfalls als Form auffaßt, und bei beiden soll die Lust von der Erkenntniß eines bestimmten Begriffes, eines bestimmten Zweckes unabhängig sein. Dieß letztere hat Sch. im Auge, wenn er von der Form in beiden 'Freiheit' aussagt. Kant bleibt der Basis seiner Untersuchungen gemäß bloß bei der subjectiven Thatsache stehen. Sch. aber, in der Schönheitstheorie überall auf objective Begriffsbestimmungen ausgehend, möchte entscheiden, worin der Charakter der Form gesucht werden müsse, nach welchem sie an dem Gegenstande ein allgemein giltiges Wolgefallen begründet. Er findet diesen Charakter in der 'Nothwendigkeit': denn, so schließt er, da beide den Charakter der Freiheit theilen, folglich müsse das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen. Die Frage ist also diese, worin besteht in der Behandlungsart, in der Form der schönen Kunst der Charakter der Nothwendigkeit?

Um dieß zu entwickeln geht Sch. auf die Dichtung ein. Er versteht unter Poesie überhaupt die Kunst 'uns durch einen freien Effect unserer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen.' Daraus zieht er eine zweifache Forderung. Der Dichter müsse fürs erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen und zweitens müsse er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erregen [14]). Dieß könne der Dichter nur erreichen, indem er seinen Gegenstand nach der objectiven wesenhaften Natur desselben darstelle, alles zufällige an demselben beseitige und sich an das reine Object halte: denn nur so werde unsere Einbildungskraft frei bleiben, nur hierin sieht Sch. den Weg, den die Einbildungskraft, sich überlassen, selbst nehmen müßte, nur auf diese Art werde unsere mit des Dichters Einbildungskraft übereinstimmen,

da sie keinen anderen Gesetzen gehorche und keinen anderen Zwang ertrage, als den die **Natur** der Objecte ihr auferlegt [15]). Und was die bestimmten Empfindungen betrifft, welche der Dichter hervorrufen wolle, so dürfe er keine anderen erwecken wollen, als welche er der 'reinen Gattung' in uns abfordert; denn nur auf diese könne er mit Bestimmtheit bei allen Menschen rechnen [16]). Man erinnert sich hier sogleich an die 'idealisirten Empfindungen' aus der Kritik über Bürger und so wie er dort verlangte, daß deshalb der Dichter selbst sich zuvor zur reinsten herrlichsten Menschheit müsse emporgeläutert haben [17]), ähnlich fordert er hier: um versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, müsse der Dichter selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben.

Von jedem Dichterwerke verlangt er sonach unnachläßlich zwei Eigenschaften: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit), zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes oder doch der Schilderung desselben auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit) [18]).

Ideal der Schönheit.

Aus dem Gesagten, meint Sch., erhelle, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken könne, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken lasse. Diese Nothwendigkeit findet er aber nur im 'Kreise der Menschheit,' weil nur 'die Erscheinungen an dem innern und äußern Menschen' diese Gesetzmäßigkeit enthielten. 'Einem unterrichtetern Verstand als der unserige mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen, für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper (offenbar des Menschen) und das menschliche Herz nicht hinaus, daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden' [19]).

So kommt Sch. auf eigenthümliche Weise zu der Lehre Kant's, der gleichfalls nur den Menschen 'unter allen Gegenständen der Natur' allein des Ideals der **Schönheit** für fähig erklärte. Denn nach Kant war die Schönheit in Betreff des Menschen bloß 'anhängende Schönheit', d. i. eine solche, die nur beurtheilt

werden kann mit Rücksicht auf den Zweck des Gegenstandes, der zu Grunde liegt; da ihm nun dieser Zweck nur beim Menschen vollkommen sicher und fest stand, so konnte er auch dieß Urtheil nur beim Menschen als ein vollkommen bestimmtes annehmen [20]). Wie kam nun Sch., welcher doch, wie wir wissen, die Kant'sche Unterscheidung einer 'freien' und 'anhängenden Schönheit' verwarf, da er, der Intention nach hierin consequenter als Kant, am rein formellen Charakter des Schönen festhielt, auf seinem Wege dazu jene Lehre Kant's, die doch nur auf diese Unterscheidung sich gründet, selbst anzunehmen? Wir wissen, daß Sch. in den Grundzügen zum Kallias das Schöne als die Nothwendigkeit der Form erklärte, indem er forderte, daß der schöne Gegenstand, damit er uns als Symbol unserer eigenen sittlichen Bestimmung erscheine, kraft seines immanenten Principes zu seiner Form sich bestimmt habe. Der Künstler müßte hiernach um seinem Gegenstande Schönheit zu verleihen, um ihn zu idealisiren d. i., wie er früher sagte, ihn in 'reine Form zu verwandeln' das innere Princip seines Gegenstandes erfassen oder, wenn es sich (in der 'Kunst der Wahl') auch nur um die Nachahmung schöner Naturgegenstände handelte, schon um zu beurtheilen, ob diese Gegenstände schön seien, jenes Princip selbst sich zur Vorstellung bringen. Dieß konnte Sch. nach seinen Kant'schen Ueberzeugungen doch nur hinsichtlich des Menschen allein als möglich annehmen. Und so war durch das Princip selbst der Grund gelegt, die Schönheit bloß auf die Menschheit einzuschränken. Wie Sch. früher den großen Stil in die 'höchste Unabhängigkeit von allen subjectiven und allen objectiv zufälligen Bestimmungen' setzte [21]), so lehrt er auch hier: 'nur in der Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Stil' [22]). Auf solche Weise hat dieser 'höchste Grundsatz der Künste' durch die Forderung der Darstellung des rein Menschlichen seine nähere Begrenzung gefunden.

Der formelle Charakter der Schiller'schen Kunstlehre ein bloß scheinbarer.

Es ist uns früher schon klar geworden, daß das Schiller'sche Princip nur scheinbar das Schöne in der Form der Objecte sucht. Das Wolgefallen beruht dabei, so sahen wir, auf der hinter der Form stehenden Sache, die uns unsere freie Persönlichkeit

wiederspiegelt; es ist also eigentlich ein Wolgefallen an unserem eigenen Subjecte. Hier endlich ist die Halbheit vollends beseitigt: das echte Schöne fällt mit dem echt Menschlichen zusammen. Aber es zeigt sich zugleich unwidersprechlich, daß dabei nicht die Form, sondern die Sache, nicht die Behandlungsart, sondern nur der Inhalt in Rücksicht gezogen ist. Und so wie schon Kant bei seinem Ideale des Schönen im Menschen nicht auf die Form, sondern auf die zu Grunde liegenden sittlichen Ideen das Wolgefallen gründete [23]), so begeht auch Sch. hier unbewußt die Untreue, von der Form zu reden und von dem Inhalte zu handeln. Der Gegenstand, so hieß es, müsse in 'reine Form' verwandelt werden, und es ist die reine Sache, das reine Object, wenn so zu sagen erlaubt ist, auf welche die Forderung sich richtet. Wie konnte es dann eingangs heißen, daß es niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise sei, was den Künstler und Dichter mache? Die Frage zielte dahin zu bestimmen, worin der Charakter der Nothwendigkeit in der Form bestehe, welcher der angenehmen Kunst Schönheit verleihe, und die Antwort handelte von der Nothwendigkeit des einzigen echten Objects der schönen Kunst. Und wenn man auch einwerfen wollte, es sei Sch'n doch nur um die Verbindung der Erscheinungen nach dem Gesetze der Nothwendigkeit zu thun, wie sie allein im menschlichen Wesen liegt, so fiele, wenn dieß auch vollständig zugegeben werden könnte, sogleich in die Augen, daß nicht diese Verbindung an sich, sondern das Gesetz, welches diese bestimmte Verbindung gebietet, als der eigentliche Grund unseres Wolgefallens anerkannt werden müßte.

Hiezu tritt noch die Betrachtung, daß Sch. an den Dichter die Forderung stellt, bestimmte Empfindungen zu erwecken. Als bloße Reize natürlich (wie bei Kant 'die Lust, welche die Vorstellungen als bloße Empfindungen begleitet') können diese Empfindungen hinsichtlich des Charakters der Kunst als schöner Kunst nicht in Betracht kommen. Deshalb legt auch Sch. auf ihre Form, d. i. die Art ihrer Verbindung, alles Gewicht. Die 'reine Gattung', das rein Menschliche soll nun dieser Verbindung den Charakter der Nothwendigkeit verleihen. Aber erstens ist zu sagen, daß diese Forderung objectiv keine Formbestimmung ist,

indem es den Dichter auf einen bestimmten Kreis von Empfindungen anweist, die er nur durch einen ganz bestimmten Inhalt erreichen kann, ein Inhalt, der durch den rein menschlichen Charakter des Objectes ohnehin bezeichnet ist, so daß im Grunde diese Forderung mit der ersteren zusammenfällt. Und zweitens muß bemerkt werden, wenn auch wirklich das Wolgefallen durch die Form in der Verbindung dieser Empfindungen nach dem Gesetze, das durch den reinen Gattungscharakter geboten ist, geweckt werden könnte, dieses doch nicht eigentlich der Verbindung der Vorstellungen an sich, sondern dem Gesetze gälte, welchem diese Verbindung entspricht.

Die Verschiebung der Frage vom Gebiete der Form auf das Gebiet des Inhaltes zeigt sich noch deutlicher dort, wo er darauf übergeht, nach den entwickelten Grundsätzen darzustellen, wie und wann die Landschaftsdichtung schöne Kunst sei. Die Antwort ist, wenn sie Empfindungen ausdrückt, durch die sie ein Symbol einer sittlich gestimmten Seele wird und wenn sie, hier zieht Sch. einen Kant'schen Begriff herbei, 'ästhetische' Ideen vergegenwärtigt [24]). Die erste wie die zweite Forderung bezieht sich nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt: denn was die ästhetischen Ideen insbesondere betrifft, so bestehen sie in Vorstellungen, welche, wie Kant sagt [25]), 'der Einbildungskraft Anlaß geben, sich über eine Menge von verwandten Vorstellungen zu verbreiten, die mehr denken lassen, als man in einem durch Worte bestimmten Begriff ausdrücken kann', 'in deren Inhalt wir daher, nach Sch's Worten [26]), wie in eine grundlose Tiefe blicken.' Nicht undeutlich nun läßt Sch. entnehmen, daß der Dichter durch diese ästhetischen Ideen eben jener symbolischen Bedeutung zu Hilfe kommen kann und soll, wenngleich er darin nach der Natur dieser Ideen jenen sittlichen Gehalt mehr andeuten als ausführen mag [27]).

Indem Sch. nun die Landschaftsdichtung mit der Landschaftsmalerei und Musik vergleicht [28]), sucht er auch in dieser den Grund des Wolgefallens darin, daß 'die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichtes von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren', indem die Töne und analog die Farben innere Bewegungen hervorrufen, in deren Verknüpfung die Nothwendigkeit der menschlichen Natur zur Geltung kommen könne. Denn ähnlich

wie Kant [29]) sieht Sch. bei der Musik und Malerei (als Kunst der Farben) in der Form des wechselnden Spieles der Empfindungen, der mit den Tönen und Farben verbundenen Reize und Gemüthszustände das Wesen dieser Künste und es bestimmt sich ihm 'der ganze Effect der Musik' dahin, 'die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen.' Auch hier steht, wie es im Geiste der ganzen Abhandlung liegt, die ethische Grundlage der Menschennatur als maßgebend für die Nothwendigkeit dieser Form im Hintergrunde [30]).

Das Wesen des ganzen Verfahrens ist hiemit aufs klarste zu Tage getreten. Indem Sch. den Charakter der Form bestimmen will, wodurch die bloß angenehme Kunst zur schönen sich erhebt, kommt er nur dazu objectiv einen bestimmten Inhalt zu bezeichnen, der durch sie zum Ausdruck kommen soll, und indem er subjectiv die den Vorstellungen sich gesellenden Empfindungen und Eindrücke hereinzieht und auch für diese in ihrer Form den Ausdruck der wesenhaften menschlichen Natur verlangt, verfehlt er den eigentlichen Gegenstand, um den es sich handeln sollte, die schöne Form selbst. Sie bleibt ihm gewissermaßen in der Mitte liegen, indem er einerseits über sie hinaus in die Sache selbst, an welcher die schöne Form sich findet, anderseits in das Subject greift und die Zustände des Gemüthes, welche die schönen Formen begleiten mögen, heranzieht, um in der Gesetzmäßigkeit ihrer Verbindung den Charakter der Nothwendigkeit zu finden, den er in dem objectiven der Form allein hätte suchen müssen. Dieß letztere tritt besonders in seiner Auffassung der Musik hervor, wo die objectiven Formen, die Verhältnisse der Töne, ganz ignorirt sind und die zufällige Begleitung derselben von den Bewegungen des Gemüthes zur maßgebenden Grundlage genommen ist. Subjectiv und objectiv ist es nur der nach seiner wesenhaften Natur, also, der Anschauung Sch's gemäß, der ethisch bestimmte Mensch, welcher im Schönen der Kunst zur Darstellung kommt. Es ist das Subject, es ist, wie wir ihn früher sagen hörten [31]), 'der Gesetzgeber selbst, der G o t t in uns,' der im Schönen mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt: das Wolgefallen am Schönen ist das Wolgefallen des Menschen an seiner eigenen wesenhaften Natur.

Unterschied der Dichtkunst und Malerei.

Das Einzelne der vorliegenden Abhandlung betreffend nur noch zwei Bemerkungen. Es geschieht im Bewußtsein der Lehren Lessing's, wenn Sch. hinsichtlich der Landschaftsdichtung auch der Grenzen derselben gegen die Malerei sich erinnert und deshalb im Sinne Lessing's sagt[32]: des Dichters 'Sache ist nicht sowol uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist.' Aber da dringt es sich auf, daß gerade dieser Forderung, die Sch. in Matthisson's Gemälden erfüllt sieht, darin nur zu häufig widersprochen ist. Der Stoff ist großentheils nicht, wie Lessing verlangt, 'Handlung und körperliches nur andeutungsweise durch Handlungen dargestellt'[33]), sondern das räumliche Bild selbst als solches soll vergegenwärtigt werden. Gerade jenes Beispiel, das Sch. zum Belege anführt, das 'Mondscheingemälde', zeigt dieß deutlich. Mit der 'Bewegung' und dem 'Leben', welches Sch. hier findet, ist der Forderung der 'genetischen Darstellung' noch nicht genügt; diese läge keineswegs in der bloßen Mannigfaltigkeit und der Abwechslung der gebotenen Vorstellungen, worauf jene Bewegung und jenes Leben gegründet wird, sondern in dem successiven Werden des objectiven Bildes selbst.

Das Interesse an der Natur.

Wenn Sch. zuletzt noch den wahren Sinn, in welchem wir ein Interesse an der Natur nehmen, darin findet, daß sie uns ein Vorbild der Gesetzmäßigkeit und Harmonie darbietet, die wir selbst zu erreichen streben sollen[34]), so spricht dieß einen uns früher bekannt gewordenen Grundgedanken Sch's aus, der auch später häufig in Dichtungen wiederkehrt[35]) und spielt zugleich schon in den Ideenkreis der Abhandlung über die 'naive und sentimentalische Dichtung' hinein[36]).

Schluß.

Als Uebergang zu der Theorie der ästhetischen Briefe ist in der Entwickelung der Schiller'schen Aesthetik der Aufsatz 'über Matthisson's Gedichte' von größter Bedeutung. Der Gedanke der Beschränkung des Schönen auf das rein Menschliche, welcher schon durch das ursprüngliche Princip, wie oben angedeutet, vorbegründet war, und welchen wir durch alle ästhetischen Aufsätze seit 'Anmuth und Würde' gewissermaßen heranwachsen sahen, ist hier zu vollem

Ausdruck gekommen. Das Verhältniß der Harmonie von Vernunft und Sinnlichkeit im Menschen, welches in Hinsicht der Anmuth nur als Grund der Möglichkeit der schönen Form gefaßt ward, ist jetzt als eigentliches Object bezeichnet, das im Schönen zur Darstellung kommt. Damit ist die ideale Bestimmung des Menschen, die in der Abhandlung über Anmuth und Würde in diese Harmonie gelegt wurde, der Maßstab der Beurtheilung alles Schönen geworden. Es muß sich nun zeigen, ob das Bewußtsein, daß das Schöne in der bloßen Form beruht, dazu führen wird, strenger als dieß hier der Fall ist, diesen Maßstab an die bloße Form schöner Gegenstände abgesehen von deren Inhalte anzulegen. Die Auffassung dieses Maßstabes als eines reinen Ideales für die Beurtheilung wird später, wie wir sehen werden, wenigstens theilweise dazu führen.

In der Schrift 'über Anmuth und Würde' war schon bei Gelegenheit des Antiken das Idealschöne als Ausdruck der vollendeten Menschheit gefaßt. Für den Menschen in der Wirklichkeit aber sahen wir ihn das Sittliche in zwiefacher Weise feststellen: hier sollte neben das Sittlichschöne das eigentlich Moralische in allen Fällen treten, wo Sinnlichkeit und Vernunft nicht harmoniren und die widerstrebende Neigung zu brechen ist. In dem Aufsatze 'über das Erhabene' ist schon in bestimmterer Weise alles Schöne mit der ersteren, alles Erhabene mit der letzteren in Beziehung gebracht, und da in der idealen Bestimmung des Menschen der Streit zwischen Sinnlichkeit und Vernunft ausgeglichen erscheint, so wurde dort vom Idealschönen gesagt, daß das Erhabene darin verschwinde. Das Sittliche dem Ideale nach ist nur ein einziges, gleicherweise werden wir ihn lehren hören, ist das Idealschöne und die ideale Kunst nur eine einzige, das Schöne in der Wirklichkeit und die wirkliche Kunst aber gehen nach getrennter Richtung auseinander. Hiermit treten wir auf den Standpunct der Theorie des Schönen in den 'Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen'.

---

2. Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

1. Die ersten neun Briefe.

Entstehung.

Die nächste Arbeit, welche Sch. nach der Kritik 'über Matthisson's Gedichte' vornahm (Sept. 1794), war ein Aufsatz über 'Natur und Naivheit', der jedoch bald durch die Umarbeitung der Correspondenz mit dem Augustenburger verdrängt wurde [1]). Abermals veränderte er dabei den Plan. Sie sollte unter dem Titel 'über die ästhetische Erziehung des Menschen ein Ganzes ausmachen' und also von seiner 'eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig sein, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten' könne. Sie mache ihm, fügt er hinzu, aufs neue viel Freude und er suche ihr alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben [2]). Da er nun kurz nach dem Beginne der Arbeit die Hoffnung äußert, in drei Wochen sie zu vollenden [3]) und da ferner das angegebene Thema dem Inhalte der fertiggewordenen Briefe an den Augustenburger entspricht [4]), so dürfen wir annehmen, er habe nur die Absicht gehabt, diese selbst als ein Ganzes erscheinen zu lassen. Indes vertiefte er sich derart in die Arbeit, daß schon die Einleitung, vielleicht, nach jener früher mitgetheilten Inhaltsangabe an Körner, 'die allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Cultur', zu dem Umfange voller neun Briefe anschwoll. In der zweiten Hälfte des October war er damit zu Ende gekommen [5]) und entschloß sich, den Reigen seiner Beiträge für die Horen mit diesen Briefen zu eröffnen [6]). Da nun in der Fortsetzung der Briefe vom neunten ab die Materie selbst und Umstände, die wir

später ausführen werden, ihn wieder dazu führten, den Schönheits-begriff zu entwickeln, also doch an die Darstellung seiner 'eigentlichen Theorie des Schönen' zu gehen, so blieb ihm noch ein reiches Manuscript zurück, welches er für die von uns im letzten Abschnitt des vorigen Buches behandelten Aufsätze verwenden konnte. Nur die ersten neun Briefe, was gewöhnlich übersehen wird, dürfen als Bearbeitung eines Theiles der ursprünglichen Briefe an den Augustenburger angesehen werden [7]), wie denn in Hinsicht der weiteren Briefe nirgends mehr von einer solchen die Rede ist.

Der einleitende erste Brief klärt uns über die Schreibweise auf, die Sch. einzuhalten gedenkt. Wenn er hier verspricht, daß die Empfindung die Thatsachen hergeben, auf die er bauen, und die eigene freie Denkkraft des Lesers die Gesetze dictiren solle, nach denen er verfahren werde [8]), so erkennen wir darin unschwer Merkmale, welche wir ihn vom 'schönen Vortrag philosophischer Wahrheiten' fordern sahen. Es sei aber nicht bloß Neigung, bekennt er, sondern Bedürfniß, das ihn dabei leite. Schon von den ursprünglichen Briefen, wie wir wissen, hatte er hervorgehoben, daß er sich dabei aus seiner Unkunde im Dogmatisiren ein Verdienst machen könne [9]), und so erinnert er auch hier an seine geringe Uebung in schulgerechten Formen. 'Meine Ideen, fügt er hinzu, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lectüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verleugnen'. Man kann hier einer Stelle in einem späteren Briefe an Fichte (3. u. 4. Aug. 1795) gedenken, darinnen er sagt [10]), der verkenne ihn ganz, der ihn als Lehrer schätzen wolle, dazu habe weder die Natur ihn berufen, noch sein Bildungsgang ihn qualificirt. Der Lehrer müsse gelehrt sein, und es gebe vielleicht unter allen Schriftstellern, die man kennt, wenigstens im philosophischen Felde keinen, der es in einem so enormen Grade wenig sei als er. Und in der That, aus unserer bisherigen Darstellung selbst ist es uns bekannt, daß Sch. keinen anderen Philosophen im eigentlichen Sinne des Wortes studirte als Kant.

Er will es nicht verbergen, daß es größtentheils Kant'sche Grundsätze seien, auf denen seine Behauptungen ruhen werden,

aber seinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen, sei es zuzuschreiben, wenn man im Laufe der Untersuchungen an irgend eine besondere Schule erinnert sein sollte. Wie er in der Schrift 'über Anmuth und Würde' von Kant in Hinsicht der Moral es rühmte[11]), daß er die gesunde Vernunft aus der philosophirenden hergestellt habe, so hebt er auch hier hervor, daß über diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kant'schen Systemes die herrschenden seien, nur die Philosophen entzweit, die Menschen aber von jeher einig gewesen wären. Wie es nun Kant begegnet sei, nach der Natur der Analysis das Sittliche in Begriffe zu fassen, in denen das einfache Gefühl nur schwer sich wieder erkenne, so nimmt auch er trotz der ästhetischen Tendenz seiner Schreibart die Nachsicht des Lesers in Anspruch, wenn er seinen Gegenstand, die Schönheit, indem er ihn 'dem Verstande zu nähern' suche, 'den Sinnen entrücken' sollte.

Inhalt der neun Briefe.

Die ersten neun Briefe enthalten fast keinen Hauptgedanken, den Sch. nicht früher schon, wenigstens andeutungsweise ausgesprochen. Die Größe Sch's beruht nicht auf der Extension, sie beruht auf der Intension seiner Gedankenwelt. 'Erwarten Sie bei mir, schreibt er[12]) gerade in dieser Zeit (31. Aug. 1794) an Goethe, keinen großen materialen Reichthum an Ideen. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen'.

Es ist, davon geht Sch. zunächst aus, kraft seiner absoluten Freiheit Recht und Pflicht des Menschen, die Ordnung des Staates, in welchem er sich findet, den Bedingungen, die von der Vernunft für die gesellschaftliche Ordnung gefordert sind, zu unterwerfen, den Staat der Noth mit dem Staate der Vernunft, die gesellschaftliche Ordnung, die nur ein physisches Werk äußerer Kräfte ist, in ein vernünftiges Werk seiner eigenen Kraft zu verwandeln.

Aber auf der physischen Ordnung des Staates beruht die Existenz des Einzelnen, die Existenz der Gesellschaft, es hieße diese an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft, den wirklichen an den problematischen Menschen wagen, wollte man den physischen Staat aufhören lassen, um den vernünftigen einzuführen. Wenn aber der Einzelne den Charakter bereits gewonnen hätte, den die vernünftige Ordnung voraussetzt, dann könnte ohne Gefahr die bestehende Ordnung des Staates aufhören, und der Staat der Noth mit dem Staate der Freiheit vertauscht werden [13]). Dieser setzt aber die 'Totalität' der menschlichen Natur voraus, d. i. einen Charakter, darinnen Natur und Vernunft, Neigung und Pflicht, Gefühle und Grundsätze im vollsten Einklang stehen [14]). Diese Totalität ist aber nicht der Charakter der Menschen unseres Zeitalters, wo der Volkskörper in seinen niedern und zahlreicheren Classen rohe gesetzlose Triebe zeigt, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen, in den civilisirten Classen aber den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters bietet, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. 'Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affectirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen.' Der Egoismus herrscht in der Gesellschaft 'und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. 'So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt' [15]). Daß dieß Bild aber nicht auf alle Völker, die in der Cultur

begriffen sind, Anwendung finde, zeigt der Contrast, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. 'Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und aller Würde der Weisheit vermählte.' 'Damals, bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte, hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum.' Alle Gemüthskräfte waren bei den Griechen noch in harmonischem Bunde, die bei den Neueren auch in der Erfahrung so getrennt wirken, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet. Dieser Trennung der Kräfte entspricht dann auch der neuere Staat mit seinen Einrichtungen, welche nicht auf das ganze Individuum, sondern bloß auf einzelne Kräfte desselben rechnen. Doch ist zuzugestehen, daß so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wol werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. 'Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren, noch höher steigen konnte: nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann.' Durch Kant angeregt [16]), lehrt Sch. weiter, die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, sei nur durch das Mittel sie einander entgegenzusetzen, nur durch den Antagonismus der Kräfte, das große Instrument der Cultur, möglich gewesen. Und wie Kant [17]) die Ansicht durchführt, daß am Menschen diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch der Vernunft (im weitesten Sinne) abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig sich entwickeln, so lehrt Sch. hier, Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Wie viel indes auch für das ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen

Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden [18]). Da ist es nun die große Bedeutung der Kunst in ihren unsterblichen Mustern, welche Wahrheit und Schönheit vereinigt, auf Geist und Gefühl zugleich wirkt und den ganzen Menschen aus der Zerstückelung seines Wesens wieder herstellt, die daher zu heilen berufen und im Stande ist, was die Cultur selbst verschuldet hat, und die Totalität des Charakters zu begründen vermag, auf die allein der Vernunftstaat gebaut werden kann. Die Idee des Gedichtes 'die Künstler' von der Verbindung der Wahrheit und Schönheit in der Kunst, die Gedanken desselben, wornach die Kunst als Erzieherin der Menschen gepriesen und in der Künstler Hand die Bewahrung der Menschenwürde gelegt wird, treten hier in klarerer Ausführung hervor. Die schwärmerische Auffassung, daß die Schönheit nur die verhüllte, die sinnlich gewordene Wahrheit sei, ist gewichen; aber die Ansicht steht fest, daß die Wissenschaft und die Wahrheit durch die sinnliche Wirkung des Schönen in der Kunst auch zum Herzen sprechen möge, um nicht einseitig auf den Verstand, sondern auf das Total der Menschennatur zu wirken. Soll aber die Kunst diese Wirkung thun, wird weiter entwickelt, so muß sie sich durch das Ideal über das Verderben der Zeit erheben; 'der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist.' Und nun entwirft er ein Bild des echten Künstlers, unter das er, wie er sagt [19]), gerne den Namen des Mannes gesetzt hätte, den er dabei im Sinne hat, den Namen Goethe's. 'Eine wolthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen.' Der letzte Gedanke spielt bereits das Princip an, unter welchem in der zweiten Folge der Briefe die schöne Form aufgefaßt

wird. Der Künstler wird seiner Aufgabe schon genügen, führt er zuletzt aus, wenn er dem Zeitalter die Richtung zum Guten gibt; der ruhige Rhythmus der Zeit wird dann die Entwickelung bringen. Die Maximen der Zeitgenossen wird er umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kann er seine bildende Hand versuchen. Es gilt daher die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen zu verjagen und unvermerkt wird sie auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannt sein. 'Wo du sie findest, ruft er deshalb zum Schlusse dem Freunde der Wahrheit und Schönheit zu, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein der Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet'[20]).

Politische Anschauungen.

'Mein Debüt in den Horen, schreibt Sch. an Goethe[21]), ist zum wenigsten keine captatio benevolentiae bei dem Publicum.' Er müsse übrigens gestehen, fügt er bei, daß seine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spreche. Noch nie habe er über den politischen Jammer eine Feder angesetzt und was er in diesen Briefen davon sage, wäre bloß geschehen, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen. Es tritt uns daraus die Verekelung an den Auswüchsen der französischen Revolution entgegen, welche Sch'n besonders in dieser Epoche des abstracten Denkens mit seinen Freiheitsideen in die Region des Ideales zu flüchten antrieb[22]). Zumeist aus ähnlichen Motiven war in der Ankündigung der Horen vorzüglich und unbedingt' alles verbeten worden, 'was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht'[23]); während doch Kant in seinem Antwortschreiben auf Sch's Einladung zu Beiträgen fand, daß es außer Staats- und Religionsmaterien kaum noch andere die große Lesewelt interessirende Artikel gebe[24]). Auch Jacobi[25]) und Herder[26]) sträubten sich gegen diese Ausschließung; aber wie Sch. damals die Kunst und die Dichtung möglichst zu isoliren und auf sich selbst zu stellen strebte, indem das Ganze unseres Zustandes wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt sei, so daß die Wirklichkeit den poetischen Geist nur anstecken und also zu Grunde richten müßte[27]), so befand er sich auch mit seinem Freiheitsideale der Zeit gegenüber im Gegensatz. 'Das Gebäude des Naturstaates

wankt, ruft er im fünften Briefe aus, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht'[28]). Der Charakter müsse sich, lehrt er[29]), von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Eben deshalb rief er die reine Kunst und ästhetische Erziehung auf als wirksamstes Mittel diese Veredlung des Charakters herbeizuführen.

Je mehr Sch. die Lösung einer Aufgabe ins Ideale rückte, desto näher seinem Herzen lag das Ringen darnach und die Annäherung an die Erreichung derselben, und so ist es auch der Fall mit der Idee der politischen Freiheit. Es ist schon von anderen auf die historisch thatsächlichen Grundlagen hingewiesen, mit denen die idealistische Anschauung Sch's übereintreffen mag[30]). Die Vorbereitung größerer politischer Freiheit durch Epochen einer blühenden Literatur und Kunst scheint einen Charakterzug der neueren Entwickelung zu bilden. Mit Bezug darauf konnte der Geschichtschreiber der deutschen Dichtung sagen[31]), daß die Erfahrung den Schiller'schen Sätzen in keiner Weise zu widersprechen scheine. 'Denn dieß ist der Kern dieser Sätze Sch's, fügt er hinzu: er sieht daß die moderne Zeit des Bedürfnisses und Nutzens sich den politischen Entwickelungen nicht entziehen kann. Auch will er sie diesen — nicht entziehen; er will sie nur auf einem Umwege bereichert dahin führen, er möchte sie befähigter dafür bilden.' 'Da ist es nun begreiflich, daß er in dem Schwung seines Gemüthes und seiner Gedanken, schmerzlich ergriffen von dem Contrast der großen Ideen, die das Jahrhundert geboren, zu der Unreife des Charakters für die volle Durchführung derselben, einerseits zurücksah auf das Volk, welches den vollendetsten Kunstsinn mit vollkommenen politischen Einrichtungen verband, anderseits ins Ideal griff und für die vollendete politische Freiheit den vollendeten menschlichen Charakter forderte, und da er das Schöne und die Kunst als einen

Ausdruck desselben gefaßt hatte, auf dem Wege der ästhetischen Erziehung die Entwickelung zur Freiheit erblickte.

Wir können es nicht von uns weisen, näher auf die Grundlagen der politischen Ueberzeugungen Sch's einzugehen, wie sie hier sich bieten, um so weniger als in diesen Briefen, wie er betheuert, 'seine wahre ernstliche Meinung' spricht. Der Satz, von dem Sch. ausgeht, daß der Mensch 'mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit' verlasse[32]), um sie mit einem Werke freier Wahl zu vertauschen, tritt uns schon im Beginne der Abhandlung 'über das Erhabene' entgegen[33]). Nur dort ist freiwillige Unterwerfung unter die physische Nothwendigkeit geboten, wird da gelehrt, wo dem Menschen eine Aenderung des Gegebenen unmöglich ist. Hier ist Unterwerfung der einzige Act der Freiheit; nicht so einer physischen Nothwendigkeit gegenüber, an der seine freie Thätigkeit sich versuchen kann. Da ist er verpflichtet, die gegebenen Verhältnisse den Gesetzen der Vernunft anzupassen. So auch dem Staate gegenüber, in dem er sich findet. 'Auf eine künstliche Weise holt er da in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte.' Den wirklichen Staat darf er dabei völlig ignoriren und 'auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen'[34]).

Die Beziehungen zu Fichtes Schrift 'Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution' von 1793 und namentlich zu der dort behandelten Frage 'hat überhaupt ein Volk das Recht, seine Staatsverfassung abzuändern'[35]) treten in diesen Anschauungen deutlich hervor, wie denn Sch. auch mit Fichte in der Auffassung des 'Naturstandes' übereinstimmt[36]). Wenn Kant unter keiner Bedingung ein Recht des Aufstandes zur

Veränderung der bestehenden Staatsordnung zugeben wollte [37]); Fichte dieß aber für den Fall sogar als Pflicht erklärte, wenn eine Staatsform den Fortschritt unmöglich mache [38]), so wollte Sch. auf den Weg hinweisen, auf dem sich der Charakter der Zeitgenossen allmählich befähigen sollte, die politische Schöpfung des 'Vernunftstaates' herbeizuführen und ihre Realität zu verbürgen [39]).

Es würde schwer sein bestimmtere Anhaltspuncte zu finden, worin nach Sch. die Einrichtungen des 'Vernunftstaates' zu setzen wären. Wie in der Abhandlung über die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon der ideale Maßstab des Zweckes der Menschheit selbst zur Beurtheilung der Staatsformen herangezogen war [40]), so wird auch hier in die volle Uebereinstimmung mit der Bestimmung des Menschen das Ideal der staatlichen Einrichtungen gelegt. Die nähere Ausführung enthält der vierte Brief, dem (so wie dem dritten) Körner wol mit Recht Mangel an Klarheit und Evidenz vorwarf [41]). Der Sinn dieses Briefes nun ist in kurzem folgender. Durch die Bestimmung des Menschen ist jedem Einzelnen seine Entwickelung vorgezeichnet. Sie liegt darin, daß in ihm die sinnliche und vernünftige Natur in voller Uebereinstimmung stehen soll und nur dort die erstere zurückzuweisen ist, wo sie der letzteren widerstrebt. Nichts anderes will gesagt sein, wenn es hier heißt [42]): der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt. Dieser Bestimmung des Menschen entspricht der ideale Staat. Es wäre jene Vereinigung, worin jeder Einzelne, der Idee seiner Bestimmung gemäß leben und dadurch nur die Gesetze des Staates befolgen würde. Deshalb nennt er den Staat den 'reinen Menschen, die objective und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjecte zu vereinigen trachtet' [43]). Und so wie der Einzelne nur dann die Natur unterdrücken soll, wenn sie der Vernunft sich widersetzt, so würde der Staat den subjectiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren und nur dann den Einzelnen unterdrücken, wenn dieser mit seiner eigenen Bestimmung in Widerspruch stände, wenn 'der subjective Mensch dem objectiven sich contradictorisch entgegen setzte.'

Das Moralprincip zur Grundlage der Rechts- und Staatslehre zu machen, lag im Geiste der Kant'schen und Fichte'schen Philosophie und so hat auch Sch. sein Moralprincip unmittelbar auf die Idee des Staates übertragen. In der Formel der Moral glaubte man nicht nur den Maßstab zur Beurtheilung alles Rechtes und der staatlichen Ordnung, sondern auch die Zielpuncte erkannt zu haben, wornach die Entwickelung der Menschheit im voraus berechnet werden könne. Waren in der Abhandlung über die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon noch im einzelnen, trotz der Höhe des Ausgangspunctes der Beurtheilung, über zweckgemäße staatliche Institute Winke zu entnehmen, so verliert sich hier alles Thatsächliche in der abstracten Allgemeinheit des idealen Principes. Doch ist es Sch'n gar nicht um nähere Grundsätze für die Erfahrung zu thun; was er vom Künstler fordert[44]), darnach hielt er auch hier sich selbst: 'gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gerne ihre Spur drücken möchte und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen, er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen.'

Indem Sch. nun für seinen idealen Staat Totalität des Charakters, also Uebereinstimmung der ganzen 'Natur' mit der 'Vernunft' verlangt, so träte, wenn diese erreicht wäre, könnte man sagen, der Fall eines Widerspruches des Einzelnen mit den Gesetzen nicht mehr ein, es wäre dann eigentlich der Staat als besondere Institution nicht mehr nothwendig, jener Punct wäre erreicht, von welchem Fichte sagte[45]), daß er auf der a priori vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechtes liege, wo 'der Zweck aller Regierung die Regierung überflüssig zu machen' erfüllt und jede staatliche Einrichtung hinwegfallen könnte[46]).

Die Totalität des Charakters.

Blicken wir zurück, so ist, was uns hier unter der Bezeichnung der Totalität des Charakters begegnet, dasselbe Princip, welches er der Beurtheilung der Schönheit zu Grunde zu legen begann: das allgemeine Princip der Uebereinstimmung 'der Sinnlichkeit und der Vernunft' im Menschen. Auf den weitesten Schauplatz ist er

damit getreten. Staat, Cultur, die Entwickelung der Menschheit selbst ist unter den gleichen Maßstab gestellt. Schärfer prüfend erkennen wir hier unzweideutig den bloß subjectiven Charakter der Schiller'schen Ansicht, als ob überall, wo er Schönheit fand und aussagte, bei Willensäußerungen ebenso wie bei schönen Objecten der Natur und Kunst die Uebereinstimmung der 'Sinnlichkeit und der Vernunft' als Maßstab der Beurtheilung anzuwenden wäre; denn abgesehen selbst von der unbestimmten Allgemeinheit der Bezeichnung zeigt es sich ganz deutlich, wie diese Voraussetzung mit den Fällen nicht zu reimen ist, auf die sie angewendet wird. In dem Bilde, welches er von den Griechen entwirft, so wie in dem gegenübergestellten Bilde der neueren Menschheit, ist es doch nicht die Harmonie von 'Vernunft und Sinnlichkeit' allein, auf die alles Einzelne zu bauen wäre. Eine Reihe von harmonischen Verhältnissen, die Harmonie der sinnlichen und geistigen Kräfte, die Harmonie in der gemeinsamen Thätigkeit des ganzen inneren Menschen, die Harmonie des einzelnen und des Willens der Gesammtheit, weiter die Uebereinstimmnng zwischen Arbeit und Lohn, Zweck und Erfolg der menschlichen Bethätigung u. s. f. sind die Ausgangspuncte, wie kann hier alles auf die Uebereinstimmung der 'Sinnlichkeit mit der Vernunft' im Menschen, auf die 'Totalität des Charakters' zurückgeführt werden? Es ist klar, wie es sich schon öfter gezeigt hat, daß dem Ausdruck des Schiller'schen Schönheitsprincipes thatsächlich nur harmonische Verhältnisse überhaupt zu Grunde liegen, und so tritt dieß auch hier und zwar um so deutlicher hervor, als das veränderte Princip eine umfassend erweiterte Anwendung findet.

Wirkung der Briefe.

Hat auch den neun Briefen gegenüber, wenn es uns erlaubt ist so zu sagen, bei der Elasticität der zu Grunde liegenden idealistischen Anschauungen eine streng sondernde Auffassung einen schwierigen Stand, so sind sie doch ohne Widerrede Sch's oratorisches Meisterstück, und die großartigen Ideen über die anzustrebende harmonische Einheit aller Gemüthskräfte des Menschen, über den geforderten Einklang von Denken und Empfinden, von Kopf und Herz, von Grundsätzen und Gefühlen, die richtigen Elemente der Erkenntniß des hellenischen Wesens, der Versuch einer ästhetischen Beurtheilung der menschlichen Gesellschaft und des Staates und so manches andere schließen einen reichen Kern der fruchtbarsten

Wahrheiten ein. Die hinreißende Wärme der Darstellung und die Hoheit der Seele, die darin sich ausspricht, that auch gleich anfangs die lebhafteste Wirkung. Goethe[47]) 'schlürfte sie auf einen Zug hinunter,' und 'wie uns ein köstlicher unserer Natur analoger Trank, so schreibt er weiter, willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt,' so wären ihm diese Briefe 'angenehm und wohlthätig' gewesen. Und an einer anderen Stelle[48]) äußert er sich dahin, daß er nicht nur als betrachtender, sondern auch als handelnder Mensch 'völlige Uebereinstimmung mit seiner Denkungsweise' gefunden habe. Auch der enthusiastischen Beistimmung Meyer's[49]), Jacobi's[50]), Thielemann's[51]), Funk's[52]) wird gedacht. Herder hingegen, dem Sch. die Briefe gleichfalls wie Goethe'n und Körner'n im Manuscripte zuschickte[53]), hatte sie in einem Billet an Sch.[54]) als 'Kant'sche Sünden abhorrirt' und 'ordentlich deswegen mit Sch. geschmollt.' Körner, welcher wegen der theilweise dadurch herbeigeführten Dunkelheit sich gleichfalls gegen die Kant'schen Voraussetzungen aussprach[55]), war von der Beredsamkeit des Vortrages namentlich in der zweiten Hälfte der Briefe entzückt und der köstliche neunte Brief gab ihm den 'höchsten Genuß ohne alle Störung.' Und noch eines Urtheiles sei hier gedacht. In einem Aufsatze der deutschen Monatschrift berief sich Gentz auf diese Briefe und fügte hinzu: obgleich ihnen der politische Gesichtspunct nur Nebensache wäre, so lieferten sie doch den Text zu allem, was sich großes und treffliches über diesen Gegenstand sagen lasse[56]). Nur in den literarischen Kreisen Berlins, wo man sich lange nicht in den Ton, den die neue idealistische Philosophie anschlug, fügte und Lessing's und Mendelssohn's klare Art zurückwünschte[57]), wofür freilich Nicolai und Consorten und die ganze damals dort herrschende literarische Richtung schlechten Ersatz bot, war, wie Humboldt schreibt[58]), 'altum silentium' von den Briefen.

2. Entwickelung des Begriffes der Schönheit.

Entstehung.

Die Briefe im zweiten Stück der Horen (10.—16.)[1]), welche die Entwickelung des Begriffes der Schönheit enthalten,

können, wie auch Sch. selbst es thut [2]), als ein Ganzes für sich betrachtet werden. Sie entstanden im November und December 1794 [3]). So auffallend es lauten mag, so ist es gerade dem neu aufblühenden Verkehre mit Goethe zuzuschreiben, wenn Sch. wider den anfänglichen Plan nun doch daran geht seine 'Theorie des Schönen' und zwar auf apriorische Weise in den Briefen zu entwickeln. Nach der Einladung zur Mitarbeit an den Horen (13. Juni 1794) war Goethe, vielleicht besonders Sch's wegen [4]), nach Jena gekommen und es fand zwischen beiden (Juli 1794) ein 'langes und breites Gespräch' über Kunst und Kunsttheorie [5]) sowie über naturhistorische Anschauungen [6]) statt, in welchem sie trotz ihrer verschiedenen Ausgangspuncte in vielen Stücken so nahe sich berührten und wechselseitig sich angezogen fanden, daß beide von da ab enger sich an einander schließend eine neue Epoche ihrer Entwickelung rechneten [7]). Sch. theilte Goethe'n die Grundlagen seiner Anschauungen vom Schönen mit und kam dabei auch auf die Fundamente des Kallias. Die große Wirkung auf Goethe, zeigte sich darin, daß er Sch'n (Ende August 1794) eine flüchtig hingeworfene Abhandlung zuschickte [8]), darinnen er, mit Sch's ursprünglichem Princip übereinstimmend, die Erklärung des Schönen, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit, sei auf organische Naturen anwandte [9]), ähnlich wie Sch. früher sein Princip als 'Autonomie des Organischen' [10]) in Betracht gezogen hatte. Dieß ermunterte Sch'n, jene Briefe an Körner Goethe'n mitzutheilen, welche die Grundzüge zum Kallias enthielten [11]). Goethe äußerte sich beifällig über die darin ausgesprochenen Ansichten [12]). Die gewonnene Anregung veranlaßte ihn, Sch'n zu sich nach Weimar zu laden, und eine 'vierzehntägige Conferenz' (zwischen dem 12. und 29. September 1794) ergab, daß sie (nach den Worten Goethe's) in den Principien einig und die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wollens, theils coincidirten, theils sich berührten [13]). Bei dieser Conferenz wurde auch ein Briefwechsel zwischen beiden über gemischte Materien verabredet, woraus für die Horen eine Quelle von Aufsätzen entspringen sollte [14]). Sch. eröffnete (8. October 1794) die Correspondenz mit einer Untersuchung über das Wesen des Schönen. Es schien ihm dieß nothwendig, da sie sich in der

Folge so oft darauf geführt sehen könnten[15]). Er nahm dabei auf die Unterredungen, ästhetische Dinge betreffend, Bezug, die sie mit einander während seines Aufenhaltes in Weimar gepflogen[16]). Hiermit war das Thema angeschlagen, dessen Ausführung die zweite Folge der Briefe zur ästhetischen Erziehung war. Darin wollte er die Fundamente so fest und sicher als möglich legen; dieß schien ihm aber nur auf rein apriorischem Wege gewährleistet. 'Dinge, schreibt er kurz vorher an Goethe[17]), die sich im Felde der bloßen Vernunft ausmachen lassen, oder sich dafür ausgeben, sollten fest genug auf innern und objectiven Gründen ruhen und das Criterium der Wahrheit in sich selber tragen.' Und ebenso äußert er sich an Körner[18]): 'davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und Unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren, daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist.' Die Erfahrung, fährt er fort, stelle eigentlich die Idee des Schönen gar nicht dar, das Schöne sei kein Erfahrungsbegriff, sondern ein Imperativ. Es sei gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlich vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibe sie gewöhnlich unerfüllt. Dieß mahnt bereits an Gedanken, deren Ausführung er gerade vorbereitete. Denn erst jetzt mochte Sch. glauben, den Begriff der Schönheit rein genug gefaßt und fest gesichert zu haben, indem er ihn in der Idee der Menschheit selbst begründete. Wir werden nunmehr sehen, welcher Art das apriorische Verfahren ist, wodurch er diese Anschauung gerechtfertigt sah.

Inhalt. Die Thatsache, daß gerade in Zeiten der Ueberfeinerung und Erschlaffung die schönen Künste zur Blüthe gelangen und oft die Energie des Charakters durch die ästhetische Cultur verloren gehe, leitet ihn dazu, den Begriff der Schönheit über aller Erfahrung 'aus der bloßen Möglichkeit der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen' abzuleiten[19]), um zu entscheiden, daß es nicht die wahre Schönheit sei, welche eine solche Wirkung hervorbringe.

Als 'die beiden letzten Begriffe, bei denen die Abstraction stille stehen muß,' gelten Sch'n die Begriffe von 'Person' und

'Zustand'[20]). Person bezeichnet ihm das Absolute, Zustand hingegen alles Wechselnde im Menschen, alles was er von außen empfängt, was in ihm einzeln und zufällig ist. Die Person ist unabhängig in sich ('Freiheit'), der Zustand hängt von der Empfindung ab ('Welt').

In dem absoluten Wesen ist alles, was es ist, durch die Person gegeben, es gibt in ihm keinen Zustand, der nicht beharren würde; Person und Zustand fallen in der Gottheit zusammen[21]). Vorübergehend tritt Sch. hier an den Begriff des absoluten Wesens heran, und es sei uns gleich hier einschaltungsweise eine kurze Bemerkung erlaubt. Unschwer erkennt man in diesen Gedanken einen Anklang an spinozistische Anschauungen, von denen wir wissen, daß sie auf Sch. frühzeitig eine entfernte Einwirkung genommen. Man muß sich hüten, das absolute Ich Fichte's dem absoluten Wesen, von dem Sch. spricht, parallel zu setzen; denn mit dem Gedanken des Ich bleibt Sch. bloß in der Sphäre des endlichen Geistes stehen, und hier ist es im Gegensatze zu Fichte die Thatsache, daß außer demselben noch 'etwas anderes' ist, welche Sch. weder ableiten noch erklären will, von der er nur als von einer unumstößlichen Voraussetzung ausgeht. 'Wir sind weil wir sind, wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist'[22]).

'Die Materie der Thätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung d. i. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er, nur indem er unveränderlich bleibt existirt er'[23]).

Hierauf stützen sich nach Sch. die 'zwei Fundamentalgesetze der sinnlich vernünftigen Natur: das erste dringt auf absolute

Realität: er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist', d. i. 'alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; das zweite dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist', d. i. 'Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit anderen Worten, er soll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen' [24]).

'Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, lehrt Sch. weiter, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Object zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt'. Der erste dieser Triebe, 'der sinnliche Trieb', sei beschäftigt den Menschen in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie (d. i. Veränderung, die die Zeit erfüllt) zu machen, nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehöre, welche die Materie aufnehme und von sich, dem Beharrlichen, unterscheide. Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen könne, gehe wie der erste von der sinnlichen, so von der vernünftigen Natur des Menschen aus, und sei bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten [25]).

Jenem Fundamentalgesetze der sinnlich=vernünftigen Natur gemäß sollen nun beide Triebe in vollkommener Wechselwirkung stehen, d. i. einer 'die Wirksamkeit des anderen zugleich begründen und begrenzen, und jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangen, daß der andere thätig ist' [26]). Aber dieses Wechselverhältniß der Grundtriebe des Menschen, worin Sch. 'im eigentlichsten Sinne des Wortes die Idee seiner Menschheit' sieht, sei nur ein Imperativ, eine 'Aufgabe der Vernunft', 'die der Mensch allein in der Vollendung seines Daseins ganz zu lösen im Stande ist' [27]).

'Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lang er nur einen dieser beiden Triebe ausschließend oder nur einen nach dem anderen befriedigt, denn so lange er nur empfindet,

bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde und sein Dasein empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen und schlechterdings nur in diesen eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung dienen'[28]), d. i. müssen wir im Schiller'schen Sinne[29]) erklärend hinzufügen: der Gegenstand würde nach demselben Principe beurtheilt werden können, nach welchem die Idee seiner Menschheit selbst beurtheilt wird.

Eine solche Erfahrung, fährt Sch. fort, würde 'einen neuen Trieb in ihm aufwecken, in welchem die beiden anderen zusammenwirken'. Diesen Trieb nennt Sch. den 'Spieltrieb'[30]). Der Spieltrieb werde bestrebt sein so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorbringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet[31]). Da Sch. nun das Object des sinnlichen Triebes, den er auch den Sachtrieb (im Wiederabdrucke der Briefe Stofftrieb) nennt, im allgemeinen mit 'Leben' und das Object des Formtriebes im allgemeinen mit 'Gestalt' bezeichnet, so nennt er das Object des Spieltriebes 'lebendige Gestalt'; 'ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient'[32]).

Nur die Thätigkeit des Menschen nach dem Spieltriebe, dieß folgt unmittelbar aus dem Vorhergehenden, entspricht der Idee seiner Menschheit. In diesem Sinne konnte Sch. sagen: 'Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt'[33]). Was Sch. nun für das Ideal der Menschheit als Wechselwirkung des Stoff- und Formtriebes, das bezeichnet er für das höchste Ideal des Schönen als 'möglichst vollkommensten Bund und Gleichgewicht der Realität und der Form'. Das Schöne der Erfahrung aber werde diesem Ideale nie vollkommen entsprechen, da werde

stets eine Schwankung sich finden, so daß bald die Realität, bald die Form überwiegen werde. 'Die Schönheit in der Idee ist ewig nur eine untheilbare, einzige — die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte sein'[24]). Obwol Sch. nicht näher ausführend auf diese Gedanken eingeht, so können wir doch unschwer in der Schönheit, bei welcher die Realität überwiegt, eine Analogie zu dem erkennen, was er später als das 'Naiv-schöne' bezeichnete, und in jener, wo die Form überwiegt, das 'Sentimentalisch-schöne' finden. Das erstere ist im allgemeinen ein schönes, das der Natur, der Sinnlichkeit, das letztere ein solches, das der Ideenwelt, der Vernunft näher steht.

Und so wie Sch. dem Idealschönen eine auflösende Wirkung zuschreibt, um sowol den sinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen, und zugleich eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten, so gebe es in der Wirklichkeit eine 'schmelzende' und 'energische' Schönheit. Die erstere, entwickelt Sch., bewirke eine Auflösung des Gemüths sowol im Moralischen als Physischen, dabei begegne es leicht, daß mit den Begierden auch die Energie der Gefühle und mit der Leidenschaft auch die sittliche Kraft eine Einbuße erleide. Die letzte bewirke eine Anspannung im Moralischen und Physischen; dabei werde es leicht begegnen, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfahre, die nur die rohe Natur treffen dürfte, und daß auch die rohe Natur an einem Kraftgewinn Antheil nehme, der nur der freien Person gelten sollte. Hierein lasse sich zugleich erkennen, daß die Schönheit, und davon war Sch. in dieser Folge der Briefe ausgegangen, auch eine erschlaffende Wirkung hervorbringen könne; es werde darnach aber auch zu beurtheilen sein, welche Schönheit und unter welchen Verhältnissen sie einen wolthätigen Einfluß auf die Cultur ausübe. Dieß bestimmt Sch. dahin, daß er für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie (Sinnlichkeit) oder der Formen (man denke an Strenge der Sitten, an geistige Arbeit u. s. w.) die schmelzende, für jenen unter dem Leichtsinn der Verfeinerung die energische Schönheit als Bedürfniß erklärt[25]). Obwol, wir müssen es gestehen, bei diesen allgemeinen Andeutungen ohne Belege und Beispiele ein volles Verständniß kaum möglich ist, so

dürfen wir gewiß bei der 'schmelzenden' und 'energischen Schönheit' an den Gegensatz des Schönen und des Erhabenen denken. Zu willkommener Bestätigung besonders der letzteren Ansicht sei schließlich eine Stelle aus dem Briefe Sch's an Professor Süvern[36]) über dessen Kritik des Wallenstein[37]) angeführt: 'Unsere Tragödie, heißt es hier, hat mit der Ohnmacht der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben — aber nicht aufzulösen suchen'.

Kritische Bemerkungen

Der Gang den Schiller'schen Entwickelung überblickend müssen wir zuvörderst auf die Grundlagen in der Methode aufmerksam machen, welche ungleich wie im Kallias, durch das transcendentale Verfahren Kant's wesentlich bestimmt erscheint. Sch. will hier das Schöne nicht mehr wie dort völlig aus dem Wesen der Vernunft construiren, sondern er sucht nur im Kant'schen Sinne zur Beurtheilung der Möglichkeit der durch die Erfahrung gegebenen Verbindung der sinnlichen und vernünftigen Natur im Menschen das apriorische Princip[38]). Dabei ist nun das Eigenthümliche, daß Sch., um das Princip der Schönheit zu gewinnen, von vornherein, man muß es sagen, geleitet von der Ansicht, die Idee der Schönheit in der Idee der Menschheit zu finden, nicht die Urtheile über das Schöne der Erfahrung selbst zum Ausgangspuncte nimmt, um die apriorische Basis derselben zu erkennen, sondern nach der Idee sucht, ohne welche jene thatsächliche Verbindung im Menschen auch als bloß möglich nicht beurtheilt werden könnte, und in dieser Idee dann schlechtweg und ohne weiteres die Idee der Schönheit sieht. Das gefundene Princip soll aber keineswegs ein constitutives Princip der Erkenntniß, womit zugleich die Vereinbarkeit jener Gegensätze begriffen wäre, sondern ein bloßes Regulativ der Vernunft im Sinne Kant's sein, d. i. ein Gesetz, welches die Vernunft für die bloße Beurtheilung der Menschheit in der Erfahrung aufstellt. Und da im Geiste Kant's auf jener Verbindung alle Erfahrung beruht, so ist es erklärlich, wenn Sch. von diesem Principe zugleich als von dem Principe der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt spricht. 'Dadurch, heißt es im fünfzehnten Briefe[39]), daß

wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man *jene Vereinigung selbst* begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt ein Spieltrieb sein, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut, es soll eine Menschheit existiren, so hat sie ebendadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit sein. Die Erfahrung kann uns beantworten *ob* eine Schönheit ist und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat ob eine Menschheit ist. *Wie* aber eine Schönheit sein kann und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft, noch Erfahrung lehren.' Es sei gestattet vorgreifend hieran eine Stelle des neunzehnten Briefes[40]) zu knüpfen: 'Inwiefern in demselben Wesen, lesen wir da, zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich die Kentnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern.'

Mit der Idee der Menschheit wäre somit ein absoluter Maßstab der Beurtheilung des wirklichen Menschen gegeben, und indem

der schöne Gegenstand im Subjecte eine Thätigkeit der Kräfte hervorrufen soll, welche diesem Principe der Beurtheilung gemäß ist, so daß dadurch eine vollständige Anschauung seiner Menschheit begründet ist, so glaubt Sch. den schönen Gegenstand selbst nach diesem Principe beurtheilen zu können und faßt ihn als Symbol der ausgeführten Bestimmnng des Menschen auf [41]). Man sieht, es bliebe noch die Aufgabe zurück nachzuweisen, daß die subjective Wirkung des Schönen in der That eine solche ist, in welcher er eine 'vollständige Anschauung seiner Menschheit' hat. Diese Lücke fühlte Sch. und suchte sie bei der Wideraufnahme der Untersuchung in der nächsten Reihenfolge der Briefe auszufüllen.

Was die Ableitung jener Idee selbst betrifft, so zeigt sich, daß trotz der berührten Verschiedenheit von Fichte das Verhältniß beider Grundfactoren des Menschen, wie die Untersuchung auch selbst geständig ist [42]), nach Art der Fichte'schen Auffassung der Wechselwirkung des Ich und Nichtich bestimmt wird. In dem Gange der Abstraction, durch welche Sch. zu jenen Grundfactoren sich erhebt, tritt der große Dichter dem Verfahren der nachkantisch idealistischen Philosophie ganz nahe, und da zeigt sich so recht das Poetisirende in dergleichen Speculationen überhaupt. Denn nicht allein werden Begriffe wie jene von 'Person' und 'Zustand' ohne weiteres als reale Existenzen genommen, sondern sie werden auch sofort als Vermögen des Ich und daraus hervorgehende, schon an sich als wirksam aufzufassende Kräfte behandelt. Ja noch mehr, auch abgesehen von einander und ihrer Verbindung im Gemüthe wird den beiden Trieben eine ursprüngliche Existenz geliehen. Denn es wird gesagt, daß der sinnliche Trieb dem Menschen nicht Materie gebe, sondern ihn zur Materie mache, wobei die Voraussetzung der Person ausdrücklich zurückgewiesen bleibt [43]).

Wir haben in diesen Briefen nur eine nähere Begründung und einen erweiterten Ausdruck für die Bestimmung des Menschen vor uns, wie sie Sch. schon in der Schrift über Anmuth und Würde sich entwickelt hatte. War sie da zunächst auf den handelnden Menschen gegründet, so wurde in den neun Briefen derselbe Begriff als 'Totalität des Charakters' auf den ganzen

Menschen angewendet. Erst in dieser Folge der Briefe aber gelangt das Princip zu einer vollen speculativen Entwickelung, und ausdrücklich und unumwunden wird die Idee der Schönheit selbst darein gelegt. Und wie früher in dem geforderten Verhältniß der Harmonie auf der einen Seite die Pflicht, und auf der anderen die Neigung im weitesten (Schiller'schen) Sinne erschien, so wird hier, wo es sich um das Ideal für den Menschen in theoretischer und praktischer Beziehung handelt, in das eine Glied 'Wahrheit und Recht,' in das andere die 'Empfindung und Neigung' gestellt **). Es handelt sich also wieder um die Harmonie dessen, was Sch. als Vernunft und Sinnlichkeit im Menschen bezeichnete, ein Verhältniß, welches ihn schon früher überall, wo er es zu finden glaubte, von Schönheit zu sprechen veranlaßt hatte.

Indem Sch. jeden schönen Gegenstand als ein Symbol der harmonischen Menschheit auffaßt, so geht die eigentliche Intention nur dahin, im schönen Objecte Stoff und Form in demselben Verhältnisse verbunden zu sehen, wie es der Stofftrieb und Formtrieb in der Idee der Menschheit selbst ist. Es könnte scheinen als wäre damit überhaupt nur die Harmonie im Verhältnisse von Stoff und Form im Schönen gefordert, also eines der Grundverhältnisse des Schönen zur Geltung gebracht; aber es wird sich später noch bestimmter zeigen, daß Sch. auch hier auf halben Wege in der Erkenntniß des rein formellen Charakters der Schönheit stehen bleibt. Indem er das schöne Object nach demselben Principe wie den Menschen betrachtet, in diesem aber der Formtrieb etwas absolutes, übersinnliches, der Stofftrieb ein sinnliches sein sollte, so lag es nahe, im schönen Objecte bei der Form stets an etwas absolutes, an Ideen und bei dem Stoffe an etwas sinnliches zu denken. Hiernach wäre erstens das Schöne nicht in die Harmonie von Stoff und Form überhaupt, sondern in die Harmonie des Stoffes als eines sinnlichen und der Form als eines übersinnlichen zu setzen, und zweitens könnte wieder das Wolgefallen nicht eigentlich in dem Verhältnisse, sondern nur in der Analogie desselben zur Normalform, zur Idee der Menschheit, zu finden sein, und es läge dann in dieser und nicht in der Form selbst der eigentliche Grund des Wolgefallens am Schönen. Aber gegen die Kritik

Matthisson's ist doch ein nicht unbedeutender Fortschritt gewonnen. Wir begegneten dort dem Bestreben das Schöne nur seiner Form nach als einen Ausdruck des rein Menschlichen zu fassen, indes unversehens hatte sich ihm fast überall die formelle Forderung in eine Forderung des sittlichen Inhaltes verwandelt. Hier wird die Idee der Schönheit mit der Idee der Menschheit identificirt, doch ist es nicht mehr die Ansicht Sch's, das rein Menschliche, welches dieser Idee gemäß wäre, als Object des Schönen zu bezeichnen, sondern es ist nur gefordert, daß Stoff und Form im einzelnen Schönen in einem Verhältnisse des Gleichgewichtes stehen sollen, das nach derselben Art beurtheilt werden kann, wie das Verhältniß von Stoff und Formtrieb im Menschen selbst zu beurtheilen ist. Die Auffassung der Idee der Menschheit oder der Schönheit als eines absoluten Vernunftideals hat also in der That dazu geführt, den formellen Charakter des Schönen, bestimmter wenigstens als dieß in der Kritik Matthisson's noch der Fall war, hervortreten zu lassen.

3. Die schmelzende Schönheit.

Entstehung. Das sechste Stück der Horen 1795 enthielt unter der obigen Ueberschrift die Fortsetzung und den Schluß der ästhetischen Briefe (17.—27. Brief) [1]. Die Arbeit daran läuft vom Februar bis zum Juni 1795 [2]) und ist mit Ausnahme der Unterbrechung durch die Darstellung der Belagerung Antwerpens im März [3]) die Hauptbeschäftigung in dieser Zeit. Sch. befand sich in der bezeichneten Epoche in einer speculativen Anspannung wie niemals weder vorher noch nachher. Seit der Beendigung der zweiten Folge der Briefe dachte er einer näheren Ausführung und Begründung seiner speculativen Aesthetik nach. Ein milder Sonnenblick endlich, schreibt er an Goethe [4]), habe binnen drei Tagen gelöst, worüber er fünf Wochen lang gebrütet. Wie ihn schon die vorhergegangenen Briefe mit großer Zuversicht erfüllten, so spricht er auch jetzt mit voller Befriedigung von seinem Systeme: er entdecke, schreibt er [5]), mit jedem Schritt, den er vorwärts thue, wie fest und sicher der Grund sei, auf welchem er baute. Einen Einwurf, der das Ganze umstürzen könnte, habe er von nun an

nicht mehr zu fürchten. Später (Sept. 1795) nach dem Abschluß der Arbeit, da Körner noch hie und da Bestimmtheit und Evidenz vermißte [6]), entgegnete er [7]), daß er sich noch keinen Begriff davon machen könne, was an seinem Systeme unbestimmt oder willkürlich wäre, und beruft sich dabei vorzugsweise auf die Reihe von dem 'sehr wichtigen achtzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Brief'. In diesen Briefen eben scheint Sch. die Wiederaufnahme der Untersuchung und eine vollständige Begründung seines Systems gesehen zu haben. Auf sie beruft er sich auch in einem Briefe an Fichte [8]), zum Beweise, daß er die eigentliche Untersuchung 'nicht in Bildern,' sondern 'mit Präcision und logischer Strenge' führe und fügt hinzu: wenn Fichte hier in dem neunzehnten bis dreiundzwanzigsten Briefe, wo eigentlich der nervus rerum vorkomme, eine unzweckmäßige Sprache finde, so wisse er in der That keinen Punct der Vereinigung ihrer Urtheile mehr.

Es war Sch's Absicht in den Briefen seine 'Elementarphilosophie vorauszuschicken, um nachher bei einzelnen Ausführungen darauf zurückweisen zu können.' Auf diese Art, hoffte er, in der Folge mehrere Jahre keinen wichtigen Satz aus den zwei und drei ersten Lieferungen unerörtert zu lassen; denn habe er nur erst das Allgemeine vorausgehen lassen, so werde er einzelne Materien vornehmen, auf welche er dann jene Hauptsätze anwenden wolle [9]). Zunächst die Arbeit an der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtkunst und vollends die ausübende Kunst mit den theilweise veränderten Anschauungen, die sie brachte, verdrängten diesen Plan.

Zusammenhang und Fortgang der Entwickelung.

Am Ende des sechzehnten Briefes hatte sich Sch. die Aufgabe für die folgenden Briefe dahin festgestellt, 'die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten zu prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Idealschönen auszulöschen' [10]). In dem folgenden Briefe nun geht er hinsichtlich der schmelzenden Schönheit an diese Aufgabe. Es sollte also bewiesen werden, daß die schmelzende Schönheit ein 'angespanntes Gemüth auflöse.' Angespannt aber nennt er den Menschen, 'sowol wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen be-

findet' [11]). Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe sei für ihn ein Zustand des Zwanges oder der Gewalt und Freiheit liege nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich abgespannte Mensch werde also aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch werde aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Auf jenen müsse die Schönheit mehr durch die Form, auf diesen durch das materielle Leben, also durch den sinnlichen Stoff wirken [12]). Man sieht, daß Sch. das im vorigen Briefe für das Schöne der Wirklichkeit festgestellte Schwanken zwischen dem Ueberwiegen des Stoffes und der Form hier innerhalb der einen Art der Schönheit, der schmelzenden, voraussetzt, daher man dort nicht daran denken dürfte, die Eintheilung des Schönen, darin entweder der Stoff oder die Form überwiegt, falle mit der Eintheilung in die schmelzende und energische Schönheit zusammen. Ob und wie Sch. sich auch hinsichtlich der energischen Schönheit ein ähnliches Schwanken dachte, ließe sich leicht entwickeln. Er hat indes selbst später diese Eintheilungen nicht wieder aufgenommen und so können wir sie des weitern auf sich beruhen lassen.

Der siebenzehnte Brief ist wahrscheinlich kurz nach dem vorhergehenden und ganz im Sinne der darin vorgezeichneten Aufgabe geschrieben; nun ging Sch. aber bald, wie schon angedeutet, an ein abermaliges Durchdenken seiner Untersuchungen und dieß mußte ihm den Wunsch nahe legen, seine Anschauungen noch sicherer zu begründen. So verläßt er den vorgezeichneten Plan, um in den muthmaßlich erst später begonnenen folgenden Briefen wieder nur die Schönheit überhaupt ins Auge zu fassen. Und indem er den ästhetischen Zustand des Gemüthes, der seiner Idee der Schönheit entspricht, näher entwickelt und speculativ begründet, so können wir darin eigentlich die Lösung dessen finden, was die vorhergehenden Briefe noch als Aufgabe zurückließen, nämlich nachzuweisen, daß die subjective Wirkung der Schönheit im Gemüthe in der That eine solche sei, in welcher der Mensch eine 'vollständige Anschauung' seiner Menschheit hat und zugleich damit die früher aufgeworfene Frage beantwortet sehen, ob in der Erfahrung 'eine

Menschheit ist.' Wenn die ganze Folge der Briefe in den Horen 'die schmelzende Schönheit' überschrieben ist, so muß dieß so erklärt werden, daß Sch. von den schmelzenden Eigenschaften des Schönen ausgeht, um daran die nähere Entwickelung der ästhetischen Stimmung anzuknüpfen. Indem wir nun in die Darstellung der Hauptzüge der Untersuchung eingehen, wollen wir die Briefe vom achtzehnten bis zum dreiundzwanzigsten für sich in Betracht ziehen, da der letztere den culturhistorischen Standpunct wieder aufnimmt, wodurch der Schluß der Briefe vom dreiundzwanzigsten an als ein besonderer Theil sich heraushebt.

Inhalt der Briefe vom 17.—23.

Sch. geht von dem Satze aus [18]), daß durch die Schönheit der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet und der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben werde. Man erinnert sich hier unwillkürlich an die Gedanken, welche in einer später weggelassenen Strophe des ursprünglichen Entwurfes der Künstler ausgeführt waren [14]), deren Inhalt Sch. Körner'n damit bezeichnete, daß die Kunst 'zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contraponderire, daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredle und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade'.

Aus dem vorangestellten Satze scheine zu folgen, fährt Sch. fort, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bilde sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen habe über ihre Wirkung zu reflectiren und alle Erfahrungen, meint er, weisen darauf hin. Auf der andern Seite sei aber nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Natur und Form, Leiden und Thätigkeit, Empfinden und Denken unendlich sei und schlechterdings durch nichts könne vermittelt werden. Die Lösung des Widerspruches findet er darin [15]), daß, weil diese beiden Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, in dem mittleren Zustande beide derart verschwindend gedacht werden müßten, daß keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibe. Hierin haben wir

also wieder die Grundlagen zu einem Regulativ der Beurtheilung zu sehen, das nach Sch. die Vernunft, um einen solchen Zustand auch nur als möglich zu erklären, anzunehmen bemüssigt ist. Er kommt nämlich dadurch zur Ableitung der Idee eines mittleren Zustandes, wie er der Schönheit und demjenigen entspricht, was er früher den Spieltrieb nannte. Die weitere Darstellung geht den folgenden Weg.

Der Mensch könne, entwickelt er [16]), aus dem physischen, leidenden Zustande in den moralischen, von der Empfindung zum Denken nicht unmittelbar übergehen, er müsse für den Moment von aller Bestimmung frei sein und einen Zustand bloßer Bestimmbarkeit durchlaufen. Dieser Zustand sei eine mittlere Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt und doch auf beide Arten thätig sei, verdiene vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftigen Bestimmung aber den logischen und moralischen nenne, so müsse man diesen Zustand der realen und activen Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen. In dem ästhetischen Zustande [17]) sei der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besonderen Determination in ihm in Betracht zieht. Daher müsse man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in welche es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären; durch die ästhetische Cultur sei weiter nichts erreicht, als daß es dem Menschen nunmehr von Natur wegen möglich gemacht sei, aus sich selbst zu machen, was er will, daß ihm die Freiheit zu sein, was er soll, die ihm durch die einseitige Nötigung der Natur beim Empfinden und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken entzogen sei, vollkommen zurückgegeben werde. Deshalb müsse man das Vermögen, welches er in der ästhetischen Stimmung zurückerhält, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit

betrachten, und es sei daher nicht nur poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nenne. Diese Stimmung [18]), weil sie keine einzelne Function der Menschheit ausschließend in Schutz nehme, sei einer jeden ohne Unterschied günstig und sie begünstige nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen sei. Im ästhetischen Zustand allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen und unsere Menschheit äußere sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Haben wir uns dem Genusse echter Schönheit hingegeben, lehrt Sch. [19]), so seien wir in einem solchen Augenblicke unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister und mit Leichtigkeit könnten wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstande, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden. Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes mit Kraft und Rüstigkeit verbunden (man merkt, nach Seite des letztern würde die energische Wirkung des Idealschönen gehen) sei die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen solle, und sie vor allem gebe einen sicheren Probierstein der wahren ästhetischen Güte. Diesem Ideale ästhetischer Reinigkeit könne das einzelne Kunstwerk sich nur nähern. Darum müsse der Künstler dem vollkommenen Stil in jeglicher Kunst nachstreben, d. i. die specifischen Schranken derselben entfernen, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und zugleich müsse er die Schranken des Stoffes, den er bearbeitet, überwinden. Ohne Verrückung ihrer objectiven Grenzen sollten die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Man erinnert sich hier sogleich an das im Kallias ausgeführte Stilgesetz [20]), und wie dort gefolgert war, daß der Künstler das Object in 'reine Form' zu verwandeln habe, so finden wir hier die Lehre: in einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun, denn durch die Form allein werde auf das ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirke jederzeit einschränkend auf

den Geist und nur von der Form sei wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also bestehe das Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt. Hiebei kommt Sch. auf seine früher schon ausgesprochene Ansicht [21]) zurück, daß die Künste des Affects, dergleichen die Tragödie sei, keine ganz freien Künste seien, da sie unter der Dienstbarkeit eines besonderen Zweckes (des Pathetischen) stünden. Daran schließt sich der bedeutsame Satz: 'eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effect des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften.' Nicht weniger widersprechend sei der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streite mehr mit dem Begriffe der Schönheit als dem Gemüthe eine bestimmte Tendenz zu geben.

Kritische Bemerkungen.

Was zunächst die speculative Begründung der ästhetischen Stimmung betrifft, auf die wir nur in den Hauptpuncten eingehen konnten, so treffen wir darin wieder jenes Verfahren, welches wir schon in den vorhergehenden Briefen beobachten konnten, abstracte Begriffe, wenn es auch, wie hier der Fall ist, bloße Negationen wären, ohne weiters als real zu behandeln und damit zusammenhängend die poetisirende Art, die als möglich gedachten Zustände des Gemüthes als eigene ursprünglich in demselben gelegene Kräfte mit selbständigem Leben auszurüsten, sie gewissermaßen zu personificiren. Wir wollen dieß nicht erst in dem Einzelnen durchführen. Indes seien zur Beleuchtung der Untersuchung zwei Puncte aus dem Beginne des neunzehnten Briefes, mit dem die eigentliche Entwickelung des ästhetischen Zustandes anhebt, gleichsam beispielsweise hervorgehoben. Sch. geht hier davon aus [22]), daß 'der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen' sei. 'Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauche hingegeben, und weil der Voraussetzung nach in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit (eine merkwürdige Analogie zu Hegels Sein = Nichts)

nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist'. Bleibt man auch nur innerhalb der von Sch. selbst gegebenen Begriffsbestimmungen, so fällt sogleich auf, daß hier von einem Zustande des Geistes gesprochen ist vor einem jeden Zustande! Denn der Zustand, hörten wir ihn lehren [23]), hängt ja eben von Sinneseindrücken ab, und wie soll dann in diesem Zustande der Bestimmungslosigkeit die Einbildungskraft, also ein sinnliches Vermögen, frei in Raum und Zeit schalten und walten können! In dem weiteren Verlaufe des Briefes wird dann gesagt [24]): 'ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Ort für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen: eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns, aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben'. Nun müßte man aber gerade umgekehrt sagen, daß wir ohne die Vorstellung von Ort und Augenblick nie eine Vorstellung des unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit hätten. Wir haben die letztere Stelle auch deshalb besonders hervorgehoben, um darauf aufmerksam zu machen, daß, wie hier Kant's 'reine Anschauungsformen', so auch die Kant'schen Kategorien, die doch eigentlich nichts anderes als angeborne Vorstellungen wären, Sch'n dazu disponiren mochten, was gelegentlich schon berührt wurde [25]), aus der reinen Vernunft unmittelbar ohne Rücksicht auf Erfahrung Begriffe entwickeln zu wollen.

Abgesehen nun von der speculativen Abfolgerung des ästhetischen Zustandes, so müssen wir, sofern wir bloß das Factische, welches durch die Schiller'sche Darlegung dieses Zustands bezeichnet ist, in's Auge fassen, den feinen Tact und die entschiedene Sicherheit bewundern, mit welcher er an der Reinigkeit der ästhetischen Wirkung festgehalten hat. Es liegt unstreitig das Bedeutendste darin vor, was bis zu Sch's Zeit von der Wirkung des Schönen als bloßer Form gesagt ist. Das Schöne soll dem Gemüthe keine bestimmte Tendenz geben, das Gemüth soll dabei seine ungehemmte Freiheit bewahren, mit hohem Gleichmuth soll es uns erfüllen. Aber allein die Form kann diese ästhetische Wirkung erzeugen, und unabhängig von subjectiven Affectionen in dem reinen Wolgefallen an derselben ruht

die siegende Kraft der wahren Schönheit. Diese Lehren Sch's werden unbestritten Grundlagen aller richtigen ästhetischen Einsicht bleiben. Denn in der That das Wolgefallen am Schönen gründet sich auf die bloße Vorstellung der reinen Formen, es ist unabhängig von dem Gehalte der Objecte, an denen sie sich finden, unabhängig von den subjectiven Erregungen, die jene selbst oder dieser in uns hervorrufen mag, und ruhiger Ernst und hoher Gleichmuth drücken ganz gut die Stimmung aus, die das reine ästhetische Urtheil in uns zurückläßt.

Indem Sch. einerseits vom Inhalte des Schönen, anderseits von jeder subjectiven Affection abzusehen lehrt, so wäre damit allerdings einer streng sachlichen Forschung die Bahn geöffnet, die objectiven Verhältnisse überhaupt zu gewinnen, auf denen das absolute Wolgefallen am Schönen sich gründet. Daß Sch. selbst der unmittelbaren Lösung dieser Aufgabe nicht näher trat, davor stand innerhalb der Schranken des idealistischen Philosophirens vor allem die Anschauung, die ihn im Schönen überall eine Harmonie sinnlicher und ideeller Factoren voraussetzen ließ, eine Anschauung, welche zu tief in seinem Denken Wurzel gefaßt hatte, als daß sie nicht bei jeder Gelegenheit hindernd hervortreten sollte.

Brief 23. 24. 25. Der drei und zwanzigste Brief hebt mit dem Satze an [20]), daß also der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens nicht anders als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freiheit geschehe, und daß es deshalb keinen anderen Weg gebe, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als indem man denselben zuvor ästhetisch macht.

Nun liegt es aber in dem charakterisirten Verfahren Sch's, daß er den geschilderten Zustand des Gemüthes zugleich als Vermögen der Seele und als thätige Kraft auffaßt und so fährt er fort: durch die ästhetische Gemüthsstimmung werde die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln brauche. Der ästhetisch gestimmte Mensch werde allgemein giltig urtheilen und allgemein giltig handeln, sobald er es wollen

wird. Es gehöre also zu den wichtigsten Aufgaben der Cultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, soweit das Reich der Schönheit immer nur reichen mag, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln könne. Soll der Mensch fähig und fertig sein, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so müsse er sich schon innerhalb der ersteren für die letzteren geübt und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben [27]). Im Gebiete der Wahrheit und der Moral dürfe die Empfindung nichts zu bestimmen haben, aber im Bezirke der Glückseligkeit dürfe Form sein, und dürfe der Spieltrieb regieren. Der Mensch müsse deshalb lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe erhaben zu wollen. Dieses werde geleistet durch ästhetische Cultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwerfe [28]). Im physischen Zustand, sagt Sch. dann im folgenden Briefe, erleide der Mensch bloß die Macht der Natur; er entledige sich dieser Macht im ästhetischen, und er beherrsche sie in dem moralischen. Es sei dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste, Vernunft und die thierische Natur, in sich zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem anderen beruhe, so beruhe auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschiedes seine Glückseligkeit. Die Cultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen solle, werde also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben [29]).

Wir haben in dem Vorstehenden nur eine theilweise neue Einkleidung uns lange schon bekannt gewordener Gedanken vor uns. Wie wir aus der Schrift 'über Anmuth und Würde' und aus den Abhandlungeu wissen, die den ursprünglichen Briefen ihre Entstehung verdanken, so erleidet das Ideal der menschlichen Bestimmung, d. i. die harmonische Wirksamkeit seiner beiden Naturen bei der wirklichen Ausführung die Beschränkung, daß dort, wo die Natur, die Sinnlichkeit, den Geboten der Vernunft widerspricht,

die Vernunft nur durch Unterdrückung der sinnlichen Natur ihrer unbedingten Forderung genügen könne. In den gegenwärtigen Briefen ist wie schon erwähnt jene Formel für die Bestimmung des Menschen auf Denken und Handeln ausgedehnt. Darnach soll also der Mensch an der Wahrheit ebenso mit der Empfindung Theil nehmen wie an der Pflicht mit der Neigung, nur dort, wo die Empfindung der Wahrheit Eintrag thäte, oder die Neigung dem Gebote der Vernunft widerspräche, da muß die Vernunft ausschließend gebieten, so z. B. (und wir erinnern uns dabei der Ausführungen in jenen früheren Aufsätzen) in Betreff der streng logischen Entwickelung der Wahrheit bei philosophischen Untersuchungen, so weiter in allen Fällen, die wir früher als das im eigentlichen Sinne Moralische bezeichnet haben. In dem Gebiete aller anderen Fälle aber soll die Glückseligkeit Platz greifen, d. i. der strenge Unterschied, wie es hier heißt, von Vernunft und Sinnlichkeit aufgehoben sein, beide Naturen in harmonischer Verbindung also der Ansicht Sch's gemäß nach dem Gesetze der Schönheit wirken. Die Glückseligkeit in diesem Sinne aber ist ein Ideal; für den Menschen in der Wirklichkeit hat neben die Forderung, die in diesem Gebiete herrscht, die Würde zu treten, d. i. die Aufrechthaltung der Vernunftforderung auch gegen die Empfindung und Neigung. Immer aber bleibt Sch'n das unwandelbare Ziel, die volle Harmonie der Vernunft und der Sinnlichkeit im Menschen, oder wie er sich hier ausdrückt 'die höchste Reinheit beider Principien in ihrer innigsten Vermischung'.

Der fünf und zwanzigste Brief ist ein bedeutsames Glied in der Kette der Schiller'schen Entwickelungen über das Schöne. Der hauptsächliche Inhalt desselben ist dieser. So lange der Mensch in seinem physischen Zustande die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnehme, bloß empfange, sei er noch völlig eins mit derselben und weil er selbst bloß Welt sei, so sei für ihn noch keine Welt, erst wenn er sie in seinem ästhetischen Stande außer sich stelle oder betrachte, sondere sich seine Persönlichkeit von ihr ab und es erscheine ihm eine Welt, weil er aufgehört habe mit derselben eins auszumachen. Die Betrachtung (Reflexion) sei das erste liberale Verhältniß des Menschen zum Weltall, das ihn umgibt; wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreife, so rücke die Be-

trachtung den ihrigen in die Ferne und mache ihn eben dadurch zu ihrem wahren unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchte [30]).

Die Schönheit, fährt er fort, sei allerdings ein Werk der freien Betrachtung und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, aber ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei der Erkenntniß der Wahrheit geschehe. Zwar gebe es auch von der höchsten Abstraction einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rühre die innere Empfindung und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit gehe in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, heißt es weiter, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung und sehen diese letztere als etwas zufälliges an, ohne daß deshalb die Wahrheit aufhörte Wahrheit zu sein. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen sei es, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen. Es sei hier keine Succession zwischen Leiden und Thun, Denken und Empfinden, wie bei dem Vergnügen an Erkenntnissen; hier zerfließe die Reflexion vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit sei also zwar der Gegenstand für uns, weil die Reflexion eine Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben, zugleich aber sei sie ein Zustand unseres Subjects, weil das Gefühl die Bedingung sei, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie sei also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort, sie sei zugleich unser Zustand und unsere That [31]).

Kritische Anmerkung.

In diesen Ausführungen ist der rein formelle Charakter des Schönen so nahe berührt, daß es scheint, als würde Sch. einen Schritt aus den Schranken seiner Anschauung heraustreten. Hat er früher das Schöne lebende Gestalt genannt, so dachte er bei dem Begriffe des Lebens an den sinnlichen Stoff, bei der Gestalt an den ideellen Gehalt; hier, kann man sagen, führt ihn der gesunde Blick dahin, dasjenige was er früher als Leben bezeichnete, bloß in das subjective Gefühl des Wolgefallens an der Form zu setzen. Das sinnliche Moment also träte nunmehr als

bloß subjectives auf und es bliebe objectiv für das Schöne das Formelle in seiner Reinheit zurück. Zudem macht sich hier bedeutsam die Einsicht geltend, daß das Schöne auf der Betrachtung beruhe. Diese ist nun nichts anderes als der Zustand der bloßen Vorstellung, auf welchen Sch. früher schon, wie wir wissen, dem Logischen und Angenehmen gegenüber das ästhetische Wolgefallen gründete. Auf der bloßen Vorstellung der Form also würde das Wolgefallen am Schönen beruhen. Es hätte sich nur darum gehandelt zu voller Klarheit über das Wesen des rein Formellen zu kommen. Da dieses nun immer in dem Verhältniß von Vorstellungen zu einander beruht, beim Schönen aber ein bestimmter Inhalt gar nicht in Betracht kommen soll, so bliebe für die Erkenntniß des Schönen eben die Bestimmung der objectiven Verhältnisse übrig, welche in der Vorstellung ein absolutes Wolgefallen nach sich ziehen. Bei näherer Prüfung zeigt sich auch hier die Fessel, in welcher Sch's Anschauung liegt: er hat sich das Wesen des bloß Formellen nicht zu voller Evidenz gebracht. In dem Verhältnisse von Stoff und Form besteht die Form des Schönen in dem harmonischen Zusammen beider Glieder. Sch. denkt aber bei der Form nur an das eine Glied des Verhältnisses (die Form) und dieß ist von vornherein ein Hinderniß richtiger Auffassung. Zudem hat er immer bei der Form Bestimmungen geistiger Art, die den Gegensatz des sinnlichen Stoffes bedingen, im Sinne, nicht aber das Verhältniß von Vorstellungen überhaupt; sonst hätte hier der Unterschied des Wolgefallens am Schönen und an Erkenntnissen nicht darein gelegt werden können, daß das Wolgefallen an den letzteren von der Vorstellung getrennt werden kann und ihr gegenüber zufällig ist [32]), sondern darein, daß es ein Wolgefallen am Inhalte, nicht an der Form der Vorstellungen ist. Mit der Verlegung des sinnlichen Factors im Schönen in das Gefühl des Subjects ist somit die alte Schranke, das Schöne nur auf das harmonische Verhältniß des Sinnlichen und Geistigen zu gründen, nicht überwunden.

Brief 26. 27. Im folgenden Briefe geht Sch. wieder auf das Hauptthema in dieser Reihenfolge der Briefe ein. Die ästhetische Stimmung, entwickelt er weiter, da sie der Freiheit erst ihre Entstehung gebe, könne nicht aus ihr entstehen und folglich keinen moralischen

Ursprung haben. Ein Geschenk der Natur müsse sie sein, die Gunst der Zufälle allein könne die Fesseln des physischen Standes lösen und den Wilden zur Schönheit führen. Sch. denkt wol an Griechenland, wenn er mit sicherem Pinsel die Natur und die Verhältnisse schildert, in denen die Schönheit den Menschen aufsucht: da werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist. Bei dem Wilden verkündige sich der Eintritt der Menschheit schon in der Freude am Schein, in der Neigung zum Putz und zum Spiele. Die Gleichgiltigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein sei ein Schritt zur Cultur, der von der inneren Freiheit zeuge; denn die Realität sei der Dinge Werk, der Schein der Dinge des Menschen Werk. Nur der ästhetische Schein, den man von der Wahrheit unterscheidet, oder, um mit dem Prologe zum Wallenstein [33]), der denselben Gedanken ausdrückt, zu reden, den man 'der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt', sei Spiel; der logische hingegen, den man mit der Wahrheit verwechselt, sei Betrug [34]). Sobald nun der Mensch einmal den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper unterscheide, so sei er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; mit dem Vermögen zur Form sei aber auch das Vermögen zur nachahmenden Kunst gegeben. Da aller Schein sich ursprünglich vom Menschen als vorstellendem Subject herschreibe, so bediene er sich bloß seines Eigenthumsrechtes, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknehme und mit demselben nach eigenen Gesetzen schalte. Dieses menschliche Herrscherrecht übe er aus in der Kunst des Scheins und nur in dem wesenlosen Reiche der Einbildungskraft [35]). Bei welchem Menschen oder ganzem Volke man den aufrichtigen und selbständigen Schein finde, da dürfe man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen. Das Ideal regiere da das Leben, Unsterblichkeitsruhm gehe über die Existenz, ein Kranz über das Purpurkleid. Wir legen noch lange nicht genug Werth auf den ästhetischen Schein. So lange wir das Schöne der Natur noch nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der Kunst bewundern können, ohne nach Zwecken zu fragen, so lange wir der Einbildungskraft noch keine

eigene absolute Gesetzgebung zugestehen: so lange haben wir es noch nicht zu dem reinen Schein gebracht [36]).

Mit feinem Verständnisse und sicherem Tacte ist hier das Fundament aller ästhetischen Einsicht gelegt, daß das Wolgefallen am Schönen auf der bloßen Vorstellung abgesehen von aller Realität beruhe. Aus der Fülle der daraus fließenden Consequenzen sei nur hervorgehoben, daß eben dadurch die 'Freiheit der Einbildungskraft' sich erklärt, auf die wir Sch'n beim Schönen und in der Kunst so großes Gewicht legen sahen, und zugleich mag auf die Wichtigkeit der hier wurzelnden Einsicht hingewiesen sein, daß die Kunst wol die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, niemals aber eigentliche Illusion bezielen dürfe.

Indem Sch. im letzten Briefe noch schildert, wie der Mensch von den ersten Versuchen sein äußeres Dasein zu verschönern zum ästhetischen Spiele sich erhebt, darin er sein inneres und äußeres Leben Gesetzen der Schönheit unterwirft [37]), zeichnet er zum Schlusse [38]) ein ideales Bild der Gesellschaft unter dem Einflusse der Schönheit. Da heißt es nun, daß es die Schönheit allein sei, welche dem Menschen einen geselligen Charakter ertheile. Der Geschmack nur bringe Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in den Individuen stifte. Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft werde geduldet, soweit der Geschmack regiere und das Reich des schönen Scheins sich verbreite. Dieses Reich erstrecke sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht und alle Materie aufhört, es erstrecke sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet. Hier müsse der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt. Aus den Mysterien der Wissenschaft führe der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinnes heraus und verwandle das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In dem ästhetischen Staate sei alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheines, werde das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gerne auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte. Als Bedürfniß existire dieser Staat in jeder

fein gestimmten Seele, als That möchte man ihn wol nur wie die reine Kirche und die reine Republik in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden.

So weisen also die ästhetischen Briefe wieder auf die Gedanken zurück, von welchen sie ursprünglich ausgegangen waren, denn in dem 'ästhetischen Staate des schönen Umgangs' erkennen wir im Wesen dasjenige wieder, was Sch. anfänglich als Ideal des Staates, als 'Vernunftstaat', als Ziel der menschlichen Entwickelung bezeichnet hatte. Es wäre dieß eben jener Zustand der Gesellschaft, wo die ideale Vollendung im Charakter des Einzelnen von selbst das Verhältniß der Menschen zu einander in vollkommenster Weise regeln, wo alle Regierung und jedes Zwangsgebot aufhören würde, weil da, wo die Schönheit herrscht, wie Sch. es sich dachte, die ganze Natur des Menschen ohnehin auf den reinsten Einklang mit den Forderungen der Vernunft gestimmt ist.

Rückblick.

Blicken wir zurück in die Weite des Weges, den die Schiller'schen Untersuchungen seit den Vorarbeiten zum Kallias genommen. Das ursprüngliche Princip der Schönheit als 'Freiheit der Erscheinung', wornach die schöne Form uns unsere sittliche Freiheit vergegenwärtigen sollte, wurde in der Schrift 'über Anmuth und Würde' auf den Menschen angewandt, und dabei ergab sich ein Verhältniß der Harmonie der 'beiden Naturen' im Menschen, welches Sch. als 'Schönheit der Seele' bezeichnete und als Ideal für die Entwickelung des Menschen feststellte. ('Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität'.) Noch aber sollten die Formen der Schönheit (in der architektonischen Schönheit und der Anmuth) durch die im Kallias gefundenen Merkmale derselben für sich als schön beurtheilt und durch die Harmonie der Natur und der Gesetze der Vernunft in der architektonischen und dem entsprechend durch die Schönheit der Seele in der Anmuth nur die Möglichkeit der schönen Form erklärt werden. Allmählich jedoch durch die ursprünglichen Briefe an den Augustenburger und durch die Kritik Matthisson's hindurch wurden alle Formen des Schönen nur als ein Ausdruck des Idealmenschlichen aufgefaßt, alle Schönheit in der Wirklichkeit sollte erst durch

diesen Ausdruck Schönheit empfangen. Das Wolgefallen am Schönen war damit eigentlich als ein Wolgefallen des Subjectes an der Uebereinstimmung seiner vernünftigen Persönlichkeit mit seiner sinnlichen Natur erklärt. Und ebenso ergab sich aus den Untersuchungen über das Erhabene, daß das Wolgefallen an demselben eigentlich das Wolgefallen des Subjectes sei an der Beherrschung seiner sinnlichen Natur durch die vernünftige Persönlichkeit, wo ein Einklang beider in der Wirklichkeit nicht möglich ist. Da jedoch für den Idealmenschen jener Einklang unabweisbar geboten sein sollte, so sprach Sch. im Ideale nur von der Schönheit, das Erhabene sollte sich darin 'verloren' haben.

In den ästhetischen Briefen nun war Sch. bemüht, die Idee der Menschheit als höchstes Vernunftregulativ, als einen von der Vernunft geforderten absoluten Maßstab der Beurtheilung des denkenden und handelnden Menschen auszusprechen und zu begründen. Dabei wollte er im Sinne der Transcendentalphilosophie verfahren, indem er in jener Idee nur ein Princip sah, ohne welches die Möglichkeit der Verbindung der Vernunft und der Sinnlichkeit im Menschen und demgemäß die Möglichkeit aller Erfahrung nicht begriffen werden könnte. In der speculativen Abfolgerung der Idee der Menschheit aber ging er über die Kant'schen Grundlagen weit hinaus und stellte sich darin vielmehr der nachkant'schen Identitätsphilosophie ganz nahe, indem er in breiter Weise der Verwechslung logischer Prädicate mit realen Raum gibt, einer Illusion, welche Kant selbst wol bekannt war und die er in so treffender Weise bekämpft hatte [30]).

Die Idee der Menschheit nun war ihm zugleich auch die Idee der Schönheit. Der Zusammenhang seiner Gedanken, der dazu führte, liegt zu Tage. Aber die schöne Form wurde jetzt bestimmter als bloßes Symbol dieser Idee aufgefaßt, d. i. das Verhältniß der sinnlichen Momente und der übersinnlichen sollte im Schönen nach einem und demselben Principe wie die Verbindung von Vernunft und Sinnlichkeit im Menschen selbst beurtheilt werden. Dazu glaubte Sch. sich berechtigt, weil, wenngleich das Schöne der Wirklichkeit entweder durch ein Ueberwiegen des sinnlichen Momentes die Sinnlichkeit oder durch ein Ueberwiegen der ideellen

Factoren den Geist des Menschen vorwaltend anrege (naiv und sentimentalisch schönes?), doch das von der Vernunft geforderte Ideal der Wirkung des Schönen, seine beiden Naturen in ihm in harmonische Thätigkeit versetze, d. i. nach seinem Sprachgebrauche die volle Menschheit in ihm herstelle. Auf diesem Wege kommt er dazu, die ästhetische Stimmung des Gemüthes als Grund der Möglichkeit zu einer Bethätigung des Menschen nach dem Ideale seiner Bestimmung, d. i. seiner Anschauung gemäß als Vermögen der 'Menschheit' selbst aufzufassen und sogleich, überall von dem bloßen Vermögen auf die wirkliche Ausübung desselben überspringend, ist ihm der ästhetisch gestimmte Mensch der ideal wirkende selbst. Die Beziehungen der ästhetischen Stimmung zur Cultur sind hiernach selbstverständlich. Der ästhetische Mensch ist eben der 'glückselige Mensch', der die 'Charakterschönheit, die reiffste Frucht der Humanität' erreicht hat und dessen gesammtes Bezeigen, weil darin Vernunft und Sinnlichkeit harmoniren, dem Gesetze der Schönheit gemäß ist. Aber damit ist nur das Ideal für den Menschen bezeichnet; der wirkliche Mensch kann nicht bleibend glückselig sein, für diesen wird es immer Fälle geben, wo sich der Trieb nach sinnlichem Wolsein der Vernunftforderung widersetzt und neben die sittlich schöne die sittlich erhabene Handlungsweise wird treten müssen. Da ist es nun eigenthümlich, daß Sch. in der Elasticität seines Begriffes der ästhetischen Stimmung in ihr wenigstens insofern den Grund der Möglichkeit eines im 'eigentlichen Sinne moralischen Handelns' sieht, d. i. eines Handelns wider den sinnlichen Antrieb, als sie dem Menschen erst die Freiheit 'allgemein giltig zu urtheilen und allgemein giltig zu handeln' verschaffen soll, indem er, durch die Fessellosigkeit des Gemüthes beim Schönen veranlaßt, die ästhetische Stimmung ohne weiters als den Quell der physischen Freiheit selbst betrachtet. Man sieht ferner leicht durch, daß Sch. bei der Wirkung der energischen Schönheit und bei der Annahme derselben für das Schöne in der Wirklichkeit an das Erhabene und die erhabene Kunst dachte, aber es ist dieß mehr aus den früheren Aufsätzen als aus den ästhetischen Briefen zu entnehmen. Da er hier seinen Plan, die Wirkungen der energischen Schönheit an dem abgespannten Menschen zu schildern, um dann

beide Arten des Schönen im 'Idealschönen auszulöschen', nicht durchführte, so befinden wir uns in Fragen der energischen Schönheit fast vollständig im Dunkeln. Doch muß es auffallen, daß er noch von energischer Schönheit hinsichtlich des wirklich Schönen sprechen konnte, da hier in keiner Weise in seinem Sinne von einer Harmonie von Vernunft und Sinnlichkeit die Rede sein dürfte.

Gerade in den Briefen, welche das Ideal der ästhetischen Stimmung begründen sollen, auf die Sch., wie uns bekannt ist, das größte Gewicht legte, machen sich jene oben und öfter gerügten Mängel seines speculativen Verfahrens und die dichterisch personificirende Behandlung bloßer Begriffe auf's umfassendste geltend, so daß es nicht nur schwer wird, in strenger Weise seinen Gedanken zu folgen, ja daß selbst die richtigen Grundlagen, auf welchen in der Tiefe seine Anschauungen, wie sich dieß ergeben hat, häufig beruhen, von der üppigen Triebkraft einer dichterisch belebten Gedankenwelt überwuchert sind. Bei diesem Gange der Untersuchung ist es fast unmöglich, das unzweifelhaft Richtige in der Ansicht von der Fruchtbarkeit der ästhetischen Stimmung für Denken und Handeln, so wie von dem Zusammenhang der Bildung des Geschmackes mit der Cultur des Einzelnen und ganzer Völker, wie dieß einerseits eine streng psychologische, anderseits eine historische Analyse ergäbe, aus der Schiller'schen Entwickelung selbst herauszuheben.

Wieder, wie in allen früheren Untersuchungen über das Schöne, war Sch. in den ästhetischen Briefen auf Verhältnisse der Harmonie gekommen, die in der That überall zu Grunde liegen, wo er von Schönheit spricht. Besonders das harmonische Verhältniß von Stoff und Form ist in den ästhetischen Briefen gewissermaßen der Mittelpunct. Aber er faßt es nicht in seiner formellen Reinheit. Es ist ihm, wie wir sahen, ein harmonisches Verhältniß des Sinnlichen und Uebersinnlichen, und dieß veranlaßt ihn seiner Grundanschauung gemäß Schönheit davon auszusagen. So müssen auch die zahlreichen harmonischen Verhältnisse, welche er sowol in den einzelnen Handlungen und Aeußerungsweisen des idealen Menschen als auch in der idealen Gesellschaft berührt, kurzweg durch eine Uebereinstimmung der Sinnlichkeit und Vernunft des Menschen als

schön sich erklären. Wir erinnern uns dabei, wie er in den ursprünglichen Briefen an den Augustenberger alle Handlungen überhaupt, welche den Forderungen der Schönheit entsprechen, und wie er hier in den ästhetischen Briefen die harmonischen Verhältnisse im griechischen Leben und in der idealen Gesellschaft gleicherweise auf die Harmonie von Vernunft und Sinnlichkeit zurückführen zu müssen glaubte. Bei der Weite dessen, was Sch'n als Sinnlichkeit gilt, und bei der Unbestimmtheit im Begriffe der Vernunftforderung finden wir uns dadurch sowol für das Aesthetische als das rein Ethische in die Höhe einer Abstraction versetzt, wo, wie sich zeigt, Sch'n selbst die strenge Sonderung des Einzelnen verschwindet.

War es ihm auch bei dieser Auffassung unmöglich, den reinen Formcharakter des Aesthetischen selbst zu erreichen und festzuhalten, so sahen wir ihn doch seit Anbeginn seiner Forschungen und auf's entschiedenste noch zuletzt in den ästhetischen Briefen die bestimmte Ueberzeugung aussprechen, daß das Schöne so wie die Kunst nur auf der Form beruhe. Nimmt man zu dieser Einsicht noch hinzu, daß er subjectiv in der Wirkung des Schönen alle Affecte von dem reinen ästhetischen Wolgefallen trennte, daß er ferner dieß letztere auf der bloßen Betrachtung abgesehen von der Realität der Vorstellungen begründete, so sind damit die Principien bezeichnet, deren strenge Durchführung nach allen Seiten der Aesthetik hin richtige Einsicht verbreiten muß. Ebenso kann man sagen, daß durch die ästhetische Beurtheilung der gesammten Willensäußerungen des Menschen, auf welche Sch. in seinem feinen Sinne gekommen war, die Ethik und Aesthetik in eine Beziehung tritt, welche vollends in's klare zu setzen Sch'n bei den Schranken seiner Anschauung und seines philosophischen Verfahrens zwar nicht gelingen konnte, die jedoch, hat man nur im Aesthetischen jene von Sch. gehegten Principien wirklich consequent zur Durchführung gebracht, auch für das Gebiet der Ethik entscheidende Einsichten ergeben müßte.

---

3. Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Eintheilung.

Der Aufsatz 'über naive und sentimentalische Dichtung' [1]) zerfällt in vier Abtheilungen. Als erste derselben muß der Abschnitt betrachtet werden, der von dem Interesse an der Natur, dann von dem ästhetischen Phänomene des Naiven und von dem Gegensatze der naiven Dichtung zur sentimentalischen im allgemeinen handelt (I) und in den Horen [2]) 'über das Naive' überschrieben war. Die zweite Abtheilung behandelt dann 'die sentimentalischen Dichter' (II) und befaßt den Horenaufsatz gleiches Namens [3]), und der 'Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter nebst einigen Bemerkungen einen Charakterunterschied unter den Menschen betreffend' in den Horen [4]) ergibt die beiden anderen Abtheilungen. Die erste behandelt 'das Verhältniß beider Dichtungsarten (der naiven und der sentimentalischen) zu einander und zu dem poetischen Ideale' (III) [5]) und die zweite 'einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism unter den Menschen in einem sich cultivirenden Jahrhundert' (IV) [6]). Wir wollen vorerst gesondert diese Abtheilungen in's Auge fassen und wenden uns zu dem Horenaufsatz 'über das Naive'.

I. 'Ueber das Naive'. Entstehung.

Schon in den Mittheilungen der Grundlagen zum Kallias an Körner war Sch. auf die wesentlichen Momente seines Begriffs vom Naiven gekommen. Er wirft sich dort [7]) die Frage auf: 'warum ist das Naive schön?' und antwortet, 'weil die Natur darin über Künstelei und Verstellung ihre Rechte behauptet'. Den Gedanken, das Naive zum Gegenstande einer selbständigen Abhandlung zu machen, faßte er nicht lange nach den Aufsätzen vom Erhabenen

in der an Entwürfen und Arbeiten so reichen Zeit des Schwäbischen Aufenthaltes [8]). Er war, schreibt er da (Ludwigsburg, October 1793), mit keiner Erklärung dieses Phänomens, wie sie in den Theorien aufgestellt seien, zufrieden und hoffte etwas darüber zu sagen, was mehr befriedigt. Aber die weitgreifende Arbeit an seiner Correspondenz mit dem Augustenburger und nach seiner Rückkehr nach Jena (15. Mai 1794) die Abhandlung über Matthisson sowie das erneuerte Studium Kant's schoben die Ausführung zurück. Erst als er die Ueberarbeitung seiner ästhetischen Briefe für die Horen vornahm, begann er daneben auch (September 1794) den Aufsatz 'über Natur und Naivheit' [9]). Die Arbeit interessirte ihn sehr, und es schien ihm, als ob sie vorzüglich gelänge. Er schrieb daran, wie er sagt, aus dem Herzen und mit Liebe, denn er konnte den Aufsatz 'gleichsam als eine Brücke zu der poetischen Production' betrachten, zu der er mit der Wiederaufnahme der Gedanken zum Wallenstein gleichzeitig zurückzukehren entschlossen war [10]). Doch vor der ästhetischen Speculation und jener Hauptarbeit trat alles andere in den Hintergrund und die begonnene Abhandlung blieb liegen. Erst nach einem vollen Jahre (September 1795) nach Vollendung der großen Arbeit an den Briefen nahm Sch. sie wieder vor. Da konnte ihr der ganze Reichthum der durch seine ästhetische Hauptarbeit gewonnenen Einsichten zu Gute kommen. Vorzüglich wichtig aber war es, daß er durch den inzwischen fallenden nahen Verkehr mit Goethe die Anschauung eines naiven Geistes gewonnen und durch eine Reihe von Dichtungen (seit Juni 1795), die seinem Wesen gleicher Weise als seiner eben vollendeten ästhetischen Speculation nahe liegen, den Uebergang zur ausübenden Kunst und die unmittelbare Erfahrung seiner dichterischen Haupteigenthümlichkeit gemacht hatte. So erhob sich die Arbeit zu einer allgemeinen Beurtheilung seines eigenen dichterischen Wesens und vertiefte und erweiterte sich ihm zur Entwickelung des Gegensatzes der altgriechischen und der Dichtungsweise der Neueren [11]). Wieder quoll ihm die Arbeit unter den Händen auf, und schon der erste Horenaufsatz erhielt zu dem Abschnitte, der vom Interesse an der Natur und von dem Phänomene des Naiven handelt und zum Theile schon vor einem Jahre fertig gewesen, jetzt aber nur überarbeitet

sein mochte, eine Ausführung des allgemeinen Gegensatzes naiver und sentimentalischer Dichtung [12]). Damit war Sch. in den Gesichtskreis getreten, den er in den folgenden beiden Horenaufsätzen nach allen Seiten durchmaß.

Die Vollendung der Abhandlung 'über das Naive' fällt vom Anfang September bis Mitte October 1795 [13]). Das ursprüngliche Interesse, das Sch'n an die Arbeit band, regte sich mächtig: den drei Freunden spricht er gleicher Weise seine lebhafte Antheilnahme daran aus [14]), indem er sich der glücklichen Spuren freute, auf die sie ihn führte [15]). Dabei machte er es sich zum Gesetze, wie er an Humboldt schreibt [16]), den Aufsatz mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln als die ästhetischen Briefe und auch manches aus der Erfahrung mitzunehmen, was er sonst der strengen Form würde aufgeopfert haben. Nun muß man aber sagen, daß gerade dasjenige, was Sch. hier eine Aufopferung der strengen Form nennt, der wissenschaftlichen Bedeutung aller drei Aufsätze nicht geschadet, sondern augenfällig nur genützt hat.

Das Naive der Natur.

Der Aufsatz über das Naive geht von der Thatsache aus, daß wir der Natur und ihren Objecten, wenn wir ihnen in künstlichen Verhältnissen und Situationen begegnen, eine Art Liebe und rührender Achtung widmen. Diese Art des Interesses an der Natur fände aber nur unter zwei Bedingungen statt. Für's erste sei es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sei oder doch von uns dafür gehalten werde, zweitens, daß er (in weitester Bedeutung des Wortes) naiv sei, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Contraste stehe und sie beschäme. Natur in dieser Betrachtungsart sei nichts anderes, als das freiwillige Dasein, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen. Nicht die Gegenstände der Natur nun, sondern eben diese Idee, welche sie darstellen, sei es, was wir in ihnen lieben. 'Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt, daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind

sie Darstellung unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen' [17]). Wehmuth und Achtung, welch' letzteres Gefühl nach Sch. ein Ingrediens jeder erhabenen Stimmung ist, sind hiernach die beiden subjectiven Momente im Gefühle, das uns die Natur einflößt, wo sie naiv ist.

Wieder also ist das Wolgefallen am Naiven als ein solches erklärt, welches das Subject eigentlich an sich selbst auf Veranlassung des Objectes empfindet. Doch im Einklang mit seiner Theorie nennt Sch. diese Art des Wolgefallens an der Natur ausdrücklich kein ästhetisches, sondern ein moralisches Wolgefallen, denn es werde durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt, auch richte es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Wir kennen Bedeutung und Zusammenhang dieser Gründe und fügen noch hinzu, daß dieß Wolgefallen nach einer früheren Terminologie Sch's folgerichtig auch als ein 'logisches' bezeichnet werden könnte, indem es 'eine Wirkung des Nachdenkens' und 'nicht durch unmittelbare Vorstellung eingeflößt' ist [18]). Auch wissen wir, daß dieser letzteren Eigenschaft gemäß das ästhetische Wolgefallen nicht von der Realität der Vorstellungen abhängig ist, auf denen es beruht, wornach Sch. das Schöne als 'aufrichtigen und selbständigen Schein' charakterisierte, und so hebt er auch hier zum Gegensatze hervor, daß die Entdeckung, die Natur sei bloß nachgeahmt, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten würde.

In Hinsicht des letzteren Grundes beruft sich Sch. auf das Capitel vom intellectuellen Interesse am Schönen in der Kritik der Urtheilskraft, wo Kant, der zuerst über dieses Phänomen eigens zu reflectiren angefangen habe, erinnere, daß, wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde [19]). Sch. fügt charakteristisch für seine Anschauungsweise vom vollendet Menschlichen hinzu, wie sich hier der große Denker auch von Seite seines Herzens zeige, ein Beweis von des Mannes hohem philosophischen Berufe, welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordere [20]). Aber consequenter als Kant spricht Sch. von dem Interesse an der Natur überhaupt, während jener nur die schöne Natur im Auge hat, wodurch er neben

anderen Schwierigkeiten auch in den Widerspruch mit seiner eigenen Lehre verwickelt ist, ein schönes anzunehmen, das sowol ein 'Interesse' als bestimmte Beziehungen auf moralische Begriffe mit sich führt.

Das Naive der Person.

Ohne des näheren in diese Halbheit einzugehen, welche mit der, wie wir wissen, gleichfalls von Sch. beseitigten Ansicht von der reinen und intellectuirten Schönheit Verwandtschaft hat, gehen wir in der Entwickelung weiter fort. Besonders stark und am allgemeinsten, lehrt Sch., äußere sich die Empfindsamkeit für die Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engeren Verbindung mit uns stehen und uns den Rückblick auf uns selbst, die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung werde ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand sein, weil es in seiner reinen Unschuld unverkümmert das Ideal der menschlichen Bestimmung, nicht zwar das erfüllte, aber das aufgegebene vergegenwärtige; und da durch die Größe dieser Idee jede Erfahrung vernichtet werde, so gewinne der Gegenstand, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße [21]).

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes gehe die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühles hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbinde die kindliche Einfalt mit der kindischen und bringe die Erscheinung eines Gefühles hervor, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen. So kommt hier bei dem Naiven der Person zu den subjectiven Momenten, die früher im Gefühle des Naiven der Natur aufgewiesen sind, noch das Moment des 'fröhlichen Spottes' hinzu. Denn das Naive der Denkart, welches Sch. nachher auch das Naive der Gesinnung nennt [22]), findet er dort, wo aus einem reinen Charakter mit Wissen und Willen der Person und mit völligem Bewußtsein derselben ein Betragen fließt, welches mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen im Contraste ist, wobei aber der Spott über die Einfältigkeit in Bewunderung der Einfachheit übergehe. Hiezu reiht Sch. noch eine andere Art des Naiven der Person: das Naive

der Ueberraschung, das er von dem Falle aussagt, wenn ein Mensch, der in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, wider Wissen und Willen so handelt, als ob er es wäre, wobei unser Lachen verdienter Spott ist, der durch keine Hochschätzung der Person zurückgehalten wird, obwol die Aufrichtigkeit der Natur auch hier ein moralisches Vergnügen in uns begründet. Die Wehmuth, als das dritte Moment im Gefühle des Naiven, besteht wol hiernach bei der zweiten Art in einer Bedauerniß, welche uns die naive Person selbst einflößt, da sie unfreiwillig ist, was sie freiwillig sein sollte, bei dem Naiven der ersten Art aber findet Sch. eine moralische Trauer über den Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit überhaupt, an den wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden [23]).

Indem Sch. vom Naiven fordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage, merkt er dazu an [24]), daß er vielleicht ganz kurz sagen könnte, die Wahrheit über die Verstellung, aber der Begriff des Naiven scheine ihm noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künstelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns errege. Die Definition Kant's [25]), welche die Naivetät als 'den Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur anderen Natur gewordene Verstellungskunst' erklärte, verwirft Sch. vorzugsweise deshalb, weil sie nur auf das Naive der Ueberraschung, nicht auch auf jenes der Gesinnung passe [26]).

Obwol Sch. bei der Classificirung des Naiven der Person vor allem das Ethische im Auge hat, so dehnt er das Naive der Gesinnung doch auch wieder auf das theoretische Gebiet aus: 'wir schreiben einem Menschen, heißt es in dieser Beziehung, eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält' [27]). Es ist darnach nicht auffallend, wenn er das Naive der Gesinnung der Genialität zu Grunde legt. 'Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellectuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen' [28]).

Dadurch allein legitimire sich das Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphire [29]). An der feinsinnigen, glänzenden Schilderung des genialen Bezeigens gehen wir schweigend vorüber, nur so viel sei hervorgehoben, daß, wie Sch. von der Kant'schen Beschränkung der Genialität auf das künstlerische Schaffen [30]) frei ist, auch nur schwer mit seinen Andeutungen die Ansicht Kant's zu reimen wäre, als ob das Genie, in sich selbst Gesetz und Regel tragend, diese der Kunst erst geben würde [31]). Die Ausdehnung der Genialität auf das ethische und intellectuelle Gebiet läßt schon an sich eine solche Auffassung nicht zu, und so steht Sch. der Ueberzeugung näher, die Genialität im Gegensatze zur erworbenen Kunst als glückliche Naturgabe zu betrachten, die objectiv giltigen Gesetze in den verschiedenen Gebieten des Denkens, Schaffens und Handelns zu treffen und zur Ausübung zu bringen.

Während Sch., wie wir wissen, anfänglich Gegenstände der äußeren Natur, wenn sie die Kunst beschämen, naiv nannte, belehrt uns eine spätere Anmerkung [32]), daß das Naive eigentlich auf den Menschen sich beschränke, und daß nur ein Naives 'in ganz uneigentlicher Bedeutung' durch Uebertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entstehe, wenn z. B. der freie Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Schere in einem französischen Garten vernichte [33]). Nach dem Excurs über das Genie erklärt er sich darüber des näheren. Da heißt es nun, daß durch einen Effect der poetisirenden Einbildungskraft das Naive der Gesinnung öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen werde; 'so legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt im Gegensatze der Willkür und der phantastischen Begriffe der Menschen einen naiven Charakter bei. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unseren Gedanken einen Willen leihen und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetze der Nothwendigkeit merken' [34]). Hieran schließt er eine ausführlichere Entwickelung seines Lieblingsgedankens, wie die Natur ein Vorbild des Menschen sein solle, auf dem Wege der Freiheit und Cultur die volle Einheit und Uebereinstimmung in der moralischen Welt zu erreichen, welche nach dem Gesetze der Nothwendigkeit in der physischen herrscht.

Naives und sentimentalisches Verhältniß des Menschen zur Natur.

Dieß führt ihn zu der Frage, warum man bei den Griechen, die doch von einer so schönen Natur umgeben waren, so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse antreffe, mit welchem uns Neuere Naturscenen und Naturcharaktere so mächtig ergreifen? 'Woher wol dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen'. Deswegen ist ihm auch das Gefühl, das die Natur uns einflößt, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit sei die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen, und so sei es kein Wunder, wenn uns jede Fußtapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt. Sehr viel anders wäre es mit den alten Griechen gewesen. Bei diesen sei die Cultur nicht so weit ausgeartet, daß die Natur darüber verlassen wurde. 'Da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden und kein so dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wiederfand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühle seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen und alles andere derselben zu nähern bemüht sein'. Hierauf gestützt spricht Sch. die bezeichnenden Sätze aus: 'sie (die Griechen) empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche'. Und weiter: 'unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit' [35]).

Nai sent liche

So wie nun aber, lehrt er weiter, die Natur anfing aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subject zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Die Dichter seien überall schon ihrem Begriffe nach die Bewahrer der Natur: sie werden entweder Natur sein, oder sie werden die

verlorene suchen. Daraus entsprängen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen werde. 'Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen sei, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören' [30]).

Mit einigen festen Strichen wird der Charakter des naiven Dichters geschildert; die Züge lassen sich darauf zurückführen, daß der naive Dichter mit seiner subjectiven Empfindung und Reflexion in der Darstellung des Objectes nicht hervortreten werde. So zeige sich Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuen. Dabei macht Sch. die interessante Mittheilung, daß er in einem sehr frühen Alter Shakespeare und in einem späteren Homer kennen gelernt und bei beiden ihn eine Art Kälte und Unempfindlichkeit abgestoßen habe, worin sich das Geständniß seines eigenen sentimentalischen Dichtercharakters ankündigt. Durch ein trefflich gewähltes Beispiel bringt er zum Schlusse den verschiedenen Charakter naiver und sentimentalischer Dichtung zur Anschauung, indem er der Scene im sechsten Buch der Ilias, wo Glaukos und Diomedes, im Gefecht auf einander stoßend, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben, die ähnliche Scene bei Ariost an die Seite stellt, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Saracene, nach heftigem Kampfe Friede machen und um die flüchtige Angelica einzuholen das nämliche Pferd besteigen. Während Homer, als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, in trockener Wahrhaftigkeit bei der bloßen Erzählung des Factums bleibe, könne Ariost sich nicht enthalten, das Gemälde des Gegenstandes zu verlassen, in eigener Person zu erscheinen und im Gefühle des Abstandes jener Sitten von denen seines Zeitalters seine Verwunderung und Rührung an den Tag zu legen.

Kritische Anmerkung.

Unzweifelhaft trägt die gegenwärtige Abhandlung die Spuren ihrer allmählichen Entstehung an sich und hat den Charakter einer Studie, in welcher der Verfasser selbst über seinen Stoff sich vielseitig orientirt und dadurch auf neue Ideen geleitet wird, wie dieß

eigentlich mehr oder weniger bei allen ästhetischen Arbeiten Sch's der Fall ist. Was nun die Begriffsbestimmung des Naiven betrifft, so sind die Fälle, darin Sch. es findet, klar und unzweideutig, und wol könnte man mit ihm das zu Grunde liegende Verhältniß des Contrastes, wobei wir dem einen Gliede vor dem anderen um seines Gehaltes willen unseren Beifall schenken, im allgemeinen als Sieg der Natur über die Kunst, als Beschämung der letzteren durch die erstere charakterisiren; doch wird der Beifall, den wir der 'Natur' zollen, je nach den individuellen Fällen auf die mannigfaltigsten Momente zurückzuführen sein. So läßt sich nicht leugnen, daß unser Interesse und unsere Anhänglichkeit an der äußeren Natur, wenn wir der Harmonie und Gesetzmäßigkeit in ihr und ihren Objecten die Disharmonie und Gesetzlosigkeit in uns selbst oder in der Menschenwelt entgegenhalten, auf einem ähnlichen Gefühle beruht, wie wir es in anderen Fällen des Naiven haben, aber die dichterische, ideale Anschauung der Natur als Vorbild für uns selbst kann doch nicht in jedem Falle und im allgemeinen unser Interesse an der freien Natur und ihren Objecten erklären. Es fließt hier offenbar das verschiedenartigste Interesse zusammen, darunter das 'animalische Wolgefühl der angeregten Gesundheit', um mit Kant zu reden, die vielen Empfindungsreize und ebenso das Wolgefallen an den schönen Formen der Gegenstände nicht zu übersehen sind. Ein ähnliches ist es auch mit unserer Anhänglichkeit an Kindern und an der Kindheit. Welche verschiedenen Potenzen wirken da nicht zusammen, um unser Interesse anzuregen!

Doch minder in der Erklärung des Phänomens des Naiven als vielmehr darin hat die Abhandlung ihre große Bedeutung, daß sie Sch'n zur Entdeckung eines thatsächlichen, charakteristischen Unterschiedes unter den Dichtern und in der Dichtung leitete, welcher stets die Grundlage der Classificirung auf diesem Felde und insbesondere einer richtigen Einsicht in die Haupteigenthümlichkeit altgriechischer und neuerer Dichtung bleiben wird, wie man auch abweichend von Sch. ihn erklären mag, ein Unterschied, der die gesammte nachfolgende Aesthetik zu fruchtbaren Anschauungen geführt hat und mit Recht als eine große Entdeckung im Gebiete des menschlichen Geistes gepriesen werden kann.

Die tiefer liegenden Motive der Schiller'schen Anschauung sind in kurzem die folgenden. Das Gefühl für das Naive der äußeren Natur bezeichnet er als ein sentimentalisches Interesse. Der Dichter, der dieses Gefühl hat, ist selbst nicht mehr echte menschliche Natur, sondern von ihr abgefallen. Nun hat aber der Dichter das ideal Menschliche darzustellen (diesen Sinn hat es, wenn es hier heißt, der Dichter sei seinem Begriffe nach Bewahrer der Natur). Er wird daher nach dem Ideale des wahrhaft Menschlichen streben und muß deshalb durch Reflexion im weitesten Sinne die wahre Natur, die er nicht ist und in der umgebenden Menschenwelt nicht findet, zu erreichen suchen. Der naive Dichter hingegen, welcher echte menschliche Natur ist, findet in sich selbst das rechte Object der Darstellung. Dem seinigen gegenüber lassen sich in der Stimmung des sentimentalischen Dichters die Momente erkennen, welche im Gefühle des Naiven zusammenfließen. So wird also der naive Dichter mit seinem Objecte gewissermaßen eine ungetrennte Einheit bilden, während der sentimentalische durch Empfindung und Reflexion demselben gegenübersteht.

Aber auch abgesehen von diesem Wege, auf dem Sch. zu seiner Lehre geleitet ist, so wird in der Charakterisirung des naiven Dichtergeistes und in den gewählten Beispielen aus Homer und Ariost das Thatsächliche der objectiv naiven und subjectiv sentimentalischen Dichtungsweise, in welch' letzterer der Dichter mit seiner Empfindung und Reflexion aus der Darstellung heraustritt, klar und treffend genug bezeichnet, so daß der Unterschied auch ohne Rücksicht auf die idealistische Auffassung und Erklärung für sich gelten kann [37]). Die nächste Abhandlung wird uns übrigens noch zu näherer Einsicht in dieselbe und zur Prüfung ihrer Consequenzen leiten. Hier sei nur so viel noch bemerkt. Jedesfalls ist das Naive und Sentimentalische nach Sch. nur eine Bestimmung des Verhältnisses des Dichters zum Gegenstande der Darstellung sowie der Beschaffenheit seiner künstlerischen Natur selbst. Die schönen Formen im Kunstwerke als solche sind damit nicht betroffen. Hier könnte also der Boden liegen, wo der naive und sentimentalische Dichter sich begegnen. Wir werden deshalb zusehen, ob das ideal Dichterische, von dem Sch., wie wir hören werden, sagt, daß beide Arten darin

sich verlieren, uns nicht auf den Boden der reinen Formen des Schönen zurückleiten wird.

II. 'Die sentimentalischen Dichter.' Entstehung.

Die Erkenntniß der Eigenthümlichkeit des naiven Dichtergeistes im Gegensatze zu seiner eigenen als sentimentalischer Dichter bestimmte Sch'n, statt des Wallenstein wieder an die Maltheser zu denken, 'denn dieses Sujet, hoffte er, dürfte noch am wenigsten mißlingen' [38]). Er legt Humboldt die Frage vor (5. Oct. 1795), ob er sich der epischen (im weitesten Sinne des Wortes) oder dramatischen Poesie zuwenden solle [39]). Da ist es nun von hohem Interesse, wie Humboldt diese Frage im Sinne der Schiller'schen Abhandlung über das Naive entscheidet, ohne diese noch zu kennen [40]). In ein 'Vorwiegen der Gedankentiefe' und in einen 'Ueberschuß von Selbstthätigkeit, die sich auch den Stoff, den sie empfangen könnte, noch selbst schafft', setzt er Sch's Eigenthümlichkeit. Damit im Einklange findet er die heroische Tragödie und die lyrisch-epische Poesie für Sch. empfehlenswerth. Den vollständigen Gegensatz der Schiller'schen zur Griechischen Poesie sieht er nicht in dem Grade erreichter Vollendung begründet, sondern in der Verschiedenheit der Gattung, die er nach den Fortschritten des Zeitalters als eine Poesie von größerem Reichthum und größerer Tiefe der Ideen bezeichnet.

Diese Bemerkungen Humboldt's stimmten gerade zu der so eben beendeten Abhandlung über das Naive. Sch. verwies den Freund in Betreff der angeregten Fragen geradezu auf die letztere [41]), denn darin könnte Humboldt den Aufschluß finden, den er selbst sich über die Frage zu geben gesucht habe: 'inwiefern kann ich bei dieser Entfernung von dem Geiste der Griechischen Poesie noch Dichter sein und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?' Der ganz zufällige Umstand, daß er sich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, könne seine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf seine Gedankenökonomie erkläre dann das Uebrige. Doch sei er jetzt der dichterischen Vorstellungsweise gerade näher gekommen, indem er

zugleich in dieser Zeit, wenn auch nur sehr mittelbar, aus Griechischen Quellen geschöpft habe. Er beruft sich dabei auf seine 'Elegie' ('der Spaziergang') und fügt hinzu, in gewissen Augenblicken bilde er sich ein, daß er eine größere Affinität zu den Griechen haben müsse, als viele andere, weil er sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in seinen Kreis ziehen und mit seinen Fühlhörnern erfassen könne. Und nun theilt er dem Freunde Gedanken mit, die bereits in den Ideenkreis der Abhandlung über die sentimentalischen Dichter gehören, an deren Ausarbeitung er eben gegangen war: es sei etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht Griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es sei eine Realität und keine Schranke, und die Neueren hätten sie vor den Griechen voraus. Er läßt entnehmen, daß die Producte der Griechischen Dichtung der Natur wol näher stehen, aber ärmer an Geist sind: denn 'gerade herausgesagt, ein Product ist immer ärmer an Geist, je mehr es Natur ist.'

Auf diese Gedanken geht Humboldt in anregender Weise ein (6. Nov. 1795) [42]. Er sieht Sch's Verwandtschaft mit den Griechen in der 'reinen Genialität', im 'ächten Dichtergeiste.' Außer diesem wesentlichen Bestandtheile aber findet er in ihm noch einen anderen mehr, den er am kürzesten mit Sch. Geist nennen könne. Daß Sch. diesen Charakter mit allen Modernen theile, gibt Humboldt zu, nur sei diese Eigenthümlichkeit in Sch. erstens stärker als irgendwo, darum möchte Humboldt Sch'n den modernsten Dichter nennen, zweitens reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähere Sch. sich unter allen Dichtern, die Humboldt kenne, den Griechen, ohne einen Schritt aus dem den Neueren eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen. Und nun bestimmt Humboldt in feinsinniger Weise die Eigenthümlichkeit der Griechischen Dichter durch ein Ueberwiegen der Empfänglichkeit über die Selbstthätigkeit und leitet daraus die Vorzüge und Schranken des Griechischen Dichtercharakters ab. Dabei erklärt sich auch des näheren, worin bei Humboldt die Annäherung Sch's an die Griechen zu suchen ist. Wenn er sie als Nothwendigkeit der Form bezeichnet,

so kann dieß wol nichts anderes bedeuten, als daß es eben die reine Form der Schönheit sei, in der Sch. mit den Griechen sich begegnet.

Auf die weitere Fortsetzung des Aufsatzes hatten Humboldt's Ideen einen entschiedenen Einfluß, sowie sie auch das nähere Verständniß der folgenden Abhandlung zu fördern geeignet sind[43]). Anfangs November (1795) ist Sch. bereits in voller Arbeit an dem Aufsatze 'die sentimentalischen Dichter,' den er einen Pendant zu der vorigen Abhandlung nennt[44]). Gegen Ende November war diese Abtheilung (II.) fertig gebracht und wurde zuerst an Herder, dann an Goethe eingeschickt[45]). Der wolgelungenen Arbeit freute sich Sch. gar sehr, und daß er ohne Führer, bloß mit Hilfe seines Systemes so weit gekommen sei[46]). Auch Goethe gab den Principien seinen Beifall[47]). Er würde aber, schreibt er, mehr Mißtrauen darein setzen, wenn er nicht anfangs selbst in einem polemischen Zustande gegen Sch's Meinung sich befunden hätte. Er wäre, wie Sch'n bekannt, aus allzugroßer Vorliebe für die alte Dichtung gegen die neuere oft ungerecht gewesen. Erst Sch's Lehre hätte ihn einig mit sich gemacht, da er doch durch einen unwiderstehlichen Trieb genöthigt manches hervorgebracht, was er jetzt nicht mehr zu schelten brauche. Durch Sch's Principien und Deductionen sah Goethe[48]) ihr Wechselverhältniß für gesichert an und versprach sich davon eine wachsende Uebereinstimmung.

Inhalt der Abhandlung.

Es liegt uns nunmehr ob, die Hauptzüge der Abhandlung zu verfolgen. Sch. geht von dem Satze der früheren Abtheilung aus, daß der Dichter entweder Natur *ist* oder sie *suchen* werde. Jenes mache den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter. So lange der Mensch noch reine — nicht rohe — Natur sei, wirke er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganze mit allen seinen Kräften zugleich; sei er dagegen in den Stand der Cultur getreten, und habe die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so sei jene *sinnliche* (d. i. nach Schiller'schem Sprachgebrauch in der Wirklichkeit gegebene) Harmonie aufgehoben, und er kann nur noch als *moralische* Einheit, d. h. nach Einheit strebend sich äußern. 'Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande *wirklich* statt-

fand, existirt jetzt bloß idealisch — als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens.' Da nun der Begriff der Poesie kein anderer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, so müsse dort, wo das Ganze der menschlichen Natur in der Wirklichkeit vollständig sich ausdrücke, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen, hier aber in dem Zustande der Cultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, die Darstellung des Ideals den Dichter machen. Und dieß seien auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern könne [49]).

Ueber den relativen Werth des natürlichen und Culturmenschen spricht sich Sch. hier nahezu in derselben Weise aus, wie wir es ihn in den ersten neun Briefen im Zusammenhange mit Kant'schen Grundsätzen thun sahen [50]). Darnach ist ihm der Cultivirte in seiner Art nie vollkommen, weil das Ideal ein unendliches ist, das der Mensch nie erreicht; hingegen kann der natürliche Mensch in seiner Art wol vollkommen sein, aber er steht jenem nach, wenn man ihre Arten selbst vergleicht. Der eine nämlich erhalte seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere durch Annäherung an eine unendliche Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt habe, so sei der relative Werth des Culturmenschen im ganzen nie bestimmbar, obgleich er im einzelnen betrachtet in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen sich befinde, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirke. Es sei aber unzweifelhaft, daß mit Rücksicht auf das letzte Ziel der Menschheit, das nur durch Fortschreitung zu erreichen ist, da auch der natürliche Mensch nicht anders fortschreiten könne, als indem er sich cultivire, dem in der Cultur begriffenen Menschen der Vorzug vor dem natürlichen zustehe [51]).

Dasselbe aber, fährt Sch. fort, was so die Formen der Menschheit charakterisire, charakterisire auch die Formen der Dichtung. Man hätte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht oder nur unter einem gemeinschaftlichen Begriff (einen solchen gebe es wirklich) mit einander ver-

gleichen sollen [52]). Und so hatte er schon kurz vorher gesagt [53]), daß es einen höheren Begriff gebe, der sie beide unter sich fasse, und es dürfe gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentreffe. Und damit übereinstimmend heißt es auch zum Schluß der folgenden Abtheilung (III) [54]): 'endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.' Auch uns wird diese Anschauung nicht befremden, da wir wissen, daß Sch'n die Idee der Schönheit mit der Idee der Menschheit selbst und darnach das Idealschöne mit dem Idealmenschlichen zusammentraf, und wir werden gerade hieraus die fruchtbarsten Winke der Kritik der in diesen Abhandlungen niedergelegten Grundgedanken ziehen können.

Siegen, lehrt Sch., die alten Dichter (und er ist geneigt, diese Unterschiede von der Kunst überhaupt gelten zu lassen) in der Einfalt der Formen und in dem, was sinnlich darstellbar und körperlich ist, wornach er die Kunst der Alten eine 'Kunst der Begrenzung' nennt und den hohen Vorzug erklärt, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeit behauptet; so könne hingegen der Neuere die Alten in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz in dem, was man in Kunstwerken Geist nenne, hinter sich lassen, wornach er die Kunst der Neueren eine 'Kunst des Unendlichen' nannte. Während nun der naive Dichter zu seinem Gegenstande auch nur ein einziges Verhältniß habe und deshalb auch der Eindruck naiver Dichtungen die Form betreffend nur auf dem verschiedenen Grade ein und derselben Empfindungsweise, mag die Form lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend sein, beruhe, unser Gefühl dabei durchgängig dasselbe, ganz aus einem Elemente bleibe, so verhalte es sich mit dem sentimentalischen Dichter völlig anders. Dieser reflectire über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion sei die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt werde und uns versetze. Dabei werde der Gegenstand auf die Idee bezogen, der sentimentalische Dichter habe es daher immer mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen zu thun, mit

der Wirklichkeit als Grenze und mit der Idee als dem Unendlichen. Aber bei der Verschiedenheit der in's Spiel kommenden Principien könne eins vor dem anderen überwiegen, und daher sei eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun könne der sentimentalische Dichter entweder mehr bei der Wirklichkeit oder mehr bei dem Ideale verweilen, jene als einen Gegenstand der Abneigung, dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen, d. h. seine Darstellung werde entweder satyrisch oder (in einer weiteren Bedeutung des Wortes) elegisch sein [55]).

Satyrische Dichtung.

Satyrisch nennt Sch. den Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstand macht. Dieß könne er aber sowol ernsthaft und mit Affect als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweile. Jenes geschehe durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satyre [56]). Strafe und Scherz als Zweck des Dichters würden aber dem Gemüthe vollends eine bestimmte Tendenz ertheilen, und wir wissen, wie sehr Sch. dieß der Reinheit der ästhetischen Wirkung widersprechend fand, deshalb fordert er von der strafenden Satyre, daß sie durch das Erhabene, von der scherzhaften, daß sie durch das Schöne die Freiheit des Gemüthes bewahre [57]). Man sieht leicht, daß die Tragödie unter jene, die Komödie unter diese Art der Darstellung fallen wird. In jener, heißt es nun, geschehe schon durch den Gegenstand sehr viel, in dieser nichts, vielmehr alles durch den Dichter. Bei Urtheilen des Geschmackes komme aber der Stoff nie in Betrachtung, und so ist es bezeichnend, wenn er hier ganz im Einklang mit seinen früheren Ansichten [58]), wornach er die Tragödie als Kunst des Affectes nicht unter die vollkommen freien Künste rechnete, der Reinheit der ästhetischen Wirkung durch die bloße Form gemäß in künstlerischer Hinsicht der Komödie den Vorrang vor der Tragödie einräumt. Man ist an die Schilderung der 'ästhetischen Stimmung' erinnert, wenn er weiter sagt, das Ziel der Komödie sei einerlei mit dem Höchsten, wornach der Mensch zu ringen habe, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als

Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Elegische Dichtung.

Elegisch ist nach Sch. der Dichter, wenn er die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegensetzt, so daß die Darstellung des ersten überwiegt und das Wolgefallen an demselben herrschende Empfindung wird. Entweder sei nun die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt werde, oder beide seien ein Gegenstand der Freude, indem sie die Dichtung als wirklich vorstellt. Das erste gebe die **Elegie** in engerer, das andere die **Idylle** in weitester Bedeutung [59]).

Mit seinen Benennungen Satyre, Elegie, Idylle will Sch. aber keineswegs, wie er ausdrücklich und wiederholt hervorhebt [60]), verschiedene Dichtungsgattungen, sondern je nach der Empfindungsart, welche der Darstellung zu Grunde liegt, verschiedene Darstellungsweisen, welche allen Gattungen gemeinsam sein können, bezeichnen. Jedoch macht er die fruchtbare Bemerkung, daß man in der Bestimmung der poetischen Arten sowie überhaupt in der poetischen Gesetzgebung noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter sich gründe, da aber die sentimentalische Poesie eine echte Art und eine Erweiterung der wahren Dichtkunst sei und die Erfahrung lehre, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter keine einzige Gedichtart ganz das geblieben sei, was sie bei den Alten gewesen, so werde man auch auf sie einige Rücksicht zu nehmen haben.

Die Elegie erhält [61]) nach Sch's Ansicht allein dadurch poetischen Gehalt, wenn die Trauer aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließt, und seiner uns längst bekannten Auffassung gemäß fügt er hinzu, wenn die Zustände sinnlichen Friedens, über deren Verlust getrauert wird, zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Deshalb könne er die Klaggesänge Ovid's aus seinem Verbannungsorte am Euxin im ganzen nicht wol als ein poetisches Werk betrachten. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung habe sie eingegeben, und das damalige Rom, um das er trauert, sei ein unwürdiges Object für die Dichtkunst, die, erhaben über alles, was die Wirklichkeit auf-

stelle, nur das Recht habe, um das Unendliche zu trauern. Selbst wenn die dichterische Klage einen Gegenstand der Wirklichkeit betrauere, müsse sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen; in dieser Reduction des Beschränkten auf ein unendliches bestehe eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere Stoff sei daher an sich selbst immer gleichgiltig, weil ihm die Dichtung erst poetische Würde geben müsse. So sei deshalb Ossian oft echt elegisch, da er die verschwundene Welt, um die er klage, in's Ideale erhebe. Und nun fällt er gegen Rousseau als Dichter im allgemeinen ein abfälliges Urtheil, gestützt auf Anschauungen, welche consequent aus dem Entwickelten hervorgehen, und die wir früher schon gelegentlich berücksichtigen konnten [62]).

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung hebt Sch. Haller, Kleist und Klopstock hervor. Indem er ihre Dichtung als sentimentalisch charakterisirt, stellt er in willkommener Weise, frei von idealistischer Terminologie, alle Hauptmerkmale des Sentimentalischen kurz zusammen. Durch Ideen rühren sie uns, sagt er von diesen Dichtern, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowol weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Unwillkürlich dränge sich bei ihnen die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließe Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth könne keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflectirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstande machte [63]).

An dem Einzelnen der Kritik, die wie überall, wo Sch. sein Urtheil über bestimmte Künstler und Kunstwerke ausspricht, ebenso scharf als treffend ist, müssen wir vorübergehen, nur sei noch der Bedeutung gedacht, in welcher er Klopstock einen musikalischen Dichter nennt [64]). Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahme, wie die bildenden Künste thun, oder wie die Tonkunst bloß einen bestimmten Zustand des Gemüthes hervorbringe, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes zu benöthigen, könne sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck beziehe sich also nicht bloß auf das-

jenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effecte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Object zu beherrschen, und in diesem Sinne gilt ihm Klopstock mit Recht vorzugsweise als musikalischer Dichter.

Wollte Sch. an den bisherigen Beispielen zeigen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandle, so weist er nun darauf hin, daß auch der naive Dichtergeist einen sentimentalischen Stoff behandeln könne. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheine diese Aufgabe zu sein, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dem Genie Goethe's, 'in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter den modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt', sei es vorbehalten gewesen, im Werther, ja selbst im Tasso, Wilhelm Meister und Faust sentimentalische Charaktere, in denen, können wir sagen, der Riß zwischen Ideal und Wirklichkeit hervortritt, zur Darstellung zu bringen [65]).

Sowie die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, ebenso wenig Beruf, entwickelt Sch., gebe die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Producte dieser zärtlichen Gattung könnten uns bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Empfindelei und weinerliches Wesen erkennt er als bloße Abwege des Sentimentalischen, und es scheint fast überflüssig, zu bemerken, daß dasjenige, was man gewöhnlich als sentimental bezeichnet, mit dem Schiller'schen Begriffe des Sentimentalischen nicht verwechselt werden darf. Auf der Wage des echten Geschmackes könne weder jene elegische Caricatur noch das spaßhafte Wesen, die herzlose Satyre und die geistlose Laune etwas gelten, weil beiden der ästhetische Gehalt fehle, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Productes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist [66]).

Hier also drückt sich unzweideutig aus, in welchem Sinne Sch. das Schöne als eine harmonische Verbindung von Stoff und Form zum Maßstab der Beurtheilung macht, und es bestätigt sich unsere früher gegebene Auffassung. Nicht das rein Formelle in der Uebereinstimmung von Stoff und Form, sondern die Verbindung des sinnlichen Stoffes mit dem übersinnlichen Gehalte verleiht der Behandlung erst ihre 'ästhetische Würde'. Und was anderes ist die 'Reduction des Beschränkten auf ein unendliches', in die er, wie wir früher hervorhoben, die eigentliche poetische Behandlung setzte, als eine Erfüllung des sinnlichen Stoffes mit dem Gehalte der Ideen? Darnach auch, dieß mag hier schon bemerkt sein, konnte ihm erst die Einheit des Naiven und Sentimentalischen, da jenes der sinnlichen, dieses der übersinnlichen Welt näher stehen soll, für das Ideal der Dichtung gelten. Aus gleichem Grunde wol hatte er die Behandlung abstracter Begriffe in didaktischen Gedichten verworfen[67]), obwol ihm anderseits die Darstellung der 'Ideen' als würdiges Object der Dichtung galt, indem er sie einer 'geistigen Anschauung' zuwies[68]), wobei er wol daran gedacht haben mochte, daß jene immer zugleich auch vom sinnlichen Gefühle erfaßt würden. Wo bleibt aber hier im Objecte selbst der sinnliche Factor? Wir würden kein Ende finden, wollten wir die zahllosen Schwierigkeiten verfolgen, in welche Sch. die schiefe Auffassung des Verhältnisses von Stoff und Form, namentlich mit Rücksicht auf seine bestimmte Ueberzeugung, daß beim Schönen und der Kunst alles allein von der Form abhänge, verwickelt hat.

Idylle. Die Idylle[69]) stellt den Menschen, lehrt Sch., im Stande der Unschuld dar, d. i. in einem Zustande der Harmonie und des Friedens mit sich und von außen. Ein solcher Zustand fände aber nicht bloß vor dem Anfange der Cultur statt, in dem einfachen Hirtenstande, in welchen die Dichter den Schauplatz der Idylle verlegten, sondern er sei es auch, den die Cultur als letztes Ziel beabsichtigt. Treu dieser Lieblingsidee spricht er sich gegen die Hirtenidylle im Geschmacke Geßner's schon deshalb aus, weil der Dichter darin das Ziel hinter uns versetze, dem er uns doch entgegenführen sollte. Deshalb ist ihm das Ideal der sentimentalischen Idylle nichts anderes als die Vergegenwärtigung des voll-

endeten Menschen im vollendeten Zustand der Gesellschaft, gewissermaßen also eine poetische Anticipation jenes Ideales, von welchem die ästhetischen Briefe ausgehen und zu dem sie am Schlusse wiederkehren. Es wäre das Bild 'eines völlig aufgelösten Kampfes, sowol in dem einzelnen Menschen als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, d. h. das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewandt' [70]). Hierin aber liegt entschieden eine Forderung an den Stoff und nicht an die Behandlung, und es zeigt sich als illusorisch, wenn Sch. früher lehrte, daß in der Dichtung der Stoff überall gleichgiltig sei. Der Stoff, dieß bringt sich in der ganzen Entwickelung allenthalben auf, ist eben seinen eigenen Forderungen unterworfen, die von den Forderungen an die Schönheit der Form in ihrer Geltung zu trennen sind; beide nicht gesondert zu haben, ist eine stete Schranke in den Untersuchungen Sch's. Und doch steht er wieder, wie uns schon öfter begegnet ist, überall so nahe daran, sie zu überwinden. So auch hier, wenn er, z. B. um nur eines hervorzuheben, Milton's Darstellung des Standes der Unschuld im Paradiese die schönste ihm bekannte Idylle nennt, deshalb, weil darin der höchste Gehalt der Menschheit in die anmuthigste Form eingekleidet ist [71]).

Ehe wir auf eine allgemeine kritische Uebersicht der Schiller'schen Anschauungen über den Unterschied des Naiven und Sentimentalischen eingehen, wird es ersprießlich sein, noch kurz die dritte Abtheilung 'über das Verhältniß der beiden Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale' in Betracht zu ziehen. Die Arbeit daran, sowie an der folgenden Abtheilung, fällt in den December 1795. Am 4. Januar 1796 war Sch's letzte große Abhandlung vollendet [72]).

III. Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale.

Das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zum poetischen Ideale, wie Sch. es sich feststellte, beruht im wesentlichen in den folgenden Hauptsätzen. Dem sentimentalischen Dichter hat die Natur den lebendigen Trieb eingeprägt, die harmonische Einheit seines inneren Wesens aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen. Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaft-

liche Aufgabe beider, des naiven und des sentimentalischen Dichters, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heißen können. Allein der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen sucht, wozu er nur den lebendigen Trieb hat oder erwecken kann. Dagegen hat der sentimentalische Dichter vor dem naiven den Vortheil, daß er diesem Triebe einen größeren Gegenstand zu geben vermag; erfüllt jener eine endliche Aufgabe, so strebt dieser nach einer unendlichen [73]). Daher wendet man sich mit Lust von dem naiven zur Wirklichkeit, während der sentimentalische Dichter dafür immer einen Augenblick verstimmen wird. An der naiven Dichtung, als einer Gunst der Natur, hat die Reflexion keinen Antheil; sie ist ein glücklicher Wurf, keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, keiner fähig, wenn er verfehlt ist, denn das naive Genie thut durch Freiheit wenig [74]). Der naive Dichter hängt von der Erfahrung ab, der sentimentalische nährt und reinigt sich aus sich selbst. Fehlt jenem der Beistand einer formreichen Natur und dichterischen Welt, die ihn umgibt, so muß er entweder in's Sentimentalische übergehen oder gemeine Natur werden; denn die schöne Zusammenstimmung von Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, ist doch immer nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichsten naiven Genies wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen und daher der Stoff zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausüben. So oft dieß aber der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines [75]). Der sentimentalische Dichter hingegen ist in Gefahr, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und nicht bloß, was er darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit sich zu erheben — oder zu idealisiren, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu schwärmen. Hier ist also Ueberspannung, dort Schlaffheit das Extrem, das in der specifischen Eigenthümlichkeit des beiderseitigen Verfahrens gegründet ist [76]).

Indem Sch. zuletzt noch den Begriff der Erholung und der Veredlung als Zwecke der Poesie erörtert [77]), gelangt er wieder dazu, die höchste dichterische Wirkung im allgemeinen in ähnlicher Weise zu bestimmen, wie er in den Briefen die rein ästhetische Stimmung charakterisirt hatte, indem er der Dichtung das 'Ideal der Erholung: Widerherstellung unseres Naturganzen nach einseitigen Spannungen' zum Ziele setzt und in Hinsicht der Veredlung den Dichter warnt, die Schranken der Sinnlichkeit nicht außer Acht zu lassen. Dabei spricht er es abermals aus, daß die Schönheit das Product der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen sei, daß es zu allen Vermögen des Menschen zugleich spreche und daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauches aller seiner Kräfte empfunden und gewürdigt werden könne. Das Ideal eines Publicums für den Dichter sieht er in einer Volksclasse, in welcher sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen würde, daß jeder den andern von seinem Extreme bewahrt, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützt, der andere es vor Erschlaffung sicher stellt; denn das Ideal schöner Menschlichkeit selbst sei erschöpft durch die innige Verbindung beider Charaktere. So erfahren wir, daß der naive und sentimentalische verschiedene Formen des menschlichen Charakters überhaupt bezeichnen, und Sch. fügt noch hinzu, daß gerade der Gegensatz immer weniger merklich werde, in einem je höheren Grade sie poetisch seien. Von dem Unterschiede des Naiven und Sentimentalischen, als zwei verschiedenen Charakterformen unter den Menschen überhaupt, handelt dann die letzte Abtheilung des Aufsatzes.

Rückblick.

Erwägen wir die Schiller'sche Entwickelung in diesen beiden Abtheilungen, so bestätigt sich unzweifelhaft die Anschauung, die wir zum Schlusse der Besprechung des Aufsatzes über das Naive gewannen, daß das Naive und Sentimentalische Bestimmungen sind, welche das dichterische Object und Subject und setzen wir hinzu die dichterische Wirkung, nicht aber das Schöne der Form als solche betreffen. Wird auch der naiven Dichtung bezüglich der Darstellung die größere Formschönheit zugesprochen, während hinwieder die sentimentalische Dichtung durch den bedeutenderen Gegenstand vor jener hervorragen soll, so zeigt sich doch, daß eigentlich die

Schönheit der Form in ihrer objectiven Giltigkeit von dem gezogenen Unterschiede nicht berührt ist. Indem von beiden Arten gesagt ist, daß sie den Artcharakter ablegen, je poetischer sie werden, und als Ideal festgesetzt wird, wenn jede den Vorzug der anderen, also die naive Poesie den wichtigeren Gegenstand der sentimentalischen, die sentimentalische die vollendetere Form der naiven erreicht, so ist eigentlich das Ideal für die Dichtung thatsächlich in die schöne Form des bedeutendsten Stoffes gelegt. Die Schönheit der Form aber erweist sich dadurch als über beiden Arten stehend und zugleich ihrem Wesen nach als unabhängig von dem, was allein den Artunterschied begründet, d. i. unabhängig von dem Objecte und dem Subjecte des Dichters.

Es sei uns erlaubt, noch einmal einen Schritt zurück in die Schiller'sche Darstellung zu thun, um dieß vollends in's klare zu setzen. Während Sch., wie wir wissen, die sentimentalische Schäferidylle verwarf, billigte er die naive; denn der naiven könne es nie an Gehalt fehlen, da er hier *in der Form selbst* schon enthalten sei. Und nun fährt er fort [78]): 'jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein unendliches sein, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand *mit allen seinen Grenzen* darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein unendliches sein, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand *alle Grenzen entfernt*, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter.' Und weiter heißt es: 'Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine *Gegenstände abborgt*, welche an sich selbst völlig gleichgiltig sind und nur durch die Behandlung poetisch werden.' Zeigt sich hier, wir möchten sagen, auf den ersten Blick das Erbhinderniß der Schiller'schen Untersuchungen, das rein Formelle im Schönen nicht richtig erkannt zu haben, was ihn auch dort die Wahrheit, wo er ihr ganz nahe tritt, nicht erfassen und aussprechen läßt, so wird dieß noch klarer, wenn wir fragen: wäre denn die schöne Form schon erreicht, wofern der naive

Dichter nach dieser Art bloß individualisiren würde, müßte der Gegenstand nicht an sich schon schöne Formen haben, wenn er, so individualisirt, schön erscheinen sollte, und anderseits, wo bleiben bei dem absoluten Gegenstande des sentimentalischen Dichters die schönen Formen? Diese werden allerdings, kann man sagen, den Stoff individualisiren, ihn gewissermaßen von allen Seiten begrenzen, daß er als abgeschlossenes Ganze sich auch von allen Seiten der Anschauung darbieten wird, doch abgesehen von dieser Ansicht, deren nähere Entwickelung uns hier zu weit ableiten würde, muß nicht Sch., wenn er das Schöne schon in das bloße Individualisiren legt, dieses auch vom sentimentalischen Dichter fordern, wofern dessen Darstellung schön sein soll?

Humboldt, welcher den Schiller'schen Entwickelungen begeistert zustimmte [79], gestand doch in Betreff der von uns oben angeführten Stellen 'offenherzig', daß sie 'auch für ihn etwas hätten, worüber er nicht ganz hinauskönne' [80]). Die Discussion, die sich darüber zwischen beiden entspann, ist zu lehrreich, als daß wir nicht des näheren auf dieselbe eingehen sollten. Humboldt erklärte sich mit Sch. ganz einverstanden darin, daß der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstelle, sowie der sentimentalische vielmehr alle Grenzen des seinigen entferne. Aber er mochte darum nicht sagen, daß die naive Poesie bloß der Form nach, die sentimentalische der Materie nach ein unendliches sei. Wie er beide Begriffe von Anfang herein gefaßt habe, so befinde sich der naive Dichter in dem Zustande, in welchem wir noch nicht die beschränkte Wirklichkeit von dem unendlichen Ideal durch Reflexion zu trennen gelernt haben, in welchem die Menschheit in uns noch ein harmonirendes Ganze ausmacht und wir daher eben auch diese Harmonie in der Natur zu sehen vermeinen. Da hier also noch gar keine Trennung angenommen sei, so bleibe dem Dichter freilich nichts zu thun übrig, als die Natur zu schildern, wie sie ist (man sieht, Humboldt müßte sagen, wie sie in seinem harmonischen Inneren sich bildet), es bleibe ihm nur übrig, ihre Form mit allen ihren Grenzen genau darzustellen. Darum thäte man doch dem Homer Unrecht, wenn man seine Poesie bloß der Form nach ein unendliches nennen wollte. In seiner Ansicht der

Natur liege so gut, wie in seiner Menschheit auch der Materie nach ein unendliches. Nur weil er sich dieß nie abgesondert gedacht habe, stelle er es in der sinnlichen Gestalt dar, in welcher es als ein ganzes auf ihn einwirke (d. i. müssen wir sagen, er tritt eben aus seinem Stoffe mit seiner Empfindung und Reflexion nicht hervor). Der sentimentalische Dichter unterscheide sich durch die Absonderung des Ideales von der Wirklichkeit, woraus eben seine drei Arten möglicher Aeußerung aus den verschiedenen Verhältnissen beider gegen einander herfließen. Er habe also freilich ein unendliches der Materie nach, aber er müsse sein Ideal doch auch individualisiren. Sehe man daher bloß auf die Forderungen der Kunst, nicht auf die Möglichkeit der Ausführung, so müßte er ebenso gut als der naive auch der Form nach ein unendliches darstellen.

Auch aus diesen Erörterungen Humboldt's geht deutlich hervor, daß von den Bestimmungen des Naiven und Sentimentalischen die schöne dichterische Form selbst als solche nicht betroffen ist, daß es bloß Bestimmungen über das Object und das künstlerische Subject sind. Die Bemerkungen Sch's in seiner Antwort an Humboldt[81]) sind geeignet, uns noch weiter zu führen. Es schien Sch'n aus Humboldt's Anstoße zu erhellen, daß er den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität und Idealität vereinigt fordere, zu sehr schon in die Arten lege. Er (Sch.) betrachte diese letzteren mehr als die Grenzen des ersteren, nicht als verschiedene Ausführungen desselben. So viel sei aber gewiß, daß die naive Poesie einen begrenzteren Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nehme jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der anderen an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff sich mehr annähere und den Artcharakter ablege. Naive Poesie verhalte sich zur sentimentalischen (wie auch im Aufsatze selbst gesagt sei) wie naive Menschheit zur sentimentalischen. Nun werde Humboldt aber gewiß nicht in Abrede sein, daß die bloß naive Menschheit den Gehalt für den Geist nicht habe, welchen die sentimentalische, in der Cultur begriffene besitzt, und daß diese in der Form (Sch. nennt sie auch hier: Gehalt für die Darstellung) der ersteren nicht gleich komme. Deswegen sei die letztere,

wenn sie sich vollendet habe, so weit über die erstere erhaben. Habe sie sich aber vollendet, so sei sie nicht mehr sentimentalisch, sondern idealisch: welches beides Humboldt, vielleicht durch Sch's eigene Veranlassung, zu sehr für eins genommen habe. Und allerdings wäre zu wünschen, daß diese Ideen Sch's in der Abhandlung selbst bestimmter hervortreten würden und die schwankende Beziehung der Idealisirung, die bald durch den Stoff bald durch die Form als erreicht gedacht wird, festeren Begriffsbestimmungen gewichen wäre. Diesen Mangel beweist auch der Umstand, daß in diesen Puncten Sch. bis jetzt noch immer nicht genügend verstanden ist.

Wenn wir nun fragen, wodurch sich die sentimentalische Dichtung vollendet, so kann dieß in keinem Falle in Bestimmungen stofflicher Art bestehen, denn ihr Stoff ist nach der Voraussetzung selbst vollendet, er ist ideal; der echte, der 'unendliche' Gehalt ist ihr Vorzug, davon braucht, davon darf sie nichts aufgeben. Die reine Schönheit, die Schönheit der Form also, ohne Rücksicht auf den Inhalt, ist es, darin sie sich vollendet, darin sie zur idealen Dichtung wird. Beide also, die naive und die ideale Dichtung, begegnen sich auf dem Boden der reinen Formen, auf denen eben die Schönheit beruht.

So ist man durch die Schiller'sche Erklärung selbst dazu geleitet, die schöne Form als etwas über beide Arten erhabenes, gegen beide in gewissem Sinne neutrales anzusehen und strenge von der Forderung an den Stoff die Forderung an die Form in der theoretischen Beurtheilung zu trennen. Wenn daher Sch. der Dichtung in Uebereinstimmung mit den ästhetischen Briefen das Ziel steckt, der 'Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck' zu geben, so zeigt sich nunmehr, und wir haben gewissermaßen der Schiller'schen Entwickelung selbst dieses Geständniß abgenöthigt, daß hierin eine Forderung des höchsten Stoffes für die vollendete Form enthalten ist. Woran liegt aber dann in Wahrheit die Verschiedenheit der naiven und sentimentalischen Dichtung? An dem Verhältnisse des Dichters zu seinem Stoffe. Die Verschiedenheit dieses Verhältnisses beruht im allgemeinen auf der subjectiven Organisation des Dichters und auf der Beschaffenheit der Stoffe selbst. Die harmonische Natur des Hellenen und die reiche Formenwelt, die

ihn umgab, ließ ihn frei von Reflexion und subjectiven Erregungen, seine Darstellung geradezu auf die Sache richten und mit der Schönheit der Formen erfüllen. Die abstracte Natur des Neueren und die unschöne umgebende Welt drängt ihn den idealen Stoff zu suchen und in die Darstellung seine subjective Reflexion und Empfindung zu tragen. Die schönen Formen aber sind gleicher Weise unabhängig von der Art des Stoffes, von der subjectiven Beschaffenheit und ebenso von der zufälligen subjectiven Wirkung des Dichters.

In der großen ästhetischen Schlußabhandlung wird es offenkundig, daß die Schiller'sche Auffassung der Schönheit, wornach er sie in so mannigfaltigen Wendungen als den vollkommensten Bund und das Gleichgewicht des Sinnlichen und Uebersinnlichen zu begreifen suchte, dreierlei Forderungen zugleich befassen will und darum die eigentliche Sache, auf die sie gerichtet ist, verfehlt. Es ist eine Forderung an den vollendeten Menschen und Künstler, an den vollendeten Stoff, an die reinste Form und zugleich, können wir hinzusetzen, an die höchste Wirkung der Kunst in ihr enthalten. Daher auch ist das Schiller'sche Princip im einzelnen so schwer zu fassen, da bald die Beziehung auf diesen, bald die Beziehung auf jenen Factor zu Grunde liegt und ebenso die Forderung des Ideales und des Idealisirens, wie wir in frühen ästhetischen Arbeiten Sch's schon bemerken konnten, bald nach dieser, bald nach jener Seite gerichtet ist.

Aber die Schiller'schen Abhandlungen selbst haben uns gedrängt, die bezeichneten Factoren vielmehr auf das bestimmteste getrennt zu halten und das Schöne und Aesthetische überhaupt überall in den reinen objectiven Formverhältnissen zu suchen, denen ein absolutes Wolgefallen inne wohnt. Nehmen wir allerorts diese Sonderung auf's strengste vor, welch' reiches Licht, welche tiefsinnigen Ergebnisse im einzelnen strömen uns aus den Untersuchungen Sch's entgegen. Was hier insbesondere den Unterschied von naiver, sentimentalischer und idealer Poesie betrifft, wie klar entwickelt sich da alles. Der Gegensatz naiver, classischer Poesie, welche bei beschränkterem Inhalt der Schönheit der Formen und hiermit der vollkommeneren rein ästhetischen Wirkung näher steht,

zu der neueren Dichtung, welche bei reicherem Gehalte von der Schönheit der Formen weiter entfernt, aber der Erregung des Gemüthes mächtiger ist, und, damit mehr oder weniger verwandt, alle die Gegensätze in der Dichtung, die man als real und ideal, classisch und romantisch, antik und modern, objectiv und subjectiv bezeichnete, ja selbst in gewissem Sinne der Unterschied der Volks- und Kunstpoesie lassen sich bei jener strengen Trennung aus den von Sch. gegebenen Gesichtspuncten rechtfertigen und in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und Beziehung auf die anderen Künste würdigen.

Wirkung.

Sch. legte keinen geringen Werth auf die Kritik einzelner, insbesondere gleichzeitiger Dichter, wie sie die dritte Abtheilung seiner Abhandlung brachte. Er hoffte, 'dieses jüngste Gericht über den größten Theil der deutschen Dichter' werde eine gute Wirkung thun und den Kritikern besonders viel zu denken geben, obwol er erkannte, daß wenige 'unverwundet aus dem Treffen kamen' [82]. Und in der That muß man sagen, daß gerade diese Abtheilung des Aufsatzes, auch in Hinsicht der ausgebreiteten Wirkung in literärischen Kreisen, mit den Xenien verwandt ist, deren friedlicher Vorläufer sie war. Mit Recht sagt ein gründlicher Geschichtschreiber unserer Literatur [83], daß diese Urtheile in die ästhetische Kritik einen ganz neuen Geist gebracht und erst zu der rechten Würdigung unseres poetischen Besitzthumes aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhundertes geführt hätten. Die Auffindung des Unterschiedes naiver und sentimentalischer Dichtung anlangend, so erkannte Humboldt [84] sogleich, daß dadurch der Kritik eine ganz neue bisher unbekannte Bahn gebrochen sei. Sch. habe da Gesetze aufgestellt, wo man bis dahin nur nach subjectiven Gefühlen geurtheilt und gleich ungerecht bald ausschließend für die naiven, bald für die sentimentalischen Dichter sich erklärt hätte. Er sagte richtig vorher, es könne nicht fehlen, daß dieser Weg bald weiter betreten werde. Und Goethe meinte [85], fortan komme es nur darauf an, immer dieselbe Stelle zu treffen, und die Wirkung werde wol nicht ausbleiben. Und sie blieb nicht aus. Wie Goethe selbst später gegen Eckermann äußerte [86], dehnte diese Unterscheidung, seit Sch. sie ausgesprochen und die Schlegel sie weiter getrieben, über die ganze Welt sich aus. Zugleich waren mit dieser Idee und der Betrachtung der gesammten

Dichtung aus diesem Gesichtspuncte die Grundlagen einer historischen Auffassung der Literatur gelegt und nicht mit Unrecht durfte deshalb der Geschichtschreiber der deutschen Dichtung sagen[87]), daß die Romantiker eine ganz neue Wissenschaft der Literaturgeschichte auf diese Fingerzeige entdecken konnten.

IV. 'Einige Bemerkungen einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend'.

Die Unterscheidung des naiven und sentimentalischen Dichtercharakters führt Sch'n auf einen nothwendigen psychologischen Antagonismus unter den Menschen in einem sich cultivirenden Jahrhundert. Man gelange am besten, lehrt er, zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man sowol von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beide poetisches haben[88]). Nun wissen wir, daß Sch., um bei seinem Sprachgebrauche zu bleiben, von dem naiven Dichter ein Ueberwiegen des empfangenden Vermögens, der Sinnlichkeit im weitesten Sinne, von dem sentimentalischen ein Ueberwiegen der Selbstthätigkeit oder der Vernunft im weitesten Sinne aussagte. Wir wissen ferner, daß Sch. in die Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft den idealen Zustand des Menschen setzte und für die ideale Dichtung die innige Verbindung des naiven und sentimentalischen Dichtercharakters forderte. Hiernach bestimmt sich ihm auch jener psychologische Gegensatz und die Ausgleichung desselben im Ideale. Den ersteren betreffend, so heißt es hier[89]), daß nach jener Absonderung 'von dem naiven Charakter nichts übrig bleibe, als in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was sein muß.' Es bleibe 'von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als im Theoretischen ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet.' Wer sich zu der ersten Classe zähle, könne ein Realist, und wer zur anderen, ein Idealist genannt werden. Und um dieß sogleich herbeizuziehen: die Caricatur des Realisten findet Sch.[90]) in dem 'gemeinen Empiriker', der sich der Natur als einer Macht mit

wahlloser blinder Ergebung unterwerfe und nur glaube und begreife, was er betastet, und schätze, was ihn sinnlich verbessert. Dieser unterordne sich den blinden und augenblicklichen Nöthigungen der Natur, der wahre Realist aber nur der Natur als einem ganzen und ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit. Sei aber der gemeine Empiriker, da er blind von der Natur sich leiten lasse, doch noch, freilich ein ganz unselbständiges Werkzeug in ihren Händen, so sei hingegen die Caricatur des Idealisten, der Phantast, der die Natur verlasse aus bloßer Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können, ein Werk der Ausschweifung einer völlig gesetzlosen Freiheit und verleugne den menschlichen, ja allen Charakter, er sei also gar nichts und diene auch zu gar nichts [91]).

Aber beide Theile, der Realist und der Idealist, belehrt uns Sch., machen sich einer Inconsequenz schuldig, und das System, welches, auf die Verschiedenheit beider Naturen gegründet, für Denken und Handeln entwickelt wird, kann nur als ein einseitiges bezeichnet werden. Den Beweis jener Inconsequenz sieht er darin, daß in beiden Systemen in ihrer strengen Entwickelung eine Lücke hervortritt, zu deren Ausfüllung 'ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur sich vorfindet.' Da könne nicht die Natur und dieß Bedürfniß, sondern es müsse das System Unrecht haben [92]). Die Darstellung nimmt den folgenden Gang.

Wenn der Realist auf die Frage, warum thust du, was recht ist, und leidest, was nothwendig ist, im Geiste seines Systemes die Antwort gibt: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so sein muß, so leugnet er damit seinen freien Willen nicht und kann es auch keineswegs; denn er fühlt, daß seine Unterwerfung unter die Nothwendigkeit der Natur eine freiwillige sein soll, und muß erkennen, daß er, auch von der Natur zermalmt, einen anderen Willen haben könnte, als sie. Wenn er sich also freiwillig der Naturnothwendigkeit unterwirft, so ist es eigentlich die Idee derselben, die er zur seinigen macht, gemäß der er sich bestimmen will. Aber diese Idee hat er doch nicht aus der Erfahrung, 'die nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als ganzes) und

nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert.' So überschreitet also der Realist sein Gebiet und bestimmt sich idealistisch, so oft er entweder moralisch handeln oder nur nicht blind leiden will. Der Idealist hinwieder müsse, lehrt Sch., 'nothwendig aus seinem Systeme treten, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt, denn alles bestimmte Dasein steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen.' Der Realist sieht sich also genöthigt, die Existenz einer Idee und der Freiheit, der Idealist die Giltigkeit der Erfahrung und der Erfahrungsgesetze anzuerkennen.

Dem Realisten weist Sch. innerhalb der Schranken des bedingten Wissens sein Gebiet an. 'Auf alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens, aber nie bringt er es auch weiter, als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur einmal.' Wenn aber Sch. in dem Folgenden dem Realisten, der zu etwas unbedingtem gelangen wolle, vorzeichnet, es 'auf dem nämlichen Wege zu versuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung', so beschränkt er dieß sogleich, indem er hinzufügt: 'da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine comparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht' [93]).

Und ebenso zieht er dem Idealisten in bestimmter Weise die Schranken seines Gebietes. Da heißt es zwar [94]): 'nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen giltig sind, sucht er (der Idealist) bis zu Wahrheiten zu bringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem anderen sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß er sich, seinem Denkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniß; denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die

Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stünde, so würde auch keine Erfahrung möglich sein.' Aber in feinsinniger Weise führt er weiter aus[95]), daß der Idealist, indem er überall auf die obersten Gründe dringe, durch die alles möglich wird, die nächsten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht versäumen könne; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richte, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, könne er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er werde also sehr viel mit seinem Wissen umfassen können und vielleicht eben deswegen wenig fassen und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher komme es, daß, wenn der speculative Verstand den gemeinen um seiner Beschränktheit willen verachtet, der gemeine Verstand den speculativen seiner Leerheit wegen verlache; denn, und dieß ist ein bedeutsames Wort, 'die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.'

Die Untersuchung zusammenfassend heißt es zuletzt[96]): 'Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der anderen einen Eingriff thun. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein hingegen kann uns lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig sein muß. Maßen wir uns nun an mit unserer bloßen Vernunft über das äußere Dasein der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Resultat wird auf nichts hinauslaufen. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unseres eigenen Seins mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalles, und unsere Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen.'

Unzweifelhaft muß sich nach den angeführten Stellen, die wir der Wichtigkeit der Sache wegen eingehender hervorhoben, die Ueberzeugung aufrichten, daß Sch. auf das entschiedenste die Grundlagen der Transcendentalphilosophie behaupten will. Muß der Realist die Berechtigung von Ideen und die Existenz der Freiheit

des Willens anerkennen, so muß hinwieder der Idealist die Berechtigung der Erfahrung zugestehen. Alle Ideen der Vernunft aber, welche ein Dasein aussagen, das von der Erfahrung nicht bestätigt ist, können (wol regulative) niemals constitutive Principien der Erkenntniß sein.

Hiernach zeigt sich auch, was es mit jener Idee eines Naturganzen und der Naturnothwendigkeit für eine Bewandtniß hat, und ebenso kann kein Zweifel darüber sein, daß, wenn Sch. die Gesetze des menschlichen Geistes zugleich als Weltgesetze auffaßt, indem, wenn die Vernunft selbst unter der Erfahrung stünde, keine Erfahrung möglich wäre, damit nur die Kant'schen Grundlagen vom Zustandekommen und von der Ordnung und Systematisirung der Erfahrung durch die Verstandesbegriffe und durch die Ideen der Vernunft gemeint sein können. Doch hüten wir uns vor einer weiteren Ausführung. Genug an dem, daß wir die durchaus Kant'schen Intentionen Sch's zu erkennen im Stande sind: einer systematischen Entfaltung widerstreben die allgemeinen Schiller'schen Lehrsätze wie überall so auch hier.

Die Wahrheit der Schilderung des Gegensatzes zwischen Realisten und Idealisten, hofft Sch.[97]), werde auch derjenige eingestehen, der das Resultat nicht annimmt. Und in der That, mag man auch im einzelnen von der Schiller'schen Charakterisirung abzuweichen Grund haben, der thatsächliche Gegensatz ist im allgemeinen richtig getroffen und wird unbestritten bleiben müssen. Vor allem die Geschichte des philosophirenden Geistes, darinnen der Gegensatz des Realismus und Idealismus immer und immer wieder hervortritt, bestätigt die Richtigkeit der Anschauung. Wie bei so vielen Schiller'schen Gedanken, welche heute ein allgemeines Besitzthum der Gebildeten geworden sind, man kaum deutlich des Ursprunges derselben sich bewußt ist, so ist dieß auch der Fall mit der Schiller'schen Begründung des Realismus und Idealismus als eines Charaktergegensatzes unter den Menschen, und es geziemt sich an das Verdienst des Urhebers zu erinnern.

Das 'Resultat' seiner Untersuchung aber bestimmt Sch.[98]) gleich am Beginne derselben dahin, daß weder der Realist noch der Idealist in ihrer 'Ausschließung, welche sich in der Erfahrung findet,

sondern die vollkommen gleiche Einschließung beider dem Vernunftbegriffe der Menschheit,' entspreche. Man sieht, es ist wieder seine 'Idee der Menschheit,' nach welcher sich im Ideale der Gegensatz des Realisten und Idealisten ausgleichen soll; aber war es bei der abstracten Unbestimmtheit dieser Idee im höchsten Grade schwierig, die Zielpuncte, die Sch. aus derselben für die Beurtheilung des Menschen, des Schönen und der Dichtung folgert, klar zu erkennen und zu würdigen, so tritt hier noch der Umstand hinzu, daß der Gedanke einer Verbindung beider Charaktere im Ideale näher nicht angedeutet ist. Deshalb wagen wir uns auch selbst nicht auf dieses schwankende Gebiet. Ohnehin liegen in der Darstellung der Einseitigkeit und Schranken des Idealismus und Realismus Andeutungen, wie beide sich wechselweise ergänzen sollen. Nur noch folgende Winke mögen benützt sein. Von dem wahren Realisten heißt es [99]), daß er mit Freiheit das Gesetz der Natur umfasse und befolge und immer das Individuelle dem Allgemeinen unterordne, daher könne es auch nicht fehlen, daß er mit dem echten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen werde, wie verschieden auch der Weg sei, welchen beide dazu einschlagen. Und damit im Einklang schreibt Sch. an Goethe [100]) über den intuitiven und speculativen Geist, einen Gegensatz, der augenscheinlich auf den des realistischen und idealistischen Charakters zurückzuführen ist: 'beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.' Hiernach muß also der Idealist demjenigen, was er aus der Vernunft entwickeln möchte, als Correctiv die Erfahrung zur Seite stellen, eine Ansicht, die gerade in Sch's Munde von großer Bedeutung und mit dem früher Erörterten im Einklang ist.

Schluß.

Mit der Entwickelung seiner Idee der Menschheit hatte Sch. den Höhepunct seiner Speculation erreicht und einen höchsten Maßstab der Beurtheilung für den Menschen, das Schöne und die Kunst gewonnen. Von dieser Idee aus hatte er sich vorübergehend zum

Begriffe der Gottheit erhoben, und es könnte scheinen, als habe Sch. mit der Entwickelung dieser Idee den Weg unbedingter metaphysischer Erkenntnisse betreten wollen oder wenigstens von hier aus die Erreichung derselben für möglich gehalten. Dort, wo er die zwei Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur des Menschen seinem Principe gemäß ableitete [101]): das Gesetz der absoluten Realität und jenes der absoluten Formalität, fügt er hinzu, daß 'beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, zu dem Begriffe der Gottheit zurück führen.' Diesen Begriff hatte er aber in der 'höchsten Intelligenz' gefunden, 'welche sich selbst die Schranken setzt und alle Realität aus sich selber schöpft' [102]). Mußten wir daher zugestehen, daß Sch. damit an den eigentlichen Standpunct des Idealismus nahe herangetreten war, so haben wir doch sogleich darauf hingewiesen, daß er weit davon entfernt ist, diese Gedanken als Grundlage oder Zielpuncte einer metaphysischen Speculation anzusehen [103]). Er selbst bleibt bei dem empirischen Ich stehen, an der Thatsache der Existenz der Dinge außer dem Ich hält er unwandelbar fest, daher rührt für uns alle Realität: 'wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes ist.' 'Die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen' [104]). Und weiter heißt es [105]): 'wie es mit der Person im Reich der Ideen steht, wissen wir — nicht'. Aber wenn wir auch Sch'n so mit bestimmtem Bewußtsein den Standpunct der Erfahrung festhalten sehen, hat er nicht damit, daß er wiederholt auf die Vereinigung der Gegensätze, welche der Verstand trennen müsse, durch die Vernunft hinweist [106]), die Methode bezeichnen wollen, durch welche ganz im Einklange mit dem Principe selbst die Einheit des Idealen und Realen zu einem System unbedingter Erkenntniß könnte ausgebildet werden, wie dieß in der weiteren Entwickelung der speculativen Philosophie vorliegt? Nichts von alledem. Nicht im geringsten ist Sch. gewillt, in den Fragen der Metaphysik die Grundlagen der Kant'schen Philosophie zu verlassen. Im Geiste Kant's will er innerhalb der Grenzen der Transcendentalphilosophie stehen bleiben und als Transcendentalphilosoph, wie wir ihn lehren hörten [107]), sich keineswegs dafür ausgeben, die Möglichkeit der Dinge zu er-

klären, sondern sich bloß begnügen, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird.

Aber hat Sch. nicht doch damit, daß er öfter von der Aufgabe spricht, die dem Metaphysiker obliege, die Einheit jenes Gegensatzes im Principe zu begreifen,[108]) die Möglichkeit eines speculativen Verfahrens zugegeben, darin in letzter Consequenz das Ideale und Reale, Denken und Sein als identisch gefaßt werden müßte? Dabei würde man vergessen, daß Sch. die Berechtigung einer solchen, sowie jeder Metaphysik überhaupt gleich wie Kant gemäß seiner seit Anfang festgehaltenen und auch hier wieder ausgesprochenen Ueberzeugung von der Beschränkung der Erkenntniß auf das Gebiet der Erfahrung auf das bestimmteste abgewiesen hat. 'Der Metaphysiker, sagt er ausdrücklich [109]), kann sich die Schranken nicht erklären, die der freie und selbstständige Geist durch die Erfahrung erleidet.' Und weiter [110]): 'weder Abstraction noch Erfahrung leiten uns zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher.' 'Empfindung und Selbstbewußtsein entspringen völlig ohne Zuthun des Subjectes, und beider Ursprung liegt ebenso jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntnißkreises liegt.' Und ebenso hatte er schon früher in der ersten Folge der Briefe [111]) es als eine 'leere Subtilität' bezeichnet, 'wenn der speculative Geist, im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebend, das Wirkliche nach dem Denkbaren modelt und die subjectiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu constitutiven Gesetzen für das Dasein der Dinge erhebt.' Aehnliches lehrt der fünfzehnte Brief in einer bedeutsamen Stelle, die wir schon früher kennen lernten [112]).

Mit dem Gesagten ist unzweideutig dargethan, daß Sch. durchaus und überall an den Kant'schen Grundlagen festhalten wollte. Darnach sind ihm seine höchste Idee der Menschheit und der Schönheit sowie jener Gedanke einer höchsten Intelligenz und des Naturganzen bloße Ideen, und er faßt sie, ohne im Wesen von Kant abzuweichen, gerade so auf, wie Kant selbst im Theoretischen seine Ideen der Vernunft verwendet: als regulative Prin-

cipien der Erfahrung. Wenn daher der transcendentale und absolute Idealismus für das Princip der Identität von Denken und Sein Haltpuncte in Sch's Lehren finden zu können glaubt und Schiller als unbestrittenen Gewährsmann seines eigenen Verfahrens meint hinstellen zu dürfen, so werden wir ihm mit der ganzen Bestimmtheit der ausgesprochenen Kant'schen Ueberzeugungen Sch's antworten müssen.

Wie Kant, so war auch Sch., können wir sagen, in seinem metaphysischen Bedürfnisse mit der unmittelbaren Gewißheit des Absoluten im Gedanken der sittlichen Freiheit des Willens befriedigt. Und wie er gleich im Anfange seiner philosophischen Entwickelung, ohne Kant noch aus eigenem Studium zu kennen, durch das Feststehen auf dem Boden seiner moralischen Ueberzeugungen gesichert, den Muth hat, der Metaphysik zu entbehren, so ist es vielleicht gerade diesem geistigen Besitzthum zu danken, wenn er auch auf dem Höhestand seiner Speculation, dicht an der Grenze, wo alles Philosophieren den sicheren Boden verliert, mit klarem Bewußtsein stehen bleibt.

Anmerkungen.

I. Ein neuer Vorläufer der Theorie des Schönen.

[1]) Vgl. K. v. Wolzogen, Sch's Leben 240 f. [2]) Aus einem ungedruckten Briefe Erhard's an Baron Herbert (Nürnberg 17. Mai 1794). Vgl. des Verfassers Schrift Schiller und Kant. Wien 1857. S. 21 f. u. 54. [3]) Brfw. m. K. III. 171. 176. [4]) Ebd. 182. [5]) Ebd. 184. [6]) Ebd. 186 f. [7]) Vgl. den Brf. v. 1. Sept. ebd. 189. [8]) Ebd. 191 f.

[9]) Jenaische allg. Lit. Ztg. (September 1794) III. Bd. (S. 665—680). Es ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Schrift in den Monat August fällt, am 24. Aug. übergibt er sie der Redaction (Sch's Briefe. Berl. Samml. II. 40) und am 4. Sept. schickt er Körner'n bereits den Abdruck. (Brfw. a. a. O. 192.) Aeußerlich war die Recension vermuthlich durch den persönlichen Verkehr mit Matthisson in Ludwigsburg (K. v. Wolzogen, Sch's L. 240) und, wie berichtet wird, durch ein Gespräch mit einem Stuttgarter befreundeten Kunstkenner über die Landschaftsmalerei ([Hoven] Einiges über Sch. Ztg. f. d. eleg. W. 1823. N. 6.) angeregt.

[10]) Brfw. m. K. a. a. O. Vgl. 195. [11]) Brfw. N. 9. [12]) WW. X. 449. [13]) Kr. d. U. 173 f. [14]) WW. a. a. O. 450 ff. [15]) WW. a. a. O. 451 f. [16]) Ebd. [17]) Ebd. 417. [18]) Ebd. 452. [19]) Ebd. [20]) Vgl. Kr. d. U. 81 ff [21]) Brfw. m. K. III. 117. [22]) WW. a. a. O. [23]) Vgl. Kr. d. U. 86. [24]) WW. a. a. O. 456. [25]) Kr. d. U. 188. [26]) A. a. O. 457. [27]) Ebd. [28]) Vgl. ebd. 455 f.

[29]) Wenn Kant auf's strengste das Angenehme der einzelnen Töne vom Wolgefallen am Schönen sondert und dieses, wie in der Malerei auf der Zeichnung, so in der Musik auf der Composition beruhen läßt (Kr. d. U. 73), so wäre von da der Weg offen gewesen, in der Musik als Kunst die objectiven Formen der Töne selbst zur ausschließenden Grundlage der Beurtheilung derselben als schöner Kunst zu machen, es scheint aber, daß seine subjective Auffassungsart ihn dahin führte, auch für die subjectiven Reize der Töne und die damit sich verbindenden Zustände des Gemüthes, für die 'Eindrücke' der Töne, wie er sagt, eine analoge 'Proportion' im Gemüthe anzunehmen, wie sie objectiv den Tönen selbst zukommt, und darauf das Wolgefallen in der Musik beruhen zu lassen. Vgl. ebd. 197 ff. 202 ff.

[30]) Wenn hier gesagt ist, daß jene inneren Bewegungen nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gingen und diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußeren Bewegungen übergehe, so würde man sehr irren, hier an eine rein psychologische Gesetzmäßigkeit zu denken.

[31]) WW. a. a. O. 62 f. [32]) Ebd. 457 f. [33]) Lessing's Laokoon XXVI. [34]) A. a. O. 464. [35]) Man denke beispielsweise nur an den Schluß des 'Spazierganges'.

[36]) Es ist auch nicht ohne Bedeutung für die Genesis der Gedanken jener Abhandlung, wenn hier gleich eingangs den alten Griechischen Künstlern 'die neueren (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören)' entgegengestellt werden; doch der Grund, warum jene keine Landschaftsmalerei und Landschaftsdichtung kannten, wird noch ganz im Geiste des gegenwärtigen Aufsatzes darin gesucht, daß sie diesen Stoff wolbedächtlich verschmäht hätten, weil sie denselben mit ihren Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fanden. (A. a. O. 445 f.)

2. Die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen.

I.

[1]) Den Aufsatz über das Naive begann er anfangs September, gerade als die Kritik über Matthisson erschienen war (Brf. an K. 4. Sept. 1794. Brfw. III. 193). Am 12. Sept. berichtet er (ebb. 196 f.), daß die Ueberarbeitung der Briefe hinzugetreten sei.

[2]) A. a. O. [3]) Ebb. [4]) Vgl. ebb. 159 f. [5]) Am 20. Oct. gingen sie an Goethe (Brfw. N. 19) und einige Tage darauf an Körner im Ms. ab (a. K. a. a. O. 212).

[6]) Sie erschienen Horen. 1795. I. St. N. II. [7]) Die Note Körner's unter dem ersten Briefe in den WW. (X. 151), daß diese Briefe an den Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben seien, kann natürlich nicht entscheiden, scheint jedoch allgemein irre geführt zu haben. Als Beispiel, wie groß in dergleichen Dingen in verbreiteten Büchern über Sch. die Unzuverlässigkeit ist, mag hier als Curiosum angeführt sein, daß Karl Grün diese Briefe mit Körner gewechselt sein läßt! (Karl Grün, Fr. Sch. u. s. w. 1849. 280 f.)

[8]) Vgl. hiezu und zum Folg. WW. a. a. O. 152 f. [9]) Brfw. m. K. a. a. O. 111. An Hoven schreibt er (21. Nov. 1794. Briefe. Berl. Samml. II. 84): 'über die Theorie der Kunst hat er (Goethe) viel nachgedacht und ist auf einem ganz anderen Wege als ich zu dem nämlichen Resultat mit mir gekommen'. [10]) Brfw. mit Fichte 54 f. [11]) Anm. u. W. 42. [12]) Brfw. N. 7. [13]) Brief III. [14]) Brf. IV. [15]) Brf. V. [16]) Vgl. den 'vierten Satz' in der Abhandlung Kant's 'Idee zu einer allg. Gesch. u. s. w.' WW. VII. 321. [17]) Vgl. ebb. 319 f. [18]) Brf. VI. [19]) Brfw. m. G. N. 19. [20]) VIII. IX. Brf. [21]) A. a. O.

[22]) Besonders seit 1793 wirkten die französische Ereignisse abstoßend auf ihn ein; zur Vertheidigung des Königs hatte er eine Schrift angefangen, aber es wurde ihm 'nicht wol darüber'. Gleichzeitig berichtet er: 'ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an'. (Brf. an Körner vom 9. Febr. 1793. Brfw. III. 23. vgl. Billet an Zacharias Becker. Schbuch. Marg. Z. 1835).

[23]) Hoffm. Nachlese IV. 508. [24]) Kant an Sch. WW. XI. 171. [25]) Vgl. Brf. Sch's an Jacobi 25. Jan. 1795. Berl. Samml. II. 116 f. [26]) Vgl. Aus Herder's Nachlaß. Von H. Düntzer u. s. w. I. 192 f. Briefe. Berl. Samml. II. 249. [27]) Sch's Briefe a. a. O. 250.

[28]) Ganz denselben Gedanken spricht bekanntlich das 31. Xenion 'der Zeitpunct' aus, wie denn so viele der politischen Epigramme hier ihre Wurzeln haben. [29]) VII. Brf. [30]) Vgl. Gervinus, Gesch. d. d. D. V. 385 f. (vierte Ausg.). [31]) Ebb. 386. [32]) III. Brf. [33]) Vgl. WW. X. 379 f.

[34]) Ebb. 156. Man erinnert sich hier bei der Berührung des Gedankens eines 'Naturstandes' sogleich an die treffende Satyre 'Die Thaten der Philosophen' (Horen 1795 XI. Heft), später 'die Weltweisen' überschrieben, wo die Voraussetzung eines Naturstandes in der Wirklichkeit treffend parodirt ist (Str. 4. 5.).

[35]) WW. VI. 80 ff. [36]) Vgl. ebb. 82. [37]) Rechtslehre WW. IX. 164. Vgl. 150. [38]) Vgl. a. a. O. bes. S. 100 ff. [39]) Vgl. X. 171. [40]) Vgl. oben S. 128. [41]) Brfw. m. K. III. 213. [42]) WW. a. a. O. 161. [43]) Ebb. 158 f. [44]) IX. Brf. S. 177.

[45]) 'Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten' WW. VI. 306. Diese Abhandlung hat sichtlich Sch'n in manchem Puncte vorgeschwebt, wie er denn auch bei der Ansicht, daß 'jeder individuelle Mensch, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich trage', auf die gerade damals erschienene Schrift verweist. IV. Brf. S. 158. Anm.

[46]) Wir können uns nicht enthalten, einiges aus der interessanten Kritik Körner's über die neun Briefe hier anzuführen (Brfw. III. 213 f.). 'Der fünfte und sechste Brief, sagt er, so sehr ich ihren Werth als Schilderung zu schätzen weiß, scheint mir doch nicht gerecht genug gegen unser Zeitalter zu sein. Aechter republikanischer Geist und ächte Regententugenden sind wol zu allen

Zeiten selten gewesen. — An Deiner Stelle würde ich vielleicht folgenden Weg gewählt haben. Die ästhetische Erziehung ist Zweck an sich selbst. Sie bedarf keiner Empfehlung als Mittel. Aber selbst als Mittel hat sie ihren Werth für den, der nur für politische Zwecke Sinn hat'. Richtig erfaßt Körner den Nerv der Schiller'schen Ausführungen, wenn er weiter sagt: 'der Staat ist bloß Mittel; Zweck ist allein die Menschheit. Das Ideal des Staates setzt also das Ideal der Menschheit voraus, und das Ideal der Menschheit gründet sich auf die Gesetze des Schönen'. Er spricht hierauf von einem 'allgemeinen Ideal eines Staates' und einem 'besonderen Ideal' für ein bestimmtes Volk und fragt, wie dieses realisirt werden soll, ob durch allmähliche Annäherung oder plötzliche Umwandlung. Er fügt bei: 'Die Entscheidung dieser Frage hängt von dem Zustande der Gesundheit des Staates ab. Ein todtkranker Staat kann nur durch Revolutionen geheilt werden'. Interessant noch ist es, wenn er zum Schlusse die verständige Ansicht geltend macht, daß die Realisirung des Staatsideals, die allmähliche sowol als die gewaltsame, nicht von Statten gehen könne ohne persönlichen Werth der Mehrheit unter den Staatsgliedern oder wenigstens einer Partei, die durch Kraft die Zahl ersetzt. 'Daher die Nothwendigkeit der höchsten Ausbildung der Individuen, wenn nicht bloß Uebel gegen Uebel vertauscht werden soll'.

[47]) Brfw. N. 20. 23. [48]) Ebd. N. 22. [49]) Ebd. N. 20. [50]) Ebd. N. 53. Vgl. an Jacobi, Briefe. Berl. Samml. II. 173. [51]) Brfw. m. K. III. 265. [52]) Ebd. 260. [53]) Geht hervor aus dem Brief an Goethe. N. 19. 21. [54]) Brfw. m. K. a. a. O. 217. Vgl. 219. [55]) Ebd. 212 f. [56]) Brfw. m. Humboldt 214. Vgl. 130 und Bfw. mit G. N. 103. [57]) Darüber ist W. v. Humboldt zu vgl. bei Gelegenheit eines Urtheiles über Sch's Aufsatz 'von den nothwendigen Grenzen u. s. w.' Brfw. m. Humboldt 299. Vgl. 388 f. [58]) Ebd. 117. Vgl. 129.

II.

[1]) Horen 1795. II. St. N. III. [2]) Brfw. m. K. III. 254. [3]) Vgl. ebd. 221. 226. [4]) Düntzer (Sch. u. Goethe, Uebersichten u. s. w. S. 55) nimmt es als gewiß an, wozu uns jedoch der bestimmtere Beleg fehlt. [5]) Brfw. m. K. a. a. O. 191.

[6]) Geht aus Sch's Brief an Goethe hervor (Brfw. N. 4), der sich auf dieß Gespräch bezieht, daher wol jene bekannte Relation Goethe's (Annalen II. 1122) ganz gut dieß Gespräch meinen kann. Vgl. die abweichende Ansicht Düntzer's a. a. O. 53 f. und K. v. Wolzogen, Sch's Leben 55.

[7]) Brfw. m. K. a. a. O. und m. G. N. 5. [8]) Ebd. N. 6. [9]) Brfw. m. K. a. a. O. [10]) Ebd. 53. [11]) Brfw. m. G. N. 7. [12]) Ebd. N. 8. [13]) N. 11. 12. 14. [14]) Brfw. m. K. a. a. O. 204. [15]) Brfw. m. G. 16. [16]) Brfw. m. K. a. a. O. 208. [17]) N. 21. [18]) Brfw. m. K. a. a. O. 209 f. [19]) X. Brf. [20]) XI. Brf. 183 f. [21]) Ebd. 184. [22]) Ebd. [23]) Ebd. 185.

[24]) Ebd. 186. [25]) XII. Brf. [26]) XIV. Brf. S. 194. [27]) Ebd. 195. [28]) Ebd. [29]) Sch. ist, was den Begriff des Symbols betrifft, mit Kant in Uebereinstimmung. Vgl. Kr. d. U. 231 f. Sch. braucht öfter dafür das Wort 'Darstellung'. Vgl. Brfw. m. K. III. 31.

[30]) XIV. Brf. 195 f. Was die terminologische Bezeichnung 'Spiel' betrifft, so haben wir sie bei Sch. früher, in Fällen, wo es sich um die dem Schönen entsprechenden Gemüthszustände handelte, häufig genug hervortreten gesehen, offenbar ist sie durch Kant angeregt, der überall, wo es sich um zwangsfreie Bethätigung der Kräfte handelte, diesen Ausdruck gebraucht. Die Meinung Danzel's (ges. Auff. 242), daß dabei Weißhuhn's Aufsatz in den Horen 'über die höhere Bedeutung des Spiels' Einfluß genommen habe, ist augenscheinlich ein Irrthum, zudem hat Danzel dabei nicht bedacht, daß jener Aufsatz erst nach diesen Briefen erschien (V. St. N. IV) nnd während derselben Sch'n kaum schon vorgelegen hat.

[31]) Ebd. 196. Man erinnert sich hier sogleich wieder an den Kant'schen Satz, daß die Einbildungskraft, sich frei überlassen, diejenige Form hervorbringt, die der Verstandesgesetzmäßigkeit überhaupt entspricht. Vgl. Kr. d. U. 93.

[32]) XV. Brf. 197. [33]) Ebd. 201. [34]) XVI. Brf. 202 f. [35]) Ebd. 203 f. [36]) Abgedr. im Briefw. m. G. N. 753. Der Brief ist vom 26. Juli 1800. [37]) 'Ueber Sch's Wallenstein in Hinsicht auf Griech. Tragödie. Berlin 1800.

[38]) Vgl. insb. den Schluß des X. Brfs. [39]) S. 198. Wir führen diese Stelle in ihrem ganzen Umfange an, weil wir noch später Gelegenheit haben, auf die Bedeutung derselben hinzuweisen. [40]) S. 213. [41]) XIV. Brf. S. 195. [42]) XIII. Brf. S. 190. Anm. Vgl. Brfw. m. K. III. 232. [43]) Vgl. XII. Brf. 187. [44]) Vgl. ebd. 188 f.

III.

[1]) Horen 1795. VI. St. N. II. 'Die schmelzende Schönheit (Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen)'. [2]) Brfw. m. K. III. 245. u. m. Goethe N. 75. [3]) Brfw. m. G. N. 58. [4]) Ebd. N. 52. [5]) Ebd. [6]) Brfw. m. K. a. a. O. 288. [7]) Ebd. 291 f. [8]) Brfw. m. Fichte 52 f. [9]) Brfw. m. K. a. a. O. 265 f.

[10]) S. 205. [11]) Ebd. 207. [12]) Ebd. [13]) XVIII. Brfw. 208. [14]) Vgl. oben S. 49 und Brfw. m. K. II. 7. [15]) A. a. O. 209. [16]) Vgl. insb. XX. Brf. [17]) XXI. Brf. 219 f. [18]) XXII. Brf. 221. [19]) Ebd. 222 f. [20]) Vgl. oben S. 177. [21]) Vgl. oben S. 245. [22]) XIX. Brf. 211. [23]) XI. Brf. 184 f. [24]) S. 211 f. [25]) Vgl. oben S. 290.

[26]) A. a. O. 225. [27]) Ebd. 227 f. [28]) Ebd. 229. [29]) Ebd. 230 ff. [30]) Ebd. 235 f. [31]) 237 f. [32]) Auch beim Schönen läßt sich wol vom Wolgefallen an demselben das objective Verhältniß, welches gefällt, in der Vorstellung genau trennen, obwol das Wolgefallen allerdings nothwendig damit verbunden ist.

[33]) B. 137. [34]) A. a. O. 240 f. [35]) Ebd. 242 f. [36]) Ebd. 244 ff. [37]) Ebd. 246 ff. [38]) Ebd. 250 ff. [39]) Vgl. den köstlichen Abschnitt in der Kr. d. r. V.: 'Von der Unmöglichkeit eines ontologischen Beweises vom Dasein Gottes'. WW. II. 462 ff.

---

3. Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

[1]) Kleinere pros. Schr. III. 1800. I. S. 1 ff. [2]) Horen 1795. I. St. N. VIII. [3]) Horen ebd. XII. St. N. I. [4]) Horen 1796. I. St. N. VII. [5]) WW. X. 339. [6]) Ebd. 357. [7]) Brfw. m. K. III. 67. [8]) Ebd. III. 142. [9]) Ebd. 192. 197. [10]) Ebd. [11]) Vgl. ebd. 292 und Brfw. m. Humboldt 189 f. [12]) Vgl. dazu auch ebd. 190.

[13]) Vgl. Brfw. m. Goethe N. 100 und 116; m. H. 189 u. 258; m. K. a. a. O. 292. [14]) Ebd. [15]) Vgl. Brfw. m. G. 100. 112. [16]) Brfw. m. H. 190. [17]) Vgl. WW. X. 281 f. [18]) Siehe im Aufsatz 'vom Erhabenen' Hoffm. Nachlese IV. S. 529. [19]) Kr. D. U. 170. [20]) A. a. O. 282. Anm. [21]) Ebd. 284.

[22]) Daß ihm das 'Naive der Denkart' nicht überhaupt das Naive der Person, sondern das 'Naive der Gesinnung' bezeichnet, geht hervor aus dem Satze (S. 289), wo es heißt, daß das Naive der Denkart niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen sein könne.

[23]) Vgl. zum Vorherg. S. 285 ff. und insb. auch 285 f. Anm. [24]) Ebd. 286. Anm. [25]) Kr. d. U. 210 f. Kant findet im Naiven eine Mischung des 'animalischen Wolgefühls' der 'angeregten Gesundheit', das er auch beim 'Glücksspiel, Tonspiel und Gedankenspiel' dem Vergnügen zu Grunde legt, mit dem 'geistigen Gefühle der Achtung für moralische Ideen'. Es ist charak-

teristisch für Sch., daß er auf das erstere keine Rücksicht nimmt, obwol auch er bei beiden Arten des Naiven der Person den Anreiz des Lachens nicht läugnet.

[26]) Vgl. a. a. O. 285 Anm. [27]) Ebd. 288. [28]) Ebd. 291. [29]) Ebd. 292. [30]) Vgl. Kr. d. U. 178 f. [31]) Vgl. ebd. insb. 176. 179. 189. [32]) A. a. O. 287.

[33]) Hier sei uns einschaltungsweise ein Wort gestattet von Sch's Aufsatze 'über den Gartenkalender auf das Jahr 1795' (Allg. J. Lit. Z. IV. Bd. S. 99—104). Er spricht sich darin weder unbedingt gegen den französischen noch unbedingt für den englischen Gartengeschmack aus, sondern billigt beide Richtungen insofern, als sie nur dem Zwecke der schönen Gartenkunst entsprechen, den er mit dem Herausgeber des Kalenders 'in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann' (X. 433). In seiner Auffassung der Gartenanlagen zu Hohenheim treten schon deutlich Gedanken der gegenwärtigen Abhandlung hervor.

[34]) Ebd. 294. [35]) Vgl. 296 ff. [36]) Vgl. dazu und zum Folg. 299 ff. [37]) Etwas ähnliches hatte Goethe schon 1787 (an Herder, Neapel, 17. Mai. Ital. Reise. WW. II. 964) ausgesprochen in jener bekannten Stelle, darin er im frischen Eindruck der süditalienischen Natur von Homer's Natürlichkeit der Beschreibungen und Gleichnisse u. s. w. spricht und hinzufügt: 'laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w.' Nun ist aber der Effect ein subjectives Moment, die Schiller'sche Auffassung befaßt daher diese Goethe'sche Wahrnehmung in sich.

[38]) Brfw. m. W. v. Humboldt. 229. [39]) Ebd. 230. [40]) Ebd. 237. Daraus ergibt sich, was allenthalben übersehen ist, daß Humboldt's Briefe auf die Abhandlung über das Naive und somit auch auf die allgemeine Erkenntniß des naiven und sentimentalischen Dichtercharakters keinen Einfluß genommen. Der Brief Humboldt's, der ähnliche Gedanken bringt, ist erst nach Vollendung des Aufsatzes über das Naive geschrieben (16. Oct.).

[41]) Vgl. dazu nud zum Folg. 258 ff. [42]) Ebd. 274 ff. [43]) Besonders die Humboldt ursprünglich eigene und auch hier gebrauchte Terminologie des empfangenden und des selbstthätigen Vermögens tritt nachher bei Sch. wieder hervor. [44]) Ebd. 291. [45]) Vgl. Brfw. m. G. 124. 128. [46]) Ebd. 128. [47]) Vgl. dazu u. z. F. ebd. 126. [48]) Ebd. 132. [49]) WW. X. 303 ff. [50]) Vgl. oben S. 279. [51]) A. a. O. 305 f. [52]) Ebd. 306. [53]) Ebd. 304. [54]) Ebd. 356. [55]) Ebd. 306 ff. [56]) Ebd. 309. [57]) Vgl. dazu u. z. F. 311 ff. [58]) Vgl. oben S. 245 u. 304 nnd a. a. O. 224.

[59]) Ebd. 315. [60]) Ebd. Anm. u. 332 f. Anm. [61]) Vgl. z. F. 316 ff. [62]) Vgl. oben S. 20 f. [63]) A. a. O. 319. [64]) Ebd. 322. [65]) Ebd. 325 f. [66]) Ebd. 326 f. Auf ähnliche Weise legt er seinen Maßstab an Schilderungen, welche den geltenden Anstand verletzen: nur wenn in ihnen Geist mit Herz verbunden ist, oder was auf dasselbe hinausgeht, das Uebersinnliche ein sinnliches Gegengewicht gefunden hat, so daß das geforderte Gleichgewicht hergestellt ist, finden sie seine Billigung. Vgl. ebd. 330 f.

[67]) Richtiger hatte er früher (ästh. Br. 224) didaktische Gedichte überhaupt ihrer bloßen Stoffwirkung wegen verworfen, da sie dem Gemüthe eine 'Tendenz' zu geben suchen. [68]) Ebd. 320. Darin liegt viel unklares. [69]) Vgl. 332 ff. [70]) Ebd. 338. Sch. trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, eine solche Idylle zu schreiben. Es ist von hohem Interesse und läßt einen tiefen Einblick in das wesentlich Geltende der Schiller'schen Ansichten thun, wenn er Humboldten seinen Plan mittheilt und dabei bemerkt (Brfw. 327 ff.): 'in der sentimentalischen Dichtung (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihilfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten Effect hervorzubringen'. Er wollte da fortfahren, wo 'das Reich der Schatten' ('das Ideal und das Leben') aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Die Vermählung des

Herkules mit der Hebe sollte den Inhalt der Idylle bieten. 'Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie sein'. 'Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit. Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal'. 'Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe — bis ich anfieng an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben'. Unschwer ist daraus zu entnehmen, daß die Wirkung dieser Idylle vorzugsweise auf der ästhetischen Form ohne unmittelbar stoffliches Interesse und ohne alle subjective Erregung beruhen müßte, worin in der That der höchste Effect eines Kunstwerkes als solchen zu setzen ist, und weil ihm in einer Idylle der Art der ideale Stoff gewissermaßen in die Form aufzugehen schien, so läßt sich seine Begeisterung für das Problem erklären.

[71]) A. a. O. 337. [72]) Vgl. Brfw. m. Humboldt 361. 392. 391. [73]) A. a. O. 339 f. [74]) Ebd. 341. [75]) Ebd. 342 f. [76]) Ebd. 347. [77]) 351 ff. [78]) Ebd. 335 f. [79]) Vgl. Brfw. m. Humboldt. Brf. XLI. [80]) Vgl. dazu u. z. F. ebd. 367 f. [81]) Ebd. 375 ff. [82]) Brfw. m. Goethe N. 124. [83]) Koberstein, Grundriß der Gesch. d. d. N. L. II. 1833.

[84]) Brfw. 354 f. Vgl. 365 ff. und Sch's eigenes Urtheil Brfw. m. K. III. 311 f. [85]) Brfw. N. 156. [86]) Gespräche, II. 203 f. [87]) Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung. V. 397. [88]) A. a. O. 357. [89]) Ebd. 357 f. [90]) Ebd. 367. [91]) Ebd. 368. [92]) Vgl. dazu u. z. B. ebd. 364 f. [93]) Ebd. 359. [94]) Ebd. 360. [95]) Ebd. 361. [96]) Ebd. 366. [97]) Ebd. [98]) Ebd. 358. Anm. [99]) Ebd. 367. [100]) Brfw. N. 4. [101]) Aesth. Brf. XI. S. 186.

[102]) Vgl. ebd. 185. [103]) Vgl. oben S. 290. [104]) A. a. O. 184 f. [105]) XIII. Brfw. 190 Anm. [106]) Vgl. ästh. Briefe XVIII. S. 210. Anm. und in der Abh. über naive und sent. Dicht. S. 339. Anm. [107]) Aesth. Brf. XIX. S. 213. [108]) Vgl. ebd. u. 214. [109]) Ebd. [110]) 214 f. [111]) Ebd. VI. S. 167. [112]) Siehe oben S. 294 f.

Fünftes Buch.

Beziehungen zu den gleichzeitigen und nachfolgenden speculativen Richtungen.

I. Schiller und Wilhelm von Humboldt.

In die Periode des Höhestandes der Speculation von Sch's Rückkehr nach Jena aus Schwaben bis zur Vollendung der großen ästhetischen Schlußarbeit (15. Mai 1794 — Anfang 1796) fällt der enge Verkehr Sch's mit W. v. Humboldt und anfänglich auch jener mit Fichte. Indem wir in diesem Buche darauf übergehen, die Beziehungen Sch's zur gleichzeitigen und späteren nachkantischen Philosophie und Aesthetik und insbesondere die Einwirkung Sch's auf die Entwickelung derselben des näheren darzustellen, werden wir zunächst das Verhältniß Sch's zu W. v. Humboldt in Betracht ziehen; jenes zu Fichte wird uns dann auf die nachfolgende speculative Entwickelung der Philosophie hinüberführen.

Zur Orientirung.

An Sch. wandte sich Humboldt mit seinen ersten schriftstellerischen Versuchen [1]). Im Frühjahre 1792 hatte er ihm die Uebersetzung der zweiten pindarischen Ode zur Beurtheilung zugesandt, denn er wollte streng und gerecht beurtheilt sein, und so oft er Sch's Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Product gehört habe, wäre es ihm gerade auch darum so interessant gewesen, weil sein Blick immer das Ganze umfasse und nie unterlasse, sowol dieß als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen [2]). Bald darauf nahm Sch. einen Theil von Humboldt's Abhandlung 'Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen' [3]) in seine Thalia auf, nicht ohne Veränderungen daran vorzunehmen [4]). Etwas von Sch's Darstellungsart, die immer bestrebt war, wie er selbst sagt, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen, begegnet uns wie in den späteren so schon

Anfängliches Verhältniß Humboldt's zu Schiller.

in dieser Schrift Humboldt's. Aber auch die Ideen derselben sind den Schiller'schen analog. War ja Humboldt wie Sch. selbst dem mächtigen Zuge Kant's gefolgt und so ist gleich der erste durch Kant angeregte Satz der Abhandlung in der Thalia wie aus Sch's Seele gesprochen. Den wahren Zweck des Menschen nämlich, nicht den, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibe, setzt er hier ähnlich wie Sch. in 'die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem ganzen' [5]). Wenn er dann im Verlaufe der Schrift vom Staate Berücksichtigung der 'Mannigfaltigkeit der Situationen' fordert und die Zwangsgewalt des Staates zu Gunsten der Selbstregierung der Bürger möglichst beschränkt sehen will, indem der Staat durch die Begünstigung der freien Verbindungen in der Gesellschaft daran arbeiten solle, sich selbst entbehrlich zu machen und deshalb 'die Menschen durch Freiheit dahin zu führen' habe, 'daß leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit an die Stelle des Staates treten kann' [6]), so werden wir nicht fehlen, diesen Ideen neben jenen Fichte's auf die politischen Anschauungen Sch's wie sie namentlich im vierten ästhetischen Briefe, freilich in abstractester und deshalb auch unbestimmter Fassung hervortreten, einen unterstützenden Einfluß zuzuschreiben.

Aber auch Analogien zu Sch's späteren moralischen und ästhetischen Ansichten lassen sich in der Schrift nicht verkennen. Es ist schon von anderen auf diese Beziehungen aufmerksam gemacht [7]). Hier wird es genügen darauf hinzuweisen, daß es ebenso zu Humboldt's wie zu Sch's geistiger Individualität gehört, auf die harmonische Einheit des sinnlichen und geistigen Menschen zu dringen. In der eifrigsten Pflege und Ausbildung der Sinnlichkeit sah Humboldt zugleich eine Bildung zur Pflicht. Man glaubt Sch'n sprechen zu hören, wenn er hier die schöne menschliche Individualität in die harmonische Stimmung des Gemüthes legt und darauf das 'wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein' des Menschen gründet [8]); oder wenn er weiter sagt, je ideenreicher die Gefühle des Menschen, und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. 'Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie oder des Mannigfaltigen mit

der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Größe' [9]).

Konnte schon diese Schrift, in welcher ihm verwandte Grundanschauungen entgegensprachen, Sch'n den genialen um acht Jahre jüngeren Mann besonders schätzenswerth erscheinen lassen, so war es auch die Vertrautheit Humboldt's mit den Griechen und dem gesammten Alterthume, die Sch'n zu ihm hinzog. Schon seit längerer Zeit war Humboldt mit F. A. Wolf in Beziehung getreten [10]); durch ihn hatte sich seine Vorliebe für das griechische Alterthum zu bestimmterem und eingehendem Studium gefördert. Anderseits konnte gleich anfänglich der universelle Geist, in welchem Wolf die neuere Philologie als Wissenschaft begründete, von dem über schulmäßige Befangenheit erhabenen, freien und weiten Blicke Humboldt's Anregung und Unterstützung ziehen. War Wolf besonders bemüht, die Unabhängigkeit der Alterthumswissenschaft von allen bloß äußerlichen Beziehungen zu den Gebieten des Lebens und zu den übrigen Fächern des Wissens fest zu stellen und auf den inneren Zusammenhang der einzelnen Theile der Philologie bezüglich ihres letzten Zweckes, der Erkenntniß der Menschheit des Alterthums, ein einheitliches Gebäude zu gründen, so brachten Humboldt's Anschauungen das Studium der Alten in Zusammenhang mit dem höchsten Zwecke des Menschen selbst, mit der Ausbildung seiner sämmtlichen Kräfte zur harmonischen Einheit, welche er, wie nirgend wo anders, in dem 'ästhetischen Volke' der Griechen erreicht sah. Auch bei Sch. waren, wie wir wissen, allmählich solche Anschauungen zu bestimmterer Ausbildung gekommen. Gerade wie Sch. später, so erkannte Humboldt in der Cultur der Griechen den Ausdruck des echt menschlichen Charakters und sah ein Correctiv in ihr für die neuere Bildung, die durch die Zerfahrenheit ihrer Richtungen von allem Geschmack und Schönheitsgefühle sich zu entfernen drohe [11]). Es sind dieß Grundgedanken einer Schrift Humboldt's von 1793 der Skizze 'über die Griechen', welche zuerst an Wolf, dem wir die Aufbewahrung einiger Fragmente aus derselben verdanken [12]), und nachher auch an Sch. mitgetheilt wurde. Sch. sah sich durch diese Schrift in seinen ähnlichen Ansichten über die Welt des Alterthums und die griechische insbesondere gestärkt und befestigt. Wir

fürchten nicht zu irren, wenn wir die Sicherheit, welche von da ab alle Aeußerungen Sch's in Betreff des griechischen Charakters an sich tragen, zu einem Theile wenigstens in dem Eindrucke dieser Schrift begründet sehen.

Die Glosse Schiller's zu Humboldt's 'Skizze über die Griechen'.

Von Sch. wie von ihrem beiderseitigen fördernden Freunde Dalberg [13]), dem die Skizze gleichfalls zugeschickt ward, hatte sich Humboldt Randbemerkungen erbeten. Die Schiller'schen Glossen theilte dieser, da er darin eine 'genievolle Idee' fand, wieder an Wolf mit und mit dem sie begleitenden Briefe an Wolf sind sie uns gleichfalls aufbehalten [14]). Es wird hier der Ort sein, auf die Gedanken, die sich darin aussprechen, in kurzem einzugehen. Die alte Idee Sch's ist darin unzweideutig wirksam, daß der Mensch berufen sei, auf dem Wege der Cultur wieder zur Natur zurückzukehren, ohne die Vorzüge der Cultur aufzugeben. Er geht in den Bemerkungen von der Meinung aus, daß von der Entwickelung der Menschheit, von den Fortschritten der Cultur ganz dasselbe gelte, was wir bei jeder Erfahrung, die wir von äußeren Dingen machen, an uns selbst beobachten können. Zuerst nämlich stehe der Gegenstand ganz, aber ohne Unterscheidung seiner Merkmale, daher noch verworren und ineinander fließend vor uns; hernach aber werde unsere Erkenntniß durch Trennung und Unterscheidung der Merkmale deutlich, sei aber darin noch vereinzelt und bornirt, bis wir das Getrennte wieder zum Ganzen vereinigen und dieß beleuchtet von allen Seiten vor uns stehe. Wenn er nun hinzufügt, in der ersten Periode seien die Griechen gewesen, in der zweiten stehen wir, und die dritte sei also noch zu hoffen, und dann werde man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen, so zeigt dieß nur, welchen Vorzug er der Art nach dem griechischen Leben einräumen will, wenn er es auch dem Grade nach auf eine untergeordnete Stufe setzte. Die Analogien dieser Ansichten zu Ausführungen in den ästhetischen Briefen und der großen Schlußabhandlung sprechen durch sich selbst.

Epoche von Humboldt's erstem Aufenthalt in Jena. Mai 1794 — Juli 1795.

Sch. mochte fühlen, welchen reichen Gewinn er aus einem näheren Verkehr mit dem in vielen Beziehungen so gleich gearteten und gleich gestimmten Freunde zu ziehen im Stande sei, als er Humboldten, der ihn in Jena besuchte (April 1793), einlud, seinen

Wohnsitz daselbst zu nehmen. Damals gerade war Sch., wie wir wissen, mitten in seinen Vorarbeiten für den Kallias begriffen, und die Begeisterung, mit welcher er seinen ersten speculativen Aufflug that, mochte, im Gespräche hervortretend, auf Humboldt anregend einwirken. Der bald darauf fallende Verkehr mit Körner in Dresden unterstützte die empfangenen Eindrücke, und so sehen wir Humboldten hierauf in einsamer Zurückgezogenheit zu Burgörner philosophischen und ästhetischen Studien sich zuwenden und alles, was Kant seit der Kritik der reinen Vernunft geschrieben, durchstudiren, zum Theil um sich auf die Gespräche mit Sch. vorzubereiten, den er in voller Thätigkeit an seiner Schönheitstheorie wußte [15]). Denn um Sch'n nahe zu sein, hatte Humboldt den Plan gefaßt, nach Jena zu übersiedeln. Seit Ende Februar 1794, zwei Monate vor Sch's Rückkunft aus Schwaben finden wir Humboldten schon in Jena [16]). Der frische Thätigkeitstrieb und die erhöhte Stimmung, welche Sch. aus seiner Heimat mitbrachte, wurde durch den Verkehr mit Humboldt wesentlich genährt. Sch. fand, wie er an Körner schreibt [17]), in Humboldt 'eine unendlich angenehme und nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräche mit ihm entwickeln sich, fügt er hinzu, alle meine Ideen glücklicher und schneller'. Humboldt war aber auch, wie Sch. es später rühmt [18]), zum Umgang recht eigentlich qualificirt. Und um mit Sch. fortzufahren, sein seltenes reiches Interesse an der Sache weckte jede schlummernde Idee, nöthigte zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrte dabei vor Einseitigkeit und vergalt alle Mühe, sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit die Gedanken des anderen aufzufassen und zu prüfen. Die eigene Begabung Sch's für wissenschaftliche Discussionen wußte aber auch nicht leicht ein anderer so hoch zu schätzen und so gut zu nutzen als Humboldt. Sch. schien ihm für das Gespräch ganz eigentlich geboren [19]), und er hätte ihn in den glücklichen Momenten desselben mit keinem unter allen Menschen vergleichen mögen [20]).

So sahen sich die beiden Freunde täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends, allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein [21]). Humboldt glaubte an Sch. seit dessen Zurückkunft aus Schwaben eine gewisse Aenderung zu bemerken. Alles Beste von

sonst fand er wieder und erhöht, aber außerdem eine gleichmäßige, aus Sch's ganzem Selbst entsprungene Ruhe und Milde, die einen unbeschreiblich wolthuenden Eindruck auf den Umgang mit ihm verbreitete; denn das gerade schien Humboldten so schätzenswerth, daß durch Sch's ernste Wahrheitsliebe weder die Milde noch durch diese jene verliere [22]). Durch Humboldt's Umgang, wie wir schon gelegentlich hervorhoben [23]), war Sch'n das erneuerte Studium Kant's wesentlich erleichtert, und gerade in der Zeit des ersten Aufenthaltes Humboldt's in Jena bis zum Juli 1795 ist Sch's Thätigkeit fast ausschließlich der Speculation gewidmet. Es fallen in diese Zeit die Abhandlung über Matthisson, der Beginn des Aufsatzes über das Naive und die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Namentlich an den beiden letzteren Arbeiten müssen wir dem Verkehre mit Humboldt einen fördernden Antheil zuerkennen. Später (Sommer 1798) bezeichnet es Sch. selbst [24]) als ihr gemeinschaftliches Bestreben in dieser Epoche, die Elementarbegriffe in ästhetischen Dingen festzustellen, und noch 1803 nennt er die Periode, wo sie in Jena im Jahre 1794 und 95 'zusammen philosophirt und sich durch eine Geistesreibung elektrisirt hätten', ewig unvergeßliche Zeiten [25]). Beide gingen aber auch in Ideen und Gefühlen wechselseitig auf einander ein; nach Sch's 'prächtigem Ausspruch', wie Humboldt sagt, 'verstanden sie sich, wo sie sonst Niemand versteht' [26]). Geschieden von Sch. fühlte Humboldt lebhaft, wie er schreibt [27]), daß er nirgends, wo er auch lebte, für den Umgang mit ihm einen Ersatz finden werde. Ihre Verbindung war für das ganze Leben geschlossen. Noch kurz vor seinem Tode konnte Sch. sagen [28]), für ihr Einverständniß seien keine Jahre und keine Räume. Beider Männer Verhältniß war eben zum großen Theile auf die Gleichartigkeit ihres Geistescharakters gegründet. Gleich anfangs urtheilte Sch. über Humboldt [29]), es sei eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sehe und die er außer Humboldt nur in Körner gefunden habe. Wir wissen, was Sch'n dieser Ausdruck bezeichnete. Er dachte dabei an die Uebereinstimmung von Denken und Empfinden, von Kopf und Herz, an den schönen Einklang aller Gemüthskräfte, die er auf die Harmonie von Sinnlichkeit und Vernunft zurückzuführen gewohnt war

und als das echt Menschliche charakterisirte. Der ästhetische Charakter im Zusammenwirken der Gemüthskräfte, der damit getroffen ist, tritt im allgemeinen ebenso im Wesen Humboldt's als Sch's klar genug hervor; aber, dieses festgehalten, läßt sich doch nicht verkennen, daß gleicherweise in beiden Hauptzüge zur Geltung kommen, die Sch. von dem idealistischen Charakter aussagte. Noch zuletzt (2. April 1805) schreibt er dem Freunde [30]), 'am Ende sind wir beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge'. Und Humboldt selbst [31]) rühmt es von sich (Rom, Herbst 1803), daß der Maßstab der Dinge in ihm fest und unerschüttert sei; das höchste in der Welt blieben und seien die Ideen. Diesen habe er ehemals gelebt, diesen werde er jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte er einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrsche, so würde er ihn doch immer nur als etwas jenem höheren untergeordnetes ansehen, das sei seine wahre Meinung. Gerade so wie Humboldt [32]) in Sch. das Dichtergenie auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft sah und erkannte, daß es ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervortrete, die alles ergründend spalten, und alles verknüpfend zu einem ganzen vereinen möchte, so schrieb Sch. Humboldten [33]) eine Tendenz zur Schärfe und Intellectualität zu, weshalb er ihm denn auch mit feinem Sinne anrieth, einmal etwas mehr historisches auszuführen, wobei der Gegenstand jene Tendenz in Schranken halten würde. Und an einer anderen [34]) Stelle spricht er von Humboldt's Natur, die zugleich so scharf scheide und so vielseitig verbinde. Aber Sch. fand überdieß [35]), daß Humboldt's schriftstellerischem Gelingen vorzüglich ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei bildende und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend sei, im Wege stehe. In diesem Sinne wollte er ihm die eigentliche Genialität absprechen, er sah in ihm eine solche Natur, die er allen sogenannten Begriffsmenschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die er allen genialischen Naturkindern entgegensetzen müsse. Seine individuelle Vollkommenheit liege daher sicherlich nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheiles und des

Genusses. Hierin beruht gerade der charakteristische Unterschied Humboldt's von Sch.; während in diesem die producirende Kraft und energische Selbstthätigkeit überwiegend war, gingen Humboldt's Richtungen in breiter Empfänglichkeit aus einander, und war sein Streben dahin gerichtet, nur möglichst vieles seinem Urtheile zu unterwerfen. Es war in ihm die Begierde lebendig, wie er selbst sagt [36]), so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen, denn der Mensch scheine doch einmal da zu sein, alles was ihn umgibt in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Dagegen war Sch's geistige Beschäftigung, um wieder mit Humboldt [37]) zu reden, immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, habe Sch. nicht gekannt und es nicht genug geachtet. Das Wissen sei ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel erschienen, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung. Aber nur indem er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr geschätzt, hätte er sich weniger mit der geringeren befreundet. Dabei sei es merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von allen Mitteln, welche anderen ihn zuführen, Sch. eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überrascht habe. Wir erinnern uns hier sogleich an die Stellen, darin wir Sch'n selbst im Urtheile über sich auf den Mangel an Gelehrsamkeit und Lectüre besonders im philosophischen Gebiete hinweisen sahen; Humboldt erkannte in Sch., wie er schreibt (5. October 1795) [38]), sogar einen gewissen Widerwillen gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit, dem wir schon in der Epoche der historischen Arbeiten begegneten, aber er gestand auch, niemand zu wissen, in welchem dieser Widerwille so gut begründet wäre als in Sch. Denn wenn er bedenke, wie viel Sch. schon geleistet hätte, und wie viel mehr Sch. in sich trage, als er je zu leisten im Stande sein werde, und damit vergleiche, wie wenig er eigentlich in jedem Verstande von außen nehme, so erfülle es ihn immer auf's neue mit Bewunderung.

Körner, den Humboldt, wie Schiller schreibt [39]), unbegrenzt liebte und hochschätzte und der beiden in dieser Zeit der gemeinsamen Geistesarbeit nur noch abgieng, 'die Dreieinigkeit zu vollenden', theilte mit Humboldt wie bekannt den Charakterzug eines mehr receptiven Wesens. Der damit zusammenhängende Mangel an producirender Kraft indes tritt in ihm noch fühlbarer hervor als in Humboldt. Uebrigens war Körner's ganzes Wesen viel mehr auf das Verstandesmäßige und die Abstraction gestellt; während daher Fichte Körner'n lebhaft und nachhaltig anzog, stieß er Humboldten ab [40]), indes dieser wieder Jacobi sich nahestellte [41]), einer Natur, welche auch Sch. sich nicht zu assimiliren im Stande war [42]).

Man kann mit Recht sagen, daß vielleicht keiner von Sch's Freunden, Körner und Goethe mit eingeschlossen, Sch's Eigenthümlichkeit und Größe im Philosophischen und Dichterischen mit gleich anschmiegender Hingabe und feinfühlendem Verständnisse zu würdigen verstand als Humboldt. Zeugniß davon geben seine ästhetischen Schriften eben so wol als der Briefwechsel beider mit seiner 'Vorerinnerung', in welcher fünf und zwanzig Jahre nach Sch's Tode, der Freund dem Freunde in ungeschwächter Liebe und Bewunderung das schönste Denkmal gestiftet hat. In jener anschmiegenden Empfänglichkeit liegt es auch, daß Humboldt ungleich wie Körner, Sch'n keinen Rath ertheilte, kein Urtheil bestimmend gegen ihn geltend machen wollte, in welchem er nicht bemüht gewesen wäre, nur die ursprünglichen Intentionen Sch's selbst zu reiner und voller Entfaltung zu bringen. Es entsprach dieß nicht allein seiner eigenen Natur und seiner hohen Bewunderung für Sch's Genie, von dem er überzeugt war [43]), daß es 'ihm einmal auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz keinen Dienst versage', eine Betrachtung, die ihn oft gerührt hätte, sondern es war auch sein Grundsatz [44]), daß jeder seine Eigenthümlichkeit aufsuchen, diese reinigen und das Zufällige davon absondern müsse, dadurch sei eigentlich Charakter und durch Charakter allein Größe möglich. Zudem ging Humboldt von der Ansicht aus [45]), daß bei Sch. jene Epoche bereits eingetreten sei, zu welcher jeder, der sich vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftige, kommen müsse,

wo die Summe seiner Gedanken Festigkeit und systematischen Zusammenhang gewinnt. Wie spät Kant diese Epoche erreicht, so früh sei es Sch'n gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich seine intellectuelle Thätigkeit drehe. So kam es, daß Humboldt, die Selbstgenügsamkeit und Selbstbeschränkung in Sch's Arbeiten anerkennend, zu ihrem Gelingen nichts weiteres vorausgesetzt sehen wollte und trotz seiner entgegengesetzten Art Sch'n allseitig darin nur bestärkte. Selbst das Gespräch, worin Humboldt dem Freunde die besten Dienste leistete, wollte er so aufgefaßt sehen [46]), daß es Sch'n immer vorzüglich nur leichterer Anstoß zur eigenen Production wäre. Auf diese Weise konnte der Verkehr beider die Früchte tragen, die er zu tragen berufen und befähigt war.

Es ist oben angedeutet worden, wie Sch's Einfluß Humboldten dahin brachte, schon zur Vorbereitung auf den Umgang mit dem Freunde Philosophie und Aesthetik zu treiben. Der persönliche Verkehr mit Sch. äußerte zunächst darin seine bedeutende Wirkung auf Humboldt, daß er ihn zur Productivität anregte [47]). Obwol er, von Sch. getrennt, nur zu gerne wieder dem bloß aufnehmenden Studium sich hingab, wie er denn einmal (28. September 1795) auch gesteht [48]), keinen Muth zu haben, so lange er von Sch. abwesend sei, etwas nur irgend würdiges hervorzubringen, so blieb doch die Erfahrung rascher und freudiger Production, die Humboldt in entscheidender Lebensepoche, von Sch. und dessen rastloser schöpferischer Thätigkeit angeregt, an sich selber während der Zeit ihres Beisammenseins gemacht, für alle Zukunft ermunternd.

Der Aufsatz Humboldt's über Jacob's Woldemar.

In die Epoche von Humboldt's erstem Aufenthalte zu Jena fällt zunächst die Recension von Jacobi's Woldemar [49]). Die Wahl des Stoffes ist nicht durch Sch. veranlaßt [50]). Die Verbindung Humboldt's mit der Literaturzeitung, sein genaues persönliches Verhältniß zu Jacobi und das große Interesse, welches er an dessen Schriften nahm, haben den Entschluß zu dieser Arbeit bestimmt. Der directe Einfluß Schiller'scher Ansichten aber ist nicht zu verkennen. Da ist schon die Stellung Humboldt's zum Kant'schen System, wie sie aus einigen Andeutungen sich entnehmen läßt, jener der Schiller'schen ganz analog. Das Ideal einer wahren Philosophie,

äußert Humboldt hier [51]), wenn diese nämlich die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde legen muß, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniß zu bestimmen und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken, könne gewiß nur aus dem vereinten Streben aller menschlichen Kräfte hervorgehen. Und wir wissen, wie Sch. ähnlich für den hohen Beruf des Philosophen schlechterdings die Verbindung des Denkens und Empfindens fordert, was nach seiner uns bekannten Anschauung der Harmonie aller Gemüthskräfte des Menschen gleichkommt. Auch in der Vorerinnerung zum Briefwechsel hat Humboldt wieder auf diese Ansicht Sch's hingewiesen [52]). Wenn er in der Recension von dem Charakter Woldemar's sagt [53]), daß vorzüglich eine innige Harmonie seines ganzen Wesens, eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte ihn an angeschaute Realität, an freie Selbstthätigkeit fesseln und ihn überall von bloß begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange entfernen; wenn er in ihm [54]) die Einheit erstrebende Vernunft — die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — stärker nennt als den zergliedernden Verstand; wenn er daher sein Ringen nach dem absoluten Dasein leitet, von dem aber in der Wirklichkeit, wo alles nur bedingungsweise existire, nichts zu finden sei: so wissen wir sogleich aus wessen Sinne die Fassung solcher Urtheile eingegeben ist. Noch auffallender ist die Beziehung zu Sch., und man wird sich dabei ebensosehr an die von Humboldt hochgehaltene [55]) Kritik der Bürger'schen als die der Matthisson'schen Gedichte erinnern, welche letztere nicht lange vor Humboldt's Recension in der Literaturzeitung erschienen war, wenn er [56]) das Gelingen des 'erhabenen Zweckes' des Verfassers, 'Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich' in seinem philosophischen Kunstwerke darzustellen, davon abhängig sieht, daß er zuvor selbst eine hohe Menschheit in sich herangebildet und das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben müsse, wodurch er denn unmittelbar mit der Menschheit in ihrer reinen idealischen Gestalt vertraut sei. Und von Sch. adoptirt ist der Ausspruch [57]), daß es im Wesen der poetischen Kunst gelegen

sei, selbst was völlig subjectiv scheint noch an die nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur anzuknüpfen.

Auch hinsichtlich der moralischen Ansichten tritt uns in Humboldt der erste bedeutende Jünger Sch's entgegen. Er erklärt es hier [58]) im Geiste Sch's unleugbar für einen höheren Grad von Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtgemäße Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Aber auch er sieht wie Sch. die Nothwendigkeit ein, sobald 'der Fall der Gefahr' eintritt, die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, und allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Ja man könnte schließen, Humboldten habe der damals schon geschriebene, aber noch nicht veröffentlichte Aufsatz von der Gefahr ästhetischer Sitten zu Grunde gelegen, wenn er hier in wichtiger, seine ganze Auffassung des Romanes bedingender Weise darauf aufmerksam macht [59]), daß den Helden unter der täuschenden Gestalt, unter der Hülle der Tugend der eigennützige Trieb verführen konnte. Wie Sch. so sah auch Humboldt [60]) in solchen moralischen Ansichten das 'recht verstandene Moralsystem der kritischen Philosophie'.

Einfluß Schiller's auf Humboldt's Horenaufsätze und Rückwirkung derselben auf Schiller.

In der Verwandtschaft seines geistigen Charakters mit dem Sch's gleicherweise wie in seiner hohen Empfänglichkeit ist es begründet, wenn wir in Humboldt Sch's Einfluß so bald und so feste Wurzeln fassen sehen: brachte er doch dem Freunde, was sich aus der von uns zuerst besprochenen Schrift ergibt, bis ins einzelne verwandte Anschauungen entgegen. Deutlich tritt auch die Einwirkung Sch's in Humboldt's nächster Abhandlung hervor, in dem Aufsatze der Horen 'über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur' [61]). Es erschien diese Abhandlung in demselben Stücke, in welchem die zweite Abtheilung der ästhetischen Briefe, also die transcendentale Begründung des Begriffes der Menschheit und der Schönheit vorausgestellt war [62]). Die Discussionen mit Humboldt über diese Materie klingen deutlich genug in dem vermuthlich gleichzeitig entstandenen Humboldt'schen Aufsatze nach. Der Inhalt desselben ist nichts anderes als die weitere Ausführung eines ursprünglich schon Humboldten eigen-

thümlichen Lieblingsgedankens unter dem Einflusse der Schiller'schen Ideen.

Dieser Gedanke beruht in der Annahme eines principiellen Gegensatzes des geistigen und sittlichen Charakters der Menschen, je nach der Verschiedenheit der männlichen, mehr auf Freiheit und Selbstthätigkeit und der weiblichen, mehr auf leidende Empfänglichkeit gestellten Natur. Eine ähnliche Anschauung und Spuren zu der erweiterten und umfassenden Anwendung, welche sie hier findet, treten schon in der ersten Humboldt'schen Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates auf [63]). Auch Sch. hatte dort, wo er in den Mittheilungen an Körner über die Vorarbeiten zum Kallias von dem ästhetischen Werthe der menschlichen Charaktere spricht [64]), einen principiellen Gegensatz derselben angenommen, wornach die einen, bei denen die pflichtmäßige Handlungsweise mehr den Charakter der freiwilligen Natur, des Wirkens aus Neigung hat, und die deshalb unsere Gunst erhielten, von den anderen unterschieden seien, in denen die Vernunft erst durch den Zwang gegen die Sinnlichkeit zur Geltung komme und die deshalb unsere Achtung mehr als unsere Gunst gewönnen. So gefalle uns Caesar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion u. s. w. Auf Seite des ersteren Charakters sah er das weibliche, auf Seite des anderen das männliche Wesen. Uud in der Schrift 'über Anmuth und Würde' kehrt der Gegensatz wieder [65]), indem er im Weibe mehr die Bedingungen zur Anmuth, im Manne jene zur Würde begründet fand. In diesen Ideen sind wol beide Denker unabhängig von einander, und erst nach jener Schrift, darin sie bei Humboldt zuerst auftreten, begegnen wir sie bei Sch. Gewiß aber schon auf den Einfluß von Sch's Ideen in der zweiten Folge der ästhetischen Briefe ist es zurückzuführen, wenn Humboldt in der gegenwärtigen Abhandlung das Ideal des menschlichen in die vollkommene Vereinigung des weiblichen und des männlichen Charakters legt, eine Verbindung, die aber in der Wirklichkeit niemals zu erreichen sei. Es zeigt sich dieß unzweideutig, wenn er darnach den echt menschlichen Charakter als 'das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte' desselben bezeichnet und dieses als den 'harmonischen Bund des Gefühles und des Gedankens' auffaßt [66]), welche Erklärung wir

zugleich für die Richtigkeit unserer Anschauung aufrufen, daß Sch'n die Harmonie der sämmtlichen Gemüthskräfte als Harmonie des Gefühles und des Denkens oder, was nach seiner Ausdrucksweise auf dasselbe hinausläuft, der Sinnlichkeit und der Vernunft galt.

In Uebereinstimmung mit einem besonders in der Periode, die dem Höhestande der Speculation vorhergeht, gehegten Lieblingsgedanken Sch's, daß die physische Natur nur ein großes Ganze mit der moralischen ausmache und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen [67]), versucht Humboldt hier den Antagonismus der Geschlechter in der organischen Welt und das Princip der Zeugung auch in gewissem Sinne für die Welt des Geistes durchzuführen. Es würde uns natürlich zu weit ableiten, die Humboldt'schen Gedanken im einzelnen nach ihren Analogien mit Anschauungen Sch's zu verfolgen. Doch müssen wir die Anwendung derselben auf die Auffassung Humboldt's vom Charakter des genialen Hervorbringens ihrer Beziehungen zu späteren Lehren Sch's wegen in kurzem hervorheben. Man sieht sich hier mit eins wie auf den Boden der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung versetzt. Auch in der geistigen Zeugung, lehrt Humboldt [68]), nehmen wir nicht bloß die Wechselwirkung, sondern auch den Unterschied zwei verschiedener Geschlechter wahr. Ganz anders sei es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen, anders in solchen, die zu empfangen bestimmt seien. Und weiter heißt es: 'wo das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es, zeugend, mit selbstthätiger Vernunft auf das idealische Object einwirken (das Schiller'sche sentimentalische Genie), wo demselben hingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Objectes durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern' (das Schiller'sche naive Genie). Der Unterschied werde sich auch in den Producten des Genies offenbaren, 'denn ist gleich (und die merkwürdigen Analogien zu Sch's Gedanken springen hervor) jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinstimmung der Phantasie mit der Vernunft, so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weibliche Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmuth gewähren'. Diesen Gegensatz möchte Humboldt auf die

Männer des Genies überhaupt ausdehnen wollen[69]). In den von ihm zum Belege gewählten Beispielen, wornach seiner Lehre entsprechend Homer und Virgil, Ariost und Dante, Thompson und Young, Plato und Aristoteles sich gegenüber stehen, würde man auch nach Sch. den Gegensatz des naiven und sentimentalischen, des realistischen und idealistischen Charakters auf das bestimmteste erkennen. Wenn es dann heißt[70]): 'der wahre Charakterunterschied beider Kräfte besteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist' und weiter[71]): 'was mehr Form besitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber wie die Form überhaupt mehr durch Trennung, so wie was dem Stoffe näher liegt, wie dieser selbst, zwar in sich ein mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist', so erkennt man hier Keime, die Sch. später in der Erkenntniß der Mängel und Schranken der beiden Arten des Genies zur Entwickelung gebracht hat. Und wie Sch. gemäß seiner Idee der Menschheit weder in dem naiven noch in dem sentimentalischen Charakter das vollendet Menschliche fand, sondern in der 'gleichen Einschließung beider', so lehrt auch Humboldt hier: 'nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor — denn allein das reine Wesen, abgesondert von allem Geschlechtsunterschied, befriedigt die Vernunft, als das Vermögen der Ideen'.

Nach dem Entwickelten rechtfertigt es sich von selbst, wenn wir dem Aufsatze Humboldt's eine bedeutende Rückwirkung auf Sch., wie sie in der großen Schlußabhandlung hervortritt, zuschreiben. Gleich anfänglich hatte auch die Schrift Sch's vollen Beifall. Humboldt behandle darin, schreibt er an Körner[72]), seinen Gegenstand wirklich mit einem großen Sinne; er sei überzeugt, daß noch nichts so zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Ueber den Begriff des Geschlechtes und der Zeugung, den Humboldt durch die ganze Natur und selbst durch das menschliche Gemüth durchführe, entwickle er eine schöne und große Idee. Der Aufsatz erregte auch die Aufmerksamkeit Kant's[73]); doch während er die Briefe zur ästhetischen Erziehung in den zwei ersten Horenstücken vortrefflich fand und sie nur noch studiren wollte, um Sch'n seine Gedanken darüber mitzutheilen, was leider unterblieben

ist, äußert er über die Abhandlung Humboldt's, daß er sich dieselbe, so ein guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein scheine, doch nicht enträthseln könne; 'etwas dergleichen, fügt er charakteristisch hinzu, läuft einem zwar bisweilen durch den Kopf, aber man weiß nichts daraus zu machen'.

Der folgende Horenaufsatz Humboldt's 'über die männliche und weibliche Form' [74]) ist fast in allen seinen Grundlagen unverkennbar auf Sch's Ansichten gebaut, und da diese Abhandlung Humboldt's erst nach den ästhetischen Briefen vom zehnten bis zum sechzehnten zu setzen ist [75]), so werden wir die Schiller'schen Einflüsse darin neben den mündlichen Discussionen, die sich begreiflicherweise damals um den höchsten Begriff der Schönheit und deren zwei Erscheinungsformen in der Wirklichkeit drehen mußten, auch dem unmittelbaren Eindruck der Lectüre jener Briefe zuschreiben müssen. Die Humboldt'sche Abhandlung ist nichts anderes als die Anwendung der darin vorgetragenen Schiller'schen Ideen auf die männliche und weibliche Erscheinung. Humboldt geht hier in gewissem Sinne auf den Standpunct der Schrift 'über Anmuth und Würde' zurück, wo Sch., wie wir sahen, seinen damaligen Schönheitsbegriff gleichfalls auf die Erscheinung des Menschen anwandte. So kann uns theilweise diese Abhandlung als eine Wiederholung der Entwickelungen über Anmuth und Würde gelten unter Benützung des inzwischen veränderten und erweiterten Schiller'schen Schönheitprincipes.

Humboldt stellt die Grundgedanken seiner Abhandlung gleich voran, und diese lassen sich auf den ersten Blick als Schillerisch erkennen. Eben so wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, lehrt er [76]), so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden Geschlechtern auf solche Art vertheilt, daß wir von den zwei verschiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlechte ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar werde bei der Schönheit des Mannes mehr der Verstand durch die Oberherrschaft der Form (formositas) und durch die kunstmäßige Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und die liebliche Anmuth der Züge (venustas) befriedigt. Aber für die höchste und vollendete Schönheit fordert Humboldt nach Sch's Principe

nicht bloß Vereinigung, sondern das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmäßigkeit und der Freiheit, der geistigen und sinnlichen Einheit. Dieses Ideal der Schönheit sucht Humboldt wie Sch. in dem Ideale der Menschheit selbst, welches, da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freiheit und Naturnothwendigkeit verknüpfe, nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beider erreicht werden könne [77]). Hieraus ergibt sich von selbst, daß der höchste Begriff der Menschlichkeit in einer Ausgleichung des Geschlechtsunterschiedes, in einer 'geschlechtslosen Menschheit' gesucht werden wird [78]), und dieses Ideal erhalte man, wenn man das Charakteristische beider Geschlechter im Gedanken zusammenschmelze und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bilde [79]).

Die Gedanken Sch's, daß der Idee die Wirklichkeit niemals entspreche, daß in der Endlichkeit höchstens ein Schwanken zwischen den Forderungen des Stoff- und des Formtriebes, niemals das auf ihre harmonische Wechselwirkung gegründete vollkommene Gleichgewicht beider erreicht werden könne, hatten sich tief in Humboldt's Gedankensysteme festgesetzt. Die weiteren Ausführungen der Abhandlung beruhen auf diesen Gedanken, und Humboldt beruft sich denn auch ausdrücklich dabei auf die Briefe zur ästhetischen Erziehung [80]). Wie Sch. in der Schrift 'über Anmuth und Würde' [81]) und auch später in den ästhetischen Briefen [82]) in den Göttergestalten der griechischen Plastik eine Ausgleichung von Anmuth und Würde und eine Darstellung des Ideales der Schönheit sah, so faßt Humboldt [83]) in den Gestalten männlicher und weiblicher Schönheit des griechischen Olymps das Idealschöne aus denselben Gesichtspuncten auf. Aber wie Sch. dabei nur eine Annäherung zum Ideale im Sinne hat, so auch Humboldt. Es zeigt sich zugleich die Uebereinstimmung der ethischen und ästhetischen Principien beider, wenn Humboldt hier sagt [84]): 'zwar müßte, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur' ('Anmuth'), und eben dieß müßte auch die äußere Bildung verkündigen. Hier aber sähe sich die Einbildungskraft, welche er früher [85]) allein für fähig erklärte, das Unendliche der Vernunft

in bestimmte Formen einzukleiden, von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigenthümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es werde ihr sogar schwer auch nur ein Bild davon zu entwerfen. So ist ihm der Geschlechtscharakter im Geiste Sch's eine Schranke, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt [86]), und wieder durch einen Schiller'schen Gedanken gefördert, fügt er in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit ähnlichen Ausführungen Sch's hinzu: 'aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form, und durch Trennung zur Harmonie zu gelangen, so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben'. Ganz im Sinne Sch's fordert er deshalb [87]), daß jedes Geschlecht dahin streben solle, die reine Menschheit in sich geltend zu machen; das männliche suche mehr Freiheit, das weibliche mehr Nothwendigkeit zu erlangen [88]).

Es ist eine Grundanschauung Humboldt's, daß der weibliche Charakter vollkommener in seiner Art, dem Grade nach aber, verglichen mit dem Ideale geschlechtsloser Menschheit, vor dem männlichen, dem durch Freiheit gestattet sei diesem Charakter sich zu nähern, zurückstehen müsse. Und dieß gilt ihm auch in Rücksicht auf die Schönheit der weiblichen und männlichen Gestalt. Die größere Unabhängigkeit von dem Geschlechtsunterschied, sagt Humboldt [89]), gehört unmittelbar zu dem Begriff der männlichen Bildung. Dagegen sei den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlechte nachzugehen verstattet, indes der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen müsse. Aber gerade dieß bestätige auf's neue die große Freiheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechtes. Denn ohne an seine ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, könne er die höchste Männlichkeit verrathen; dahingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar sein wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet sein. Ueberraschend ist die Analogie dieser Ideen zu den Schiller'schen Anschauungen von der Beschränkung des naiven Dichtergeistes der Freiheit des sentimen-

talischen gegenüber und zugleich von den Vorzügen des ersteren vor diesem der Art, nicht aber dem Grade nach. Dieser Zusammenhang liegt in der Gleichheit der beiderseitigen Grundvoraussetzungen selbst. Auch Sch. hat ihn später erkannt. Um seine Ansichten über das Verhältniß der naiven zur sentimentalischen Dichtung Humboldten klar zu machen, will er ihn 'an seinen eigenen Begriff von den Geschlechtern und deren Verhältniß zur geschlechtslosen Menschheit' erinnern [90]). Und nun erörtert er diesen Zusammenhang mit bezeichnenden Worten, in denen sich zeigt wie ihm Humboldt's Abhandlung zur Entwickelung seiner eigenen Ansichten mochte förderlich gewesen sein. Gegen die Frau betrachtet, sagt er, sei der Mann mehr ein bloß möglicher Mensch, aber ein Mensch in einem höheren Begriff; gegen den Mann gehalten, sei die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen seien, so seien sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Gebe man aber ihre specifischen Unterschiede an, wie er bei den Dichtungsarten thun wollte, so werde man den Mann immer durch eine höheren Gehalt, die Frau durch einen niedrigeren Gehalt, aber eine vollkommenere Form unterscheiden. Humboldt selbst sage in einem seiner Aufsätze 'die Frau könne innerhalb ihres Geschlechtes, der Mann nur mit Aufopferung seines Geschlechtes wahrer Mensch werden' [91]). Dasselbe sage auch er in Rücksicht auf beide Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie sei zwar conditio sine qua non von dem poetischen Ideale, aber sie sei auch ein ewiges Hinderniß derselben.

In der feinsinnigen dichterisch philosophischen Abhandlung Humboldt's tritt uns, wenn es erlaubt ist so zu sagen, eine derartige Verschränkung des Geistes beider Freunde entgegen, daß wir in der gesammten Literatur keine Arbeit zu nennen wissen, die so sehr im Geiste Sch's gedacht und entworfen wäre als diese. Sie ist, um in der bildlichen Sprache Humboldt's zu reden, eine schöne Frucht des schöpferisch zeugenden Genius Sch's und des empfangend nachschaffenden Humboldt's. Die Auffassung von der Schönheit betreffend treten die Hauptmängel der Schiller'schen Schönheitstheorie: die beständige Verschiebung der Fragen vom Gebiete der

Form auf das Gebiet des Inhaltes, die Zusammenfassung und Identificirung der Forderungen an den idealen Gehalt, die ideale Künstler- und Menschennatur auch hier augenscheinlich hervor, ja sie lassen sich noch viel leichter erkennen, als dieß in den Arbeiten Sch's der Fall ist.

Der Eindruck, den die beiden Horenaufsätze Humboldt's auf Sch. machten, ist nicht nur für die ästhetische Schlußarbeit von Bedeutung gewesen, er wird auch hie und da in Dichtungen Sch's ersichtlich, wie denn, um nur das Nächstliegende hervorzuheben, 'die Würde der Frauen' (September 1795) und 'die Geschlechter' (1796) zu einem großen Theile darauf zurückzuführen sind. Hinsichtlich des ersteren Gedichtes schrieb Humboldt [92]) offenbar mit Bezug auf die Ideen seiner Aufsätze, es wäre ihm ein unbeschreibliches Gefühl gewesen, Dinge über die er so oft gedacht und die, vielleicht noch mehr als Sch. bemerkt habe, mit ihm und seinem Wesen verwebt seien, in einer so schönen und angemessenen Diction ausgeprägt zu finden; erst im Munde des Dichters (sind sie doch, möchten wir hinzufügen, meist dichterische Gedanken) hätten sie 'Vollendung, Leben, eigene Organisation' erhalten. Und in der That kann man, abgesehen von der Aehnlichkeit der Grundanschauung, in den Humboldt'schen Aufsätzen sogar bestimmte Stellen bezeichnen [93]), welche Gedanken, ja Ausdrücke enthalten, die in der 'Würde der Frauen' sich wieder finden. Auch in anderer Weise noch ist uns die Wirkung dieser Aufsätze auf Sch. bestätigt: er zweifle nicht daran, schreibt er [94]), daß die Ideen Humboldt's über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden dürften; deshalb ermunterte er Humboldten zu einer ausführlicheren Darstellung und wollte nur eine schickliche Gelegenheit abwarten, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liege.

Hauptepoche des brieflichen Verkehres (Juli 1795 bis Nov. 1796).

Die productive Thätigkeit Humboldt's trat sogleich wieder zurück, als Humboldt Jena verließ (1. Juli 1795); und so sehr war er an das 'gesellschaftliche Denken' mit Sch. gewöhnt, daß ihm nach seiner Aeußerung [95]) bei längerer Trennung von Sch. für seinen Ideenvorrath bange wurde. Seine liebsten Gedanken waren es, in der Zeit kurz nach ihrer Trennung der Eigenthüm-

lichkeit des Schiller'schen Geistes nachzudenken, denn daß Sch's Kopfe beide Richtungen auf die Metaphysik und Poesie in einem so eminenten Grade eigen seien, wäre an sich nicht leicht zu fassen und gäbe bei genauerer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies [96]). Und gerade als Humboldt Jena verließ, hatte sich Sch. mit schöpferischer Lust der Dichtung wieder zugewandt. Unter den fördernden kritischen Freunden, neben Goethe und Körner, nimmt nun auch Humboldt (Sch. nennt die drei sein kritisches Kleeblatt [97]) durch seine feinsinnige Beurtheilung der einzelnen Dichtungen einen wolthätigen Einfluß auf Sch's neue Thätigkeit [98]). Da hat es schon keine gering anzuschlagende Bedeutung, wenn Humboldt's treffende Winke, auch auf das Versmaß und den Ausdruck gehend, Sch's Aufmerksamkeit in dieser Richtung wach erhalten und schärfen [99]), um so mehr, da, Sch., was den Vers betrifft, 'der roheste Empiriker' zu sein bekannte, indem er sich nicht erinnern konnte, außer Moritz' kleiner Schrift zur Prosodie etwas anderes, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben [100]). Was er bezüglich der Achtsamkeit auf Vers und Ausdruck aus Humboldt's Bemerkungen gelernt, das wandte er auch wieder in der Beurtheilung fremder Producte an [101]). Der Wunsch und die Hoffnung Humboldten es recht zu machen, belebte und stärkte ihn beim Dichten [102]). Humboldt möge, meinte Sch. scherzend [103]), da er selbst zu blöde und schamhaft sei, mit der Muse Kinder zu zeugen, die seinigen vielmehr adoptiren oder erziehen; dafür solle Humboldt auch die Vaterfreuden mit ihm theilen. Der Hinblick auf den Freund verließ ihn selbst bei seinen letzten Productionen nicht, als er längst der Theorie viel ferner stand und geringer von ihrem Werth für die Ausübung urtheilte als Humboldt [104]). Die große Verehrung Humboldt's vor Sch's Dichterbegabung, wornach er in seinem dichterischen Charakter geradezu eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt sah [105]), konnte das Selbstvertrauen Sch's, dessen er besonders in der Epoche der Wiederaufnahme der Dichtung bedurfte, nur erhöhen [106]). Doch stimmte sich Humboldt, indem er wol wußte, daß er sich in der

Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse, bei der Beurtheilung der Schiller'schen Gedichte jedesmal mit Fleiß zu einer größeren Strenge [107]). Dabei war ihm aber für die Schätzung und das Verständniß der Schiller'schen so wie der philosophischen Dichtung überhaupt, wir möchten sagen eine gewisse Dehnbarkeit der Phantasie eigen, die ihm noch dort den Gedanken in sinnlicher Einkleidung erscheinen ließ, wo er in nackte Abstraction übergeht. Hatte er doch auch theoretisch die Ansicht, 'daß das eigentliche Wesen der Einbildungskraft darin bestehe, noch das Unvorstellbare vorzustellen, das Incompatible zugleich festhalten, das Unmögliche möglich machen zu wollen' [108]). Und ebenso war Humboldt auch noch da häufig der Empfindung nach angeregt, wo der Gedanke als solcher für sich gelten will, und dieß ist bedeutsam bei einem Manne, welchem es nach seiner eigenen Mittheilung [109]), die zugleich für den tiefsinnigen Sprachforscher charakteristisch ist, 'eigen war, vorzüglich auf die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung gerichtet zu sein'.

Gerade wie Sch. Goethen mit sich selbst näher vertraut machte, so Humboldt Sch'n, nur daß Sch. Humboldten dabei durch sein eigenes Nachdenken über sich auf halbem Wege entgegen kam. In dieser Rücksicht ist den Briefen neben Humboldt's treuer Kritik einzelner Dichtungen vor allem seine eingehende Analyse der Schiller'schen Geisteseigenthümlichkeit, die Bestimmung des Verhältnisses seines Dichtercharakters zu jenem der Griechen, und die Entscheidung der ihm von Sch. selbst vorgelegten Frage, ob er der dramatischen oder epischen Poesie sich zuwenden solle, von höchster Bedeutung. So weit wir noch nicht bisher dazu geführt wurden, werden wir noch Gelegenheit haben, auf die darin ausgesprochenen Ansichten zurückzukommen.

Classische Lectüre.

Man würde irren, wollte man die nahe liegende Voraussetzung machen, daß Sch. durch den Umgang mit Humboldt unmittelbar zu classischem Studium und classischer Lectüre sich angeeifert sah. In der Zeit ihres ersten längeren Zusammenseins in Jena waren beide Freunde ausschließend in ästhetische Speculation vertieft und selbst nachher finden wir keine Spur einer bestim-

menden Einflußnahme Humboldt's nach dieser Richtung. Was Sch. selbst in der Epoche des näheren Verkehres mit Humboldt (1793 bis 97) zur Erweiterung seiner Kenntniß des Alterthums that, ist fast vollständig aus eigener Anregung erflossen. An Humboldt machte Sch. die Mittheilung [110]), daß er die Griechen erst nach dem Don Carlos habe kennen lernen. Bis zum vier und zwanzigsten Jahre gesteht er ihm anderswo [111]), habe er die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft. Wir wiesen an gehörigem Orte darauf hin, wie Sch. diese Lücken der Bildung einigermaßen ergänzte, und sind seinen Fortschritten in der Auffassung und Verehrung der Alten aufmerksam gefolgt. Es war eben das geniale, in dem ganzen geistigen Charakter Sch's begründete Verständniß für die ästhetische Natur des griechischen Volkes, welches ihn ohne vollkommene und unmittelbare Vertrautheit mit der Hellenischen Literatur und dem Hellenischen Leben, trotz der Verschiedenheit seines dichterischen Charakters, ein so tiefes und umfassendes Urtheil über antikes Wesen gewinnen ließ, wie es in hoher Vollendung in der Schrift über Anmuth und Würde und darauf fast in allen folgenden ästhetischen Arbeiten uns entgegentritt. Des fördernden Eindruckes von Humboldt's 'Skizze über die Griechen' wurde oben gedacht. Von dem genauen Verständnisse des Hellenischen Geistes bei Sch. war Humboldt auf's innigste überzeugt. Ja öfter erklärte er Sch'n [112]), daß er (Sch.) vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würde, wenn er selbst griechisch zu lesen gewohnt wäre; so weit sei er entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen [113]); er berief sich dabei auf Goethe und Herder, 'die beide vielleicht nur mäßig griechisch wissen', als auf 'redende Beweise'. Nichts destoweniger ging Sch's Eifer so weit, daß er nicht lange nach dieser Aeußerung Humboldt's mitten in der Arbeit an den 'sentimentalischen Dichtern' den Entschluß faßt, von den Fundamenten auf das Griechische zu treiben. Gespräche mit Goethe über Griechische Literatur und Kunst hatten diesen Plan, der ihm längst schon im Sinne gelegen, wieder wachgerufen. Humboldt pries den 'schönen

Entschluß' Sch's, 'griechisch lernen zu wollen'; es habe ihn oft gerührt zu sehen, mit wie vieler Mühe er aus Uebersetzungen schöpfen müsse, was andere, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermöchten; er fand darin einen neuen Beweis, wie gründlich Sch. alles anfasse, womit er sich beschäftige, und obwol er unendlich wünschte, daß Sch. griechisch wüßte, auch überzeugt war, daß er unglaublich schnell lernen würde, so rieth er doch, wegen des Zeitverlustes für die eigenen Arbeiten besonders im Anfange, ernstlich von dem Plane ab [114]). Vielleicht weniger auf Humboldt's Rath hin, als vielmehr im Gedränge der Arbeiten selbst, unterblieb auch die Ausführung des Entschlusses.

Trotz der Erkenntniß der Verschiedenheit der Schiller'schen und der Hellenischen Dichtungsweise, wornach Humboldt gestand, daß unter allem ihm bekannten Griechischen keine Zeile sei, von der er sich Sch'n als den Verfasser denken könnte [115]), fand er doch, wie wir sahen, daß Sch. in Bezug auf die 'reine Genialität', auf den 'echten Dichtergeist' den Hellenischen Dichtern verwandt sei. Hier kann zugleich des Zeugnisses in der Vorerinnerung zum Briefwechsel [116]) gedacht werden, daß Sch. in einzelnen Dichtungen es verstanden hätte, 'den Sinn des Alterthums in sich aufzunehmen', 'in den Griechischen Dichtergeist einzugehen' und 'die Farbe des Alterthums so rein und treu, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten könne, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise wiederzugeben'. Das Urtheil Humboldt's [117]), welches wir schon früher kennen lernten, wornach er Sch'n unter allen modernen Dichtern allein zugestand, daß er sich den Griechen nähere, ohne einen Schritt aus dem den Neueren eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen, und wornach er an einem anderen Orte [118]) innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sch. von seinen Arbeiten fordere, sondern auch dessen, was er einzeln und bei einzelnem in so hohem Grade geleistet habe, alle wesentlichen Schönheiten der Griechischen Poesie finden wollte, ein Urtheil, welches in der Zeit der 'Ideendichtung' Sch's gefällt ist, erklärt sich ebenso sehr aus dem mit Sch. congenialen Wesen Humboldt's als damit zusammenhängend aus seiner Vorliebe für philosophirende Poesie, und sagen wir es geradezu, für poetisirende Philosophie. Darnach

war es auch, daß Humboldten unter den Alten besonders jene Schriftsteller nahe standen, denen er selbst das männlichere Genie zugeschrieben, und die Sch. mehr sentimentalisch oder idealistisch genannt hätte. So vor allem ist ihm Pindar lieb, so Aeschylus, so gibt er Platon und Thukydides vor Xenophon und Herodot den Vorzug [119]). Und obwol er erkennt, daß, wo in der späteren griechischen Lyrik 'eine gewisse Metaphysik' in die Poesie sich mische, dieß den besten Mustern entgegen sei, so fühlt er sich doch zu solchen Stücken hingezogen [120]).

Humboldt bedauert es auch um der Philosophie willen, als Sch. nach Vollendung der Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung den Entschluß faßt 'mit den Alten zu leben' [121]). Die Neigung zur Lectüre neuerer Schriften war ihm völlig verschwunden [122]): und so entschließt er sich, in der Einsamkeit, in der sich fühlte, seit mit Humboldt's Abgang von Jena die anregendste Unterhaltung hinweggefallen war, 'mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten sich zu umgeben und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben'. Dadurch hoffte er zugleich seinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden mitzutheilen. Um diesen 'ernsten Vorsatz' auszuführen, wollte er nunmehr auch allen 'speculativen Arbeiten und Lesereien' (obgleich ihm darin noch so viel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagen. Was er lese, solle aus der alten Welt, was er arbeite, solle Darstellung sein [123]). Es spricht sich darin zugleich die besonders während seiner letzten ästhetischen Arbeit erworbene Einsicht der Zielpuncte aus, nach welchen er fortan in der Ausführung glaubte streben zu müssen, selbst dem Verfahren gegenüber, das er seit der Wiederaufnahme der Dichtung eingehalten hatte; die Vorliebe für die philosophirende Dichtung, bei welcher Humboldt noch beharrte, hatte Sch. abgelegt und es läßt sich nicht verkennen, daß er Humboldten überhaupt an praktisch ästhetischem Blicke bereits hinter sich zurückgelassen hatte. Wir kommen im letzten Buche auf diese Beziehungen noch einmal zurück.

In der Ausführung seines Entschlusses machte Sch. mit den Lateinern den Anfang [124]). Er wollte im Winter 1795 auf 96

seiner bisherigen nächtlichen Romanlectüre die lateinischen Dichter substituiren. Mit Juvenal, der ihn damals gerade am meisten interessirte, machte er den Anfang, und zwar mit solchem Genuß, 'daß er brannte, darin fortzufahren'. Persius, Plautus, Martial und die Horazischen Episteln wollte er folgen lassen. Doch da er sein Latein, wie er sagte, aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften geschöpft habe, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, so sah er sich wieder auf Uebersetzungen angewiesen und erbittet hierüber Humboldt's Rath. Der weitere Fortgang der classischen Lectüre Sch's läßt sich im einzelnen genau nicht entnehmen, doch ist es gewiß, daß bald an die Stelle der Lateiner die Griechen traten; wie denn in der Periode der vollendeten Dichtung, um dieß gleich hier anzuschließen, von der Lectüre Homer's, dann der Tragiker und vor allem des Sophokles in den Briefen häufige Winke sich finden [125]).

Durch die auf Veranlassung Sch's herbeigeführte Verhandlung über den griechischen Charakter [126]) war Humboldt auf den Plan gekommen in umfassendstem Sinne eine Charakteristik des griechischen Geistes zu schreiben. So bezeichnete Sch. das gewählte Thema und Humboldt bestimmte es näher als 'eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters' [127]). Das Werk wäre wieder im wesentlichen eine Anwendung der Schiller'schen Ideen zunächst auf die Griechische Literatur geworden [128]). Humboldt wollte eine philosophische Theorie der Dichtungswerke vorausschicken und hebt hervor [129]), wie ihm dieser Theil durch Sch. unglaublich erleichtert sei. Sch. billigte Humboldt's Entschluß und rieth ihm mit sicherem Tacte eine mehr analytische Methode des Ganges bei der Ausarbeitung an [130]). Auf diesen Gedanken ging Humboldt ein, aber seine Productivität, in der Trennung von Sch. überhaupt auf ein Minimum herabgesetzt, reichte nicht aus, die weitgreifende Aufgabe auch nur in der Beschränkung, in der er zuletzt sie faßte, wornach er den 'Weg durch einzelne Schriftsteller' [131]) machen wollte, zur Ausführung zu bringen. Und so unterblieb leider die Schrift, welche die Auffassungsweise Sch's in ein ihm selbst immer doch nur ferner liegendes Gebiet getragen hätte.

Schiller'sche Ideen waren auch im Spiele bei einem anderen großen Plane Humboldt's, von welchem er dem Freunde berichtet [132]), und der, wie wir sehen werden, nachher in enger Begrenzung auch wirklich durchgeführt wurde. Bei der umfassenden Bedeutung der zu Grunde liegenden Anschauungen, die mit Sch's eigenster philosophischer Methode im Zusammenhange stehen, wird es nothwendig sein, zuvörderst auf den ursprünglichen Plan näher einzugehen. Sch. hatte sich in den ästhetischen Briefen zu einem a priori festgestellten Ideal der Menschheit aufgeschwungen und darein zugleich das Ideal der Schönheit gelegt. Dieses wurde nachher an das Schöne der Wirklichkeit als Maßstab gelegt und daraus Haltpuncte der Beurtheilung gewonnen. In der Schlußabhandlung hatte er im Begriffe des naiven und sentimentalischen mit Bezug auf dasjenige, was die Menschen im Gebiete der Dichtung geleistet, 'idealische, aber bestimmbare Größen' [133]) gefunden, nach welchen die Dichter und Dichtung im einzelnen beurtheilt werden können. Hiernach erkannte er im sentimentalischen Charakter der neueren Dichtung einen Fortschritt des dichterischen Charakters überhaupt. Beide Maßstäbe sind dann wieder an das höchste Ideal der Dichtung selbst gehalten und daraus für die Dichtung Gesetz und Zielpunct festgestellt. In dem letzten Theile der Abhandlung ist dieses Verfahren noch erweitert. Da gelangt er zu zwei verschiedenen Menschentypen, die er ihrerseits wieder nach dem Ideale der Menschheit beurtheilt.

Dieselbe Methode war es, die Humboldt bei dem weitaussehenden Plane einer Schilderung 'der Fortschritte, welche der menschliche Geist und Charakter' bis auf die Gegenwart 'theils gemacht hat, theils noch erst machen müßte' [134]) maßgebend zu Grunde legte. Nicht er allein, sondern mehrere sollten in den Horen, schreibt er, und zuerst Sch. selbst, Hand an's Werk legen. Es war ihm darum zu thun, 'aus der ganzen Geschichte der Menschheit ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters zu ziehen, das keinem Jahrhundert ganz und gar gleicht, zu welchem aber alle mitgewirkt haben'. Darauf richtet er seinen Gesichtspunct, es sei das letzte Resultat, zu welchem alles übrige, was der Mensch lernt und treibt, ihn führen soll, und wenn man sich einen Menschen

denke, der bloß seiner Bildung lebt (und wie sehr war dieß eigentlich Humboldt's Fall), so müsse sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wir hätten also hier gleichfalls in dem aus der Erfahrung genommenen Bilde 'idealische, aber bestimmbare Größen' erhalten, nach welchen sich die Leistungen der Einzelnen in den verschiedenen Gebieten beurtheilen ließen, und ein apriorisch festgestelltes Ideal der Menschheit, zur Vergleichung mit diesem Bilde. Es schwebte Humboldten die Aufgabe vor, was Sch. in seiner ästhetischen Schlußarbeit für die Dichtung im allgemeinen geleistet, in den verschiedensten Zweigen der Dichtung, und ebenso in den anderen Culturspħären bis in's einzelne durchzuführen. Zur Lösung der Aufgabe, meinte Humboldt, lieferten Sch's Horenaufsätze reichliche Materialien. Im Gebiete der Wissenschaften, fährt er fort, ließe sich der neue und bare Gewinn äußerst bestimmt aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müßten mehr die einzelnen Künstler und Menschen, welche durch die That den bisherigen Begriff erweitert haben, aufgeführt und gezeichnet werden. Und da beruft er sich ausdrücklich auf Sch. und Goethe. Von welchen neuen Seiten, heißt es, habe Sch. z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete sei Goethe. Diese Erweiterung eben, die Goethe in das Gebiet der Kunst und Dichtung und insbesondere die epische gebracht hat, führte Humboldt in seinem Werke 'über Goethe's Hermann und Dorothea' 1789 aus [185]). Hier entwirft er in der Einleitung noch einmal den zuerst Sch'n mitgetheilten Plan jener empirisch-philosophischen 'Charakteristik des Menschen' und weist auf das bestimmteste auf den Zusammenhang der Schrift mit diesen Grundlagen hin [186]).

Epoche von Humboldt's zweitem Aufenthalt in Jena.

Ehe wir jedoch die näheren Beziehungen Sch's zu diesem Werke darlegen, muß noch des erneuerten persönlichen Verkehres beider Freunde (1. November 1796 -- 24. April 97) [187]) gedacht werden. Sch. war damals in das Studium und die Analyse von Goethe's Wilhelm Meister und vor allem in seine

Arbeit am Wallenstein vertieft. Der Plan Humboldt's blieb indes gewiß nicht unbesprochen, doch finden sich davon keine weiteren Spuren. Sch's dichterische Thätigkeit regte ihn zur Wiederaufnahme seiner Uebersetzungen aus dem Griechischen an [138]), auch kam er nunmehr mit Goethe in engere Verbindung und folgte Sch'n in der kritischen Antheilnahme am Meister [139]). So trat das Philosophiren von ehemals völlig zurück. Uebrigens war Sch. jetzt, mitten im Schaffen begriffen, im Aesthetischen, wie wir später noch verfolgen werden, mehr auf praktische Regeln und Maximen aus; und wenn auch Humboldt keineswegs seinen theoretisirenden Hang gleicherweise abgelegt hatte, so sind doch Spuren vorhanden, daß er auch in dieser Beziehung vom Einflusse Sch's nicht ganz unberührt blieb [140]). Es läßt sich voraussetzen, daß der Verkehr Sch's mit Humboldt in dieser Epoche an Lebendigkeit jenem früheren Zusammenwirken nicht gleichkam [141]), indes war doch die abermalige Trennung, nunmehr voraussichtlich für eine lange Zeit, so daß Sch. sogar das schöne Wechselverhältniß als abgeschlossen betrachtete [142]), ein bestimmender Grund für ihn, seine Uebersiedlung nach Weimar zu betreiben [143]). Noch während des folgenden Aufenthaltes Humboldt's in Dresden blieb Sch. durch die häufigeren Briefe Körner's und Humboldt's selbst gewissermaßen Theilnehmer ihres lebhaften Verkehres [144]). Aber als Humboldt sein Reiseleben begann (Juli 1797), da gerieth der Briefwechsel in's Stocken, zumal Sch., in seine Arbeiten versenkt, Humboldt's Briefe immer spät erst zu beantworten kam. Lange blieb der Geschiedene in seinen Gedanken und Arbeiten ganz innerhalb des Kreises, den er verlassen, und nach einem Jahre überraschte er Sch'n (Mai 1798) mit Uebersendung des Manuscriptes seines Werkes über Hermann und Dorothea. Es ist dieß Humboldt's bedeutendste philosophisch-ästhetische Arbeit und enthält gewissermaßen die Summe dessen, was Humboldt im Aesthetischen durch seine Anschmiegung an Sch. und daran geknüpftes, zumeist durch Kant'sche Anschauungen geleitetes Nachdenken gewonnen hat. Nur im allgemeinen können wir indes den Standpunct bezeichnen, aus welchem sich die Grundgedanken Humboldt's als wesentlich Schiller'sche erkennen lassen.

Zusammenhang von Humboldt's Schrift 'über Goethe's 'Hermann u. Dorothea' mit Sch's ästhetischen Theorien.

Sch. hatte, wie wir wissen, auf Kant'sche Ideen gestützt und zusammenhängend mit Anschauungen aus der Epoche der Speculationen für den Kallias in der Kritik Matthisson's die Lehre aufgestellt, daß der Künstler an die productive Einbildungskraft sich wendend, sie zwar zu bestimmter Wirkung leite, nichtsdestoweniger aber ihr freies Spiel nicht beschränke. Dieß erreiche er dadurch, daß er von seinem Objecte alles zufällige entferne und nur die wesenhafte Natur desselben vergegenwärtige; denn nur dann werde die Einbildungskraft mit der des Künstlers übereinstimmen, indem sie keinem anderen Zwange gehorche, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt. Deshalb aber beschränkte er die Kunst auf die Darstellung des Menschlichen, weil sich nur in diesem Gebiete jene Nothwendigkeit entdecken lasse [145]). Von da aus sahen wir ihn später zur Entwickelung seiner Idee der Menschheit und der Schönheit gelangen. Humboldt greift in seiner Abhandlung auf jene Gedanken von der productiven Einbildungskraft zurück und combinirt sie in gewissem Sinne mit dem Wesentlichen der späteren Schiller'schen Resultate. Er geht von der Ansicht aus, daß die Kunst nur durch die Phantasie wirksam sei [146]), und sucht deshalb nicht (wie man bisher zu oft gethan habe) das Wesen der Kunst in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, sondern in der Phantasie selbst auf [147]). So findet er den einfachsten Begriff der Kunst objectiv gefaßt darin, daß sie die Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft [148]), subjectiv, daß sie die Fertigkeit sei die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen [149]). Dieß erreiche aber der Künstler dadurch, daß er in seinem Gegenstande jeden Zug austilge, der nur in Zufälligkeiten seinen Grund hat, und jeden von dem anderen und das Ganze von sich selbst abhängig mache [150]). Der Dichter schildere die Gegenstände nie anders, als um in ihnen den Menschen darzustellen; so viel müsse er jedesmal leisten, diese Forderung sei unzertrennlich mit dem Dichter — und überhaupt mit dem Künstlerberufe verbunden [151]). Anknüpfend an die Schiller'schen Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur, das Gesetz der absoluten Realität und jener der absoluten Formalität [152]), auf die Sch. die Idee der Menschheit und der Schönheit gründet, gilt ihm 'als letztes Ziel des Strebens

für den menschlichen Geist, die ganze Masse des Stoffes, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen' [153]). Nun gehört ihm die Kunst 'nicht zu den mechanischen und untergeordneten Geschäften, durch die wir uns zu unserer eigentlichen Bestimmung bloß vorbereiten, sondern zu den höchsten und erhabensten, durch die wir sie selbst unmittelbar erfüllen' [154]). 'Denn auch der Künstler hat das größeste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist — auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen' [155]). Man kann sagen, Humboldt betrachtet gleichfalls das Kunstwerk als Symbol der erreichten Bestimmung des Menschen. Indem der Künstler die Einbildungskraft durch Beseitigung alles Zufälligen zur Herrschaft bringt (Idealität), versetzt er uns zugleich 'in einen Mittelpunct, von welchem nach allen Seiten hin Strahlen in's Unendliche ausgehen' [156]). Denn die herrschende Einbildungskraft 'knüpft auf einmal alles zusammen, worin sie eine für sich bestehende Kraft, ein eigenes Lebensprincip entdeckt; und da alles positive mit einander verwandt und eigentlich Eins ist, alle Absonderung von Individuen aber nur durch Beschränkung entsteht, so folgt hieraus nothwendig ein Streben nach einer in sich selbst geschlossenen Vollständigkeit (Totalität)' [157]). 'Den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisirt der Künstler zu einer idealischen Form für die Einbildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, harmonisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigene innerste und beste Natur in sie übergetragen und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisiren vermag' [158]). Dieß ist der Standpunct, zu den uns jedes Kunstwerk erheben muß: 'denn an diesem Ziele müssen sich alle mit einander vereinigen, welche den Namen eines Künstlers mit Recht tragen wollen' [159]).

Liegt in dem Angeführten deutlich der Versuch vor, vom Boden der Kantisch-Schiller'schen Ansichten über die Freiheit der productiven Einbildungskraft, die Hauptresultate der späteren Schiller'schen Theorie zu erreichen, so ließe sich auch bei der weiteren Anwendung der Humboldt'schen Principien auf die Dichtung überhaupt und die epische insbesondere der nähere oder entferntere Einfluß Sch's hervorheben. Doch nur weniges mag genügen. Da versteht es sich fast von selbst, wenn er die Eintheilung der Dichter in naive und sentimentalische adoptirt und alle Dichter entweder der einen oder der anderen Classe mehr zugeneigt sein läßt; die Beispiele, an welchen er dieß durchführt, sind zum Theil die von Sch. schon gebrauchten, wie er denn auch in Goethe und seinem Gedichte, ganz wie Sch., den naiven Charakter, aber zugleich das Auftreten sentimentalisch-moderner Elemente sieht [160]). Bedeutender ist es, wenn er, wie Sch. in den Vorarbeiten zum Kallias [161]), vom Dichter fordert, daß er die Tendenz der Sprache zum allgemeinen und abstracten überwinde. Für Humboldt besonders charakteristisch muß es erscheinen, daß er hiernach im specifischen Charakter der Dichtkunst eine nähere Verwandtschaft zur sentimentalischen als zur naiven Art erkennt. Gewissermaßen Schiller's und Goethe's Dichterwerth gegeneinander abwägend, sagt er [162]): 'Jeder echte Dichter wird mehr geneigt sein, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst oder die der Kunst für die Sprache geltend zu machen, den gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich großer Dichter, aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem anderen betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschaftlichen Pfad mit allen übrigen Künsten nur auf seine Weise verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Wortes Dichter heißen'.

Sch. war durch Humboldt's Werk um so mehr überrascht, als es in Paris und unter den heterogensten Umgebungen entstanden war [163]). Die kurze Beurtheilung des Werkes in dem

Antwortsschreiben Sch's an Humboldt, zumeist die Stellung der Theorie zur ausübenden Kunst betreffend, gewährt ein um so größeres Interesse, als Humboldt nachher in der Einleitung zu seinem Werke fast Punct für Punct auf Sch's Bedenken eingeht.

Zuvörderst liegt in dem Urtheile Sch's über Humboldt's Arbeit das höchste Lob. Sch. war überzeugt [164]), was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, Humboldt's Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern werde, und daß sich gewiß der Ort werde nachweisen lassen, in den es gehört und der es implicite schon enthält. Fast mit denselben Worten hat bekanntlich nachher Humboldt hinwieder über Sch's eigene ästhetische Abhandlungen geurtheilt [165]), und wie Sch. von Humboldt's Werke richtig vorhersagte [166]), daß die neueren Kunstmetaphysiker es studiren und benützen, aber es wol werden bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten, so ist dieß auch in noch viel umfassenderer Weise Sch's eigener Fall. Uebrigens weniger in dem bewußten Zartsinn des rücksichtsvollen Freundes, als in jener unbewußten Bescheidenheit, die Sch. selbst als Charakterzug des genialen Menschen preist, fügt er ausdrücklich die Ansicht an [167]), daß er als Kunstrichter und Theoretiker Humboldten nicht viel in die Hand gearbeitet habe.

Discussion Schiller's mit Humboldt über die Stellung der Aesthetik zur ausübenden Kunst.

Sch. wollte das Werk als ein philosophisches im strengsten Sinne aufgefaßt sehen; er betrachtete es 'mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst', ohne damit einen Tadel zu verbinden [168]). Es sei ja überhaupt, fügt er hinzu, noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen habe. Der Künstler brauche mehr empirische und specielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein seien; dagegen, was für diesen den gehörigen Gehalt habe und sich zum allgemeinen Gesetze qualificire, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen werde. Es zeigt dieß den ganzen, weiten Abstand seiner damaligen Reflexionen über die Kunst von jenen seiner früheren Speculation, wie er uns im einzelnen noch entgegentreten wird. Er erfahre es täglich, schreibt er weiter, wie wenig der Poet durch a l l g e m e i n e r e i n e Begriffe bei der

Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was er selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerkes hinzugeben.

Diese Einwendungen wirft Humboldt in der Einleitung sich selbst auf und zwar größtentheils mit Wiederholung der von Sch. gebrauchten Worte. Er erkennt einen 'nothwendigen und unvermeidlichen Widerstreit' an, in welchem sich der philosophische Aesthetiker und der ausübende Künstler befinden und erwidert [169]), daß die Philosophie der Kunst auch nicht hauptsächlich für den Künstler und wenigstens nie für den Augenblick der Hervorbringung bestimmt sei; sie sei unmittelbar nur für denjenigen bestimmt, welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht; der Künstler selbst könne sie nur gebrauchen, sich überhaupt zu stimmen, sich, wenn er sich eine Zeit hindurch seinem Genie überlassen hat, wieder zu orientiren, den Punct zu bestimmen, auf dem er steht und wohin er gelangen sollte. Ueber den Weg aber, der ihn zu diesem Ziele führt, könne ihm nicht mehr sie, sondern allein seine eigene und fremde Erfahrung Rath ertheilen.

Und nun macht Humboldt hinsichtlich der von Sch. betonten 'empirischen und speciellen Formeln', die ihm die eigene und fremde Erfahrung böte, geltend [170]), daß es immer nur Bruchstücke bleiben werden, abgerissene Regeln, denen es nicht bloß an Vollständigkeit, sondern auch an Allgemeingiltigkeit fehlt. Dessenungeachtet wäre es nicht minder wichtig dieselben zu sammeln und zu ordnen, und jeder, welchem sein Talent die Bahn der Kunst mit entschiedenem Erfolge zu wandeln erlaubt, sollte sorgfältig aufzeichnen, was er auf derselben an sich selbst bewährt gefunden hat. Denn der Ästhetiker benütze diese Geständnisse eben so, als der Psycholog die moralischen und freue sich, die Künstlernatur, die er sonst nur mit Mühe aus ihrem Wirken ahnet, nun durch unmittelbare Anschauung zu erkennen.

Aber die Einwendungen Sch's treffen die Humboldt'sche Theorie noch näher. Zwar den philosophischen Theil findet er [171]) vollkommen befriedigend und nicht weniger richtig und untadelhaft

den kritischen (der jene Gesetze auf das Werk anwendet und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint ihm, daß ein mittlerer Theil fehle, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt und die Anwendung des Allgemeinen auf das Individuelle vermittelt. Der Mangel dieses praktischen Theiles fühle sich jedesmal, so oft nicht blos der allgemeine Charakter des Dichters oder seines Werkes, sondern ein einzelner Zug aus diesem unter den Begriff subsumirt wird. Der Leser fühle dann einen Hiatus, den er kaum durch seine eigene Imagination auszufüllen im Stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall sei. In diesem Fehler glaubte Sch. seinen eigenen Einfluß zu erkennen. Wirklich hätte sie beide ihr gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß sie die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug handhaben, wozu sie doch nicht genug geschickt sei. Ihm sei dieß gegenüber von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet. Ihre solidesten Ideen hätten dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren [172]).

In Rücksicht auf diese Puncte wehrt es Humboldt wenigstens ab, 'daß er den Charakter des beurtheilten Gedichtes nicht treu genug vor Augen gehabt und seine Behauptungen nicht durch vollkommen passende Beispiele gerechtfertigt hätte'. Ehe der Leser ein solches Verdammungsurtheil ausspreche, müsse er ihn bitten, sich mit dem Geiste des Ganzen recht vertraut zu machen, und diesen auch bei einzelnen Stellen nie aus dem Gesicht zu verlieren. Denn auch ihm habe immer der Totaleindruck vorgeschwebt und er kenne in ästhetischen Beurtheilungen keine andere Absonderungsmethode, als diejenige, welche die einzelne Eigenschaft, auch zu einem augenblicklichen Gebrauche getrennt, noch immer durch das Ganze, mit dem sie verbunden ist, modificirt betrachtet [173]).

Blicken wir zurück, so ergibt sich aus der inhaltsvollen Discussion, daß von beiden Seiten Wert und Bedeutung der Aesthetik als philosophischer Disciplin gleicherweise zugestanden ist. Aber darum handelte es sich nicht. Die Grundfrage betrifft das

Verhältniß der ästhetischen Theorie zur Ausübung, den Nutzen, den der Künstler selbst von ihr erwarten und ziehen kann. Da ist es nun gewiß, daß wo Genie und Begeisterung den Künstler das Richtige treffen und vereinigen lassen, er der Aesthetik nicht bedürfe; hier kann nicht er von ihr, nur sie von ihm lernen und Nutzen ziehen. Aber dieß ist nicht überall und durchgängig der Fall. Auch der genialste und begeistertste Künstler wird häufig überlegend und zweifelnd sich verhalten, er wird des Rathes bedürfen, welchen Weg von mehreren er zu gehen, welchem Mittel der Kunst er den Vorzug geben, von welchen Momenten er der höchsten und dauerndsten Wirkung sich für gewiß halten, wie er aus Schwierigkeiten mit Beruhigung sich befreien könne. Da wird jener von Sch. mit Unbefangenheit auf dem Grunde eigener Erfahrung geforderte praktische, mittlere Theil der Aesthetik, welcher den Künstler nicht leiten will, in Momenten, wo er keiner Leitung bedarf, wo diese nur schädlich wäre, der ihm aber ein um so sichererer Führer ist, wo er sich bewußt wird, das Richtige nicht schon ursprünglich zu ergreifen, ein Bedürfniß sein, und erst durch diesen Theil wird die Aesthetik sich um die ausübende Kunst wahrhaft verdient machen. Daß in diesem Theile die von Sch. hervorgehobenen 'empirischen und speciellen Formeln' und die von Humboldt geforderten Erfahrungen und Selbstbeobachtungen der Künstler ihre Benützung finden werden, springt in die Augen. Den reichsten Gewinn wird dieser Theil von der Zergliederung der Kunstwerke selbst ziehen, aber nur dann vollkommen, wenn die verschiedenen Verhältnisse des Schönen an demselben genau verfolgt und strenge geschieden, dem Stoff gegenüber der Form sein eigenes Gebiet und Recht zuerkannt und gewahrt, Harmonie und Einheit der ästhetischen Verhältnisse nicht in das Werk gelegt, sondern darin gefunden und aufgezeigt, dabei die Einheit, die der Stoff mitgebracht, für sich beurtheilt und geschätzt, und alle subjectiven Empfindungen und Erregungen zurückgehalten und unbeachtet bleiben werden. Dann wird mit den höchsten Principien der Aesthetik ein Zusammenhang, eine Uebereinstimmung auch da sich bemerken lassen, wo die Regel, was natürlich sehr häufig der Fall sein wird, nicht mit jenen Principien allein gerechtfertigt, geschweige denn aus ihnen entwickelt werden kann.

Indem Sch. zugesteht, daß von der Höhe seiner und der Humboldt'schen abstracten Principien eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande führe [174]), daß die Theorie überhaupt sich für die Hervorbringung unzulänglich erweise [175]), scheint hierin schon das Zugeständniß gesucht werden zu dürfen, daß jener mittlere Theil nicht aus jenen höchsten Principien heraus zu erreichen, sondern auf dem Wege der Erfahrung zu gewinnen wäre; indem er ihn aber für unentbehrlich hält, so läßt sich ein gewisses Mißtrauen gegen jene Abstractionen und Formeln nicht verkennen, und dieß tritt um so deutlicher hervor, wenn hier Sch. sagt [176]), daß er seinen Unglauben in Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Theorie für das Hervorbringen auch auf das Beurtheilen ausdehnen und behaupten möchte, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. Auch Humboldten habe die Abstraction und Sprache sein eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen ausmessen und ausdrücken können. Und damit stimmt es, wenn er mitten in der Arbeit an den ästhetischen Briefen, also mitten in seiner eigenen ästhetischen Speculation begriffen, von der Unzulänglichkeit jeder Theorie spricht [177]), wofern sie in sich selbst die volle Gewähr ihrer Richtigkeit tragen wolle: alles beruhe doch zuletzt auf dem Zeugnisse der Empfindung und bedürfe also einer subjectiven Sanction, die nur die Beistimmung unbefangener Gemüther ihr verschaffen könne. Da ist nun die Frage nicht schwer zu beantworten, ob wol eine ästhetische Theorie, deren Ausgangspunct eben das Zeugniß der Empfindung ist, und die, auf dem Boden der Erfahrung gesichert, dem Geschmacke die Gesetze nur abgewinnt, ohne sie auf heterogenen Gebieten zu entwickeln und ihm dann als Gesetze der Vernunft dictiren zu wollen, eine Theorie, welche in ihren Formeln nicht zugleich die Forderungen an den Stoff, die Form, die Künstlernatur und die Wirkung des Schönen befassen möchte, sondern diese Momente strenge sondernd auseinander hält, ob wol eine solche Theorie selbst in ihren höchsten Principien Mißtrauen und Mißachtung von Seite des Künstlers verdienen werde.

Zeigt sich in der Auffassung Sch's von Humboldt's Werke, wie richtig seine Ahnung gewesen, wenn er, als Humboldt seinen

Schluß.

ersten Jenenser Aufenthalt beschloß, schon von den nächsten zwei Jahren, auf die damals die Trennung bemessen war, fürchtete, daß sie, ungleich verlebt, vieles an ihnen und also auch zwischen ihnen verändern werden [178]), so hielt doch, wie wir wissen, die Gleichartigkeit ihres Geistescharakters ihre Einigkeit dauernd gesichert, und noch kurz vor seinem Tode konnte Sch. an seinen in Rom weilenden Freund schreiben [179]), daß Humboldten sein Wirkungskreis nicht so sehr zerstreuen, und der seinige ihn nicht so sehr vereinseitigen und beschränken könne, daß sie einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und wie Sch. bis zuletzt bei allen seinen Werken an Humboldt dachte, wie es ihm gefallen möge, und wenn er sich, um aus seinem Subject herauszukommen, sich selbst gegenüber zu stellen versuchte, dieß in Humboldt's Person und aus Humboldt's Seele zu thun gestand [180]), so bewahrte auch dieser nicht allein Sch's Gedächtniß, sondern auch dessen Principien in ihrem Wesen noch durch sein ganzes reiches Leben und Wirken. Es kann nun nicht weiter unsere Aufgabe sein, den Zusammenhang der Grundsätze, von welchen Humboldt zu seinen großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprache geleitet war, mit seinen ursprünglichen philosophischen Anschauungen nachzuweisen, auf die Sch. einen so großen Einfluß ausgeübt hatte. Der Einwirkung Schiller'scher Gedanken auf seine Ideen über Geschichtsschreibung wurde an seinem Orte gedacht. Treuer und fruchtbarer hat sich Verständniß und Anschmiegung bei keinem Jünger Sch's erwiesen als bei Wilhelm v. Humboldt.

---

2. Schiller und Fichte.

Ursprüngliche Beziehungen beider.

Gleichzeitig mit W. v. Humboldt war auch Fichte Sch'n nahe getreten. Seine Berufung nach Jena an Reinhold's Stelle, welcher, während Sch. in Schwaben weilte, an die Universität Kiel abgegangen war (Ende 1793), traf mit Sch's Wünschen überein [1]). Von seiner Wirksamkeit versprach er sich bedeutenderes noch als von jener Reinhold's, da er überzeugt war, daß Fichte diesen dem Gehalte des Geistes nach mehr als ersetzen werde [2]). Wir konnten früher schon andeuten, wie der Verkehr mit Fichte nach der Rückkunft aus Schwaben anregend auf die philosophischen Studien Sch's wirkte [3]). Er erkannte sogleich, daß die Philosophie von Fichte noch große Dinge zu erwarten habe [4]). Indes so wie schon anfänglich der 'Gehalt des Geistes' bei Fichte Sch'n besonders schätzenswerth erschienen, so hebt er jetzt ausdrücklich hervor [5]), daß ihn Fichte 'mehr durch seinen Gehalt als durch seine Form' anzöge, ein Umstand, der sich uns für die Gestaltung ihres Verhältnisses als bedeutsam erweisen wird. Gerade während Sch. an ein gewissenhaftes neuerliches Studium Kant's gegangen war, hielt Fichte seine ersten Vorlesungen in Jena (Sommer 1794). Das Programm, welches er denselben unter dem Titel 'über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie' [6]) voranschickte, hat Sch. unzweifelhaft gelesen, so wie er die 'Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre' [7]), welche Fichte während seiner Vorlesungen dieses Sommers als Handschriftt für seine Zuhörer bogenweise herausgab, gleich während ihres Entstehens kennen lernte [8]). Der neuen Ansicht, die Fichte dem Kant'schen Systeme gab, rühmte es

Sch. nach, wie wir schon gelegentlich hervorhoben, daß sie ihn tiefer in das Studium Kant's einführe, und er hoffte auch Körnern für die Fichte'schen Hauptideen zu interessiren [9]). Die aus Fichte's Sonntagsvorträgen desselben Sommers hervorgegangenen 'Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten' [10]) machten auf Sch. den lebhaftesten Eindruck [11]). Wie sich in den ersten neun Briefen die Spuren des Studiums derselben [12]) besonders in Hinsicht der politischen Anschauungen neben jenen der Schrift Fichte's über die französische Revolution nicht verkennen lassen, so finden wir in der zweiten Folge der Briefe, namentlich was die Idee der höchsten Intelligenz und die Anwendung der Kategorie der Wechselwirkung im Verlaufe der speculativen Untersuchung betrifft [13]), die bestimmte Einwirkung der Wissenschaftslehre.

Gegensatz. Das Interesse, das Sch. an Fichte und seinem Umgange anfänglich nahm, erwiederte dieser auf das lebhafteste. Er äußerte sich während jenes Sommers, also noch vor Veröffentlichung der neun Briefe, gegen Humboldt [14]), daß er von Sch. sehr viel für die Philosophie erwarte. Sch. hätte jetzt, sagte er, sein speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige was noch mangle, sei Einheit; diese Einheit sei zwar in Sch's Gefühl, aber noch nicht in seinem Systeme. Käme er dahin, so wäre von keinem andern Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Doch diese Einheit wäre im Sinne Fichte's nicht anders zu erreichen gewesen, als wenn Sch. von dem Dualismus des transcendentalen Philosophierens abgegangen wäre. In der Festhaltung desselben aber schied Sch. sich von Fichte immer mehr und mehr. Mit dem Bewußtsein dieses Gegensatzes schon begann er seine Speculationen in der zweiten Folge der Briefe. Denn noch vorher schreibt er an Goethe [15]) von dem durchaus Kant'schen Geiste in den gerade fertig gewordenen neun Briefen und fügt hinzu, daß die Fundamente der Kant'schen Philosophie bestehen bleiben werden: denn so alt das Menschengeschlecht sei und so lange es eine Vernunft gebe, habe man dieselben stillschweigend anerkannt; er ist der Meinung, daß es mit der Philosophie Fichte's diese Bewandtniß nicht haben dürfte; schon regten sich starke Gegner in seiner eigenen Gemeinde, die es nächstens laut sagen würden, daß

alles auf einen subjectiven Spinozismus hinauslaufe. 'Nach mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in seinem Buch wäre noch nicht die Rede davon gewesen, schreibt er weiter, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich'. 'Die Welt, setzt er scherzweise fort, ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten'.

Kann auch in solchen Worten kein kritisches Urtheil gesehen werden, so sind sie doch die Aeußerung einer Stimmung, die mit den philosophischen Ueberzeugungen Sch's innig zusammenhängt. Während nämlich Fichte schon in der ersten Bearbeitung der Wissenschaftslehre in entschiedener Weise die Grundvoraussetzung des 'Dogmatismus', welcher die Dinge objectivire, zu zerstören suchte und 'in allen Grundformen des empirischen Bewußtseins nachwies, wie das Wissen in ihnen lediglich sei ein Bestimmen und Begrenzen innerhalb eines, eben darum dem Wissen immanenten Unendlichen' [16]), so hielt Sch. auch auf dem Höhestand seiner Speculation die Voraussetzung eines außer dem Ich befindlichen Objectes fest, welches Ursache ist, daß wir empfinden, denken und wollen. Damit war er entschieden innerhalb des Kant'schen Standpunctes der 'Dinge an sich', den Fichte eben zu beseitigen bemüht war, stehen geblieben. Und dieß ist die Grunddifferenz beider. Während daher Fichte das Ich selbst zum Principe der Philosophie erhob, sahen wir zwar Sch'n gleichfalls zu dem Gedanken einer höchsten Intelligenz, die aus sich selbst alle Realität schöpft, emporsteigen, aber es war ihm dieser Gedanke offenbar ein transcendenter Begriff, an den er nur vorübergehend herantritt, und den er nicht einmal als regulatives Princip des weiteren verwendet.

Aus diesem principiellen Gegensatz beider Denker, der sich nach so kurzer Zeit des näheren Verkehres kund geben sollte, erklären sich nicht nur solche Worte der Mißstimmung, wie die angeführten, sondern es liegt in demselben auch der Hauptgrund, warum nachher eine Annäherung ihrer Ansichten nicht mehr erfolgte. Doch obwol Sch. über einen wissenschaftlichen Gegensatz auch in seinem persönlichen Verkehre nicht leicht sich hinaussetzen

mochte, so wäre dieß doch nicht hinreichend, die allmähliche Entfremdung zu erklären, die in den äußeren Beziehungen Sch's zu Fichte eintrat, um so weniger, als Fichte seit Anfang Sch'n eine innige Anhänglichkeit entgegentrug. Zudem konnte Fichte's hochsinniger Ernst, die freie Unbefangenheit seines Forschens und die Unabhängigkeit seiner politischen Gesinnung nur anziehend auf Sch. wirken. Ein Moment des Gegensatzes im Charakter beider war es, der das Verhältniß nicht dauernd werden ließ. Schon früher ist angedeutet, daß die Form bei Fichte Sch'n gleich anfangs minder ansprach, sie stieß ihn allmählich völlig von ihm ab. Sch., dessen Natur ganz ästhetisch angelegt war, pflegte auch meist in seinen Urtheilen über die Persönlichkeiten seines Verkehres durch das leicht verletzbare ästhetische Gefühl sich bestimmen zu lassen. Und so ist es die Härte der Form bei Fichte, welche auf Sch. abstoßend wirkte, eine Härte, die nicht allein in seinem Philosophiren und in der Darstellung seines Systemes, sondern auch in den Verhältnissen des Lebens, so namentlich in seinen Beziehungen zur Jenenser Universität sich geltend macht [17]), indem er, wie Goethe sagt [18]), mit den äußeren Dingen sich in's Gleichgewicht zu setzen minder fähig war. Wir können natürlich nicht darauf eingehen, die Reibungen Fichte's an der Jenenser Universität näher zu berühren, nur des höchst unangenehmen Eindruckes, den sie bei Sch. zurückließen, sei gedacht, so daß er, als Fichte sich in Folge derselben im Sommer 1795 nach Osmannstädt zurückzog, an Goethe schrieb [19]): 'mit Freund Fichte ist die reichste Quelle von Absurditäten versiegt'.

Diese inneren und äußeren Umstände waren es also, welche das kaum geknüpfte Band der Freundschaft zwischen Sch. und Fichte lockerten und einer weiteren Einwirkung Fichte's auf Sch. ungünstig waren. Wir haben länger dabei verweilt, weil über die Störung des Verhältnisses beider Männer bis jetzt noch allenthalben irrige Vorstellungen sich finden; so meint selbst der jüngere Fichte, daß die Abwendung Sch's von der Speculation daran Schuld trage; er beruft sich dabei auf jene Stellen im Briefwechsel mit Goethe, wo Sch. mit scheinbarer Wegwerfung von der Abstraction und der Antithesis spricht, und ruft aus: 'wie hätte Sch. demnach

aus innerer Neigung sich dem zuwenden sollen, dessen Virtuosität gerade die Macht der Antithesis, die Schärfe des unterscheidenden Denkens war' [20]). Aber wie man gewöhnlich jene Stellen mißversteht, so ist dieß auch hier der Fall. Sch. will darin nur, seiner Idee des echt Menschlichen gemäß, der getrennten Wirkung der Denkkraft im Philosophen gegenüber, die harmonische Wirksamkeit des ganzen inneren Menschen im Dichter emporheben. Diesen Sinn hat es, wenn es dort z. B. heißt: 'der Dichter ist der einzig wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn' [21]). Darum wußte Sch. doch den Philosophen und das abstracte Philosophiren zu schätzen, in das er selbst gerade damals und bis Ende 1795 vorwiegend sich versenkt hatte.

Der Streit aus Anlaß der Schrift 'über Geist und Buchstab in der Philosophie'.

Bei Gelegenheit einer Abhandlung, welche Fichte auf Sch's Aufforderung für die Horen eingeschickt hatte, drohte zwischen beiden eine literarische Fehde auszubrechen. Es war dieß der Aufsatz 'über Geist und Buchstab in der Philosophie' [22]). Der Form sowol als dem Inhalte nach, mit Rücksicht auf die Horen und an sich selbst, fand Sch. den Aufsatz tadelnswerth und wies ihn deshalb zurück. Es sind einige meist auf diesen Umstand sich beziehende Briefe zwischen Sch. und Fichte veröffentlicht worden [23]), die für den Standpunct beider Denker von höchstem Interesse sind. Daraus haben wir schon früher einige Stellen hervorheben können, welche zur Charakterisirung der Schiller'schen Darstellungsweise beitrugen [24]). Indem die Discussion in jenem Briefwechsel an Hauptgedanken der Fichte'schen Schrift anknüpft, läßt sie den gegensätzlichen Standpunct beider Philosophen klar hervortreten. Es sei uns deshalb erlaubt, auf den Inhalt der Schrift und die Bemerkungen Sch's in kurzem Bezug zu nehmen, wobei es uns natürlich nicht um eine Kritik der Lehren Fichte's, sondern nur um die Darstellung ihrer Beziehungen zu Sch's Ansichten zu thun sein kann.

Fichte geht in der Abhandlung von dem Kant'schen Gedanken aus, daß der Geist eines künstlerischen Werkes sich durch die belebende Kraft im Gemüthe äußere [25]). Diese Belebung des Gemüthes gelinge dem Künstler, heißt es weiter, dadurch, daß er unabhängig von aller äußeren Erfahrung 'aus der Tiefe seines eigenen Gemüthes entwickelt, was in der menschlichen Seele liegt, was

ohne Rücksicht auf individuelle Sinnesart' doch im Sinne aller enthalten ist [26]). Um diesen Gedanken principiell zu sichern, geht Fichte dazu fort, ihn im Wesen der menschlichen Natur selbst zu begründen. Zu diesem Behufe stellt er im Menschen einen Grundtrieb der Selbstthätigkeit auf und sieht alle besondere Triebe und Kräfte lediglich als besondere Anwendungen der einzigen untheilbaren Grundkraft an [27]). Erkennen wir darin deutlich die Beziehungen zur Wissenschaftslehre, so können wir auch von vornherein annehmen, daß eine solche Anschauung Sch'n widersprechen mußte. 'Lediglich durch diesen Trieb, sagt Fichte [28]), ist der Mensch vorstellendes Wesen'. Und sogleich deutet er auf die unrichtige Meinung einiger Philosophen hin, welche diesem Grundtriebe den Stoff seiner Vorstellungen durch die Objecte selbst gegeben sein lassen. Damit war der ganze Gegensatz Sch'n gegenüber ausgesprochen. Vor nicht langer Zeit hatte Sch. in den Horen in der zweiten Folge der ästhetischen Briefe seine Theorie der Triebe weiter entwickelt (beendet Ende 1794). Dabei faßte Sch., wie wir wissen, die selbstthätige Kraft im Menschen als den einen Grundtrieb und ließ den anderen Grundtrieb auf den Stoff gerichtet sein, beide aber erst durch das außer dem Ich befindliche 'Andere' angeregt werden. Sch. hatte sich also gleichfalls unter die Philosophen gestellt, welche Fichte hier bezeichnet; ja er war auf diesem entgegengesetzten Standpunct, den er mit Kant theilte, so fest gegründet, daß er sich Fichte's abweichende Anschauung, wie es scheint, nicht vollkommen klar machen konnte. Dieß wird sich sogleich aus der Polemik ergeben, die Sch. gegen Fichte's Eintheilung der Haupttriebe erhob. Hören wir einstweilen, worin diese Eintheilung besteht. Der eine Grundtrieb äußere sich, lehrt Fichte [29]), entweder als Erkenntnißtrieb, der auf die Wahrheit der Vorstellungen gehe; oder als praktischer Trieb, welcher Vorstellungen wirklich zu machen strebe. Dabei bestehe aber noch ein dritter Trieb, der auf Vorstellungen ausgehe, rein um der Vorstellung willen, keineswegs auf Erkenntniß, ebenso wenig darauf, in der Wirklichkeit etwas zu erreichen. Den letzteren Trieb nun nennt Fichte den ästhetischen.

Diese Eintheilung der Triebe bezeichnet Sch. als 'schwankend, willkürlich und unrein'. Es fehle an einem Eintheilungsgrunde,

man sehe nicht, welche Sphäre erschöpft sei [30]). Was diesen Einwurf betrifft, so ist Fichte vielleicht damit entschuldigt, daß er in diesen auf einen weiteren Kreis berechneten Briefen den Nachweis übergehen zu müssen glaubte, wie die Mannigfaltigkeit in den Wirkungen des einen Grundtriebes jene dreifache Gliederung seiner Manifestation ergibt, weil ihm dieß ohne trockene Systematik nicht leicht möglich gewesen wäre. Im Hintergrunde übrigens steht hier augenscheinlich die Kant'sche Eintheilungstrias in die theoretische und praktische Vernunft und die Urtheilskraft. Der Gegensatz zu Sch. aber liegt auch nicht in dem Einwurfe einer nicht gerechtfertigten Eintheilung sondern tiefer. 'Der Trieb nach Existenz oder Stoff (der sinnliche Empfindungstrieb), sagt Sch. weiter [31]), hat gar keine Stelle darin; denn es ist unmöglich, den Trieb nach Mannigfaltigkeit mit dem nach Einheit in eine Classe zu bringen. Aus dem praktischen Triebe, so wie Fichte ihn definire, läßt er sich ohne die gewaltsamste Operation nicht herausbringen'. Hier stößt Sch. an die Scheidewand, welche zwischen beiden Denkern sich befand. Fichte verlegte den Stoff als die Einschränkung der Selbstthätigkeit in seinen Grundtrieb selbst, sonst würde von einem Triebe, meinte er, gar keine Rede sein können; denn erst durch die Einschränkung werde der Trieb zum Trieb, ohne die Einschränkung wäre er That. Die Annahme eines besonderen Stofftriebes erklärte er seinerseits als einen 'Trieb nach Existenz vor der Existenz', also als 'eine Bestimmung des Nichtseienden'. Dem entgegen unterschied Sch. auf das bestimmteste das Ich von seinen ihm inne wohnenden zwei Grundtrieben und ließ beide erst durch den außerhalb des Ich gegebenen Stoff zur Thätigkeit gelangen [32]). Fichte faßt seinen Grundtrieb als das Ich selbst auf, dem als solchem der Stoff oder seine Einschränkung immanent ist.

Die Einwendungen Sch's machen den Eindruck, als ob er sich die principiellen Grundlagen der Fichte'schen Entwickelungen nicht klar zum Bewußtsein gebracht habe, während aus den Analogien der ganzen Abhandlung mit den Schiller'schen ästhetischen Briefen eine merkliche Vertrautheit Fichte's mit Sch's Ansichten hervorzugehen scheint. Indem er wie Sch. auf die Grundtriebe des Menschen versucht, ein ganzes der ästhetischen Theorie zu gründen,

so liegt die Annahme nicht ferne, als hätte Fichte die Arbeit der ästhetischen Briefe von seinem Standpuncte aus selbst noch einmal aufnehmen wollen [33]). In dem von Fichte angenommenen dritten Grundtriebe, dem ästhetischen, sind die Beziehungen zwischen Anschauungen beider Philosophen am merklichsten, indem sie sich hier auf der gemeinsamen Kant'schen Grundlage begegnen. Sch. fand da 'manche einzelne Bestimmungen vortrefflich' und war von ihnen 'vollkommen befriedigt' [34]). Jedoch, fährt er fort, 'da die zwei ersten Triebe nicht rein unterschieden sind, so konnte auch der dritte daraus abzuleitende ästhetische Trieb nicht anders als schielend und unsicher ausfallen'. Es herrsche darin noch 'eine nicht zu hebende Verwirrung'.

Der ästhetische Trieb geht nach Fichte auf eine gewisse bestimmte Vorstellung aus, bloß um der Vorstellung willen, keineswegs aber um eines Dinges willen, das ihr entspreche, oder auch nur um der Erkenntniß dieses Dinges willen. Es werde auf diesem Standpunct 'nicht nach dem Abgebildeten, sondern nach der freien unabhängigen Form des Bildes selbst gefragt' [35]). 'Das was durch den ästhetischen Trieb in uns ist, entdeckt sich durch kein Begehren, sondern lediglich durch ein uns unerwartet überraschendes — völlig zweckloses und absichtsloses Behagen oder Mißbehagen' [36]). Die genaueste Analogie dieser Ansichten mit Kant und Sch. liegt zu Tage. Wenn aber Fichte, was auch Sch. später selbst versuchte, 'eine kurze Geschichte der Entwickelung unseres ganzen ästhetischen Vermögens' gibt [37]), so liegen darin allerdings merkliche Abweichungen von der Schiller'schen Entwickelung; wir wollen daraus nur hervorheben, daß es Sch'n erscheinen konnte, als wäre es gegen die ganze Intention seiner Briefe gerichtet, wenn Fichte hier bemerkt, sei es auch von der einen Seite nicht rathsam, die Menschen frei zu lassen, ehe ihr ästhetischer Sinn entwickelt ist, so sei es doch von der anderen Seite unmöglich, diesen zu entwickeln, ehe sie frei seien. 'Die Idee, durch ästhetische Erziehung die Menschen zur Würdigkeit der Freiheit selbst zu erheben, führt uns in einem Kreise herum' [38]).

In Betreff dessen, was Fichte Geist im Gegensatze zum Buchstaben nennt, stehen beide Denker nicht weit auseinander.

Sch's 'ästhetische Stimmung' hat mit dem Fichte'schen Begriff des 'Geistes' die auffallendste Verwandtschaft. Es läßt sich wol auch absehen, wie Fichte, was in den drei Briefen, wo er zunächst bloß die Kunst im Auge hat, noch nicht geschehen ist, 'vom Geiste in Kunstwerken zum Geist in der Philosophie' den Uebergang finden wollte, wenngleich Sch. dieß nicht 'ohne Saltomortale' für möglich hielt [39]). Ein Eingehen darauf würde uns zu weit führen, indes mag doch die Bemerkung Platz finden, daß Fichte für die Philosophie ungefähr in ähnlicher Weise 'Geist' voraussetzte, wie Sch. den Uebergang vom Empfinden zum Denken durch seinen 'mittleren Zustand der ästhetischen Stimmung' geschehen läßt [40]). Die Vertheidigung Fichte's gegen die erhobenen Vorwürfe [41]) mochte wol Sch'n gegen die kleine, gewiß interessante und fesselnde Schrift günstiger gestimmt haben, wie er denn Fichten das Zeugniß gab, daß er sich in dieser kritischen Situation 'noch ganz gut benommen' habe [42]); indes der Verkehr beider war darüber fast für drei volle Jahre gänzlich unterbrochen.

Der ästhetische Abschnitt der 'Sittenlehre'.

Vom Standpuncte der Entwickelung der Fichte'schen Philosophie ist es zu bedauern, daß Fichte über den Streit die Arbeit an den Briefen ruhen ließ, die er auch später bei der Veröffentlichung des Fragmentes nicht wieder aufnahm [43]). Denn nur mehr in der gleichzeitig (1798) herausgegebenen 'Sittenlehre' kommt er vorübergehend und nebenbei auf das Schöne und die Kunst in dem Absatze 'über die Pflichten des ästhetischen Künstlers' [44]) zu sprechen. Auch hier lassen sich Beziehungen zu Sch's Ansichten auf das bestimmteste erkennen. Ganz im Geiste Sch's lehrt Fichte, daß die schöne Kunst nicht wie der Gelehrte nur den Verstand, oder wie der moralische Volkslehrer nur das Herz, sondern den ganzen vereinigten Menschen bilde. 'Das, woran sie sich wendet, fährt er in diesem Sinne fort, ist nicht der Verstand, noch ist es das Herz, sondern es ist das ganze Gemüth in Vereinigung seiner Vermögen'. Wenn Fichte hinzufügt, man könne das, was sie thut, vielleicht nicht besser ausdrücken, als wenn man sagt, sie mache den transcendentalen Gesichtspunct zu dem gemeinen [45]), so liegt es uns natürlich abseits, diesen oft citirten und oft mißverstandenen Satz Fichte's näher zu entwickeln. es sei hier nur der allgemeinen Analogie mit

Sch., die darin liegt, gedacht. Der 'transcendentale Gesichtspunct' Fichte's beruht in seinem Grundprincipe des Geistes selbst. Das Wolgefallen am Schönen ist darnach eigentlich ein Wolgefallen des Geistes an seinem ihm immanenten absoluten Principe. Deshalb sagt er hier [46]): 'wo ist denn die Welt des schönen Geistes? Innerlich in der Menschheit und sonst nirgends. Also: die schöne Kunst führt den Menschen in sich selbst hinein und macht ihn da einheimisch. Sie reißt ihn los von der gegebenen Natur und stellt ihn selbständig und für sich allein hin'. Nun wissen wir aber, wie auch Sch. überall darauf hinaus kam, das Wolgefallen am Schönen zuletzt als ein Wolgefallen des Menschen an seiner eigenen wesenhaften Natur zu erkennen. Aus den Consequenzen, die Fichte seiner Anschauung entnimmt, sei zuerst noch hervorgehoben, wie es an die Ideen erinnern muß, die Sch. in den Vorarbeiten zum Kallias entwickelt, wenn hier gesagt ist [47]): 'Der schöne Geist sieht alles von der schönen Seite, er sieht alles frei und lebendig. — Jede Gestalt im Raume ist anzusehen als Begrenzung durch die benachbarten Körper; sie ist anzusehen als Aeußerung der inneren Fülle und Kraft, die sie hat. Wer der ersteren Ansicht nachgeht, der sieht nur verzerrte, gepreßte, ängstliche Formen, er sieht die Häßlichkeit; wer der letzteren nachgeht, der sieht kräftige Fülle der Natur, er sieht Leben und Aufstreben, er sieht die Schönheit'. Bestimmter noch weist auf Sch. die Ansicht zurück, daß der ästhetische Sinn der Tugend den Boden bereite und wenn die Moralität eintrete, diese die halbe Arbeit, die Befreiung aus den Banden der Sinnlichkeit, schon vollendet finde [48]). Hat Fichte in dieser Anschauung vom Zusammenhange des ästhetischen Sinnes mit der Moralität vielleicht unmittelbar durch Sch. sich anregen lassen, so möchten wir ein gleiches hinsichtlich der Vorschriften, die er dem 'wahren Künstler' gibt [49]), annehmen, indem darinnen die Motive aus dem neunten ästhetischen Briefe augenscheinlich hervortreten.

Erneuerung des Verhältnisses.

Fichte war es, der Sch'n zuerst wieder entgegenkam und den unterbrochenen Verkehr zu erneuern strebte. Er hatte Sch'n zu dessen Ueberraschung im August 1798 besucht und sich dabei 'äußerst verbindlich' bezeigt. 'Da er den Anfang gemacht hat, fügt Sch. in dem Briefe, in welchem er Goethen davon Nachricht gibt [50]),

hinzu, so kann ich nun freilich nicht den Spröden spielen, und ich werde suchen, dieß Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammen passen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten'. Und Goethe [51]) munterte Sch'n auf, das neue Verhältniß zu Fichte für sich so viel als möglich zu nützen, aber es auch ihm heilsam werden zu lassen. An eine engere Verbindung mit ihm sei nicht zu denken, aber es sei immer sehr interessant ihn in der Nähe zu haben.

Doch einige Monate nachher fällt der bekannte Streit Fichte's mit der kursächsischen Regierung wegen der Anklage auf Atheismus, der Fichte's Weggang von Jena zur Folge hatte. Sch. war einer der ersten, an den Fichte, wie dieser selbst sagt [52]), bei Abfassung seiner 'Appellation an das Publicum' dachte. Sch's Urtheil darüber ist von hohem Interesse. Es sei gar keine Frage, schreibt er an Fichte [53]), daß er sich darin von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt habe und auch dem unverständigen Unphilosophen werde vermuthlich der Mund dadurch gestopft sein. Aber Sch. hätte gewünscht, daß Fichte sein Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besonderen Schrift ruhig und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das sächsische Consistorium abgelegt hätte. Dagegen hätte er in Betreff der Confiscation des Journals freimüthig und mit Gründen beweisen sollen, daß das Verbot seiner Schrift, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, noch immer unstatthaft bleibe, 'denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten'. Dadurch wäre der ganze Streit in ein allgemeines Feld gespielt worden, für welches jeder denkende Mensch sich wehren müsse. Nach Fichte's Weggang von Jena findet sich gelegentlich noch das bittere Urtheil Sch's [54]): 'es sei doch unbegreiflich, wie bei diesem Freunde eine Unklugheit auf die andere folge, wie incorrigibel er in seinen Schiefheiten sei'. Doch war die Verbindung wenigstens nicht gänzlich abgebrochen. Fichte wandte sich noch öfter von Berlin aus brieflich an Sch. und verfehlt auch nicht von den Fortschritten der Wissenschaftslehre Nachricht zu geben [55]).

---

3. Schiller und Schelling.

Uebergang zu Schelling.

Das Princip der absoluten Identität des Idealen und Realen, des Subjectiven und Objectiven, des Denkens und Seins, welches Schelling zur Durchführung brachte, liegt mehr oder weniger versteckt bereits der Philosophie Fichte's zu Grunde, wie dieß besonders die Wissenschaftslehre von 1801 entnehmen läßt. Auch der Grundgedanke der Naturphilosophie, 'das Princip einer ideellen und zugleich objectiven Ansicht der Natur' war Fichten nicht unbekannt [1]), aber er hat ihn nie zu selbständiger Ausbildung entfaltet. Hier trat dann Schelling ein, indem er jenes höchste Princip in allem Objectiven, in der Natur, und in allem Subjectiven, in der Intelligenz, zur Grundlage der Erkenntniß machte und in dem Systeme der Naturphilosophie und des transcendentalen Idealismus zwei sich ergänzende Hälften einer Wissenschaft des Unbedingten entwickelte.

Die Beziehungen Schelling's sind auch viel nähere als die Fichte's zu Sch. Je mehr man sich aber in neuerer Zeit gewöhnt hat, die Verwandtschaft der Philosophie Schelling's, besonders ihrem ästhetischen Grundcharakter nach, mit Sch's Theorien geltend zu machen [2]), und je bestimmter man behauptet hat, daß Sch. Schelling's ästhetischen Anschauungen später noch selbst sich anschloß [3]), desto sorgfältiger müssen wir dem wechselseitigen Einflusse beider Denker nachgehen.

Persönliches Verhältniß Sch's zu Schelling.

Indem wir die Darstellung der Beziehungen Sch's zu W. v. Humboldt und Fichte an den persönlichen Verkehr der letzteren mit Sch. anschließen konnten, standen wir wenigstens zum größten

Theile noch in der Epoche des Höhestandes seiner Speculation. Der Verkehr mit Schelling führt uns in die letzte große Periode der Entwickelung Sch's, welche nach dem Abschluß seiner theoretischen Arbeiten zu setzen ist. Er fällt in die Zeit der Professur Schelling's in Jena 1798—1803. An ein eigentliches Studium, ja auch nur an eine genauere Lectüre der Schriften Schelling's von Seite Sch's ist nicht zu denken. Da sind es vor allem die mündlichen Erörterungen, welche Sch'n mit den Anschauungen des befreundeten Philosophen wenigstens einigermaßen bekannt machten. Es scheint, daß Sch. von Schelling's ganzer Art sich angesprochen fühlte. Schon Schelling's aufgeschlossener Sinn für alles Poetische und für die Kunst, die imponirende Kraft und der Reichthum seiner Phantasie und der poetisirende Charakter seines Philosophirens mußten Berührungspuncte bieten. Auch in zahlreichen Lieblingsanschauungen trafen sie gleich ursprünglich zusammen.

Um Schelling's Anstellung in Jena interessirte sich Sch. auf's lebhafteste [4]), und als sie erfolgt war, verfehlte er nicht seine Freude darüber gegen Körner auszusprechen [5]). Er preist Schelling als trefflichen Kopf und fühlt sich besonders von der Wärme des dem Jünglingsalter noch nahestehenden Philosophen angesprochen [6]), obwol er ihn gleich anfänglich 'wenig mittheilend und problematisch' fand [7]). So bringt er denn gelegentlich im Winter 1798 einen Abend mit Schelling 'in stiller philosophischer Gesellschaft' zu und wünschte nur in seiner Wallensteinarbeit 'ein klein wenig den Kopf wieder über Wasser' zu haben, um den Umgang mit ihm gehörig benützen zu können [8]). Auch Niethammer scheint an dem Verkehre Theil gehabt zu haben. Noch von Weimar aus bleibt Sch. mit beiden in Verbindung. wie er denn z. B. Goethe's anthropologische Preisfrage in den Propyläen mit 'den Philosophen' zuvor beräth [9]). Des kleinen Umstandes mag zuletzt gedacht sein, daß, wenn Schelling bei Goethe zu Tische ist, dieser wol kaum verfehlt, es Sch'n besonders zu bemerken, um ihn zur Theilnahme zu bestimmen [10]).

Verhältniß Sch's zu Schelling's Ideen einer Naturphilosophie.

Die erste Schrift von Schelling, die Sch. kennen lernen mochte, waren die 'Ideen zu einer Philosophie der Natur' (1797). Hier mußte ihn schon der freie Standpunct interessiren, auf welchen sich die neue Philosophie ohne alle Präsumtion einer end-

giltigen Entscheidung stellen wollte, oder eigentlich besser zu stellen vorgab, indem sie die Philosophie nur als 'Werk der Freiheit', 'die Idee der Philosophie' als 'Resultat der Philosophie selbst', eine 'allgemeingiltige Philosophie' aber als 'ruhmloses Hirngespinnst' erklärte [11]). Dieß entsprach der Abneigung, die Sch. gegen alles Schulemachen in der Philosophie, gegen jede 'philosophische Confession' empfand [12]), und die Kühnheit der Idee, die Gesetze der Natur zugleich als Gesetze des Geistes darzustellen, mußte ihm imponiren, je näher ihm selbst ähnliche Gedanken gelegen hatten. Einzelne verwandte Anschauungen, wie sie in der Einleitung auftreten, lassen eine genauere Vertrautheit Schelling's mit Ideen Sch's nicht ohne Grund annehmen [13]). Hie und da ist selbst Sch's Ausdrucksweise wieder zu erkennen. So, um nur eines anzuführen, wenn er z. B. den Zustand des Geistes vor aller Philosophie, den 'philosophischen Naturstand', ähnlich wie Sch. in ästhetischer Rücksicht den ursprünglichen, natürlichen Zustand des Menschen schildert [14]). Da heißt es [15]) bei Schelling: 'es wäre nicht zu begreifen, wie der Mensch je jenen Zustand verlassen hätte, wüßten wir nicht, daß sein Geist, dessen Element Freiheit ist, sich selbst frei zu machen strebt, sich den Fesseln der Natur und ihrer Vorsorge entwinden und dem ungewissen Schicksal seiner eigenen Kräfte überlassen müßte, um einst als Sieger und durch eigenes Verdienst in jenen Zustand zurückzukehren, in welchem er unwissend über sich selbst die Kindheit seiner Vernunft verlebte'.

Sch. hatte, wie uns bekannt, die Ansicht geltend gemacht, daß es eine 'Idee' sei, wenn der Realist ein Universum, ein Naturganzes, eine Naturnothwendigkeit annimmt. Denselben Gedanken entwickelt Schelling [16]). Aber hier trennen sich auch die beiden Philosophen auf's bestimmteste. Sch. verbot auf Grundlage dieser Idee zu unbedingten Erkenntnissen gelangen zu wollen, Schelling wandte sein höchstes Princip auf diese Idee an, und indem er die innere Nothwendigkeit der Erfahrungsgesetze selbst begreifen und den Empirismus zur Unbedingtheit erweitern wollte, was nach Sch. widersprechend ist, baute er seine Philosophie der Natur auf. Damit überschritt er zunächst die von Sch. dem Realisten gesteckte Grenze.

Wie Sch'n war auch Goethen der Verkehr mit Schelling bis zu Ende willkommen; er freute sich, daß sie ihn beide in der Nähe hätten und so gewissermaßen das werden sähen, was er hervorbringt [17]). Von den Ideen zur Naturphilosophie hoffte er manchen willkommenen Anlaß zu Unterhaltungen mit Sch., indem er umständlich mit ihm über die Gedanken, die er bei der Lectüre des Werkes gewann, zu sprechen dachte [18]). Da ist nun das Urtheil ebenso treffend als bezeichnend, wenn er zu finden glaubte [19]), daß Schelling das, was den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, widerspricht, gar bedächtig verschweige, 'und was habe ich denn an einer Idee, fügt er hinzu, die mich nöthigt, meinen Vorrath von Phänomenen zu verkümmern'. So gestand er auch [20]), daß ihm Schelling's Buch mehr einen negativen Vortheil bringe, indem es ihm den großen Dienst erweise, ihn recht genau innerhalb seiner Sphäre zu halten. Und dieser Auffassung stimmte auch Sch. bei. Es war ihm eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Goethe's anschauende Natur mit der Philosophie so gut vertrage und immer dadurch belebt und gestärkt werde, aber er zweifelte, ob sich umgekehrt die speculative Natur Schelling's ebenso viel von Goethe's anschauender aneignen werde, denn Goethe nehme sich von Schelling's Ideen nur das, was seinen Anschauungen zusage, und das Uebrige beunruhige ihn weiter nicht, da ihm am Ende doch das Object als eine festere Autorität dastehe, als die Speculation, so lange diese mit jenen nicht zusammentreffe. Den Philosophen aber müsse jede Anschauung, die er nicht unterbringen könne, sehr incommodiren, weil er an seine Ideen eine unbedingte Forderung mache [21]). Gleich anfänglich hatte Goethe den ganzen Abstand seiner Anschauungen zu denen Schelling's hervorgehoben und damit zugleich auch getroffen, was Sch'n von Schelling stets getrennt halten mußte. Der Idealist, sagte Goethe [22]), möge sich gegen die Dinge an sich wehren, wie er wolle, er stoße doch, ehe er sich's versehe, auf die Dinge außer ihm, und wie ihm scheine, sie kommen ihm immer beim ersten Begegnen in die Quere. Er meinte deshalb, mit Bezug auf den von uns vorangestellten Schelling'schen Gedanken, daß man also immer wol thue, in dem 'philosophischen Naturstande' zu bleiben. Nun wissen

wir, daß es eben die Grundvoraussetzung des Schiller'schen Philosophirens ist, von 'etwas anderem' außer dem Ich auszugehen. Die Verbindung des sinnlichen und geistigen Factors im Menschen selbst faßte Sch. dabei als eine unerklärbare Thatsache auf, und so wird Sch. in vollem Umfange den von Schelling gegen eine solche Ansicht erhobenen Vorwurf auf sich nehmen müssen, daß sie den Menschen zurücklasse 'als das sichtbare herumwandernde Problem der Philosophie, und daß unsere Kritik hier ende an denselben Extremen, mit welchen sie angefangen hat'[23]). Dahingegen war es gleich das anfängliche Ziel des Schelling'schen Philosophirens, zu erklären, 'wie reales und ideales, endliches und unendliches, ursprünglich in uns vereinigt, wechselseitig aus einander hervorgehen'[24]). Und wie Schelling hiernach in seinem auf Grundlage der 'Ideen zu einer Philosophie der Natur' aufgeführten 'ersten Entwurfe eines Systems der Naturphilosophie' (1799) 'das Objective', das 'bloß Vorstellbare', das 'an sich Bewußtlose' zum 'Ersten machte' und die Frage zu lösen suchte, 'wie ein subjectives zu ihm hinzukomme, das mit ihm übereinstimmt', so stellte er sich in seinem 'System des transcendentalen Idealismus' (1800) die Aufgabe, zu entwickeln, 'wie zum Subjectiven ein objectives hinzukomme, das mit ihm übereinstimmt'[25]). Dort construirte er den Geist aus der Natur, hier die Natur aus dem Geiste. Damit überschritt er die von Sch. dem Idealisten gezogenen Schranken.

Sch's Beziehungen zum System des transcendentalen Idealismus.

Die Arbeit Schelling's an dem 'System des transcendentalen Idealismus' fällt in die Epoche seines regsten Verkehres mit Sch., und wir fürchten nicht zu irren, wenn wir diesem Umstande auf die eigenthümliche Auffassung des künstlerischen Schaffens und der künstlerischen Anschauung in dem Werke einigen Einfluß zuschreiben. Das Resultat der Schelling'schen Entwickelung, sofern es für uns hier von Bedeutung ist, läßt sich in Folgendem kurz zusammenfassen. Das höchste Princip alles Wissens, die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven, des Idealen und Realen, zu welcher der philosophirende Geist in 'intellectueller Anschauung' sich erhebt[26]), und welche der Grund jener Uebereinstimmung der Intelligenz und der Natur ist[27]), verbindet auch das Ideale und das Reale im Kunstwerke, welches dadurch das Unendliche im

Endlichen vergegenwärtigt. Das Unendliche oder jene absolute Identität aber im Endlichen dargestellt ist Schönheit, und ohne Schönheit ist kein Kunstwerk [28]). Dieß absolut Identische ist auch im Künstler wirksam, indem es durch die Naturgabe des Genies die bewußte mit der bewußtlosen Thätigkeit in Verbindung bringt [29]).

Ehe wir das Verhältniß der Schiller'schen Idee der Schönheit zu diesen Grundgedanken Schelling's zu bestimmen versuchen, wollen wir noch auf eine Polemik Sch's eingehen, die er an einen einzelnen Punct des Werkes anknüpft. 'Die productive Thätigkeit des Künstlers, sagt Schelling [30]), ist eine bewußte Thätigkeit, die 'durch die bewußtlose bestimmt' ist. 'Das Ich in der Thätigkeit, von welcher hier die Rede ist, muß mit Bewußtsein anfangen und im Bewußtlosen oder Objectiven enden'. Sch. nahm an dieser Stelle Anstoß. Er schreibt an Goethe (März 1801) [31]), er habe Schelling den Krieg gemacht, wegen einer Behauptung seiner Transcendentalphilosophie, daß 'in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen'. Ihm sei zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstproduct zu thun, und in so fern habe er ganz recht. 'Ich fürchte aber, fügt Sch. hinzu, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wieder zu finden'. Und nun unterscheidet er den Poeten vom Nichtpoeten dadurch, daß dieser so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein könne, aber er könne sie nicht wie jener in ein Object legen, er könne sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso könne der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fange nicht aus dem Bewußtlosen an und endige nicht in demselben. Es bleibe nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt mache den poetischen Künstler aus.

Es ist schon von Anderen, wiewol mit unzureichenden Gründen, darauf aufmerksam gemacht worden, daß eigentlich Schelling's Ansichten mit den eben angeführten Schiller'schen nicht im Widerspruche stehen [82]). Auch Schelling entwickelt des näheren und ganz ähnlich wie Sch., daß das künstlerische Produciren mit einem 'dunklen Gefühle' beginne und ende [83]); in den Stellen aber, an welchen Sch. Anstoß nahm, ist überhaupt nur das Produciren an sich als ein subjectives und bewußtes aufgefaßt, welches im künstlerischen Schaffen durch das Genie, als Gabe der Natur, also nach Schelling'schem Sprachgebrauche objectiv und unbewußt bestimmt und geleitet werde. Im Wesen entspricht dieß auch den Kant'schen Ideen über das geniale Schaffen, denen Sch. sich keineswegs verschlossen hatte.

Man hat in den letzten Jahren, fährt Sch. in demselben Briefe weiter fort, über dem Bestreben, der Poesie einen höheren Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so daß dieses Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße er einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet sei darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Und weiter unterscheidet er jene Gebildeten, 'die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur das Gute hervorzubringen', von jenen Dichtern, die etwas gutes und charakteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem Product die höchsten Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an sich selbst machen. Diesen nun fehle nur der Grad, jenen fehle aber die Art, und dieß, meinte er, werde jetzt zu wenig unterschieden. 'Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwischen beiden, wobei die Kunst nichts gewinnt; denn die ersten, welche sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen, diese hingegen haben die That für sich, die zwar beschränkt, aber reell ist. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden'.

Es spricht sich in den angeführten Stellen ein entschiedenes Mißtrauen aus gegen das Verfahren der idealistischen Aesthetik überhaupt, in deren 'dunkler Idee des Höchsten' gerade alles Ein-

zelne, die Forderungen an den Künstler und das Kunstwerk, an Stoff und Form unterschiedslos zusammenrinnen und von einer eigentlichen Erkenntniß der Gradabstufungen des Schönen und des künstlerischen Schaffens nicht die Rede sein kann. Damals hatte Sch. selbst schon die Sicherheit eines empirischen Weges der Kunstforschung erfahren, und je weniger sein früheres Theoretisiren von dem Vorwurfe unbestimmter Verallgemeinerungen freigesprochen werden kann, desto schwerer wiegt in seinem Munde ein Wort gegen das 'vage Gebiet des Absoluten'.

Sch's Idee der Menschheit und der Schönheit hat zu dem höchsten Principe der Schelling'schen Philosophie unverkennbare Beziehungen. Auch Sch. war gewöhnt, in jener Idee ideales und reales zu einer höheren Einheit, darin der Gegensatz beider verschwunden sein sollte, zusammenzufassen. Doch geschah dieß bloß in transcendentaler Absicht, um ein von der Vernunft gefordertes Regulativ der Beurtheilung des Menschen und des Schönen aufzustellen. Für das Denken blieb ihm immer jene Idee ein übersteigender und widersprechender Begriff, 'da der Abstand, wie wir ihn sagen hörten, zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden'[34]). Schelling als Schüler Fichte's und unzweifelhaft unter dem Einflusse der Schiller'schen Theorie sprach das Princip der absoluten Einheit des Idealen nnd Realen überhaupt als constitutives Princip der Erkenntniß aus und legte es allem Sein und Denken zu Grunde. Dieß Princip bezeichnete ihm das Unendliche, das absolut Reale selbst. Die Schönheit war ihm die Darstellung jenes Unendlichen in einer endlichen Erscheinung, da hingegen Sch'n seine höchste Idee der Schönheit nur als Maßstab galt, das Verhältniß von Stoff und Form, Realem und Idealem, Sinnlichem und Uebersinnlichem im Schönen als einen 'vollkommenen Bund und als Gleichgewicht' dieser Momente zu beurtheilen, wozu aber das Schöne in der Wirklichkeit nur annähernd gelangen könne.

Schelling's Vorlesungen über 'Philosophie der Kunst' und ihre Beziehungen zu Sch.

Die ästhetischen Grundlagen, wie sie im 'System des transcendentalen Idealismus' gelegt sind, hat Schelling auch in den späteren ästhetischen Hauptschriften bewahrt. Die folgende Periode seines Philosophirens, die gewöhnlich als die dritte bezeichnet wird,

darin er sein Princip als 'die totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven' faßte und, während er früher vom Objectiven und Subjectiven ausgehend zum Absoluten fortschritt, aus dem Absoluten unmittelbar alles Objective und Subjective zu construiren versuchte [35]), fällt noch größtentheils in die Zeit seines Jenenser Aufenthaltes und des Verkehres mit Sch. und Goethe. Die ästhetische Hauptschrift dieser Epoche sind die erst kürzlich aus dem handschriftlichen Nachlaß veröffentlichten Vorlesungen über die 'Philosophie der Kunst' (erstmals vorgetragen in Jena im Winter 1802 auf 3, wiederholt 1804 und 5 in Würzburg) [36]). Schon in der 'Transcendentalphilosophie', da ihm die Schönheit als eine Darstellung der unendlichen absoluten Wahrheit im Endlichen, die Kunst als die einzige und ewige Offenbarung jener absoluten Realität und höher galt als die Philosophie, weil nur in ihr die intellectuelle Anschauung Objectivität habe, steht Schelling auf dem Standpunct der schwärmerisch poetischen Conception Sch's in den 'Künstlern', darin gleichfalls die Schönheit als sinnliche Form der Wahrheit, als das verhüllte Absolute gefeiert werden sollte. Und wie Sch. hier an dem idealen Ziele ihrer Entwickelung Kunst und Wissenschaft zusammenfallen läßt, ähnlich lehrte auch Schelling, daß die Wissenschaft, hätte sie je ihre Aufgabe gelöst, mit der Kunst zusammenfallen würde. In der 'Philosophie der Kunst' erhalten diese Ideen gewissermaßen ihre nähere Begründung und Entfaltung. Hier gilt ihm die Kunst in platonisirender Weise als Darstellung 'der Ideen', der 'Urbilder' der Dinge, wie sie 'in Gott sind'. Die Kunst stelle das wahrhaft Seiende in den Dingen, das immanente Princip derselben dar, welches auch der Grund der Nothwendigkeit ihrer Form ist [37]). So fällt Schelling auf den Standpunct zurück, auf welchen Sch., doch nur vorübergehend, im Kallias sich gestellt hatte. In Einzelnem ist der Einfluß späterer Schiller'scher Ansichten unverkennbar und bedeutend. Die ganze Lehre Schelling's vom Erhabenen knüpft beispielsweise an Sch. an, mit dessen Worten zum Theil sie gegeben wird [38]). Es mag die bloße Hindeutung genügen, wenn wir sagen, daß sich darin erkennen läßt, wie jene Lehre der speculativen Aesthetik, die besonders Hegel ausbildete, nach welcher das Erhabene als ein Hinausragen des Unendlichen

über das Endliche gefaßt wird, ihren Ausgangspunct von Sch. nimmt. Auch der Schiller'sche Gedanke, daß im Idealschönen der Unterschied des Schönen und Erhabenen verschwindet, wird hier weiter ausgedehnt und gelehrt, daß das Erhabene in seiner Absolutheit das Schöne und umgekehrt das Schöne in seiner Absolutheit das Erhabene begreife [39]). Derselbe Gegensatz der beiden Einheiten, lehrt Schelling weiter [40]), drücke sich in der Poesie für sich betrachtet durch den Gegensatz des Naiven und Sentimentalen aus. Es ist dieß ein Gedanke, der wol bei Sch. seine Analogien hat, den wir selbst aber als Schiller'sche Lehre nicht auszusprechen wagten. Die nähere Entwickelung des Gegensatzes stützt sich übrigens wieder ganz auf die Schiller'schen Ausführungen, wie es denn auch mit Sch. übereintrifft, wenn Schelling sagt [41]), daß 'die Poesie in ihrer Absolutheit weder naiv noch sentimental' sei. Doch das Angeführte wird genügen.

Sch.'s Vorrede zur 'Braut von Messina'.

Der Einfluß Schelling'scher Anschauungen auf Sch. tritt unzweideutig in der Vorrede zur Braut von Messina ('über den Gebrauch des Chors in der Tragödie') hervor. Es ist dieß der letzte kunsttheoretische Aufsatz Sch's, und obwol er dem besonderen Zwecke, die Wiederaufnahme des Chores in die Tragödie zu rechtfertigen, gewidmet ist, so berührt er doch die wichtigsten allgemeinsten Kunstforderungen. Hier soll es nun sein, wo Sch. der Aesthetik Schelling's beigetreten wäre [42]), und es sei uns deshalb gestattet, die kurze Abhandlung an diesem Orte einschaltungsweise zu besprechen.

Die Vorrede zur 'Braut von Messina' fällt Ende Mai und Juni 1803. Sch. hatte, wie er an Goethe schreibt [43]), seine Noth damit; denn da er daran sei, ein Wort über den tragischen Chor zu sagen, so bringe das ganze Theater mitsammt dem ganzen Zeitalter auf ihn ein, und er wisse kaum, wie er es abfertigen solle. Uebrigens interessire ihn diese Arbeit, und er wolle suchen, etwas recht ordentliches zu sagen und der Sache, die ihm und Goethen gemeinsam wichtig sei, dadurch zu dienen.

Die großen Intentionen der Schiller'schen Aesthetik, die Kunst im eigentlichen Sinne auf der Form, das Schöne auf der bloßen Vorstellung, abgesehen von aller Realität, beruhen zu lassen, und das Wolgefallen am Schönen frei von allen subjectiven patholo-

gischen Momenten für sich zur Geltung zu bringen, treten auch hier in wirksamer Bedeutung auf. Der Einfluß des mit Goethe zurückgelegten Weges einer mehr empirischen Art der Kunstbetrachtung zeigt sich allenthalben, so daß sogar, theilweise wenigstens, ein bestimmteres Auseinanderhalten der ästhetischen Forderungen in Betreff des Stoffes, der Form und der Wirkung des Kunstwerkes bemerkbar wird.

Sch. geht davon aus, das Princip des 'Naturalism in der Kunst' [44]), zu bekämpfen, wornach die Kunst durch Nachahmung des Wirklichen 'Illusion', 'die beliebte Wahrscheinlichkeit, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt' [45]), zu erzielen hätte. Dem entgegen lehrt er [46]), daß der Künstler und der Dichter sich über die Wirklichkeit erheben und doch zugleich die Wahrheit der Natur darzustellen habe. Aber es begegne gewöhnlich, daß man das eine mit Aufopferung des anderen zu erreichen suche und eben deswegen beides verfehle. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühles verliehen, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der werde ein treuer Maler des Wirklichen sein, er werde die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt werde er uns wiederbringen; aber es werde eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Product unseres bildenden Geistes sein und könne also auch die wolthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter zu Theil geworden, der werde mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen und im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel sei so wie der Ernst des anderen kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich an einander reihen, heiße nicht in's Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heiße nicht die Natur darstellen. Beide Forderungen (des Ideales und der Natur nämlich) stünden so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr eine und dieselbe seien, daß die Kunst nur dadurch wahr sei, daß sie das Wirkliche ganz verlasse und rein ideell werde. Die Natur, so fährt die Entwickelung fort, sei nur eine Idee des Geistes, die nie in die

Sinne falle. Unter der Decke der Erscheinungen liege sie, aber sie selbst komme niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideales sei es verliehen und aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst könne ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer sein, als alle Wirklichkeit und realer, als alle Erfahrung. Es ergebe sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen könne, wie er es findet, daß sein Werk in allen Theilen ideell sein müsse, wenn es als ein ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen solle. Und dieß gelte nicht nur von der Kunst und Poesie im allgemeinen, sondern auch von allen Gattungen derselben. Der bildenden Kunst gebe man zwar nothdürftig eine gewisse Idealität zu, aber von der Poesie und der dramatischen insbesondere verlange man Illusion, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde. Alles Aeußere bei einer dramatischen Vorstellung stehe diesem Begriff entgegen — alles sei nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater sei nur ein künstlicher, die Architektur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ideal; aber die Handlung solle nun einmal real sein und der Theil das Ganze zerstören.

Zuvörderst sei hervorgehoben, daß in dieser Entwickelung der ursprünglich durch Kant bei Sch. angeregte Gedanke von der künstlerischen productiven Einbildungskraft, welcher die strengste Uebereinstimmung mit dem Wesenhaften der Objecte immanent sei, in einer Weise hervortritt, die den Einfluß der Weiterbildung desselben durch W. v. Humboldt in seinem Werke über Hermann und Dorothea schwerlich verkennen läßt. Auch die mit Goethe, wie sich noch zeigen wird, ausgebildete Idee, daß die Kunst in gewissem Sinne Ernst und Spiel vereinigt, macht sich geltend. Vor allem aber deutlich ist eine Einwirkung Schelling's, wenn Sch. hier, in Gedanken, die an die Epoche des Kallias zurückerinnern, von der Erfassung der eigentlichen, wahren Natur und Darstellung derselben in 'körperlicher Form' spricht. Es zeigt sich darin eine Beeinflussung seiner eigenen Ideen durch Schelling'sche Anschauungen,

aber auch nicht mehr; denn wir haben hier nur einen anderen Ausdruck für den alten Schiller'schen Gedanken vor uns, daß der Künstler das Wesenhafte der Dinge zu vergegenwärtigen habe. Doch verdient bemerkt zu werden, daß er nun nicht mehr in der Beschränkung der schönen Kunst auf das wahrhaft Menschliche befangen ist.

Forschen wir nach dem objectiv Geltenden, das den Schiller'schen Ansichten zu Grunde liegt, so ergibt sich zuvörderst, daß die Abwehr des Principes der Nachahmung des Wirklichen, um dadurch Illusion, Täuschung über das Spiel und den Schein der Kunst zu erzielen, ihre gut zu begründende Berechtigung hat. Die Schönheit, so hörten wir Sch'n selbst lehren, beruht auf der bloßen Vorstellung, abgesehen von aller Realität, und Schönheit ist der höchste Zweck der Kunst, es kann ihr somit nicht die Absicht vorgeschrieben werden, diesem Ziele widersprechend, den Schein der Realität herbeiführen zu wollen, und dann, so wäre der Kunst, da in der Nachahmung ein mächtiger Reiz der inneren Belebung des Gemüthes liegt, im Gegensatze der Unabhängigkeit des wahrhaft Schönen von allen subjectiven Reizen ein außerhalb ihrer höchsten Reinheit gelegener Zweck gesetzt. In vielen Dingen, läßt Sch. entnehmen, und wer wollte widersprechen, könne die Kunst die Wirklichkeit gar nicht darstellen, indem sie sich oft genug der bloßen Zeichen, der Symbole des Wirklichen bedienen müsse, welche an sich keine Nachahmung des durch sie Bedeuteten sind. Also die Kunst, so folgert er, müsse in's Ideale gehen, dadurch aber werde sie gerade die wesenhafte Natur, das wahrhaft Seiende der Wirklichkeit vor die darin zwangsfrei dem Künstler folgende Einbildungskraft des Beschauers bringen. Was ist das treffend Richtige in dieser Anschauung? Halten wir nach unserer Art Stoff und Form im Kunstwerke getrennt und schließen wir von vornherein, da es uns um denkendes Erkennen, nicht um dichterisch-ahnende Auffassung zu thun ist, die Personification eines Naturgeistes aus, so kann vielleicht die Schiller'sche Lehre, daß die Kunst, indem sie das Ideale darstellt, zugleich das wahrhaft Natürliche vergegenwärtigt, mit der doppelten Forderung in Beziehung gebracht werden, daß die Kunst nach Stoff und Form darzustellen habe, was allgemeines bleibendes

Interesse, was dauernde Geltung in Anspruch nimmt. Bleibende Geltung aber haben nur die reinen Formen des Schönen und ein Stoff, der an sich kein bloß subjectives, zufälliges und relatives, sondern ein objectives, nothwendiges und unabhängiges Interesse hat. Damit sind von selbst alle unnatürlichen 'phantastischen und bizarren Combinationen' und das 'bloße Spiel mit dem Weltstoff' ausgeschlossen. Die Forderung des Idealisirens muß hiernach nach zwei Seiten hin, als Forderung an den Stoff und an die Form des Kunstwerkes gedeutet werden, und indem der Künstler so zu idealisiren strebt, wird er die Natur allerdings nicht verlassen, sondern in der Schönheit der Formen, reicher als sie selbst sie bietet, den bedeutendsten Inhalt vergegenwärtigen.

Aber der höchste Zweck und die höchste eigenthümliche Wirkung des Kunstwerkes liegt in den reinen Formen des Schönen; auf ihnen beruht eben die Freiheit der Einbildungskraft, die Fessellosigkeit des ganzen Gemüthes im Genusse desselben. Dieß erkannte Sch. so sehr, daß fast die ganze Rechtfertigung der Aufnahme des Chores und alles, was zum Lobe desselben gesagt ist, darauf hinausläuft, daß er dazu dienen könne und müsse, diese Wirkung der Tragödie herbeizuführen und zu erhöhen, indem der Chor den Künstler 'auf die einfachsten, ursprünglichsten und naivsten Motive', wie sie in der Griechischen Tragödie walten, 'hinauftreibt' [47]); aber dabei tritt der Gedanke an die Erhöhung der formellen Wirkung überall in den Vordergrund: 'auch der Stoff hat seine Herrlichkeit und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken' [48]). Diesen Dienst eben soll der Chor der Tragödie leisten, denn wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breite, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich zu verhüllen und sichtbar zu machen, ebenso durchflechte und umgebe der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner han-

delnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewande, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewande, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

Nach zwei Seiten besonders, kann man der Ansicht Sch's gemäß sagen, drängt der Chor die bloß stoffliche Wirkung gegen die Wirkung der schönen Formen in den Hintergrund; erstens, indem er 'die Reflexion' absondert und auf sich nimmt, zweitens, indem er Ruhe in die Handlung bringt und die pathologische Wirkung des Tragischen mildert oder beseitigt. Bei Erörterung des ersten Punctes entwickelt Sch., daß 'alles, was der Verstand sich im allgemeinen ausspreche, ebenso wie das, was bloß die Sinne reize, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk' sei und da, wo es vorherrsche, unausbleiblich das Poetische zerstören werde; denn dieses liege in dem 'Indifferenzpuncte des Ideellen und Sinnlichen'. Indem nun die Reflexion im Chore ihren Platz finden soll, so müsse sie 'das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen: denn wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zusammen wirken, so müssen sie neben einander wirken, oder die Poesie ist aufgehoben'.

Man würde fehl gehen, bei dem Ausdrucke 'Indifferenzpunct des Ideellen und Sinnlichen', der entschieden Schellingisch klingt und höchst wahrscheinlich durch eine terminologische Reminiscenz aus Schelling veranlaßt ist, an das Schelling'sche Identitätsprincip denken zu wollen, wie dieß auch mannigfach irre geführt hat. Sch. will augenscheinlich nur sagen, und schon die Analogie mit der Fassung seines Schönheitsprincipes in den ästhetischen Briefen läßt keine andere Deutung zu, daß das sinnliche und geistige Moment im Poetischen in einem harmonischen Verhältnisse, in 'vollkommenstem Gleichgewichte' stehen müsse, ein Verhältniß, welches, wie öfter bemerkt, auf das allgemeine harmonische Verhältniß von Stoff und Form zurückzuführen ist. Und in der That, es zeugt von dem feinen Sinne Sch's in Auffassung der Natur des Wolgefallens an diesem Verhältnisse, wenn er davon als von dem Indifferenzpuncte des Sinnlichen und Geistigen spricht, da beide darin nicht durch

ihren Inhalt als sinnliches und geistiges Moment für sich, sondern durch ihr Zusammen im Verhältnisse wirken. Wie nahe hier Sch. an die richtige Erkenntniß des Formellen im Schönen und in der Kunst geleitet ist, springt in die Augen.

'Nun ist aber der Mensch so gebildet, daß er immer von dem Besonderen in's Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten'. Für sie ist jedoch, denkt sich Sch., in der Tragödie ein Gleichgewicht mit dem sinnlichen Stoffe oder eine Darstellung des Reflexionsgehaltes durch den sinnlichen Stoff nicht möglich; im Chore nun könne derselbe abgesondert und neben einer Fülle lebendig auf die Sinne wirkender Momente für sich als Inhalt geltend werden, so daß die Wirkung doch noch eine poetische bleibe. In diesem Sinne entwickelt Sch. weiter, daß der Chor selbst kein Individuum sei, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentire sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponire. Der Chor ziehe die großen Resultate des Lebens und spreche die Lehren der Weisheit aus; aber er thue dieß mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet. Man sieht Sch. will sagen, daß dabei die Wirkung der Reflexion auf den Verstand durch die Wirkung auf die Sinne aufgewogen sein werde; wobei zugleich nicht unmerklich die alte Auffassung des Schönen als eines Sinnlichen nachgewirkt hat. Der Chor reinige also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondere und sie (die Reflexion selbst) mit poetischer Kraft ausrüste; die sinnliche Gewalt des Ausdruckes, die in ihm herrscht, werde aber, lehrt Sch. weiter, den Dichter berechtigen, die Sprache der Tragödie überhaupt zu erheben. 'Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüth erweitert'. 'Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im ganzen sinken, oder, was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen'.

Den zweiten von uns oben hervorgehobenen Punct betreffend, so führt Sch. aus, daß der Chor, wie er in die Sprache Leben, so in die Handlung Ruhe bringe — aber die 'schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerks' sein müsse. 'Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuschung aufheben, daß er die Gewalt der Affecte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung'. 'Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung auf einander folgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben'. Wir können hinzufügen, wir würden dann die reinen Verhältnisse des Schönen nicht ruhig genießen, und das zurückbleibende ästhetische Urtheil mit dem hohen Gleichmuth, der uns beim Schönen erfüllen soll, würde nicht die Hauptwirkung des Kunstwerkes sein. Aber auch für die tragischen Personen selbst, lehrt Sch. [40]), wird der Dichter am Chore einen Anhalt haben, der die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft bändigt, ihre Besonnenheit und Würde motivirt, da sie ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung seien, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. 'Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publicum zu reden'.

Man wird nicht umhin können, in den Entwickelungen Sch's über den Chor den tiefen und richtigen Blick, der seine Kunsturtheile auszeichnet, in hohem Grade wiederzufinden und anzuerkennen. Der tragischen Dichtung insbesondere muß ihrer Natur nach ein Mittel willkommen sein, das Gemüth von dem bloß stofflichen Interesse und von den Reizen subjectiver Erregungen auf die reine Wirkung der objectiv schönen Formen hinüberzuführen. Und was der Gattung entspricht, stimmt noch insbesondere zu Sch's eigenstem Dichtercharakter. Zur Reflexion und zum Gedankenausdruck neigend, in der Darstellung leicht zu hohem, gewaltigen Pathos hingerissen, mußte ihm ein Mittel erwünscht erscheinen, welches für beides eine Ableitung bot und zugleich in gewissem Sinne die Rechtfertigung dafür übernahm. Aber doch ist und bleibt der Chor in der Tragödie eine Blüte aus fremder Zeit, aus einer

fremdartigen Zone, die, in dem Erdreich der neueren Bühne nicht entsprossen, in ihm auch schwerlich wird Wurzeln schlagen können. Denn sind gleich die reinen Formen des Schönen über aller Zeit in unwandelbarer Geltung erhaben, so steht doch der Künstler und der Kunstkörper, an welchem er sie zur Darstellung bringt, mit seiner ganzen Einrichtung noch unter ganz anderen Einflüssen und unter ganz anderen Forderungen als den rein ästhetischen. Um diese auch nur zur Geltung bringen zu können, wird der Künstler und Dichter Zeit, Volkscharakter und individuelle Verhältnisse in Rücksicht ziehen, denen er ohnehin in vielen Fällen auch mit Absicht sich nicht entschlagen kann. Solche Rücksichten wol waren es auch, die Sch'n vermochten, das kaum eingeführte Kunstmittel in seinen folgenden Werken selbst aufzugeben, wie er denn auch seinen Chor in der Braut von Messina überall zu motiviren das Bedürfniß fühlte und ihn deshalb z. B., was Humboldt tadelt, als Begleiter der Brüder in den Streit derselben verflocht [50]), da er doch seiner eigenen Ansicht gemäß, wie es in der Griechischen Tragödie der Fall sei, als 'eine einzige ideale Person' erscheinen sollte, 'die die ganze Handlung trägt und begleitet' [51]).

Spuren Schiller'scher Einflüsse in Schelling's 'Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur'.

Es ist ohne Zweifel der Einfluß des Verkehres mit Schelling darin sichtbar, wenn Sch. in dem Eingang der Vorrede zur Braut von Messina wieder einen Aufflug nimmt in die Region der höchsten und allgemeinsten Kunstprincipien. Denn wie Goethen so scheint Schelling auch Sch'n der Philosophie theilweise wieder näher gebracht zu haben. Mit Schelling's Abgange von Jena (1803) versiegte aber auch die Hauptquelle philosophischer Unterhaltungen, und Sch. beklagt es, daß nunmehr die Philosophie vollends ganz ausgewandert sei [52]). Die Anregung, die Schelling selbst durch Sch. und Goethe empfing, würde sich in einzelnen Spuren noch in seinen spätesten Schriften verfolgen lassen. Nirgends aber tritt sie bedeutsamer hervor als in jener berühmt gewordenen Rede 'über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur' (aus 1807), über die uns daher noch ein kurzes Wort gestattet sein möge. Hier führt Schelling auf dem Boden der bildenden Künste seinen Gedanken aus, daß der Künstler die Ideen, die Urbilder der Dinge, wie sie im unendlichen Verstande entworfen seien, und welche zugleich

das Unwandelbare der Form bestimmten, erfasse und zur Darstellung bringe [53]). Es ist kaum anzunehmen, daß Schellingen die Gedanken Sch's zum Kallias bekannt geworden seien, aber wie schon in den 'Vorlesungen zur Philosophie der Kunst' Analogien mit den angedeuteten Schelling'schen Ideen hervortreten, so ist es vollends, als hätten die Grundprincipien der Schiller'schen Speculation aus der Epoche des Planes zum Kallias von der Darstellung des Principes der Existenz der Dinge, welches zugleich der Grund der Nothwendigkeit ihrer Form sein sollte u. s. w. in der 'Rede' ihre volle Entfaltung gefunden. Wir wissen und werden noch hören, wie Sch. gerade in der Zeit des regsten Verkehres mit Schelling darauf drang, das Charakteristische neben dem Schönen und die Gradabstufungen des Schönen nicht außer Acht zu lassen. Diesem Einflusse ist es entschieden zuzuschreiben, wenn hier Schelling die Schönheit in der Natur und in der Menschengestalt von ihren untergeordneten Stufen bis zu ihrer Vollendung zu verfolgen sucht, wenn er, gerade wie Sch., nach einem Ausspruche, den wir noch kennen lernen werden, der Kunst vorschreibt, Charakter mit Schönheit zu verbinden [54]). Auf die Auffassung der Schönheit der Menschengestalt und ihres Ideales hat die Abhandlung Sch's 'über Anmuth und Würde' den größten Einfluß genommen. Doch entspricht dasjenige, was Schelling als 'Ausdruck der Naturseele' Anmuth nennt [55]), mehr dem, was Sch. die 'architektonische Schönheit' nannte; aber wie Sch. sagte, daß diese, mit der Anmuth als Ausdruck der 'schönen Seele' verbunden, das Ideal der menschlichen Schönheit vollende, so lehrt auch Schelling, daß zur sinnlichen Anmuth noch der Ausdruck der schönen Seele hinzukommen müsse, und ähnlich wie Sch. erklärt er die so vollendete Schönheit als freiwillige Uebereinstimmung des Naturgeistes mit der Seele [56]).

Schluß. Der großen Einwirkung Sch's auf Schelling entspricht die Rückwirkung Schelling's auf Sch. nur wenig. In einem einzigen Puncte, sahen wir, in der Ansicht von der Darstellung des 'Naturgeistes' in der Kunst, zeigte sich ein Einfluß Schelling'scher Anschauung auf die Schiller'sche Gedankenentwickelung. Einen vollen Anschluß Sch's an Schelling, sei es auch nur in Betreff dieses Punctes, zu behaupten, heißt die Sachlage gänzlich

verkennen, denn nimmermehr und nirgends wäre Sch. Schellingen auf sein Gebiet der Urideen oder gar auf das Gebiet seines Princips der absoluten Identität des Idealen und Realen gefolgt. Nichts ist auch verkehrter, als wenn Danzel die Stelle in dem Schlußbriefe Sch's an Humboldt (2. April 1805) zu Gunsten Schelling's deutet, wo es heißt[57]: 'die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben'. Da kann es für den Kenner keine Frage sein, daß Sch. hier im Einklange mit den Stellen, wo er die ewigen Grundlagen der Kant'schen Philosophie preist, und im Einklange mit seiner ganzen philosophischen Entwickelung die Fundamente der Kant'schen Philosophie im Sinne hat, von den 'hohlen Formeln' hingegen wird gerade die Schelling'sche Philosophie einen guten Theil auf sich zu beziehen haben.

4. Schiller's Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie.

Stellung Hegel's zu Schiller.

Ueber die Stellung, welche Sch. in der Genesis der speculativen Philosophie seit Kant einnimmt, hat uns Hegel selbst zu belehren versucht und dabei zugleich Fingerzeige gegeben, die für den Einfluß Sch's auf seine eigene philosophische Entwickelung von entscheidender Wichtigkeit sind. Es finden sich diese Aufschlüsse in den 'Vorlesungen über die Aesthetik'.

Um über die Stellung der Kunst zur Moral zu orientiren, geht Hegel in der Einleitung von dem 'Standpuncte der Moral aus, wie wir dieselbe heutigen Tages im besten Sinne des Wortes zu nehmen haben', und entwickelt das Kant'sche Moralprincip in seiner vollen Strenge [1]). Die Pflicht selbst, sagt er in dieser Beziehung, sei das Gesetz des Willens, das der Mensch jedoch frei aus sich feststelle und nun zu dieser Pflicht, der Pflicht und ihrer Erfüllung wegen, sich entschließen solle, indem er das Gute nur thut aus der gewonnenen Ueberzeugung heraus, daß es das Gute sei. Dieß Gesetz nun, führt Hegel weiter aus, sei für sich das abstract Allgemeine des Willens, das seinen directen Gegensatz an der Natur, den sinnlichen Trieben, den eigensüchtigen Interessen, den Leidenschaften und an allem habe, was man zusammengefaßt Gemüth und Herz nennt. Weiterschreitend lehrt er, daß derselbe Gegensatz für das Bewußtsein nicht nur in dem beschränkten Gebiete des moralischen Handelns auftrete, sondern sich als eine durchgreifende Scheidung und Entgegensetzung dessen hervorthue, was an und für sich, und dessen, was äußere Realität und Dasein sei. Und nun in den Umfang dieses höchsten Gegensatzes heruntersteigend, ent-

wickelt er die besonderen Gegensätze, die darin liegen; ganz abstract gefaßt, sei es der Gegensatz des Allgemeinen, insofern es für sich gegen das Besondere, wie dieses seinerseits gegen das Allgemeine fixirt werde, concreter erscheine es in der Natur als der Gegensatz des abstracten Gesetzes gegen die Fälle der einzelnen für sich auch eigenthümlichen Erscheinungen, im Geist als das Sinnliche und Geistige im Menschen u. s. f.

Diese Gegensätze nun hätten von jeher in mannigfacher Form das menschliche Bewußtsein beschäftigt und beunruhigt, wenn sie auch am schärfsten durch die neuere Bildung erst ausgebildet und auf die Spitze des härtesten Widerspruches hinaufgetrieben seien. Die geistige Bildung, der moderne Verstand bringe im Menschen diesen Gegensatz hervor, der ihn zur Amphibie mache, indem er nun in zweien Welten zu leben habe, die sich widersprechen, so daß in diesem Widerspruche nun auch das Bewußtsein sich umhertreibe und, von der einen Seite herübergeworfen zu der anderen, unfähig sei, für sich in der einen wie in der anderen sich zu befriedigen. Und nun wird dieser Gegensatz hier und an einer späteren Stelle [2]) in ähnlicher Weise geschildert, wie bei Sch. das moderne Leben des Menschen durch ein Beherrschtsein von der blinden Natur auf der einen und durch eine Unterdrückung der natürlichen Forderungen auf der anderen Seite charakterisirt wird. Indem nun der Verstand, entwickelt Hegel weiter, von der Festigkeit der Gegensätze sich nicht lossagen könne, bleibe die Lösung für das Bewußtsein ein bloßes Sollen. Sei aber die allgemeine Bildung in dergleichen Widerspruch hineingerathen, so werde es die Aufgabe der Philosophie, die Gegensätze aufzuheben, d. i. zu zeigen, weder der eine in seiner Abstraction noch der andere in gleicher Einseitigkeit hätten Wahrheit, sondern seien das Sichselbstauflösende; die Wahrheit liege erst in der Versöhnung und Vermittelung beider, und diese Vermittelung sei keine bloße Forderung, sondern das an und für sich Vollbrachte und stets sich Vollbringende.

Schon die Kant'sche Philosophie sei es nun, welche den Vereinigungspunct jenes höchsten Gegensatzes nicht nur seinem Bedürfnisse nach gefühlt, sondern denselben auch bestimmt erkannt und vor die Vorstellung gebracht habe; aber Kant sei wieder in den

festen Gegensatz von subjectivem Denken und objectiven Gegenständen von abstracter Allgemeinheit und sinnlicher Einzelheit des Willens zurückgefallen [3]). Da sei es denn einzugestehen, daß der Kunstsinn eines tiefen, zugleich philosophischen Geistes zuerst gegen jene abstracte Unendlichkeit des Gedankens, jene Pflicht um der Pflicht willen, jenen gehaltlosen Verstand, — welcher die Natur und Wirklichkeit, Sinn und Empfindung nur als eine Schranke, ein schlechthin feindliches faßt und sich zuwider findet, — früher schon die Totalität gefordert und ausgesprochen habe, als sie von der Philosophie als solcher aus sei erkannt worden. 'Es muß Schillern das große Verdienst zugestanden werden, die Kant'sche Subjectivität und Abstraction des Denkens durchbrochen und den Versuch gewagt zu haben, über sie hinaus die Einheit und Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen' [4]).

So macht Hegel Sch'n gewissermaßen zu seinem Vorgänger; zugleich scheint es, als ob er in dem Angeführten die Ausgangspuncte und tieferen Motive seines Philosophirens entwickele. Unläugbar begegnen wir aber darin Momenten, die mit Schiller'schen Grundanschauungen die bestimmtesten Analogien bieten. Es wird deshalb nicht gewagt erscheinen, wenn wir hier das Geständniß einer bedeutsamen Einwirkung Sch's auf die Entstehung seines philosophischen Systemes zu finden glauben. Und in der That, gerade in der Zeit, in welcher sich bei Hegel die ersten bleibenden Grundanschauungen zu seinem Systeme bildeten, in der Periode seines Schweizer Aufenthaltes (1793—96) nimmt in seiner Lectüre neben Fichte Sch. vielleicht die einflußreichste Stelle ein. Es ist uns bekannt geworden, wie Hegel namentlich von den ästhetischen Briefen, zu denen er sogleich auch nach seiner Weise Bemerkungen niederschreibt, hingerissen war [5]). Da mochte vor allem die Schilderung der Zerfahrenheit des modernen Zeitalters dem Ideale hellenischen Lebens gegenüber, ein Gegensatz, den Hegel, insbesondere durch seinen Jugendgenossen Hölderlin angeregt, denkend erfaßt und mit tiefem Gemüthe aufgenommen hatte, energisch in seine Anschauungen eingreifen. Alle die verschiedenen harmonischen Verhältnisse des hellenischen Lebens führt Sch. hier, wie wir sahen, auf das eine harmonische Verhältniß von Sinnlichkeit und Vernunft

und alle Gegensätze des modernen Lebens auf den Verlust jener Harmonie zurück, der durch die fortschreitende Verstandescultur herbeigeführt sei. Zugleich wird jene Harmonie in der höchsten Idee der Menschheit als eine Einheit realer und idealer Momente, der Sinnlichkeit und Vernunft im weitesten Sinne, zu entwickeln versucht. Stellen wir uns mit diesen Gedanken, um so zu sagen, in die Strömung der speculativen Entwickelung, in welche Hegel durch Fichte geführt war, und denken wir uns die Einwirkung der ersten Schelling'schen Arbeiten hinzu, so werden wir zur Annahme berechtigt, daß Hegel gleich ursprünglich aus Sch. sich herauslas, was wir ihn in dem Angeführten als das Wesentliche der Schiller'schen Intentionen bezeichnen sahen. Und diese Auffassung mußte bedeutsam auf seine Gedankenentwickelung einwirken, hatte er doch, wie es scheint, schon vorher sich die Aufgabe gestellt, alle die Widersprüche und Gegensätze der modernen Bildung in einem philosophischen Lehrgebäude denkend zur Versöhnung bringen zu wollen [6]). Die Befangenheit seiner Auffassung Sch's indes wird sich sogleich näher herausstellen. Folgen wir ihm in seiner Entwickelung weiter.

Die Briefe über ästhetische Erziehung sind es, auf die Hegel sich zur Stütze seiner Behauptungen über Sch. beruft [7]). Nach einer ganz oberflächlichen Angabe des Inhaltes derselben, die eigentlich bloß auf den vierten Brief Rücksicht nimmt, heißt es zuletzt, die ästhetische Erziehung gehe nach Sch. darauf, 'die Neigung, Sinnlichkeit, Trieb und Gemüth so auszubilden, daß sie in sich selbst vernünftig werden, und somit auch die Vernunft, Freiheit und Geistigkeit aus ihrer Abstraction hervortrete und, mit der in sich vernünftigen Naturseite vereinigt, in ihr Fleisch und Blut erhalte. Das Schöne ist also als die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen und diese Ineinsbildung als das wahrhaft Wirkliche ausgesprochen'. Im Allgemeinen sei diese Schiller'sche Ansicht schon in Anmuth und Würde, wie in seinen Gedichten darin zu erkennen, daß er das Lob der Frauen besonders zu seinem Gegenstande mache, als in deren Charakter er eben die von selbst vorhandene Vereinigung des Geistigen und Natürlichen erkannt und hervorgehoben habe. 'Diese Einheit nun des Allgemeinen und Besonderen, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Geistigkeit und des Natürlichen,

fährt Hegel fort, welche Sch. als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßte und durch Kunst und ästhetische Bildung in's wirkliche Leben zu rufen unablässig bemüht war, ist sodann als Idee selbst zum Princip der Erkenntniß und des Daseins gemacht und die Idee als das allein Wahrhafte und Wirkliche erkannt worden. Dadurch erstieg mit Schelling die Wissenschaft ihren absoluten Standpunct'.

Zuvörderst sei die Bemerkung gestattet, daß in dieser Bezeichnung der Stellung, welche Schelling zu Sch. einnimmt, deutlich genug sich verräth, wie Sch. doch 'die Ineinsbildung des Vernünftigen und des Sinnlichen' nicht als das 'wahrhaft Wirkliche' konnte ausgesprochen haben; denn wäre dieß der Fall, so hätte es, um die Differenz Schelling's von Sch. zu bezeichnen, offenbar nicht einer besonderen, eigens betonten Hervorhebung bedurft (die Worte 'als Idee' sind unterstrichen), daß Schelling diese Einheit, 'welche Sch. als Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßte', erst als Idee geltend gemacht habe. Denn wenn Sch. jenes Princip als das 'wahrhaft Wirkliche ausgesprochen' oder, wie es früher heißt, es 'denkend als das Wahre' erkannt hätte, so wäre dieß im Sinne Hegel's ohnehin 'als Idee' der Fall gewesen, welche nach ihm 'das allein wahrhaft Wirkliche' ist [8]).

Aber wir wissen, was es bei Sch. in Wahrheit mit jener 'Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen', wie Hegel sich ausdrückt, für eine Bewandtniß hat. In Sch's höchster regulativer Idee der Menschheit und der Schönheit könnte allerdings die speculative Philosophie, wie wir schon gelegentlich hervorhoben, mehr als bloße Analogien mit der Ansicht von der Einheit des Idealen und Realen finden; aber es sollte jene Idee bei Sch. eben eine bloße Idee sein, welcher keine Wirklichkeit jemals vollkommen adäquat sein könnte. Und sogleich auch, wo Sch. diese Idee als Maßstab der Beurtheilung an den wirklichen Menschen und das wirkliche Schöne anlegt, handelt es sich nicht um eine 'Ineinsbildung', sondern um die Uebereinstimmung, das harmonische Verhältniß, um den 'innigen Bund', um das 'Gleichgewicht' jener Momente, welche Verhältnisse, in ihrer höchsten Vollkommenheit gedacht, er freilich wieder auf jene Idee zurückführen zu müssen

glaubte. Für die Wirklichkeit jedoch und in der begreifenden Erkenntniß hält er diese Momente in strenger Geschiedenheit aus einander. Und wie er dem 'Andern außer dem Ich' seine reale Setzung gewahrt sehen wollte, so ist er auch, was Hegel Kant zum Vorwurf macht, 'in den festen Gegensatz von subjectivem Denken und objectiven Gegenständen zurückgefallen'. Ganz ebenso muß es von Sch. gelten, wenn Hegel von Kant sagt, 'bei dieser durch das verständige Denken erkannten Festigkeit des Gegensatzes war für ihn deshalb nichts übrig, als die Einheit nur in Form subjectiver Ideen der Vernunft auszusprechen, für welche eine adäquate Wirklichkeit nicht könnte nachgewiesen werden — deren wesentliches Ansich für ihn durch das Denken nicht erkennbar, und deren praktische Erfüllung ein bloßes stets in die Unendlichkeit hinausgerücktes Sollen blieb'. So habe denn Kant den versöhnten Widerspruch, meint Hegel, wol in die Vorstellung gebracht, doch dessen wahrhaftes Wesen weder wissenschaftlich entwickeln noch als das wahrhaft und allein Wirkliche darthun können [9]). Wenn nun Hegel dem gegenüber mit Emphase behauptet, daß Sch. 'die Einheit und Versöhnung' als 'das wahrhaft Wirkliche ausgesprochen' habe, so ist dieß eine Täuschung, hinsichtlich deren die Ungründlichkeit der Auffassung nur von der überraschend naiven Befangenheit in den Anschauungen des eigenen Systems übertroffen wird.

Hatte Hegel einmal die durchaus Kant'schen Grundlagen der Schiller'schen Theorie ignorirt, so konnte er allerdings, so viel ist gewiß, aus den Stellen, wo Sch., wie wir sahen, das Verfahren des Nachkant'schen speculativen Philosophirens nahe berührt, auch für seine 'dialektische Entwickelung', durch welche er das von Schelling 'als Idee selbst' erkannte Wahre kraft einer ihr immanenten Methode zum System entfalten wollte, einigermaßen Bestärkung gewinnen. Da sei noch besonders hervorgehoben, wie es Hegeln als Bestätigung seiner Ideen erscheinen konnte, wenn in den ästhetischen Briefen dem Standpunct des Verstandes der Standpunct der Vernunft, auf welchem, was jener geschieden hätte, wieder vereinigt würde [10]), entgegengestellt oder wenn das Denken erklärt wird [11]) als eine 'absolute Thathandlung des Geistes, wodurch die

Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung wird' u. s. w.

Persönliche Beziehungen Hegel's zu Schiller.

In der Zeit, wo sich bei Hegel die Grundlagen seiner Anschauungen vollends festsetzten, während seines Frankfurter Aufenthaltes (1796—1801) mochte besonders sein erneuerter Verkehr mit Hölderlin, der gerade damals Sch'n sich wieder genähert hatte und von diesem in reger Antheilnahme gefördert wurde, Hegel'n auf Sch. zurückführen [12]). Gleich hier sei auch der Spuren des persönlichen Verkehres Sch's mit Hegel gedacht, wie die Quellen sie uns bieten. Als Hegel nach Jena übersiedelt war (Januar 1801), fand er bei seinem gefeierten Landsmann ein freundliches Entgegenkommen. Sch. sah es mit Vergnügen, daß Goethe, der in Hegel 'einen ganz vortrefflichen Menschen fand, dem nur in der Klarheit seiner Aeußerungen gar zu viel entgegenstehe' [13]), mit ihm in nähere Verbindung trat. Er fällt das Urtheil, daß Hegeln, was ihm fehle, wol nun schwerlich gegeben werden könne, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe sei im ganzen der deutsche Nationalfehler und compensire sich, wenigstens einem deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes. Daran knüpfte Sch. den Vorschlag, Hegeln mit Fernow zusammenzubringen, 'damit dieser aus seiner Flachheit herausgehe, jener auf eine Lehrmethode denke, um ihm seinen Idealismus verständlich zu machen' [14]). Wir wissen nur noch, daß Goethe auf diesen Vorschlag eingieng [15]).

Verhältniß der Hegel'schen zur Schiller'schen Aesthetik.

Nach den angeführten Entwickelungen Hegel's sollte man meinen, daß er mit Sch., welcher 'Princip und Wesen der Kunst wissenschaftlich erfaßt habe', wenigstens in den Hauptgrundlagen der Aesthetik übereinstimme. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Die Schönheit gilt Hegeln als nichts anderes, denn als die Idee oder das Wahre in der Form begrenzter Erscheinung [16]). Und so ist ihm die Kunst nur berufen, die Wahrheit in Form der sinnlichen Kunstgestaltung zu enthüllen [17]). Auf der Stufe der Kunst ist 'das sich selbst Erfassen des Geistes noch ein unmittelbares und eben darum sinnliches Wissen' [18]). In den Vorlesungen über Aesthetik wird zwar nicht mehr wie früher in der Phänomenologie [19]) und zum Theil noch in der Encyclopädie [20]) die Kunst

ihrem Wesen nach als Religion aufgefaßt, aber sie ist ihm doch nur eine Vorstufe derselben und der Philosophie. Und da die Kunst bei Hegel nur das Wahre als Substanz in sinnlicher Darstellung zur Erscheinung bringen soll, so hat bei ihm das Schöne und die Kunst einen durchaus stofflichen Charakter; ihrer eigentlichen Aufgabe, die schöne Form zu erklären, entschlägt sich die Ästhetik Hegel's vollkommen.

Dem gegenüber kam es Sch'n nicht in den Sinn, seine Idee der Menschheit und der Schönheit als Inhalt des Schönen anzusehen, welcher nur durch den sinnlichen Factor des Kunstwerkes zur Erscheinung gebracht werden sollte. Sie war ihm bloß der Maßstab, das Verhältniß der sinnlichen und ideellen Momente im Schönen zu bestimmen. Daher kann man mit Recht sagen, daß, was bei Sch. bloß Princip der wissenschaftlichen Behandlung der Kunst ist, die Aesthetik Hegel's ihr als Inhalt unterschiebe, abgesehen natürlich von der Verschiedenheit des Schiller'schen Principes und der Hegel'schen Idee. Die selbständige Stellung und Geltung des Schönen und der Kunst und so auch der Aesthetik hätte Sch. nie und nimmer aufgeben mögen. Indes darf nicht verhüllt werden, daß, indem bei Sch. in den mannigfachsten Wendungen das Schöne im Grunde als ein Sinnliches gefaßt wird, das uns zugleich das Uebersinnliche, das Geistige vergegenwärtigt, der Hegel'schen Auffassung vorgearbeitet ist, nach welcher das Wesen des Schönen und der Kunst nur in ein durch die Methode des Systems bestimmtes und dadurch in seiner Darstellung und Entwickelung gelenktes Verhältniß des Geistigen zum Sinnlichen gesetzt wird. Auch mag noch auf folgendes hingewiesen sein. Sch. verlangte vom Schönen und der Kunst Darstellung des Menschlichen, eine Bestimmung, die er, ob sie gleich offenbar den Inhalt betrifft, nichts desto weniger häufig und selbst in Hinsicht der Anwendung seines höchsten Principes auf formelle Weise glaubte verwerthen zu können. In der Kritik Matthisson's begegneten wir, in weiterer Entfaltung einer ursprünglich Kant'schen Idee, der Ansicht, daß der Mensch in der That das einzige Object der schönen Kunst sei und nur im 'Kreise des Menschlichen' von einem Ideale der Schönheit die Rede sein könne. Auch in den späteren Abhandlungen ist eigentlich vom Ideale des Schönen gefordert, daß es in menschenähnlicher Weise das

Geistige mit dem Sinnlichen, ideales und reales, verbinde, daher dem Künstler das Ziel der Individualisirung des Idealen gesteckt wird. Diese Anschauungen wirken in der Hegel'schen Aesthetik nach. Da wird, das Stoffliche dieser Bestimmungen offen legend, gesagt, daß die 'Natur des Ideales' in der 'äußeren Erscheinung' liege, die 'dem Geiste gemäß, die Enthüllung desselben' ist [21]), und dann wird weiter gelehrt [22]): 'in der Kunst soll — der innere Gehalt des Geistes seine Außengestalt erhalten. Dieser Gehalt ist im wirklichen menschlichen Geist, und so hat er wie das menschliche Innere überhaupt seine vorhandene Außengestalt, in welcher er sich ausspricht'. Diese Ansichten sind dann innerhalb der Schule bekanntlich durch Arnold Ruge, der den Begriff der Persönlichkeit für das Schöne zur Geltung bringen wollte [23]), und durch Vischer, dem jede untergeordnete Stufe des Schönen die 'Bedeutung hat, die Persönlichkeit als werdende anzukündigen' [24]), wornach 'Pananthropismus der Standpunct des Schönen gegenüber der Natur' genannt wird [25]), zu breiter Entwickelung gekommen. Hegel's Eintheilung der Kunst in die symbolische, classische und romantische, die eigentlich im Wesen durch die Ansichten der Schlegel aus Sch. vermittelt ist, beruht zuletzt auf dem geistigen Charakter verschiedener Entwickelungsepochen der Menschen, und mit dieser Anschauung wird dann, wie bekannt, die Eintheilung der Künste nach dem Darstellungsmittel in Verbindung gebracht. Bei diesen Grundlagen einer Auffassung des Schönen, wodurch es seiner Natur und Wesenheit nach an das historische Werden geknüpft wäre, was innerhalb der romantischen Schule in extremer Weise zur Geltung gebracht ist, sei daran erinnert, daß, wie sich uns ergeben hat, auch Sch's Eintheilung der Poesie in die naive, classische, und moderne, sentimentalische, das Stoffliche des Schönen betraf, und daß auch sie, was in die Augen springt, auf der Verschiedenheit der Zeitalter beruht.

Blick auf die Aesthetik Vischer's.

Die Anschauungen gerade, welche bei Sch. als Schranke davor standen, daß er trotz seiner fortwährend festgehaltenen Hauptintention, das Wesen des Schönen und der Kunst auf der Form zu begründen, zur Lösung der darin liegenden Aufgabe, so nahe er ihr hie und da auch getreten ist, nicht gelangen konnte, sind inner-

halb der Aesthetik der speculativen Philosophie zu voller Entfaltung gekommen. Die Verschiebung der Formfragen auf das Gebiet des Inhaltes, welche bei Sch. schon durch seine ursprüngliche Ansicht, daß das Schöne als ein sinnliches müsse aufgefaßt werden, begründet war, die Befassung der Forderungen an den Stoff, die Form und selbst an die Künstlernatur in einer einzigen höchsten Formel tritt nun überall mit der Prätension des Nothwendigen und Richtigen hervor. Das Erbe aber, welches Sch., an die Grundlagen der Kant'schen Theorie anknüpfend, der nachfolgenden Aesthetik hinterließ, die Erforschung des rein formellen Charakters des Schönen, worauf seine ganze ästhetische Entwickelung hindrängte, hat die speculative Aesthetik nicht angetreten. Und so ist auch in dem umfassenden Werke Vischer's die bedeutsame Mahnung Sch's, das Wesen des Schönen nur in der Form zu suchen, anerkannt und hervorgehoben, jedoch keineswegs zur Durchführung gebracht. Vischer ist überzeugt [26]), 'daß es Noth thue, die alte Kant'sche Einsicht wieder in ihre Kraft einzusetzen, daß das Schöne ein reines Formwesen und alles stoffartige Interesse ihm fremd ist', und an einer anderen Stelle sagt er [27]), daß das Schöne reine Form sei, habe zuerst Goethe und Sch. in seiner ganzen Bedeutung gefaßt und in unzähligen Wendungen ausgesprochen. Aber der Nachweis würde nicht schwer sein, wie wenig es Vischern gelungen ist, diesen Intentionen nachzukommen [28]), und darinnen möchte sich wol zeigen, daß auf dem Wege, den die Hegel'sche Speculation einschlägt, überhaupt der Grundaufgabe der Aesthetik nicht beizukommen ist.

Den Irrthum Hegel's aber in Betreff der Stellung Sch's zur Entwickelung der nachkant'schen Speculation, wornach die Schule fortfuhr, Sch'n gewissermaßen zu einem ihrer Heiligen zu zählen, hat Vischer mit Bestimmtheit beseitigt. Wie er von Kant sagt, daß dieser 'die Schranken des Systems' nicht zu überwinden im Stande gewesen wäre und deshalb nicht zu der 'wahren Grundlage einer objectiven Bestimmung des Schönen, der Einheit des Begriffes und der Realität' gekommen sei, so wird auch von Sch. die Behauptung aufgestellt, daß er überall diese Einheit in Aussicht gestellt, aber, 'in Kant'schen Voraussetzungen befangen', sie nicht habe begründen können [29]). Vischer erkennt, daß Sch's 'treffliche

ästhetische Abhandlungen ganz auf Kant'schem Boden stünden'. Und wenn er weiter entwickelt, 'die Einheit von Geist und Natur, Unendlichkeit und Endlichkeit, Materie und Form, Pflicht und Neigung, Idee und Begrenzung, Freiheit und Nothwendigkeit, die freie Zustimmung des sinnlichen Impulses zum Sittlichen', wie sie Sch. in hundert Wendungen ausspreche, sei bei ihm 'immer nur Ziel, erstrebtes, Postulat, zu erklären sei sie nicht, eine Wirklichkeit sei sie nicht' 30); so liegt darin freilich eine ganz andere Auffassung, als in jenen Täuschungen Hegel's. Doch müssen wir uns dagegen auf's nachdrücklichste verwahren, als könnten in jenen 'hundert Wendungen' in der That überall Anhaltspuncte für die behauptete Einheit der Gegensätze im Sinne der Identitätsphilosophie gefunden werden. Auch Kant begegnet es in Darstellungen aus der Hegel'schen Schule, daß man, im Widerspruche mit einer treu sich anschmiegenden Untersuchung, die Verbindung von Momenten, welche auf den Begriff der Natur, der Freiheit und des Verstandes zurückleiten, z. B. in seiner Erklärung des genialen Schaffens und des Kunstproductes oder der organischen Wesen als Naturzwecke ohne weiteres als eine Identität von Natur und Freiheit, von Natur und Verstand behandelt. Es ist dieß bekanntlich ein hauptsächlicher Anhaltspunct, Kant's Lehre durch ihre eigene angebliche Inconsequenz aus sich heraus in den Standpunct der Identitätsphilosophie drängen zu wollen. Indem man gleich von vorneherein unter fremdartigen Voraussetzungen an die Lehre herantritt, hat man dann mit jener Inconsequenz freilich ein leichtes Spiel. Was Sch. betrifft, so liegt der von Vischer angenommenen Einheit der Gegensätze in einer Reihe von Fällen in der That nur eine Uebereinstimmung, ein harmonisches Verhältniß der bezeichneten Glieder zu Grunde, von den Fällen, wo die augenscheinlich bloß dichterische Ausdrucksweise zu jener Behauptung Veranlassung geben könnte, ganz zu geschweigen. Dort aber, wo Sch. sich in regulativer Absicht zu subjectiven Ideen der Vernunft erhebt, darin der Gegensatz des Idealen und Realen in einer höheren Einheit ausgeglichen sein sollte, wie besonders im achtzehnten ästhetischen Briefe, da ist ihm diese Einheit nicht nur unerklärbar und keine Wirklichkeit, sondern es wird geradezu gesagt, 'nichts ist ungereimter und widersprechender,

als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden' [31]). Der eigentliche springende Punct im Verhältniß der Schiller'schen zur Identitätsphilosophie betrifft das Princip der Identität von Denken und Sein, welche allein die wissenschaftliche Basis der behaupteten Einheit des Idealen und Realen als des wahrhaft Wirklichen ist und sein könnte. Dieß Princip erscheint nun von den Fundamenten der Schiller'schen Ueberzeugungen aus als absurd und verwerflich. Und dieß bleibt unwidersprechlich bestehen, wenn wir auch im einzelnen diese richtige Einsicht gegen Sch's Theorie selbst kehren mußten. Es lief Sch'n vollständig zuwider, den Widerspruch, wie die Schule Hegel's thut, da nun einmal das Widersprechende im Denken nicht zu vereinigen ist, zum Princip des Denkens selbst zu machen [32]).

5. Verhältniß zur Romantik und Schluß.

Zur Orientirung.

Der Einfluß Sch's auf die Genesis und Entwickelung der speculativen Philosophie und Aesthetik ließ sich gerade bei den Häuptern der verschiedenen Richtungen in den Grundlagen der Lehre als ein unmittelbar eingreifender nachweisen. Bei den Epigonen des idealistischen Philosophirens ist dieß in gleicher Weise nicht möglich. Da ist der Einfluß Sch's in den entscheidenden Puncten ein mittelbarer, der sich auf gesondertem Wege nicht weiter verfolgen läßt. Dieß gilt nicht allein hinsichtlich des breiten Bodens, den sich die Hegel'sche Schule zu erobern wußte, sondern auch hinsichtlich der Bestrebungen, die unmittelbar an Schelling anknüpfen oder mehr oder weniger selbständig mit ihm in Beziehung stehen. In den Theorien jedoch, welche, von der speculativen Entwickelung der Philosophie beeinflußt, aus dem Kreise der romantischen Dichter hervortraten, dürfen wir einen directen Einfluß von Ideen Sch's gerade auf den Ursprung ästhetischer Doctrinen annehmen, in denen jene Dichter leitende und rechtfertigende Grundsätze ihres Verfahrens zu erblicken glaubten.

Fr. v. Schlegel's Aufsatz über das Studium der Griechischen Poesie'.

Die eigentliche Geburtsstätte der theoretisch-ästhetischen Anschauungen der Romantiker ist Friedrich v. Schlegel's Aufsatz 'über das Studium der Griechischen Poesie'. Kurz nach Sch's epochemachenden Abhandlungen, den ästhetischen Briefen und 'über naive und sentimentalische Dichtung', geschrieben (1795—96), zeigt er in allen seinen Theilen die mächtige Einwirkung der Schiller'schen Ideen. Sch's Terminologie und Redewendungen be-

gegnen wir fast auf jeder Seite. Der Gegensatz der antiken und modernen Dichtung, den Schlegel unter dem Einflusse der Schiller'schen Darstellung weiter auszubilden strebt, ist das Hauptthema der Abhandlung. So treffend nun auch bei der reichen Kenntniß Schlegel's vom Griechischen Alterthum einige Züge die von Sch. gegebene Charakteristik zu ergänzen im Stande sind, so kann man doch dem Aufsatze im ganzen keineswegs nachrühmen, die Hauptpuncte der Schiller'schen Anschauung weiter gefördert oder zu größerer Klarheit verarbeitet zu haben. Wir fürchten im Gegentheile nicht zu irren, wenn wir sagen, daß in demselben die bestimmten Ergebnisse, nach welchen wir aus den Schiller'schen Abhandlungen das bleibend Geltende hervorzuheben suchten, auf unerfreuliche Weise wieder verwischt erscheinen. Schlegel steht hier zu Sch. in einem ähnlichen Verhältnisse wie Herder zu Lessing. Doch liegt uns nicht ob, das Eigenthümliche der Ausführung kritisch zu beleuchten, wir wollen bloß die Momente hervorheben, die, an Sch. anknüpfend, als Ausgangspuncte der ästhetischen Auffassungsweise bei den Romantikern gelten müssen.

Die Grundlage der Schlegel'schen Charakteristik des Gegensatzes der Griechischen und neueren Dichtung sind im Wesentlichen die unterscheidenden Merkmale, die Sch. von der naiven und sentimentalischen Dichtung festsetzte. Ganz ähnlich wie Sch'n sind auch ihm die Hauptzüge der 'sentimentalen' Darstellung 'das Interesse an der Wirklichkeit des Ideales, das Reflexionsgefühl über das Verhältniß des Idealen und Realen und die Beziehung auf einen individuellen Gegenstand der idealisirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjectes' [1]). Und an einer anderen Stelle [2]) heißt es: 'auffallend war es mir — daß in Sch's treffender Charakteristik der drei sentimentalen Dichtarten das Merkmal eines Interesses an der Wirklichkeit des Idealen in dem Begriff einer jeden derselben stillschweigend vorausgesetzt oder sichtbar angedeutet wird. Die objective Dichtkunst aber, fügt er ganz im Geiste und theilweise mit Worten Sch's hinzu, weiß von keinem Interesse und macht keine Ansprüche auf Realität. Sie strebt nur nach einem Spiel, das so würdig sei als der heiligste Ernst, nach einem Schein, der so allgemeingiltig und gesetzgebend sei als die unbedingteste

Wahrheit'. So wird dann in der ganzen Abhandlung der Gegensatz des Naiven und Sentimentalischen als Gegensatz objectiver und interessanter Darstellung bezeichnet.

Sch. gieng, wie wir wissen, von der Voraussetzung aus, daß in der Griechischen Kunst die Harmonie der Kräfte des Gemüthes, wie sie dem Griechischen Charakter selbst eigen gewesen wäre, und die er zusammenfassend als Harmonie der Sinnlichkeit und der Vernunft zu behandeln pflegte, ihren Ausdruck gefunden habe. Aber dieser Zustand der subjectiven Harmonie, hörten wir ihn lehren, konnte bei fortschreitender Verstandescultur nicht bestehen, das Band der Einheit der Gemüthskräfte mußte zerreißen und in getrennter Weise und auf getrennten Wegen die einzelnen Kräfte ihre Vervollkommnung suchen. Inwiefern ihm nun die Kunst überhaupt stets als der Ausdruck des in sich einigen, harmonischen Menschencharakters galt, so sah er den modernen Dichter im Streben nach jener Einheit begriffen, wenn er auch die einmal verlorene nicht in der früheren natürlichen Vollkommenheit zu erreichen im Stande sei. Ganz auf dem Grunde dieser Anschauungen steht die Entwickelung in dem Aufsatze Schlegel's. Nur in dem Zustande der 'natürlichen Bildung', wie sie in ihrer Vollkommenheit bei den Griechen hervorgetreten sei, sieht er eine ebenmäßige, harmonische Entfaltung der Kräfte des Gemüthes. 'In der künstlichen Bildung geht diese Gleichmäßigkeit durch die willkürlichen Scheidungen und Mischungen des lenkenden Verstandes verloren' und, in der auch Sch'n, wie wir hörten, geläufigen Identificirung und Mengung der Forderungen an das künstlerische Subject und Object auf die Kunst überspringend, fügt er hinzu: 'die künstlich fortschreitende Vervollkommnung des lenkenden Verstandes kann sich die Gesetzmäßigkeit der höchsten Vollendung und Blüte der Kunst, wie sie solche in der Bildung und durch die freie Entfaltung der Natur erreicht, nachbildend zueignen, jene harmonische Gleichmäßigkeit aber kann derselbe nicht völlig wieder herstellen; die einmal elementarisch aufgelöste Masse gelangt nie wieder zu einer wahren organischen Einheit und inneren Uebereinstimmung. Der Gipfel der natürlichen Bildung der schönen Kunst (er meint die Kunst der Griechen) bleibt

daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung' [3]).

Kann in den behandelten Puncten Schlegel mit Recht Sch'n zum Gewährsmann aufrufen, so ist dieß hinsichtlich der schließlichen Resultate keineswegs der Fall, zu welchen er von diesen Anschauungen aus seinen Weg nimmt. So häufig auch von der Nothwendigkeit für die neuere Kunst, nach dem Ideal objectiver Schönheit zu streben, das in der Griechischen Kunst erreicht sei, gesprochen wird, so kann es doch dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß in dem Aufsatze ein auffallender Zwiespalt sich geltend macht. Die ganze Entwickelung läuft zuletzt auf eine Billigung und Rechtfertigung der subjectiv willkürlichen, sich frei über die Grenzen der reinen Formwirkung erhebenden, in schlechtem Sinne bloß interessanten Darstellung hinaus. Was Schlegel in der Vorrede verspricht [4]), daß der Leser 'endlich durch eine sehr glänzende Rechtfertigung der neueren Kunst überrascht und belohnt sein werde', das hat er treulich gehalten. Denn in der That tritt er uns zum Schlusse seiner Darstellung mit dem Resultate entgegen: 'jedes große, wenngleich scheinbar noch so regellose Product des modernen Kunstgenies ist ein ächter an seiner Stelle höchst zweckmäßiger Fortschritt und, so fremdartig die äußere Ansicht auch sein mag, eigentlich doch eine wahre Annäherung zum Antiken' [5]). Das Motiv für diese Annahme findet er auf sonderbare Weise in der Anschauung, daß die neuere Kunst, im ganzen übersehen, einem innerlich zusammenhängenden, harmonischen Organismus zustrebe [6]). Während Sch. die sentimentalische Kunst nur von Seite ihres tieferen Gehaltes gerechtfertigt sah, von jedem e i n z e l n e n Künstler und Kunstwerke aber forderte, daß es dem Ziele der reinen Formwirkung des objectiv Schönen sich nähere, ist dieses den Schlegel'schen Ansichten gemäß nicht mehr ein unerläßliches Attribut des einzelnen Kunstwerkes, sondern gewissermaßen der ideelle Exponent der ganzen modernen Kunstentwickelung. Liegt hierin auch der gefährliche Keim jener Pflege und Hegung der formlosen Willkür, wie sie nachher in der Dichtung der Romantik ihre Saturnalien feierte, so ist doch zugleich in dieser Anschauung ein Ausgangspunct für die Richtung der Romantiker auf die historische Betrachtung der neueren Dich-

tung und ein Hauptmotiv ihrer hingebenden Sorgfalt zu suchen für das individuell Charakteristische im gesammten Bereiche der Weltliteratur.

Fried.'s v. Schlegel 'Gespräch über die Poesie'.

Von dem schließlichen Resultate der besprochenen Abhandlung aus geht Schlegel durch seine Kritiken im Athenäum hindurch zu jenen Extremen fort, die am unverhülltesten in dem 'Gespräch über die Poesie' vom Jahre 1800 hervortreten. Da begegnet uns gleich eingangs wie ein Motto der ganzen Auffassung der Satz [7]): 'jede Muse sucht und findet die andere, und alle Ströme der ewigen Phantasie fließen zusammen in das allgemeine große Meer der einen untheilbaren Poesie'. Und weiter: 'die Vernunft ist nur Eine in allen und dieselbe; wie aber jeder Mensch seine eigene Natur hat und seine eigene Liebe, so trägt auch jeder seine eigene Poesie in sich'. Bei diesen Anschauungen wird dann jedes objective Kunsturtheil abgeschnitten, und so heißt es [8]): 'die Ansicht eines jeden von ihr (der Poesie) ist wahr und gut, insofern sie selbst Poesie ist'; und damit stimmt überein, wenn später gesagt wird [9]): 'das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen'.

Die romantische Kategorie der 'classischen und romantischen Dichtung' und ihr Verhältniß zu Sch.

Hier ist auch der Ort, wo Schlegel den Begriff der 'romantischen Dichtung', welcher Ausdruck schon in den Aufsätzen im Athenäum an Stelle jenes der 'interessanten Dichtung' getreten war [10]), näher zu bestimmen sucht. Sch's Gegensatz des Naiven und Sentimentalischen ist in den des Classischen und Romantischen verwandelt; aber mit den alten Bezeichnungen haben sich auch die bestimmten Begriffe verloren, die Sch. damit verband. 'Nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch, sagt Schlegel [11]), ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. in einer ganz durch die Phantasie bestimmten Form darstellt', sentimental aber ist ihm nichts anderes, als 'das, was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige' [12]). Und ohne den Unterschied der romantischen von der antiken Poesie im 'objectiven Schönen' der Form festzustellen, setzt er vielmehr [13]) das 'bestimmte Merkmal

dieses Gegensatzes' darein, daß in der antiken Poesie 'keine Rücksicht genommen ist auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst', daß sie sich deshalb 'durchgängig an die Mythologie anschließe und sogar den eigentlich historischen Stoff vermeide, da die romantische Dichtung hingegen ganz auf historischem Grunde ruhe, weit mehr, als man es wisse und glaube'. Hier liegt ihm der 'große Unterschied', und es ist erklärlich, wie er sohin von der Einführung einer eigenthümlichen Art symbolischer Naturauffassung als einer 'neuen Mythologie', wozu die moderne Naturphilosophie die Grundlage bieten soll, die wahre Verjüngung der Poesie nach dem antiken Muster erwarten konnte [14]).

Radicaler Gegensatz Sch's und der Romantiker.

Auf den schwanken Wogen dieser phantastischen Aesthetik sind die sicheren Leitsterne der Schiller'schen Ideen verschwunden. Weit entfernt, in der reinen Form der Schönheit die künstlerische Vollendung zu suchen, wird in jenen Anschauungen dem subjectiven Empfindungsantheil und der stofflichen Wirkung gleichsam ein Freibrief ausgestellt und Sch's Satz, im Kunstwerk sei der Ernst nur Spiel und das Spiel der wahre Ernst, womit nichts als die reine Formwirkung bezeichnet sein sollte, dahin verkehrt, daß der Stoff zu willkürlichem Spiele der Phantasie dahingegeben und selbst das Gesetz der Natürlichkeit über Bord geworfen wird. Der Ton, den der 'Doctrinär der Schule' angeschlagen, klingt dann in den allgemeinen Kunsturtheilen bei Novalis und Tieck und selbst bei A. W. v. Schlegel vielfach und in mannigfachen Variationen wieder [15]). Sch'n aber lief nichts mehr zuwider als die Extravaganzen solcher Theorien; wie um einen Mittelpunct hatte sich seine ästhetische Forschung um die Ansicht bewegt, daß nur jene Phantasie eine künstlerische genannt werden könne, die nach objectiven und allgemeingiltigen Gesetzen verfahre. Der Satz in der Vorrede zur Braut von Messina, daß die Kunst, indem sie das Ideale darstelle, zugleich dem Natürlichen treu bleiben müsse [16]), ist ohne Zweifel nicht ohne absichtliche Beziehung auf die Theorien der Romantiker durchgeführt. Augenscheinlich gegen diese richtet sich die Stelle, welche zugleich in treffender Weise das sittliche Moment zur Beurtheilung heranzieht, wo es heißt [17]): 'wem — eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden,

der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Combinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel — ist kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich an einander reihen, heißt nicht in's Ideale gehen'. Damit stimmt ein früheres Urtheil über die Dichtung der Romantiker überein. Körner hatte Schlegel's und Tieck's Almanach auf 1802 in einem Briefe an Sch. in scharfer Weise besprochen [18]). 'Wehe der Poesie, ruft er aus, wenn dieser Geschmack je herrschend werden sollte'. Und weiter: 'das Herz fordert ein Bild von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese Poesie gibt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit'. Und Sch. antwortet [19]): 'was Du mir davon (von dem Almanach) schriebst, ist auch mein Gefühl; obgleich ich gestehen muß, daß ich kein eigentliches Urtheil in der Sache habe, weil ich es schlechterdings nicht von mir erhalten konnte, mehr als einige Gedichte aus diesem Almanach zu lesen. Die Manier dieser Herren und ihre ganze daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann'.

Allgemeine Analogien.

Das Ideal der Schönheit und der productiven ästhetischen Stimmung hatte Sch. in dem objectiv Wesenhaften der menschlichen Natur begründet, aber für das Schöne der Wirklichkeit und die Verschiedenheiten der Künstler- und Menschennatur brachte er die Berechtigung des individuell Charakteristischen zu entschiedener Geltung; ebenso hatte er das abstracte und rein formelle Moralprincip der kritischen Schule mit dem concreten Inhalt des sittlich Individuellen zu erfüllen gestrebt. Man kann mit Recht sagen, daß seine ästhetischen Abhandlungen in's besondere die große Schlußarbeit neben der Reinhaltung des allgemeingiltigen Wesens im Charakter des Aesthetischen und Moralischen von der Hinneigung zur Individualität, wie dieß seiner eigensten dichterischen Natur entspricht, in lebensvoller Weise durchdrungen sind. Das Gleiche haben wir unverkennbar in W. v. Humboldt's ästhetischen Arbeiten fortwirken sehen. Unzweifelhaft steht die Doctrin und Praxis der Ro-

mantiker, wornach sie, freilich bis zur Abschwächung oder zu völligem Verschwinden der objectiven und allgemeingiltigen Grundlagen in Aesthetik und Moral, dem Principe des Individuellen nachhingen und für das Interessante, Ausdrucksvolle und specifisch Charakteristische den breitesten Boden in Anspruch nahmen, mit Schiller'schen Anschauungen im innigen Zusammenhange. Ja man könnte sich versucht fühlen Theorien, wie selbst Schleiermacher's, durch das individualistische Moment ihrer Auffassung des Schönen und Moralischen auf diese Beziehungen zu setzen. Wenn ferner bei den Theoretikern der Romantik und bei Niemandem in so aufdringlicher Weise wie bei Adam Müller, gleichsam zur Entschädigung für den Mangel klarer Lösung der Probleme, das Auskunftsmittel einer tiefsinnig scheinenden Versöhnung begrifflicher Gegensätze zur Anwendung kommt, worin die Einheit des Geistigen und Sinnlichen, der Idealität und Individualität die bedeutendste Rolle spielt, so ist es erklärlich, wenn man sich dabei häufig nicht allein an die Philosophen der idealistischen Schule, sondern zugleich an manche Ideen und Aussprüche Sch's gemahnt sieht. Man könnte selbst Solger's speculative Parallele der künstlerischen und göttlichen Schöpferthätigkeit zu Schiller'schen Anschauungen halten, um so mehr, da bei Sch. die Idee der Menschheit, als deren Symbol ihm das Kunstwerk galt, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, wie wir ihn sagen hörten, zur Gottheit zurückleiten sollte [20]). Auch lassen sich solcherlei allgemeine Analogien leicht noch vermehren und in spätere Phasen der Philosophie und Aesthetik verfolgen. Selbst Krause's umfassende Anwendung der Schönheitsidee auf das Leben des Einzelnen und der menschlichen Gesellschaft erinnert in entfernter Weise an ähnliche Intentionen Sch's. Indes wie sind hier auf einen Boden geführt, wo der bestimmte Nachweis einer directen oder von der allgemeinen Strömung speculativer Gedankenentwickelung gesonderten Einwirkung Sch's mit Sicherheit nicht durchzuführen ist. Eine exacte Forschung muß vielmehr entschieden davor warnen, bloße Verwandtschaften und Analogien von Ideen, wenn sie auch noch so überraschend sich darbieten, ohne weiters mit deren genetischem Zusammenhange zu verwechseln.

Wir wollen nun nicht weiter untersuchen, wie die Romantiker aus Sch's Anwendung 'symbolische Behelfe', um deren Begriff wir ihn noch später werden bemüht sehen [21]), und womit beispielsweise die Aufnahme der Schicksalsidee und die Benützung katholischer Anschauungsformen in seinen Dramen in Verbindung steht, Nahrung ziehen, oder wie sie aus seiner Lehre vom echt menschlichen Charakter der Kunst und Dichtung in ihrer Ansicht, die Poesie mit dem Leben zu verschmelzen, sich bestärken konnten. Nur sei noch gestattet, eine der romantischen Kategorien, die sogenannte Ironie, mit Rücksicht auf Sch. zu beleuchten.

Die romantische Kategorie der Ironie in ihrer Beziehung zu Sch.

Der Begriff der Ironie wurde von den Romantikern selbst nirgends in fest bestimmter Weise entwickelt. Man ist hierin an die mannigfachen Wendungen gewiesen, in welchen sie diesen Ausdruck gebrauchen. Hegel [22]) bekanntlich glaubte die romantische Ironie in einer allgemeinen und ethischen Bedeutung fassen zu müssen. Er sieht darinnen [23]) 'das Princip der genialen Individualität', die sich über alles 'Herrliche, Große, Vortreffliche' hinaussetzt und die 'objectiven Kunstgestalten' nur dazu verwendet, dasjenige, 'was dem Menschen Werth und Würde hat, als Nichtiges in seinem Sichvernichten zu zeigen. Darin liege denn, daß es nicht nur nicht Ernst sei mit dem Rechten, Sittlichen, Wahrhaften, sondern daß es an dem Hohen und Besten nichts ist, indem es sich selbst vernichtet und so die Ironie über sich selbst ist'. Nun ist nicht zu läugnen, daß Schlegel und die Romantiker in Theorie und Ausübung häufig zu dieser Auffassung Veranlassung geben, doch hat sich Hegel damit nicht auf die Bedeutung beschränkt, die der Ausdruck in der Schule selbst empfängt. Solger, der im Wesen auf Schelling steht, und bei dem die romantischen Kategorien eine Art speculativer Klärung und Reinigung finden, sieht die Ironie dem eigenthümlichen Gange seiner Theorie gemäß in dem Bewußtsein, daß alle Wirklichkeit nur 'Offenbarung der Idee' ist, daß aber die Idee, sobald sie in die Wirklichkeit übergehe, und dieß ist nach seiner Ansicht auch beim künstlerischen Schaffen der Fall, etwas Nichtiges werde und untergehe [24]). Bei Schlegel jedoch und Tieck hat der Ausdruck eine engere ästhetische Bedeutung und wird zumeist dort gebraucht, wo es sich darum handelt, Recht und Pflicht

des Künstlers zu bezeichnen, die Schöpfungen seiner Phantasie 'wirklich auch als Spiel zu nehmen und darzustellen' und die Täuschung, die sie hervorrufen, selbst zu zerstören[25]). Von dieser Seite allein können wir die Ansicht mit Schiller'schen Ideen in Beziehung setzen. Sch. drang, wie wir wissen, darauf, den Zweck der Illusion, der 'beliebten Wahrscheinlichkeit, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt', von der Kunst ferne zu halten; sie sollte vielmehr 'den Schein, den sie schafft, aufrichtig selbst zerstören'. Hierin konnten die Romantiker allerdings Anhaltspuncte ihrer Auffassung sehen, doch in der That liegt zwischen ihrer und Sch's Anschauung eine tiefe Kluft. Durch das Mittel des objectiv Idealen selbst wollte Sch. verhindert sehen, daß die Kunst den Schein 'der Wahrheit betrüglich unterschiebe', während der romantische Dichter dem Gedanken der Ironie gemäß hinter seinem Werke hervortritt, den erzeugten Schein, am häufigsten in einer Art Selbstparodie, wieder zerstört und die subjective Willkür im Spiele seiner Phantasie uns zu empfinden gibt.

Schluß.

Dasselbe Hauptresultat, sondert Sch's Ansichten von jenen der speculativen Philosophenschulen und bildet die feste Scheidewand, die seine Ideen vor jeder Vermischung mit den Theorien der Romantiker schützt. Es ist die unwandelbare Ueberzeugung von dem allgemeingiltigen objectiven Formcharakter des Schönen und der Kunst. Ist es Sch'n auch nicht gelungen, diese Ueberzeugung zu vollkommmen consequenter Klarheit zu erheben, kam er auch nicht dazu, das Wesen des Formellen im Schönen in ganzer Reinheit zu erkennen und der treu gehegten Intention der Scheidung von Stoff und Form zu genügen, vermengten sich ihm auch trotz seiner erleuchteten Einsicht über die höchste Wirkung des Schönen und der Kunst die Forderungen an den Stoff, die Form und das künstlerische Subject, so springen doch, wie sich gezeigt hat, aus seiner Darstellung wie von selbst Gesichtspuncte hervor, welche auf den fest gesicherten Boden aller ästhetischen Forschung leiten können. Dadurch gewinnen die ästhetischen Arbeiten Sch's einen Werth, der ihnen neben der reichen Wahrheit einzelner Urtheile und dem unvergänglichen Gepräge seiner Darstellungsweise auch für das Gebiet exacter Forschung bleibende Bedeutung sichert.

Wie Sch. in dem Grundthema seiner Aesthetik mit einem von Kant gelegten Fundamente übereinstimmt, dem er übrigens schon, wie sich ergab, nahe getreten war, ehe er die Kritik der Urtheilskraft kennen lernte, so sahen wir ihn noch zuletzt in seinen philosophischen Ansichten überhaupt auf den Kant'schen Boden sich stellen. Und hat er auch, wozu wir öfter auf dem Wege unserer Darstellung geführt waren, durch seine dichterische Art des Philosophirens die Entwickelung der speculativen Philosophie nicht unwesentlich befördert, so hat er sich doch mit klarem Bewußtsein in der Ueberzeugung von der Abhängigkeit aller Erkenntniß von der Erfahrung gegen ihre Strömung behauptet, einer Ueberzeugung, nach welcher er gerade in der Zeit seiner größten speculativen Anspannung (October 1795) an Goethe schreiben konnte [20]): 'die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will'.

Anmerkungen.

I. Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

[1]) Vor 1793 kannten sich Sch. und Humboldt nur wenig, wie letzterer selbst sagt (Brfw. Vorerinnerung 3). Durch seine Braut war Sch. zuerst auf Humboldt aufmerksam geworden (Sch. u. Lotte 339. 342. Vgl. 493. 541. 564). Im Winter 1789 machte Sch. während eines Aufenthaltes in Weimar die Bekanntschaft mit W. v. Humboldt, und Humboldt begleitete Sch'n bei dessen Rückreise nach Jena (Sch. u. Lotte 578). Die Berührungen, die unmittelbar nachher noch erfolgten, waren flüchtig (vgl. K. v. Wolzogen, Nachlaß II. 168).

[2]) Brfw. m. Humboldt S. 88. [3]) 'Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staates um das Wohl seiner Bürger erstrecken?' Sch's Thalia 1792. Heft 5. S. 131–169. W. v. H's WW. II. Bd. 242 ff. Die ganze Abhandlung, die Sch. Göschen zur Drucklegung empfahl (Sch's Briefe. Berl. Sammlung I. 812), ist erst Breslau 1851 von Cauer herausgegeben, der auch in der Einleitung eine Geschichte des Werkes gibt.

[4]) Brfw. 93. Vgl. 101. 103. [5]) WW. a. a. O. 242. [6]) In Cauer's Ausgabe 114. [7]) R. Haym, W. v. Humboldt, Berlin 1856. S. 63 f. [8]) A. a. O. 62. [9]) WW. a. a. O. 245. [10]) Vgl. hierüber Haym a. a. O. 72. [11]) Vgl. Haym a. a. O. 76 f. [12]) Museum der Alterthumswissenschaft v. Wolf-Buttmann Bd. I. 126—129 und 133—137.

[13]) Sch. hatte Dalberg zugleich mit Humboldt im Hause seiner Braut kennen gelernt und fand sich wie Humboldt von Dalberg's liebenswürdig enthusiastischem Wesen gefesselt.

[14]) Humboldt an Wolf, WW. V. Bd. 38 f. Auch bei Hoffm. Nachl. IV. 519. [15]) Vgl. Brfw. m. K. III. 138 f. u. K. v. Wolzogen, Nachlaß II. 3. 4. u. Haym a. a. O. 91 f. [16]) Ebd. [17]) Brfw. III. 171. [18]) Brfw. a. Körner v. 6. Aug. 1797. IV. 45. [19]) Brfw. mit H. Vorer. 13. [20]) Humboldt an Körner in dem in der Schrift 'Aus Weimars Glanzzeit' mitgetheilten Briefe.

[21]) Brfw. Vorer. 7. [22]) Brfw. m. H. 174. [23]) Vgl. oben S. 265. [24]) Brfw. 444. [25]) Ebd. 450. [26]) Ebd. 123. [27]) Ebd. 169. Vgl. 301. 483. [28]) Ebd. 484 f. [29]) Brfw. m. Körner III. 171. [30]) Brfw. 485. [31]) Ebd. 481. [32]) Brfw. Vorer. 10. [33]) Brfw. 345 f. Vgl. 187. [34]) Ebd. 435. Vgl. das Urtheil Sch's über Humboldt iu dem Brfw. m. K. IV. 46. [35]) Vgl. zum Folg. Brfw. m. H. 383 f. [36]) Ebd. 216. [37]) Ebd. Vorer. 15 f.

[38]) Ebd. 222. [39]) Brfw. m. K. III. 171. Vgl. 176. [40]) Vgl. Brfw. m. K. III. 305. Brief vom 6. Nov. 1795, den Sch. Humboldten mittheilt (Brfw. m. H. 292), indem er dessen Gegensatz dazu voraussetzt. [41]) Vgl. Haym a. a. O. 105. [42]) Vgl. Brfw. m. G. N. 11. 84. 99. und Brfw. m. H. 202. [43]) Ebd. 246. [44]) Ebd. 254. [45]) Ebd. 309.

[46]) Ebd. 222. [47]) Vgl. anch Haym a. a. O. 104. [48]) Brfw. 215. [49]) Jena'sche Lit. Z. 1794. N. 315–317. WW. I. 185–214. [50]) Wenn Haym a. a. O. die Spuren Schiller'schen Einflusses in der Schrift nicht entscheidend findet, so will dieß wol nur sagen, daß sie die Entstehung der Schrift nicht erklären können, für die der Beurtheilung zu Grunde gelegte Anschauung ist Sch's Einwirkung allerdings entscheidend.

[51]) A. a. O. 185 f. [52]) S. 45. [53]) A. a. O. 189. [54]) Ebd. 194. [55]) Vgl. Brfw. Vorer. 28 f. [56]) A. a. O. 188. [57]) Ebd. 210. [58]) Ebd. 199. [59]) Ebd. 200. [60]) Ebd. 204. [61]) Horen 1795. II. St. N. V. WW. IV. 270 ff. [62]) A. a. O. N. III. [63]) Vgl. besonders S. 243 u. 258 ff. (WW. II). [64]) Brfw. m. K. III. 71 f. [65]) Anm. u. W. 48 f.

[66]) WW. IV. 273. [67]) Vgl. oben S. 194 f. [68]) A. a. O. 283. [69]) Ebd. Anm. [70]) Ebd. 289. [71]) Ebd. 291 f. [72]) Brfw. III. 231. 241. Vgl. indes 235. und Körner's Urtheil 238 f. mit Bezug auf 221 und 216. [73]) Brief Kant's an Sch. vom 30. März 1795. Kant's WW. XI. 169 f.

[74]) Horen a. a. O. III. St. N. IV. Fortsetzung im IV. St. N. II. WW. I. 215 ff. [75]) Die Arbeit an dem 10.–16. Brief fällt, wie oben nachgewiesen ist, in die Monate Nov. u. Dec. 1794. Im December nun berichtet Sch. an Körner (III. 231) von Humboldt's 'Aufsätzen über die Weiber (denn es werden deren mehr)', spricht vom Inhalte des früheren Aufsatzes und fügt hinzu: 'sobald er fertig ist, soll er ihn Dir schicken'. An die Arbeit vom 17. Brf. an geht Sch. erst im Februar 1795, und da der Aufsatz Humboldt's 'über männl. u. weibl. Form' schon im III. St. der Horen beginnt, das Ende März fertig ist (a. K. III. 255), so wird die Arbeit Humboldt's an demselben mit Wahrscheinlichkeit in den Anfang des Jahres 1795 zu setzen sein, also noch vor Sch's Hauptarbeit an der letzten Folge der Briefe.

[76]) A. a. O. 215 f. [77]) Ebd. 234. [78]) Ebd. 237. 248. [79]) Ebd. 216. [80]) Ebd. 238. Anm. [81]) WW. X. 60. [82]) Brief 15. WW. u. X. 202. [83]) A. a. O. 217—230. [84]) Ebd. 234. [85]) Ebd. 217. [86]) Ebd. 244. [87]) Ebd. 253.

[88]) Wenn Humboldt in dem Charakteristischen oder im Ausdruck, bei welchem, wo er verwaltet, eine Beherrschung der Züge durch das Gemüth, so daß diese gehindert seien, ihrer eigenen Freiheit, d. i. also der 'Natur', zu folgen (vgl. ebd. 253), einen Widerspruch gegen das Idealschöne erkennt, indem sich der Ausdruck bloß auf Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränkt, das Idealschöne aber der Totalität des Gemüthes entspricht, so ist dieß ganz dem Geiste Sch's gemäß. Vgl. 252. 254. Auch Sch. hätte den Ausdruck im Humboldt'schen Sinne als stete Schranke menschlicher Kunst anerkannt, da ihm jene Totalität des Gemüthes, bei welcher allein der vorwaltende Ausdruck verschwinden würde, gleich Humboldten bloß als Ideal galt. Vgl. indes die Geschichte der Aesthetik v. R. Zimmermann S. 536 f.

[89]) A. a. O. 226 f. [90]) Brfw. 378 f. [91]) Offenbar hat Sch. die oben von uns angeführte Stelle im Sinne. Vgl. etwa noch S. 260. [92]) Brfw. 194 f. [93]) Beispielsweise verweisen wir auf IV. 300 und I. 260. Vgl. II. 260 f. [94]) Brfw. 226. [95]) Brfw. 118. [96]) Ebd. 119.

[97]) Brfw. m. K. IV. 57. [98]) Selbst eine gelegentliche Differenz Humboldt's mit Körner konnte nur förbersam sein. Ein bedeutenderer Gegensatz war es, als Humboldt Sch'n für den Wallenstein die Prosa, Körner den Vers empfahl. Brfw. m. K. III. 398. 400, ebenso als das Urtheil Körner's und Humboldt's über die Kraniche und den Fridolin auseinandergingen. Ebd. IV. 109.

[99]) Vgl. Brfw. m. Humboldt 138 f. u. 184 f. [100]) Vgl. ebd. 322. Hier mag noch erwähnt sein, daß Humboldt der Schiller'schen Dichtung den Reim besonders angemessen fand, wie er denn, im Gegensatze zu Schiller's Ansicht, meinte, daß der Reim mit naiver Dichtung sich nicht gut vertrage (Brfw. 426. Vgl. Humboldt 'über Goethe's Hermann und Dorothea' WW. IV. 76). Leider gehört der Brief Humboldt's, der seine Ansichten über den Reim brachte, zu den verlorenen, und man entnimmt seine Gedanken nur aus dem Antwortschreiben Sch's (21. März 1796). Noch fand Sch. im Reim die Unart, daß er an den Poeten erinnere (ebd. 428), fügt indes hinzu, daß dieß, wenn nur das Uebrige reine objective Natur sei, der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegenstehe. Später (in der Zeit des vollendeten Wallenstein) war Sch. geneigt, im Reime eines jener Mittel zu sehen, den aufrichtigen Schein der Kunst über die gemeine Wirklichkeit zu erheben (vgl. Prolog zum Wallenstein VV. 135 ff.).

[101]) Brfw. m. Humboldt 361. [102]) Vgl. ebd. 162. [103]) Ebd. 326. [104]) Ebd. 485. [105]) Ebd. 254. [106]) Vgl. ebd. 162. [107]) Ebd 170. [108]) Ebd. 207. Vgl. Ueber Herm. u. Dor. WW. IV. 19. [109]) Ebd. 206. [110]) Ebd. 432. [111]) Ebd. 259. [112]) Ebd. 275. [113]) Ebd. 289. [114]) Ebd. 303 ff. [115]) Ebd. 236. [116]) Ebd. 18 ff. [117]) Ebd. 276. [118]) Ebd. 236. [119]) Haym a. a. O. 89.

[120]) Brfw. 142. [121]) Ebd. 353. [122]) Ebd. 235. [123]) Ebd. 335 (fälschlich paginirt 235). Vgl. 221. [124]) Vgl. hiezu u. z. Folg. 334 f. [125]) Auch der Notiz über ein Fragment des Aristophanes mag hier gedacht sein, mit welchem Humboldt Sch'n bekannt machte. Brfw. m. G. N. 291. [126]) Brfw. m. Humboldt 277 ff. [127]) Ebd. 313. [128]) Vgl. Haym 142.

[129]) Brfw. 317. [130]) Ebd. 342. [131]) Ebd. 357. [132]) Ebd. 419 ff. [133]) Ueber Herm. u. Dor. Einleitung 6. [134]) Vgl. hiezu u. z. Folg. 419 ff. [135]) WW. IV. Bd. 1—268. Durch Sch. angeregt (vgl. Brfw. 157. 176.) wollte Humboldt schon früher eine Analyse von Voß'ens Luise arbeiten, es ist begreiflich, daß, als Goethe's Hermann u. Dorothea erschien (Michaelismesse 1797), dieß Gedicht an Stelle des ersteren trat.

[136]) A. a. O. 4 ff. Es ist zu bedauern, daß Sch's Antwortschreiben auf den Brief, der die Mittheilung des ursprünglichen Planes brachte, zu den Briefen Sch's an Humboldt gehört, die in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 auf dem Landsitz Humboldt's zu Tegel zu Grunde gegangen sind (vgl. Vorer. z. Brfw. 3). Auch zahlreiche Humboldt'sche Briefe fehlen bekanntlich, darunter lassen störende Lücken im Laufe der Verhandlungen: Humboldt's Brief vom 5. Januar (Brfw. 399), dann der Brief der zwischen dem 12. Januar und 1. Februar 1796 (vgl. ebd. 408), und ebenso jener, der zwischen dem 2. Februar und 21. März 1796 zu setzen ist.

[137]) Vgl. Brfw. m. G. 240. 303. Vgl. Brfw. m. K. III. 376 und IV. 27. [138]) Haym a. a. O. 147. [139]) Vgl. Brfw. m. G. 242. 250. 249. [140]) Darauf ist z. B. gewiß die Schätzung von Diderot's Werk über die Malerei (Ueber Herm. u. Dor. Einl. 10) zurückzuführen, die Humboldten durch Sch's Bewunderung des praktisch ästhetischen Blickes, der in demselben hervortritt, besonders nahe gelegt war (vgl. Brfw. m. G. N. 257. 354. Brfw. m. K. III. 402 f.).

[141]) Vgl. indes Brfw. m. K. III. 390. [142]) Brfw. m. G. 303. [143]) Ebd. N. 275. [144]) Vgl. Brfw. m. K. IV. 44 f. [145]) Vgl. WW. X. 450 ff. und oben S. 268 f. [146]) A. a. O. Absatz VI. S. 25. [147]) Absatz VII. 26. [148]) Ebd. 27. [149]) Abs. III. 19. [150]) Abs. V. 21 f. [151]) Abs. IX. 31 f. [152]) 11. ästh. Brief (X. 186). [153]) A. a. O. Einleit. 5. Vgl. Abs. IV. 21. XI. 38. [154]) Abs. IV. 21. [155]) Abs. XI. 38. [156]) Abs. IX. 30. [157]) Ebd. 31.

[158]) Abs. XI. 38 f. [159]) Abs. XII. 39. [160]) Abs. XIX ff. Humboldt führt übrigens für den Gegensatz naiver und sentimentalischer Darstellung die von Sch. an die Hand gegebenen Ausdrücke objective und subjective Darstellung ein, den Ausdruck 'sentimental' braucht er mehr im gewöhnlichen noch heute gangbaren Sinne. Sch's Bezeichnung 'sentimentalisch' ist ganz verschwunden.

[161]) Vgl. oben S. 179. Vgl. die Stelle im Briefw. m. Goethe (N. 439): 'die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengesetzte Tendenz'. [162]) Abs. XIX. 61. [163]) Brf. an Humboldt v. 27. Juni 1798. Brfw. 434. [164]) Ebd. 439. [165]) Ebd. Vorer. 26. [166]) Ebd. 443. [167]) Ebd. 435 f. [168]) Vgl. hiezu u. z. Folg. ebd. 437 f. und Brief an G. 834 (20. Jan. 1802).

[169]) A. a. O. 8 f. [170]) Ebd. 9 f. [171]) Brfw. 443 f. [172]) Ebd. 444 f. [173]) A. a. O. 10 f. [174]) Vgl. Brfw. 436. [175]) Ebd. 438. [176]) Ebd. 438 f. [177]) Brfw. m. G. N. 21. Vgl. N. 635. [178]) Ebd. N. 303. [179]) Brfw. 485. Brf. v. 2. April 1805. [180]) Ebd.

2. Schiller und Fichte.

[1]) Brfw. m. K. III. 143. [2]) Ebd. [3]) Vgl. oben S. 265. [4]) Brfw. m. K. a. a. O. 176. An Hoven schreibt er (Nov. 1794. Briefe, Berl. Samml. II. 85): 'nach Kant ist er gewiß der größte speculative Kopf dieses Jahrhundertes'. [5]) Brfw. m. K. a. a. O. [6]) Weimar 1794. WW. hrsg. v. J. H. Fichte. I. 28 f. [7]) WW. ebd. 84 ff. [8]) Vgl. Brfw. m. G. N. 21. [9]) Vgl. Brfw. m. K. III. 182. [10]) Jena. Michaelismesse 1794. WW. VI. 289 ff. [11]) Brfw. m. K. ebd. 205. Vgl. an Hoven a. a. O. [12]) Sch. citirt diese Vorlesungen in jener Abtheilung der Briefe. WW. X. 158 Anm. [13]) Dazu ist auf die inzwischen in Leipzig erschienene Wissenschaftslehre verwiesen. Ebd. 190 Anm.

[14]) Brfw. zw. Sch. u. Humboldt 108. [15]) Briefw. m. G. a. a. O. [16]) J. H. Fichte. Vorrede zu J. G. Fichte's WW. I. XIII. [17]) Die Aeußerung Sch's an Goethe über 'den Transcendentalphilosophen, der die akademische Freiheit so wenig zu schätzen weiß', geht nicht gegen Fichte, sondern gegen Weißhuhn (vgl. Brfw. N. 48. 51. 52. 53.), wie schon J. H. Fichte gegen Hoffmeister bemerkt. (Sch's Briefw. m. Fichte S. 6 Anm.).

[18]) Annalen II. 1125, wo auch der Reibungen Fichte's und Weißhuhn's gedacht ist. [19]) Brfw. m. G. 66. [20]) Brfw. m. Fichte. Vorrede J. H. Fichte's. 4 ff. [21]) Brfw. m. G. N. 40. Die letzte Stelle, die J. H. Fichte citirt, wo Sch. erklärt, es sei Zeit, daß er die philosophische Bude schließe, ist aus einem Briefe vom 17. Dec. 1795 (N. 133), also aus dem Schluß der speculativen Epoche; der Beginn und nicht lange darauf die Erkaltung des Verhältnisses fällt aber in den Anfang derselben.

[22]) 'In einer Reihe von Briefen' WW. VIII. 270 ff. [23]) Sch's u. Fichte's Briefw. hrsg. v. J. H. Fichte. Berlin 1847. [24]) Vgl. oben S. 250. [25]) Vgl. WW. VIII. S. 271 ff. und Kr. d. U. S. 184. 'Geist in ästhetischer Bedeutung heißt das belebende Princip im Gemüthe'. [26]) A. a. O. 276 f. [27]) Vgl. ebd. 277. [28]) Ebd. 278. [29]) Ebd.

[30]) Brfw. m. Fichte 31. [31]) Ebd. [32]) Vgl. insb. ästh. Briefe WW. X. 213. 215. [33]) 'Ein großer Theil meiner Briefe — behandelt den nämlichen Gegenstand', sagt Sch. im Brfw. S. 30. [34]) Ebd. 31. [35]) A. a. O. 279 f. [36]) Ebd. 283. [37]) Ebd. 286 ff. [38]) Ebd. 287. Doch scheint Fichte hier nicht den ästhetischen Trieb im Sinne zu haben, sondern den Geschmack; jener ist nach ihm ein schöpferisches, dieser ein Beurtheilungsvermögen, jener setzt nach der Sittenlehre die Freiheit nicht voraus, sondern muß von selbst kommen, dieser kann durch Freiheit gebildet werden (WW. IV. 355). Die dritte Folge der ästhetischen Briefe lehrt, daß Sch. eigentlich nichts dem widersprechendes im Sinne hat.

[39]) Vgl. Brfw. 29. [40]) Es ist auch ungerechtfertigt, wenn Sch. Fichten vorwirft, nachdem dem ästhetischen Geiste Geistlosigkeit entgegengesetzt sei, werde wieder durch 'eine unbegreifliche Operation' dem Geiste der Buchstabe entgegengesetzt (ebd.). Der ästh. Geist ist bei Fichte das schöpferische Vermögen in der Kunst (S. 290). Die zufälligen Gestalten, in denen der Künstler die darin begründete echt künstlerische Stimmung ausdrückt, nennt er den Körper oder den Buchstaben derselben (S. 294). Wer bloß beim Mechanischen bleibe, ohne jene schöpferische Kraft, den nennt er einen Buchstäbler. Hieraus erklärt sich von selbst jene Fichte'sche Entgegensetzung, die Sch. tadelt.

[41]) Brf. v. 27. Juni 1795. Brfw. S. 34 ff. Sch's erster Brief an Fichte v. 24. Juni 1795 S. 28 ff. ist nach einem unvollständigen Concepte abgedruckt, und in Fichte's Antwort ist gerade auf einiges Bezug genommen, was in jenem Briefe nicht vorkommt. Auch scheint die Vermuthung begründet, daß zwischen Sch's Briefe vom 3. 4. Aug. 1795, der gleichfalls nur nach einem unvollständigen (dreifachen) Concepte abgedruckt ist, Briefe verloren sind, da Sch. in dieser Antwort, die übrigens auffallend spät erfolgt wäre, von den Streitpuncten nur den über den Stil berührt. Vgl. übrigens Vorrede zum Brfw. S. 24.

[42]) Brfw. m. G. N. 75. [43]) Fichte ließ die drei Briefe abdrucken im phil. Journal 1798. Bd. IX. Die hier versprochene Fortsetzung unterblieb. [44]) WW. IV. 353 ff. [45]) Ebd. 353. Man hat Fichten hierin häufig nicht richtig verstanden. Täuschen mochte es wol, daß diese Ausführung in der Sittenlehre sich findet, und so hat selbst Danzel, die Anwendung des transscendentalen Standpunctes in der Sittenlehre im Auge, die Bedeutung dieser Stelle verkannt (vgl. Danzel, Ges. Auff. 25 ff.). Der transscendentale Standpunct, von dem hier die Rede ist, beruht in dem Grundprincipe der Fichte'schen Philosophie selbst. Von diesem hat der jüngere Fichte nachgewiesen, daß es eben jenes Princip der 'reinen alles Subjective wie Objective in sich setzenden Einheit sei, was Schelling mit übereinstimmender Bezeichnung die Identität des Subjects und Objects nannte, was Hegel zum Inhalte seiner Logik machte, als der Lehre von dem an und für sich seienden Begriffe, der absoluten Vernunft' (J. H. Fichte, Vorrede zu den WW. I. XVII ff.). Diese leitende Idee der Fichte'schen Philosophie tritt freilich erst in der Wissenschaftslehre von 1801, welche zum ersten Male in den WW. II. S. 3 ff. abgedruckt ist, hervor, indes sie bildet die minder oder mehr zur Klarheit gediehene Grundlage selbst in dem ersten Entwurfe der Wissenschaftslehre. Zieht man nun die Eintheilung der Triebe aus Fichte's ästh. Briefen herbei, so würde eine eingehendere Untersuchung, die wir hier unterdrücken müssen, ergeben, daß der Erkenntnißtrieb darauf ausgeht, jenes 'transscendentale' Princip in der Welt zu erkennen, der praktische Trieb es im Handeln zu realisiren, der ästhetische Trieb aber, der nach Vorstellungen der Vorstellung wegen strebt, dasselbe bei der Betrachtung der Dinge zu Grunde zu legen. Daraus würden sich die drei Theile der Philosophie, die theoretische und praktische Philosophie und die Aesthetik entwickeln und zugleich sich erklären, wie Fichte glauben konnte, den Grund zur Behauptung Kant's in der Kr. d. U. von der gemeinsamen, aber unerforschlichen Wurzel der theoretischen und praktischen Vernunft und der Urtheilskraft gefunden zu haben (vgl. a. a. O. XVI f.) Damit ist auch die Stelle angedeutet, welche im Systeme Fichte's die Aesthetik einnimmt.

[46]) Vgl. a. a. O. 354. [47]) Ebd. [48]) Ebd. 354 f. [49]) Ebd. 355 f. [50]) Brfw. N. 503. [51]) Ebd. N. 504. [52]) Brfw. 58. [53]) Ebd. 59 f. [54]) Brfw. m. G. N. 610.

[55]) Brfw. m. Fichte 62 ff. Zum Schlusse noch folgende Bemerkung. Es ist notorisch und schon von Anderen nachgewiesen, daß das Gedicht 'die Weltweisen' (vom Herbst 1795. Vgl. Briefw. m. G. N. 112) nicht gegen Fichte, sondern gegen die Popularphilosophen und den Satz des Widerspruches gerichtet ist (vgl. Viehoff, Erläuterungen u. s. w. II. 196). Aber ebenso geht das Gedicht 'an einen Weltverbesserer' (1795) nicht gegen Fichte, wie Viehoff und Andere annehmen. Sie sind durch W. v. Humboldt mißleitet, welcher im Brfw. (139) sagt: 'an dem Weltverbesserer hat Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig ist'. Da deutet nun Viehoff 'die Romanze' auf das obige Gedicht, und wenngleich er dieses als nicht gegen Fichte gerichtet erkennt, so bleibt er doch hinsichtlich des anderen Gedichtes bei seiner Vermuthung. Unter 'Freund F.' ist aber unzweifelhaft Herder zu verstehen, dessen Chiffre der Buchstabe F. in den Horengedichten des Stückes war, in welchem das fragliche Epigramm abgedruckt ist (Brfw. mit H. 142). Auf Herder paßt auch das Gedicht allein und gewinnt dadurch erst seine volle Deutung.

---

3. Schiller und Schelling.

[1]) Vgl. Fichte's WW. I., Vorrede von J. H. Fichte XX. Wenn aber hier zum Belege citirt ist: Wissenschaftslehre von 1801, §. 27, 2, b, so beruht dieß auf einem Irrthum, die schlagendste Stelle ist vielmehr §. 36, S. 104, 2.

[2]) Dieß ist besonders bei Danzel der Fall, der in den Schelling'schen nur die potenzirten Schiller'schen Lehren sieht. Ges. Auss. hrsg. v. Otto Jahn S. 31 ff.

[3]) Danzel a. a. O. S. 37. [4]) Brfw. m. G. N. 455. [5]) Brfw. m. K. IV. 87. [6]) Ebd. und Brfw. m. G. N. 525. [7]) Ebd. 559. [8]) Ebd. 546. 559. [9]) Ebd. 799. [10]) Ebd. 877. 888. [11]) Schelling's WW. I/2 S. 11 nach der ersten Auflage. [12]) Vgl. Brfw. m. G. N. 491.

[13]) Man muß sich indes hüten, in solchen Anschauungen den vollen Schiller'schen Sinn wiederfinden zu wollen; selbst dort würden wir dieß z. B. kaum wagen, wo Schelling wie Sch. erst mit der Reflexion die Trennung des inneren, mit sich einigen Menschen geschehen sein läßt, aber das höhere Dasein des Menschen, sein wahrhaftes Geistesleben nur in der Einheit seines inneren Wesens erblickt (a. a. O. S. 13 ff.), denn auch hier wie überall ist Schelling in seiner Auffassung durch den Hinblick auf sein absolutes, metaphysisches Princip bestimmt.

[14]) Vgl. z. B. die Stelle in dem Aufsatze 'Etwas über die erste Menschengesellschaft' IX. 244. [15]) A. a. O. 12 f. [16]) Ebd. 24. [17]) Brfw. m. G. N. 560. [18]) Ebd. 405. 407. [19]) Ebd. 438. [20]) Ebd. 476. [21]) Ebd. 844. [22]) Ebd. 407. [23]) A. a. O. 54. [24]) Vgl. ebd. 36. [25]) Vgl. Syst. d. transsc. Idealismus WW. I/3 340. 349.

[26]) Vgl. insb. ebd. 350. Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß über die 'intellectuelle Anschauung' bei Schelling selbst durchaus keine Klarheit herrscht. Bald weist Schelling den Act derselben dem Denken (366) bald der Anschauung (350) bald der Einbildungskraft zu (626). Was Fichte Sch'n vorwirft, gilt recht eigentlich von Schelling, daß er die Phantasie zum Denken zwingen wolle, das könne sie nicht. In der 'intellectuellen Anschauung' wird in der That, kann man sagen, die Phantasie gewissermaßen gezwungen zu denken, ja sogar das höchste Gedankenprincip zu erfassen.

[27]) Vgl. insb. ebd. 615. [28]) Vgl. insb. ebd. 615 f. 620. [29]) Ebd. 615 ff. Wir haben schon gelegentlich bei Besprechung der Schrift 'über Anmuth und Würde' der Analogien von Sch's Ideen über den philosophischen Gehalt der Mythen, insbesondere der Hellenischen, mit den späteren weitgreifenden Planen und Ausführungen Schelling's, auf Grundlage dieser Gedanken zu einer sogenannten positiven Philosophie zu gelangen, Erwähnung gethan. Hier im System d. tr. J. zieht er, um zu erklären, wie das Schaffen des Künstlers des unendlichen Gehaltes theilhaftig werden könne, die Mythen heran, denen ein absoluter philosophischer Gehalt durch die unbewußt schaffende Volksphantasie eingebildet sei. Uebrigens ist schon die Schrift 'über Mythen und Philosopheme der alten Welt' 1793 der Vorläufer seines späteren mythosophischen Philosophirens.

[30]) Ebd. 613. [31]) Brfw. m. G. 809. [32]) Rosenkranz (über Schelling 133) begnügt sich damit, bloß auf die Uebereinstimmung Sch's und Schelling's in diesem Puncte hinzuweisen, ohne seine Ansicht näher zu begründen. Danzel a. a. O. 35 Anm. ist offenbar im Irrthum, wenn er die im Texte angeführte Stelle, gegen die Sch's Einwendung gerichtet ist, auf die philosophische, die transscendentale Auffassung des künstlerischen Actes bezieht, sie geht in der That auf das empirische Verfahren des Künstlers.

[33]) Vgl. die schlagenden Stellen a. a. O. S. 616 f. Es zeigt sich nur, daß von einem eigentlichen Studium der 'Transscendentalphilosophie' Schelling's von Seite Sch's nicht die Rede sein kann; indes haben doch auch Kenner wie Danzel Schellingen hier nicht richtig aufgefaßt.

[34]) Vgl. ästh. Br. XVIII. 298. [35]) Nach diesem Systeme ist es bekanntlich der Standpunct der Endlichkeit, der Reflexion, des Verstandes, auf welchem das absolut Identische in einem quantitativen Gegensatze des Subjectiven und Objectiven erscheint, aber alles Mehr auf der einen und alles Weniger auf der anderen Seite soll sich in 'der absoluten Vernunft' gewissermaßen compensiren. Hierin begegnen wir einer entfernteren Analogie mit dem Schiller'schen Verfahren. Es ist ein Schiller'scher Gedanke, daß weder der

Mensch der höchsten Idee der Menschheit noch ein einzelnes Schöne der Idee der Schönheit adäquat sein könne, immer werden entweder die ideellen oder sinnlichen Momente überwiegen. In der Idee des Idealmenschen und Idealschönen aber werden sie in voller Ausgleichung gedacht.

[36]) Durch dieses Werk verlieren die Vorles. üb. d. Meth. des ak. Stud. (1803) so wie die übrigen Schriften dieser Epoche als Quelle für die Aesthetik Schelling's an Wichtigkeit.

[37]) Vgl. Phil. d. Kunst WW. I/5 §. 62. 63. Vorles. üb. d. Meth. u. s. w. WW. I/5 S. 350. [38]) Phil. d. Kunst a. a. O. S. 461 ff. [39]) Vgl. ebd. 468 und Syst. d. tr. J. S. 621. Anm. d. Handexemplares. [40]) A. a. O. §. 67. S. 470. [41]) Ebd. §. 68. [42]) Danzel a. a. O. 37.

[43]) Brfw. m. G. N. 902. [44]) Vorr. z. Br. v. Messſ. WW. VI. 314. [45]) Ebd. 312. [46]) Vgl. z. Folg. S. 312 f. [47]) Ebd. 314. [48]) Vgl. dazu und z. Folg. 315 f. [49]) Ebd. 316 f.

[50]) Brfw. 469 f. Die Ansichten Humboldt's über den Chor stimmen wieder im wesentlichen mit den Schiller'schen überein, wie er denn den Chor als das einzige Mittel ansehen möchte, durch das es einem an sich rein naiven Volke gelang, eine an sich sentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie ist, auszuführen.

[51]) Ueber die Auffassung der allgemeinen Bedeutung des Chores in der Griechischen Tragödie bei Neueren handelt Bernhardy, Gesch. d. Griech. Lit. 1845, II. 737 f., wo jedoch Sch's Ideen ganz ungenau dahin zusammengefaßt sind, daß er dem Chor als Aufgabe stelle, 'über die Handlung sich zu erheben, sie zu reinigen und in ihr das Gleichgewicht herzustellen'.

[52]) Brfw. m. Humboldt 453. [53]) 'Rede' Abdr. in der class. Cabinetsbibl. S. 10 ff. [54]) Ebd. 27. 29. [55]) Ebd. 33. [56]) Ebd. ff. [57]) Brfw. m. Humboldt 489 ff.

---

4. Schiller's Verhältniß zur Hegel'schen Philosophie.

[1]) Vgl. hiezu u. z. F. Hegel's WW. 10/1 70 ff. [2]) Ebd. 127. [3]) Ebd. 74 f. [4]) Ebd. 80. [5]) Rosenkranz, Leb. Hegel's, 71. [6]) R. Haym (Hegel u. s. Zeit, Vorlesungen u. s. w. Berlin 1857) hat in treffender Weise auf diese Grundmotive des Hegel'schen Philosophirens hingewiesen. Dabei gedenkt er auch der Analogien der ersten metaphysischen Träumereien Hegel's mit Sch's phil. Briefen (S. 36), doch kann die Parallele auch auf die eudämonistischen Ansichten Sch's in seinen philosophischen Erstlingen ausgedehnt werden, vgl. Rosenkranz a. a. O. Urkunden 466.

[7]) Vgl. a. a. O. 81 f. [8]) Vgl. z. B. a. a. O. 143. N. 2. [9]) Ebd. 75. [10]) WW. X. 210 Anm. Vgl. 339 Anm. [11]) Ebd. 211. [12]) Ueber Sch's Verhältniß zu Hölderlin klären die in diese Epoche fallenden Briefe Sch's an Goethe auf: N. 335. 337. 338. sowie der Briefw. Sch's und Hölderlin's in des letztern sämmtl. W. herausg. v. Schwab. Bd. II. S. 140 ff. (Schillerb. Marg. Z. 1839 f. u. 2223). Der Familie v. Kalb empfahl Sch. Hölderlin als Hofmeister. (Brfe. Berl. Samml. I. 911 f.) [13]) Ebd. N. 924. [14]) Ebd. 925. [15]) Ebd. 926.

[16]) A. a. O. 119. 144. [17]) Ebd. 73. [18]) Ebd. 132. So konnte Danzel (die Aesthetik der Hegel'schen Schule S. 62) die ästhetischen Ansichten Hegel's verfeinerten Baumgartenianismus nennen und sagen (ges. Aufsätze 48), daß sie eigentlich auf den Standpunct der Leibnitz'schen Philosophie, welche in der Anschauung nur eine dunkle Vorstellung sah, zurückgefallen sei. Vgl. hiezu Vischer Aesth. I. 39.

[19]) Vgl. Phänomenologie des Geistes 509 ff. II. Auflage. [20]) Encyklop. d. phil. Wiss. 440. II. Aufl. [21]) Vorles. über d. Aesth. I. 201. [22]) Ebd. 221 f. Vgl. Danzel, die Aesth. der Hegel'schen Schule 58 f. [23]) Vgl. die

Aesth. des Komischen von Arnold Ruge in dessen WW. X. S. 186 ff. In welcher Art dafür und für seine ästhetischen und politischen Ansichten überhaupt Ruge bei Sch. Unterstützung sucht, zeigt der Abschnitt 'Schiller' in seiner Gesch. der neuesten Poesie und Phil. u. s. w. (WW. I. 162 ff.), wo das Gewirre der bunt zusammengewürfelten Stellen einen fast komischen Eindruck macht, und nur zu häufig wird in ähnlicher Art mit Sch. verfahren!

[24]) Vischer a. a. O. 72. [25]) Ebd. 74. [26]) Ebd. 59. [27]) Ebd. 149. Vgl. 150. 157. [28]) Zum Beleg dieser Behauptungen seien einige kurze Bemerkungen gestattet. Durch Danzel angeregt, tadelt es Vischer an Hegel, daß er 'zu unmittelbar auf den höchsten Gehalt in der Kunst hindringe' (vgl. §. 15. S. 59 u. §. 27. S. 87). Dem gegenüber will Vischer auf die Stufen der 'absoluten Idee, die sich in einen Umkreis von bestimmten Ideen auseinanderlegt' (§. 11), von den unteren bis zu den höchsten in der Erkenntniß des Schönen Rücksicht genommen sehen (vgl. §§. 45. 11. 17 ff.). Mit dieser Stufenfolge der sich verwirklichenden Idee ist auch eine Rangordnung des Schönen von den niedrigeren zu den höheren Stufen gegeben, und so ist es Vischern auch in der Kunst um ihre Erhebung von den unteren Stufen zu der höchsten zu thun, darin sie 'den würdigsten Gehalt' in den 'sittlichen Mächten des öffentlichen Lebens' hat (§. 20). Auf diese Art ist nur der 'höchste Gehalt' der Kunst, auf den Hegel 'zu unmittelbar hindringt', nicht als der ausschließlich geforderte zur Geltung gebracht. Nun ist es Vischer's ernstliche Meinung, daß, je höher die Stufe ist, auf welcher die bestimmte Idee steht, die im Schönen und im Kunstwerk sich darstellt, desto schöner auch die Form desselben sein werde. 'Große Form macht nur großer Gehalt möglich' (§. 19. S. 74 f.). Und sogleich stellt er darüber einen 'beleuchtenden Satz' auf: 'man stelle neben ein in der Form vollendetes Landschaftsgemälde, Thierstück oder Genre-Bild, worin Menschen in anspruchlosem Zustande dargestellt sind, ein historisches Gemälde, worin ein großer weltgeschichtlicher Act schlecht dargestellt ist. Hier hat das erstere ohne Frage ästhetischen Vorrang; allein der Fall ist nicht richtig gewählt. Man stelle vielmehr neben jene ein Gemälde der letzteren Gattung, das ebenfalls meisterhaft in der Form ist. Jetzt steht dieses ohne Frage höher als jene'. Damit will Vischer nicht bloß sagen, daß das meisterhafte historische Gemälde überhaupt und eben nach seinem Gehalte höher stehe, als das meisterhafte Landschaftsgemälde, sondern daß es ä s t h e t i s c h der Form nach höher stehe. Beide aber sollen nach der Voraussetzung gleich meisterhaft sein; dieß werden sie aber im Geiste des Systems sein, weil und wenn in ihnen 'die Idee ganz ohne Bruch und Rest in reine Form aufgegangen ist'. Die angenommene Verschiedenheit ihres formell-ästhetischen Werthes beruht also auf der Bestimmtheit, auf dem Gehalt der Idee, nicht etwa auf dem bloßen Verhältniß derselben als Idee im allgemeinen zu ihrer sinnlichen Darstellung. Darin zeigt sich nun, was von dem specifischen 'Formcharakter' des Schönen bei Vischer zu halten ist. Es klingt daneben nur wie eine nutzlose Phrase, wenn es heißt, daß 'das Schöne ein reines Formwesen und alles stoffartige Interesse ihm fremd sei'. Natürlich kann es nichts ändern, wenn Vischer, 'um der Verwirrung vorzubeugen', 'die Idee, die ein schönes Ganze durchbringt', nicht Stoff, sondern Inhalt nennen möchte. §. 55. S. 150. Vgl. die treffliche Kritik der Vischer'schen Aesthetik in der Gesch. der Aesth. von Zimmermann S. 715 ff.

[29]) A. a. O. §. 43. S. 125. [30]) Ebd. S. 128. [31]) WW. X. 208. [32]) Zum Schlusse mag noch folgende Bemerkung Raum finden. Es ist ein Verdienst der Aesthetik der Hegel'schen Schule, auf die Schiller'schen Resultate im einzelnen eingegangen zu sein. Auch die Aesthetik Vischer's hat sich Schiller'sche Lehren in umfassender Weise zu nutze gemacht. Seine Theorie der Phantasie, eine Haupterweiterung des Systems, ist in ihren Grundlagen zum großen Theil auf die Schiller'schen durch Humboldt weiter gebildeten Ideen gebaut. Die Schiller'sche Eintheilung der Poesie indes in die naive und sentimentalische hat Vischer nicht richtig aufgefaßt. Wenn er hier hervorhebt (§. 458. N. 2), daß nach Sch. der sentimentalische Dichter zwei Principien habe, die Wirklichkeit als Grenze und das Unendliche als Idee, der naive nur ein Princip,

die Natur; und nun hinzufügt: 'dieß ist grundfalsch, alle echte Phantasie hat und gibt Natur, Grenze, Bild und Idee in Einem, alle echte Kunst ist Kunst der Begrenzung und des Unendlichen zugleich', so ist dieß eben genau auch Sch's Meinung. Vischer hätte sich nur den Brief Sch's an Humboldt (Brf. XLII), wo er ein ähnliches Mißverständniß des letzteren berichtigt, ansehen dürfen, um seine ganze Auffassung der Schiller'schen Eintheilung zu modificiren. Die Lehre Vischer's von der epischen und dramatischen Dichtung fußt zu einem großen Theile auf den Schiller-Goethe'schen Bemerkungen im Brfw., wie denn dieser auch sonst sorgfältig benützt ist.

---

5. Verhältniß zur Romantik und Schluß.

[1]) WW. Wien 1823. V. 19. [2]) Ebd. 16. [3]) Ebd. 124 f. Vgl. 116 f. [4]) Ebd. 12. [5]) Ebd. 202. [6]) Vgl. insb. ebd. 140. [7]) WW. ebd. 221. [8]) Ebd. 223. [9]) Ebd. 272.

[10]) So heißt es z. B. in einem Fragmente im Athenäum (Bd. II. St. 2) ganz im Sinne der Ausführungen in dem zuerst besprochenen Aufsatze: 'die romantische Poesie will eine progressive Universalpoesie sein, sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst bis zum Seufzer und Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosem Gesange, sie ist mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst'.

[11]) WW. a. a. O. 291. [12]) Ebd. 292. [13]) Ebd. 293 f. [14]) Vgl. die 'Rede über die Mythologie und symbolische Anschauung' in dem Gespräche über Poesie a. a. O. 261 ff. [15]) Nur weniges sei zu berühren gestattet. So heißt es bei Novalis (Schriften hrsg. v. L. Tieck und Fr. Schlegel 2. Aufl. II. 300 ff.): 'Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig; sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative. So soll auch das Moralgesetz (man erkennt die Einwirkung Sch's) approximando Neigung werden'. Und weiter: 'Kritik der Poesie ist ein Unding; — der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subject-Object vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichtes. — Die Poesie ist durchaus personell und darum unbeschreiblich und nicht zu definiren u. s. f.' Und charakteristisch genug beschreibt Tieck (Brfw. m. Solger I. 394) die höchste Wirkung der romantischen Dichtung: sie entzücke und bezaubere uns wahrhaft mit ihrer Herrlichkeit, nur bleibe es nicht, ruhe nicht, verflattere und vergehe wie Wolkenpracht, und man könne sich der Gebilde nachher kaum noch erinnern. Und A. W. v. Schlegel ist in wesentlichen Stücken auf die Ideen seines Bruders eingegangen, wenn er z. B. in seinen Vorlesungen über dram. K. u. Lit. (Ausg. v. Böcking II. 161) entwickelt, daß die antike Kunst und Poesie auf Sonderung des Ungleichartigen ausgehe, die romantische dagegen in unauflöslichen Mischungen sich gefalle. Die gesammte alte Kunst sei gleichsam ein rhythmischer Nomos; die romantische dagegen der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immer fort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos. Jene sei einfacher, klarer und der Natur in der selbständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese hingegen sei ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens dem Geheimniß des Weltalls näher u. s. w.

[16]) Vgl. W. W. VI. 912 ff. [17]) Ebd. 313. [18]) Brf. v. 19. Dec. 1801. Brfw. IV. 251 f. [19]) Ebd. 253 f. [20]) Im einzelnen könnte man für manchen Ausspruch Solger's Anknüpfungspuncte bei Sch. auffinden. So, wie wir erst nicht weiter auszuführen brauchen, gleich hinsichtlich eines der ersten Sätze im Erwin (I. S. 16), daß die Schönheit ihren Sitz in der bloßen Gestalt der Dinge habe. Wenn Solger ferner in so zahlreichen Wendungen von abstract-idealistischer Allgemeinheit und concreterer Fassung die Schönheit und die Kunst

zugleich als Gegenstand und als Thätigkeit in Betracht zieht (vgl. insb. Erwin II. 46 ff.), so haben wir uns dabei immer des Schiller'schen Ausspruches erinnert (25. ästh. Brf. WW. X. 238): 'die Schönheit ist zugleich unser Zustand und unsere That'. Aber bei näherer Erwägung verflüchtigen sich derartige Analogien in einer Weise, daß man Anstand nimmt, eine entfernte Einwirkung Sch's auch nur zu vermuthen; wie denn in dem letzteren auf den ersten Blick so überraschenden Falle die Schiller'sche Auffassung des 'Zustandes' als Betrachtung der Form und der 'That' als Gefühl, das sich mit dieser Betrachtung verbindet (vgl. oben S. 309), nur schwer mit Solger's Ideen in Zusammenhang zu bringen ist. Dagegen bleibt es unbestritten, daß Solger's Unterscheidung der antiken und christlichen Kunst (Erwin III. Gespräch), die sich an seinen Gegensatz von Symbol und Allegorie anlehnt, durch die Theorien Schelling's und Fr. Schlegel's hindurch auf Sch. zurückweist. [21]) Vgl. unten Buch VI. Abschnitt 3. [22]) Vorles. üb. d. Aesth. WW. X. 84 ff. [23]) Ebd. 88.

[24]) Vgl. bes. Erwin. Viertes Gespr. II. 231—287, vor allem 277. Hegel gibt bekanntlich dieser Auffassung eine Deutung, die sie seiner eigenen nähert. Vgl. a. a. O. 89 f.

[25]) Vgl. Fr. v. Schlegel a. a. O. 271. 278. 308. H. Hettner in seinem Schriftchen 'die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Sch.' (Braunschweig 1850), welches die allgemeinsten Analogien der romantischen Anschauungsweise mit Sch. berührt, ohne auf die bestimmten Anknüpfungspuncte historisch einzugehen, machte zuerst wieder mit Recht den ästhetischen Charakter geltend, den der Begriff der Ironie bei den Romantikern trägt (vgl. a. a. O. 52 ff.). Wenn er jedoch darin eine Uebereinstimmung mit Sch. sehen will, indem das Wort nur ein treffender Name für das 'Gesetz der freien Form' sei (a. a. O. 65), so ist dieß zum mindesten ungenau, man vergleiche nur die oben citirten Stellen bei Schlegel, wo die eigentliche Genesis der Anschauung zu suchen ist, oder selbst die (auch von Hettner a. a. O. 67 angeführte) Stelle bei Tieck (Krit. Schr. I. 44), die ganz eigentlich vom Boden dieses Begriffes zu fassen ist. [26]) Brfw. m. G. N. 112.

Sechstes Buch.

Die Zeit des Höhestandes der Dichtung.

I. Nachwirkungen der Theorie.

Zur Orientirung.

Die Erörterung der Beziehungen zu den gleichzeitigen und nachfolgenden speculativen Richtungen im vorhergehenden Buche schloß sich uns sachgemäß an die Darstellung der philosophisch-ästhetischen Entwickelungsperiode Sch's an. Indem wir in diesem Buche die letzte Epoche, jene der ausübenden Kunst und damit den fruchtreichen Höhestand seines Wirkens überhaupt betreten, ziehen wir diesen dem Gesichtspuncte des vorliegenden Werkes gemäß nur mittelbar in den Kreis unserer Betrachtung, und zunächst fesselt die allgemeine Nachwirkung der speculativen Thätigkeit Sch's auf seine Dichtung in dieser Zeit unsere Aufmerksamkeit. An die Ausübung sich anschließend und im Wechselverkehr und Ideenaustausch mit Goethe nimmt sein Nachdenken über Schönheit und Kunst einen mehr empirischen auf die Gewinnung praktischer Formeln und Gesetze gerichteten Gang. Wir werden deshalb besonders nach diesen Seiten hin die Beziehungen Sch's und Goethe's beleuchten, die Resultate jenes Nachdenkens, wie sie zumeist aus dem Briefwechsel beider zu entnehmen sind, zu ziehen und das Verhältniß derselben zu seiner Speculation und zur Dichtung dieser Zeit zu bestimmen suchen.

Nach Vollendung der großen ästhetischen Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung (Januar 1796), welche Sch. selbst als eine Brücke zur Production betrachtete, regte sich seine Dichternatur mit unabweisbarer Macht. Er fühlte sich in den Tagen nach Abschluß der Arbeit 'prosaischer als seit langer Zeit'. Sein Herz 'schmachtete nach einem betastlichen Object', und es

dünkte ihn 'hohe Zeit, die philosophische Bude zu schließen' [1]). Bereits hatte er seit Sommer 1795 in einer Reihe von Gedichten, in denen er sich, um mit seinen Worten zu reden, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern nur am Ufer der Philosophie herumgefahren war, den Uebergang zu einer freieren Erfindung gemacht [2]). Besonders die Lectüre von Goethe's Meister nährte schon während der Arbeit an den ästhetischen Briefen seine Sehnsucht nach der Dichtung [3]). Zudem war nach Humboldt's Abgange von Jena (Juli 1795) ein Hauptanstoß zur Speculation hinweggefallen. Den Antheil an den Horen wollte Sch. nunmehr auf ein Minimum reduciren, und dieß gab ihm Aussicht seinem Entschluß, 'auf lange Zeit von der Theorie Abschied zu nehmen', treu zu bleiben [4]). Die Arbeit am Wallenstein (seit Herbst 1796), die alle seine Kräfte auf die Dichtung concentrirte, und das Eingehen der Horen (seit 1798) entschied dann die Trennung von der eigentlichen Theorie für immer.

Gewinn des Philosophirens für das Dichten.

Um der Ausübung willen, hörten wir Sch'n selbst am Beginne seiner philosophisch-ästhetischen Entwickelungsperiode sagen, war er an das 'Philosophiren über die Theorie' gegangen. Er hoffte, daß die 'Kritik ihm den Schaden ersetze, den sie ihm zugefügt, und geschadet habe sie ihm in der That. Denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die er gehabt hätte, ehe ihm noch eine Regel bekannt gewesen, vermißte er damals schon lange. Er sah sich, um mit seinen Worten fortzufahren, erschaffen und bilden, er beobachtete das Spiel der Begeisterung, und seine Einbildungskraft betrug sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wußte. Sei er aber erst so weit, fügt er im Sinne eines uns wol bekannten Lieblingsgedankens hinzu, daß ihm Kunstmäßigkeit zur Natur werde, wie einem wolgesitteten Menschen die Erziehung, so werde auch die Phantasie ihre volle Freiheit zurückerhalten und sich keine anderen als freiwillige Schranken setzen [5]). Und Körner, der Sch'n schon in dieser Zeit zur Ausübung hätte zurückführen mögen, gesteht dem Freunde zu, daß die Speculation über Gegenstände der Aesthetik für ihn nützlich sein könne, um den ehemaligen Trotz gegen die Regel überhaupt in männliche Unabhängigkeit von dem Despotismus der Kunstgedanken zu verwandeln [6]).

Wunsch und Hoffnung, die Sch. in richtigem Gefühle am Beginne seiner speculativen Laufbahn gehegt, sollte ihm in Erfüllung gehen. Als er wieder zur Ausübung zurückgekehrt war, und bereits dem 'weiten Meere' freierer Erfindung entgegentrieb, schreibt er mit Bezug auf seine speculative Laufbahn an Goethe [7]): 'so viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft; sonst glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen saueren Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt'. Und wir dürfen uns nur besinnen, daß seine Lieblingsbegriffe, deren wir die meisten schon in sehr früher Zeit, unentfaltet aber mit intensiver Lebendigkeit hervortreten sahen, nach Entwickelung und Bestimmtheit drängten, wir müssen uns besinnen, wie die aufgestörten Wogen seiner Ideen und der daran sich knüpfenden Empfindungen, die in den 'Künstlern' hoch, gewaltig aber wild durcheinander giengen, beruhigende Klärung heischten, wir können uns an die Art der Entstehung dieses Schlußgedichtes vor Beginn seiner philosophischen Läuterungsepoche, an die Mischung wörtlich und bildlich wahrer Stellen, wie Wieland sagte [8]), an die Ueberraschung und Störung hereindrängender Gedanken mitten in der Composition desselben erinnern, um die Wichtigkeit seiner theoretischen Entwickelungsepoche zu würdigen, sollte sein Dichtergenie, welches einmal, wie Humboldt treffend betont [9]), auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft war, zu künstlerischer Freiheit der Bewegung gelangen. Nur vor Vollendung dieses Weges sind Aeußerungen erklärlich, wie die folgende: 'ich glaube, mit jedem Tage zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht' [10]).

'Am Ufer der Philosophie'.

Die Leichtigkeit, welche Sch. durch die theoretische Klärung seiner Gedanken erwarb, kam zunächst einer Reihe von Gedichten zu gute, in denen er unmittelbar mit Ideen aus seiner Speculation in die Dichtung eintrat. Die Richtung auf diesen Gehalt ist erklärlich, beginnt doch der Reigen seiner Gedichte gleich nach dem Schlusse der ästhetischen Briefe, also, wie wir wissen, nach

der Epoche seiner höchsten speculativen Anspannung (Juni 1795). Neben der Arbeit an der letzten großen ästhetischen Abhandlung gehen sie einher bis zur Beendigung derselben (Januar 1796). Fast alle die Lieblinge aus der Familie seiner Begriffe treten uns hier im dichterischen Kleide entgegen. Selbst die Hauptzüge aus der Theorie des Schönen in der zweiten Folge der Briefe, werden Grundlage einer philosophischen Ode 'das Reich der Schatten'. ('Das Ideal und das Leben') [11].) Eine Reihe von Gedichten in mannigfaltiger lyrischer Wendung, bewegt sich auf dem Boden seiner ethischen Anschauungen. Darunter steht 'Natur und Schule' ('der Genius'), ein Gedicht, das ihm neben dem vorher genannten damals vor allen werth war [12]), zu seiner Moraltheorie in ähnlicher Beziehung wie 'das Reich der Schatten' zu seiner ästhetischen [13]). Die Fesseln, welche die philosophische Untersuchung in seinen theoretischen Arbeiten der so häufig unabweisbar eindringenden dichterischen Personification abstracter Begriffe angelegt, sind mit eins gelöst, und es ist, als merkte man den Dichtungen das Behagen der neuen Freiheit an.

Wendepuncte. Von tief greifender Bedeutung ist es, daß Sch. gerade in dieser Zeit, da er die unmittelbare Erfahrung seiner dichterischen Eigenthümlichkeit machen konnte, über diese in seiner ästhetischen Schlußarbeit sich theoretisch beruhigte, zugleich aber die Zielpuncte klar erkannte, nach welchem er auf seinem Wege zu streben habe. Den reicheren und tieferen Gehalt der sentimentalischen Art keineswegs aufzugeben, die künstlerische Wirkung indes nicht in dem stofflichen Interesse und in dem subjectiven Empfindungsantheil, sondern in der reinen Schönheit der formellen Behandlung zu suchen, war fortan die Richtung, welche er einschlug. Die Erkenntniß, die ihn dazu führte, hatte lange schon sich vorbereitet. Wir wollen hier nicht an die Phasen erinnern, durch die seit dem Kallias und dem dort gewonnenen Principe, wornach er 'reine Objectivität der Darstellung das Wesen des guten Styles, den höchsten Grundsatz der Künste' nannte [14]), diese Einsicht zur schließlichen Klarheit gediehen war; indem wir aufmerksam Motive und Entwickelung seiner ästhetischen Theorie verfolgten, haben wir sie im einzelnen kennen gelernt; hier sei nur darauf hingewiesen, wie auch Empfindung und Geschmack seiner eigenen Dichtung gegenüber in dieser Richtung

allmählich sich verändert hatte. Da als er wieder nach langer Pause ernstlich zur Ausübung zurückzukehren gedenkt, im Herbste 1794, gesteht er [15]), daß es 'im eigentlichsten Sinne des Wortes eine ihm ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn' sei, die er betreten wolle, 'denn im Poetischen habe er seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen'. Ja, er war in dieser Stimmung unwirsch genug, seinen Don Carlos ein Machwerk zu nennen, welches ihn nunmehr anekle, wie sehr er es auch 'jener Epoche seines Geistes zu verzeihen geneigt' sei. Und Körner, welcher der Unzufriedenheit Sch's mit seinen zeitherigen Producten auf den Grund sehen will, erkennt in scharfsichtiger Weise die Ursachen derselben. 'Deine Forderungen, antwortete er [16]), sind gewaltig gestiegen. Dir mißfällt das Subjective in Deinen Arbeiten, Du strebst nach Darstellung des reinen Objects'. Und indem er schon in den Göttern Griechenlands und den Künstlern die Fortschritte von Manier zum Stil erkennen möchte, fügt er bezeichnend hinzu: 'wenn Dir Deine dramatischen Producte nicht gefallen, so fragt sich's, ob Du nicht selbst durch Streben nach philosophischem Gehalt — eine nordische Sünde — Deine Phantasie störtest, ob Du nicht reiner empfangen würdest, wenn Du mit mehr Wollust und mit weniger Anstrengung arbeitetest'.

Auch Humboldt hatte in seiner Beurtheilung Sch's im Gegensatze zu den Alten dieselben Seiten getroffen, obwol er nach seiner ganzen Art als Eigenthümlichkeit schätzte und festhalten wollte, worin Sch. wesentliche Mängel seines Verfahrens zu fühlen und zu erkennen begann. Dieß ist der Fall, wenn er Sch'n 'mehr Tiefe als Fläche' und eine solche 'durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle' zuschreibt, daß es daraus entspringen möge, wenn man an Sch's Charakteren und Schilderungen 'oft wenigstens die Farbe der Natur vermißt hat'. Ein deutlicher Hinweis nun auf das Ziel, das Sch. nachher so bestimmt sich stecken zu müssen glaubte, liegt darinnen, wenn er ihm die Tragödie vor dem Epos empfiehlt, weil jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen gehe, unter welchen beide erscheinen, und wenn er ebenso Charaktere seiner Kunst angemessen hält, welche mehr durch Materie auf das

Gefühl und nur wenig durch Form auf den Verstand wirken, aber doch in bezeichnender Weise den hohen Reiz, den die Idealisirung der Schiller'schen Charaktere gewähre, als einen 'fremdartigen' bezeichnet, der 'nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden könne' [17]).

Gerade auf die Vorzüge der Kunstmäßigkeit und zwar durch den objectiven Charakter der schönen Form war Sch's neues Streben gerichtet. Dieß Ziel hatte sich ihm als unabweisbare Forderung aus der Betrachtung des Verhältnisses der naiven und sentimentalischen Dichtung herausgestellt. Wol in der beruhigenden Rechtfertigung des tieferen Gehaltes seiner und der neueren Dichtung indes gab er sich noch während seiner theoretischen Schlußarbeit mit Behagen der Ideendichtung hin; je sicherer sich ihm aber bei Beendigung derselben, die alte Ueberzeugung aufdrängte, daß das Schöne und Kunstmäßige auf der Form beruhe, desto rascher wandte er sich von dem betretenen Wege ab. Ja, seine philosophische Dichtung fieng an, in ihrem stofflichen Charakter ihm zu verleiden, und in dieser Stimmung schrieb er [18]) schon gegen Ende 1795 an Humboldt, daß er die Erinnerung an das 'Reich der Schatten' fliehen müsse und nur an die 'Elegie' (den 'Spaziergang') wegen der dichterischen Form des Gedankens selbst mit Vergnügen zurückdenke. Dahingegen blieb Humboldt, wie wir wissen, mit Vorliebe Sch's Ideendichtung zugewandt [19]). Er fand [20]), daß beide so verschiedene Richtungen auf Metaphysik und Poesie aus einer Quelle bei Sch. entsprängen und das Charakteristische seines Geistes es gerade sei, daß er beide besitze, aber auch schlechterdings nicht eine allein besitzen könnte. Wo er sonst etwas ähnliches kenne, sei es der Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Sch. sei es schlechterdings eins. Ganz in diesem Sinne war er noch viel später (1826) in der ersten Abhandlung über die Bhagavat-Gitá [21]) geneigt, die Forderungen wahrhafter philosophischer Dichtung, wo die Dichtung und Philosophie 'organisch, nicht mechanisch verknüpft' sei, und jene diese fördere, nicht bloß begleite, bei Sch. erfüllt zu sehen. Wenn jedoch Humboldt 'die Künstler' als Muster der Gattung hinstellen möchte, so ist es erklärlich, wie Sch's künstlerische auf die Formvollendung gerichtete Forderungen

über Humboldt's Sympathie und Urtheil auf diesem Gebiete hinausgehen mußten [22]).

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Sch. in der Epigrammendichtung des Jahres 1796 Gelegenheit fand, eine Fülle mehr oder weniger abstracter Ideen auszusprechen; desto freier konnte er dem Ziele zustreben, welches er in seiner Theorie sich selbst gesteckt. In schlagender Deutlichkeit zeigt sich die Wendung des Verfahrens in dem ersten größeren Gedichte nach längerer Pause, in der 'Klage der Ceres', die unmittelbar auf die Hauptarbeit an den Xenien entstanden ist (Juni 1796) [23]). Es bildet diese Dichtung eine merkwürdige und lehrreiche Parallele zum 'Reiche der Schatten'. Wie dort, so sind auch hier Hauptzüge seiner ästhetischen Theorie die Grundlage der Darstellung. Hier aber haben sie viel bestimmter Form und Begrenzung angenommen, sie erscheinen derart in künstlerischer Gestaltung verkörpert, daß noch bis heute die Interpreten über die wahren und eigentlichen Motive dieser Dichtung in der Irre gehen [24]). In der 'Klage der Ceres', und in dem gleichzeitigen verwandten Gedichte 'das Mädchen aus der Fremde' [25]) mochte Körner, wie er schreibt [26]), gar nichts mehr von Sch's ehemaliger Manier bemerken, die 'Producte der Phantasie für den Verstand zu würzen'. Vor allem aber zeigt sich das neue Bewußtsein wirksam in der nicht lange darauf (seit Herbst 1796) erfolgten energischen Aufnahme der Wallensteindichtung. Sch. läßt uns selbst in das neue Verhältniß zu seiner Arbeit einen willkommenen Einblick thun, indem er nach den ersten vorbereitenden Gängen an Körner schreibt (28. November 1796) [27]), daß seine Begriffe von der Sache und seine Anforderungen an sich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letzteren strenger seien. Keines seiner alten Stücke, bemerkt er ausdrücklich, habe 'so viel Form', als der Wallenstein jetzt schon habe, aber er wisse nunmehr zu genau, was er wolle und was er solle, als daß er sich das Geschäft so leicht machen könnte. Und indem er die Vortheile seines Stoffes für sein künstlerisches Verfahren, ähnlich wie schon früher in einem Briefe an Humboldt [28]), auseinandersetzt, hebt er befriedigt hervor, daß es gerade so ein Stoff sein mußte, an dem er sein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo er nur auf der Breite

eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richte, müsse die entscheidende Krise mit seinem poetischen Charakter erfolgen. Er tractire sein Geschäft, heißt es in bezeichnender Weise weiter, schon ganz anders als er ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand sei so sehr außer ihm, daß er ihm kaum eine Neigung abgewinnen könne. Zwei Figuren ausgenommen (man weiß sogleich, daß Max und Thekla gemeint sind), an die ihn Neigung feßle, behandle er alle übrigen und vorzüglich den Hauptcharakter bloß mit der reinen Liebe des Künstlers. Wenn Sch. hinzufügt, daß ihm zu diesem bloß objectiven Verfahren, das Studium der Quellen unentbehrlich war und sei, denn er müsse die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, und hervorhebt, daß er absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung suche, um seine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen, so haben wir ihn darin selbst in treffender Weise die wolthätigen Nachwirkungen seines durch die historischen Studien und Arbeiten aufgeschlossenen Sinnes für das Geschichtliche auf dem neu betretenen Weg der Dichtung bezeichnen lassen. Auch in den folgenden Tragödien sehen wir Sch'n unmittelbar von dem Studium der Quellen an die Ausarbeitung gehen [29]) und es ist durch sich klar, wie dieß überall in künstlerischer Hinsicht für seine immer doch zum Subjectiven neigende Art von Bedeutung sein mußte.

Anknüpfung an die ursprüngliche Art.

Durch die empirische Richtung seines Nachdenkens über die Kunst bestärkte sich Sch. nur, wie wir sehen werden, in der Ueberzeugung von dem formellen Charakter des Schönen und damit zusammenhängend von der Richtigkeit des Zieles, das er verfolgte. Die Wirkung dieser Einsichten zeigt sich seit jenen Wendepuncten in der ganzen folgenden Dichtung. In diesen Beziehungen hat es seine volle Geltung, wenn Humboldt bei Gelegenheit der Braut von Messina den Ausspruch thut [30]), daß es wol nie einem Dichter gleich Sch'n gelungen sei, so bestimmt einen selbstgezeichneten Weg zu verfolgen. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß Sch. weder im Stande noch gewillt war, aus der sentimentalischen Art vollständig heraus zu treten. Auf dem Boden derselben nach den for-

mellen Vorzügen der naiven zurückzustreben, lag in seinem Wege. Der höchsten Gattung des Erhabenen, wie Humboldt sagt [31]), jenem, welches durch die Idee wirkt, blieb Schiller fortwährend treu. Wie dieses durch seinen Gedankengehalt, so steht das Erhabene überhaupt durch seine Beziehungen zur Macht subjectiver Erregung der sentimentalischen Art besonders nahe. Und hatte auch Sch. die ästhetische Wirkung in ihrer vollen Reinheit erkannt, so sahen wir ihn doch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Gesellschaft durch die 'energische Schönheit', d. i. also durch die Kunst, welche vor allem des Erhabenen sich bedient, aus der Erschlaffung zur Kraft zu wecken sei [32]). Einer erschlafften Zeit aber fand Sch. in der sittlichen Energie seines Wesens sich gegenüber. Solche Erwägungen müssen ergänzend hinzutreten, wenn man mit den Forderungen, die er aus seiner Theorie heraus an sich selbst stellte, die nachfolgende Dichtung vergleicht. Sch. hatte davon ein klares Bewußtsein. In jener uns schon früher bekanntgewordenen Stelle eines Briefes an Professor Süvern (vom 26. Juli 1800) [33]) weist er ausdrücklich darauf hin, daß unsere Tragödie mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen habe, also Kraft und Charakter zeigen und suchen müsse, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben aber nicht aufzulösen. 'Die Schönheit, fügt er in einer für uns hier so bedeutsamen Weise hinzu, ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen'.

Die theoretisch-philosophischen Anschauungen aus der Zeit der Speculation, wie sie noch in der Ideendichtung von 1795 den Hauptstoff der Darstellung gebildet hatten, treten als solche in der folgenden Dichtung fast vollständig zurück. Desto häufiger und wesentlicher erscheint der Inhalt derselben von den ethischen Anschauungen Sch's bestimmt. Dieß ist besonders und durchgreifend in den dramatischen Arbeiten der Fall, darinnen überall die tragische Handlung im tiefsten auf sittlichen Conflicten beruht. Man möge sich hier beispielsweise daran erinnern, wie im Wallenstein die Nebenhandlung zwischen Max und Thekla und in der Jungfrau von Orleans die Haupthandlung selbst auf der Erhebung des schönen Charakters zu moralischer Größe ganz im Sinne seiner

Theorie beruht, oder wie in dem Schicksale Maria's die ethische Lieblingsanschauung Sch's zur Geltung kommt, daß der Mensch durch freiwillige Unterwerfung unter das Schicksal die Nothwendigkeit gewissermaßen in einen Act der Freiheit verwandle. Aus Sch's Theorie trat uns in früheren Untersuchungen für die ideale Kunst die Forderung der vollendeten Form und des bedeutendsten Stoffes entgegen; indem Sch. nach reiner Kunstmäßigkeit strebte und zugleich seine Stoffe und nicht die dramatischen allein vorzüglich aus sittlichen Gesichtspuncten wählte und bestimmte, so scheint darin die Intention sich auszusprechen, im Sittlichen den würdigsten Stoff für die vollendete Kunstform zu suchen.

---

2. Schiller und Goethe.

Der engere Verkehr mit Goethe, in der Zeit des Höhestandes der Speculation beginnend, übte im Anfange, wie wir wissen, auf diese keinen hemmenden, im Gegentheil einen fördernden Einfluß aus. Wir haben gesehen, mit welchem Antheil Goethe die ästhetischen Briefe, mit welcher Zustimmung er die große Schlußabhandlung begleitete. Die unmittelbare 'Anschauung' von Goethe's Geiste, um ein Wort Sch's zu gebrauchen, förderte die Erkenntniß seiner eigenen geistigen und dichterischen Art und des Gegensatzes zwischen dem naiven und sentimentalischen Dichtergenius sowie die Auffassung der Verschiedenheit des realistischen und idealistischen Charakters. Die Schilderung des naiven Genies haben wir ihn ausgesprochener Weise mit Bezug auf Goethe entwerfen sehen und auch in Hinsicht des realistischen Charakters ist ein gleiches unverkennbar. Das merkwürdige Urtheil aus der Zeit der neun Briefe, in welches Sch. 'die Summe von Goethe's Existenz' zog [1]), enthält wie in ihrer Knospe Gedanken, die später in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zur Entfaltung kommen. Wäre Goethe, schreibt hier Sch., als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst ihn umgeben, so wäre sein Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätte er dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit seinen ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in ihm entwickelt. Nun, da Goethe ein Deutscher geboren sei, da sein griechischer

Orientirung an Goethe.

Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so wäre keine andere Wahl geblieben, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder seiner Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. Er hätte die alte, seiner Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das sein bildender Geist sich erschaffen, corrigiren, und dabei Begriffe in Intentionen und Gedanken im Gefühle verwandeln müssen, weil nur durch diese das Genie hervorbringen könne. Es ist für unsere Untersuchungen von bestätigender Bedeutung, wenn gleich hier, was später als naive Art entwickelt wird, nicht als eine besondere, eigenthümliche Art des Schönen, sondern nur durch die subjective Organisirung des Dichters und sein Verhältniß zur umgebenden Welt erklärt ist, dem gegenüber die schöne Form augenscheinlich als etwas selbständiges und objectives gelten muß.

Hatte der Verkehr mit Goethe schon auf die Feststellung von Sch's schließlichen theoretischen Ueberzeugungen einen fördernden Einfluß, so wirkte er um so mehr auf die denselben entsprechende Wendung seiner ausübenden Kunst ein. Noch vor Beginn der Hauptarbeit am Wallenstein, fand er es 'erstaunlich', wie viel neben dem Studium der Alten der anhaltende Umgang mit Goethe realistisches in ihm geweckt habe [2]). Und eben der Wallenstein und 'alles, was er künftig an Bedeutung hervorbringen' will, sollte, wie er an Goethe schreibt [3]), das 'ganze System dessen in concreto zeigen, was bei ihrem Commercio in seine Natur habe übergehen können'. Und nach Vollendung eines Theiles seiner neuen Tragödie nennt er den Erfolg, den er erreicht, eine Frucht ihres Umganges, denn nur 'der lebhafte Verkehr mit einer so objectiv ihm entgegenstehenden Natur, sein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung sie anzuschauen und zu denken' hätte ihn fähig machen können, seine 'subjectiven Grenzen so weit auseinander zu rücken'. [4]) Und bezeichnend für die Erkenntniß und Festhaltung seiner Eigenthümlichkeit dem Sinne seiner Theorie gemäß ist es, wenn er an Humboldt in Betreff seiner Absichten bei der Wallensteindichtung schreibt [5]): 'daß ich auf dem Wege, den ich nun

einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde, weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff coordiniren'.

Die Discussion über Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Gerade in die Zeit der Wendung der Schiller'schen Dichtung fällt die Discussion mit Goethe über den Meister; sie ist von höchstem Interesse, da sie auf das tiefgewurzelte Bedürfniß der sentimentalischen Natur Sch's, wie es sich auch nach der Orientirung durch seine Theorie in der ästhetischen Auffassung geltend macht, ein helles Licht wirft. Mit Enthusiasmus hatte Sch. Goethe's Roman aufgenommen, so daß er es als das schönste Glück seines Daseins pries, die Vollendung dieses Productes erlebt zu haben und der ästhetischen Schätzung des Werkes volle vier Monate widmen wollte [6]), wozu es nachher freilich nicht gekommen ist. Es ist diese Antheilnahme um so erklärlicher, da Sch., nach Abschluß seiner Speculation mit sich selbst im reinen, ganz auf ästhetischen Genuß gestimmt ist, und der Meister seit ihrer näheren Verbindung das erste größere Werk war, in welchem ihm die reine Dichternatur Goethe's entgegentrat. Aber trotz des ästhetischen Behagens bei der Lectüre macht sich doch sogleich die entgegengesetzte Natur Sch's in der Beurtheilung geltend. Da hebt er zunächst hervor [7]), daß er wol die Stätigkeit aber nicht die Einheit des Ganzen gefaßt habe. Der Verstand könne die Empfindung noch nicht einholen. Und bald regte sich der Verstand und verlangte auf Sch'n eigenthümliche Weise Befriedigung seiner Reflexionen. Was er anfänglich hinsichtlich einer Scene getadelt, daß den 'sentimentalischen Forderungen' der Leser nicht genügt sei [8]), spricht recht eigentlich den Standpunct aus, von dem er das Werk beurtheilt. Wenn er an dem Ganzen etwas auszustellen hätte, sagt er später bei Gelegenheit des achten Buches [9]), so wäre es dieses: 'daß bei dem großen und tiefen Ernste, der in allem Einzelnen

herrsche und durch den es so mächtig wirke, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu spielen scheine'. Es dünkt ihn, daß Goethe die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben habe, als sich mit dem poetischen Ernste vertrage, daß er über dem gerechten Abscheu vor allem Schwerfälligen, Methodischen und Steifen sich dem anderen Extrem genähert habe. Man merkt es heraus, daß Sch. den Ideengehalt des Werkes deutlicher und mit größerer Reflexion ausgesprochen wünscht. Und in der That findet er nachher ausdrücklich die Winke nicht hinreichend, die Hauptidee des Werkes zur Geltung, den Begriff der Lehrjahre und der Meisterschaft und das Verhältniß des Helden zu denselben zum Bewußtsein zu bringen. Er spricht selbst die Idee aus, die der Laufbahn des Helden zu Grunde liegt. Wenn er das Ziel, bei welchem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszusprechen hätte, so würde er sagen: er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen [10]). Diese Idee nun ist es, für welche er eine 'deutlichere Pronunciation' [11]) fordert. Er wünscht [12]), daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff noch etwas klarer gemacht würde; er möchte sagen, die Fabel sei vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel sei vollkommen wahr, aber das Verhältniß der einen zu der anderen springe noch nicht deutlich genug in die Augen.

Goethe hatte die 'Discussion mit Sch. über Theorie und Beispiel' schon während der ganzen Arbeit im Stillen zu berücksichtigen gestrebt, so daß er nachher sagen konnte, Sch. werde seinen eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne ihr Verhältniß, fügt er hinzu, hätte er das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise zu Stande bringen können. Die ersten Bemerkungen Sch's gegen einzelnes, hatte er sogleich benützt und Sch'n ermuntert, ihn 'mit seinem eigenen Werke bekannt zu machen' [13]). Auch jenes tadelnde Urtheil über das Ganze, das vollends von dem entgegengesetzten dichterischen Charakter aus gefällt war, schien Goethen einzuleuchten und er verzeichnete, was er nach Sch's Bemerkungen zu ändern und zu suppliren gedenke; aber richtig fühlte er heraus, daß Sch. ihn dadurch aus seinen eigenen Grenzen hin-

austreibe. Er hielt dafür, daß der Fehler, den Sch. mit Recht bemerke, aus seiner innersten Natur komme, und an den Schiller'schen Sprachgebrauch anknüpfend, fügt er hinzu, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. Noch glaubte er die Bemerkungen Sch's selbst nur an die schicklichen Orte vertheilen zu dürfen, so werde der Sache schon geholfen sein. Und sollte es ihm ja begegnen, daß ihm die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Brust wollten, so möge Sch. mit einigen kecken Pinselstrichen noch hinzufügen, was er, durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen im Stande sei [14]).

Auch an der Darstellung von Wilhelm's Charakter fand Sch. aus gleichen Motiven zu tadeln. Er erkannte in ihm eine sentimentalische oder idealistische Natur in seinem Sinne. Schon in der ästhetischen Schlußabhandlung [15]) hatte er in dem Roman gleich wie im Werther, Tasso und Faust einen sentimentalischen Stoff gesehen, den der naive Dichtergeist behandelt habe, denn hier stelle sich, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjective Vorstellungsweise der objectiven entgegen. Nun ist es eigen und charakteristisch, was Sch. an der Darstellung des sentimentalischen Helden vermißt [16]). Wie in allen ähnlichen Charakteren findet er auch an diesem einen philosophischen Hang, nun könne aber nur die Philosophie das Philosophieren unschädlich machen, ohne sie führe es unausbleiblich zum Mysticismus. Käme also Wilhelm nach jenem Hange einmal 'in's Speculative hinein', so möchte es bei diesem Mangel eines philosophischen Fundamentes bedenklich um ihn stehen. Im innigen Einklange mit seiner Theorie ist es, wenn er dagegen nur in der vollen Freiheit der ästhetischen Geistesrichtung, in der das Sinnliche und Moralische im Menschen niemals in Zwiespalt komme, in theoretischer und praktischer Beziehung den vollen Schutz findet. Zwar brauche eine gesunde und schöne Natur, wie Goethe selbst sage, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik und Sch. will hinzusetzen, auch keine Gottheit und Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten, aber eben jene

ästhetische Freiheit besitze der Held noch nicht so ganz, er sei nie so vollkommener Realist, um nie nöthig zu haben 'sich an der reinen Vernunft zu halten'. Deshalb, meinte er, müsse für die Bedürfnisse des Idealisten mehr gesorgt sein. Goethe möchte nun seinen Helden, ganz nach seiner Weise, wie er selbst darüber hinaus sei, über die Bedürfnisse der speculativen Forderungen erheben. Könnte er selbst, fügt er hinzu, in Göthe's Denkweise dasjenige einkleiden, was er im Reich der Schatten und den ästhetischen Briefen der seinigen gemäß ausgesprochen habe, so würde Goethe bald mit ihm einig sein.

Nicht allein zur Erkenntniß der beiderseitigen Eigenthümlichkeit ist Sch's Kritik des Goethe'schen Werkes von willkommener Bedeutung, wir finden darin auch ein commentirendes Beispiel zu den Hauptresultaten seiner Theorie aus der Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung. Wie wir es Sch'n als einen Charakterzug des sentimentalischen Dichters hervorheben sahen, daß er mit seinem Subjecte aus seinem Werke herauszutreten liebe, so möchte Sch. seiner Beurtheilung gemäß reflectirend aus dem Werke heraustreten. Und wie es dem sentimentalischen Dichter in der Darstellung vor allem um die Idee zu thun ist, so auch legt Sch. hier auf die bestimmte Durchführung und deutliche Pronunciation der Hauptidee entschiedenes Gewicht. Wie jedoch der sentimentalische Dichter der stofflichen Wirkung näher steht, als der rein ästhetischen, so würde auch der deutlichere Ausdruck des Reflexionsgehaltes, den Sch. fordert, nur schwer zu einer ästhetischen Bedeutung und Wirkung zu formen gewesen sein, diese vielmehr in ihrer Reinheit nicht anders als beschränkt und gehindert haben. Wol mochte ein Gefühl dessen in Sch. sich regen, wenn er nachdrücklich darauf dringt [17]), daß Goethe dabei in den Grenzen seiner poetischen Individualität bleibe und daß alle Schönheit in dem Werke Goethe's eigene Schönheit sein müsse. Treu seiner Theorie mußte er für den Ausdruck des philosophischen Gehaltes eine ästhetische Einkleidung, er mußte fordern, daß auch hier, wie wir ihn sagen hörten, der Stoff von der Form vertilgt, das sachliche Interesse von der rein künstlerischen Wirkung absorbirt werde. Indem er rathlos war, wie dieß zu erreichen sei, stieß er nur auf Schranken,

die der sentimentalischen Natur überhaupt auf dem Wege, den er ihr zum Ziele der idealen Dichtung verzeichnete, hindernd entgegenstehen. Von dem Eifer, mit welchem Goethe anfänglich Sch'n genügen wollte, war er allmählich zurückgekommen; zwar suchte und fand er für Sch's Ideen 'Körper nach seiner Art', aber er zweifelte, ob Sch. 'jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt' wieder kennen werde, ja, er wollte nunmehr das Werk zum Drucke schicken, ohne es Sch'n weiter zu zeigen: es liege in der Verschiedenheit ihrer Naturen, daß es Sch's Forderungen niemals ganz befriedigen könne [18]). Und auch Sch. trat schließlich von seinen Forderungen zurück. Goethe, meinte er [19]), thue sehr wol in Absicht auf den Roman, fremden Vorstellungen, die sich seiner Natur nicht leicht assimiliren lassen, keinen Raum zu geben. Hier sei alles aus einem Stücke, und selbst, wenn eine kleine Lücke wäre, was noch immer nicht erwiesen sei, so sei es besser, sie bleibe auf Goethe's Art, als daß sie durch eine fremde Art ausgefüllt werde. So bewähren sich ihm eigentlich die Gedanken, die er in seiner Abhandlung aussprach [20]), indem er die naive Dichtung eine Gunst der Natur nennt, an welcher die Reflexion keinen Antheil habe, und in ihr einen glücklichen Wurf sieht, keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, keiner fähig, wenn er verfehlt ist. Indes blieb Sch. an Goethe's Seite auch ferner noch der philosophische Mahner. Dieß tritt sogleich wieder in ähnlicher Weise bei Beurtheilung eines anderen Werkes von Goethe hervor. Zu den fertig gewordenen Scenen des Faust bemerkte Sch. [21]) nachdrücklich, daß das Stück bei aller seiner Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen könne. Die Anforderungen an den Faust seien zugleich philosophisch und poetisch, und Goethe möge sich wenden, wie er wolle, so werde ihm die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft werde sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen.

Der Wendepunct in Goethe's Dichtung.

Inzwischen hatte sich aber auch in Goethe allmählich die Wendung seines dichterischen Charakters vom eigentlich Poetischen zum Symbolischen vorbereitet. Den 'Moment dieser Metamorphose', worauf Gervinus zuerst aufmerksam machte [22]), können wir in

einem Briefe an Sch.[23]) aus der Zeit der Goethe'schen Reise vom Jahre 1797 in willkommener Weise beobachten. Hier berichtet er dem Freunde, daß er nunmehr nicht so wie früher von den Gegenständen seines Interesse zu poetischen Empfindungen, sondern von Seite ihrer Bedeutsamkeit und ihres symbolischen Charakters sich angeregt fühle, indem sie ihm 'als eminente Fälle erscheinen; die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen und eine gewisse Totalität in sich schließen'. Goethe glaubte darin ein 'sentimentalisches Phänomen' im Schiller'schen Sinne zu erkennen. Es liegt außerhalb unseres Weges zu untersuchen, wie viel Antheil an dieser inneren Wandelung, worauf der spätere, veränderte Dichtercharakter Goethe's zurückzuleiten ist, Sch'n selbst zugeschrieben werden muß, nur so viel sei hervorgehoben, daß er dem Freunde rieth, diese sentimentalischen Eindrücke ja nicht zu entfernen, ihnen vielmehr einen Ausdruck zu geben, so oft er könne. Doch bezeichnete er auf's treffendste den Gegensatz einer solchen symbolischen von der poetischen Auffassung: denn nach der ersteren müsse der Gegenstand etwas bedeuten, nach der anderen etwas sein, die Unterscheidung der Dinge aber nach ihrer symbolischen Bedeutsamkeit oder Leere liege mehr im Subject als im Object. Sei diese Auffassung auch nicht poetisch, so reinige doch, fügt er indes hinzu, nichts außer dem poetischen das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände; eine Welt werde dadurch in das Einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewännen dadurch eine unendliche Tiefe [24]).

Momente der Beziehungen zu Goethe's naturwissenschaftlichen Studien.

Auch in einer anderen Richtung wird Sch's Einfluß auf Goethe besonders bemerklich. Wenn Goethe, in der Zeit der gemeinsamen Wirksamkeit der Theorie und Speculation sich näher befreundete, wenn ihm da die Philosophie, wie er schreibt [25]), immer werther wurde, 'weil sie ihm täglich immer mehr lehre, sich von sich selbst zu scheiden', das er um so mehr thun zu können glaubte, 'da seine Natur wie getrennte Quecksilberkugeln sich so leicht und schnell wieder vereinige, so rühmt er es ausdrücklich, wie ihm Sch's Verfahren darin eine 'schöne Beihilfe' sei. Allmählich nun hatte sich, wie er sagte [26]), ein 'böser Hang zum Theoretisiren' bei ihm eingestellt, der im Umgange mit Schelling und

Niethammer genährt, die Lust zur Dichtung, welche Sch. anfänglich noch rege erhielt, zu überwuchern drohte. Auf seine naturhistorischen Arbeiten indes und auf die Bewältigung des dafür gesammelten Materiales war diese Richtung von entschieden fördernder Einwirkung. Nur durch die Philosophie konnte sich Sch. mit Goethe auf diesem Gebiete in Verbindung setzen. Hätten sie sich beide, meinte er [27]), ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, so würde er Zeit gehabt haben, sich der wissenschaftlichen Untersuchungen Goethe's zu bemächtigen, er würde Göthe's Neigung vielleicht unterhalten haben, diesen wichtigen Gegenständen die letzte Gestalt zu geben und in jedem Falle ein redlicher Verwalter des Seinigen gewesen sein. Darin liegt das Geständniß, daß Sch., was auch sonst überall hervortritt, den Bestrebungen Goethe's in den Naturwissenschaften der Sache nach ganz ferne blieb. Auf die schließliche Gestaltung der Arbeiten zur Farbenlehre jedoch hatte Sch. keinen unerheblichen Einfluß. Da sei vorerst im allgemeinen darauf hingewiesen, wie er Goethen auf seinem Wege ermunterte und bestärkte, wenn er auch von Zeit zu Zeit an die verlassenen Musen zu erinnern pflegte [28]). Ueberlege man, schreibt er einmal in dieser Beziehung dem Freunde [29]), daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Puncte stehen bleibe, so sei gerade ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr wünschenswürdiges. In Bezug auf die vermeintliche Widerlegung der Newton'schen Farbentheorie hatte Goethe Sch's volles Vertrauen. Durch das Werk erwartete Sch. einen Triumph über die Widersacher, den man nicht frühe genug beschleunigen könnte [30]). Sein Beirath nun ist fortwährend auf die Sichtung des Stoffes, auf die Anordnung der Massen, so wie auf die Förderung der Methode selbst gerichtet. Die Ansicht, welche Sch. dabei hinsichtlich des methodischen Vorganges in der Naturforschung ausspricht, ist von hohem Interesse. Nur dadurch, meint er [31]), könne die Wissenschaft auf diesem Gebiete erweitert werden, daß man einerseits dem Phänomen ohne allen Anspruch auf eine hervorzubringende Einheit folgt, es von allen Seiten umgeht, und bloß die Natur in ihrer Breite aufzufassen sucht, anderseits (und wenn jene erste Seite erst in Sicherheit

gebracht ist) die Freiheit der vorstellenden Kräfte begünstiget, das Combinationsvermögen sich nach Lust daran versuchen läßt, mit dem Vorbehalt, daß die vorstellende Kraft auch nur in ihrer eigenen Welt und nie in dem Factum etwas zu constituiren suche. Nach beiden Seiten, dünkte ihn, sei bisher in der Naturwissenschaft gefehlt worden. Den Denkkräften und dem Objecte müsse Gerechtigkeit geschehen, wenn eine strenge kritische Polizei ihre Felder trenne. Man wird in diesen Forderungen sogleich den kantisch geschulten Denker und die Analogien mit demjenigen erkennen, was wir ihn am Ende seiner großen philosophischen Schlußabhandlung an Kant sich anlehnend über die Grenzen des empirischen und apriorischen Verfahrens haben festsetzen sehen [32]). Im Einklange zu den entwickelten methodischen Winken ist es, wenn er nachdrücklich mahnte [33]), das Hypotethische strenge von dem Factischen gesondert zu halten und, wiewol er meint, daß es in Goethe's Natur liege, die Sache und die Vorstellung wol zu trennen, doch vor der Gefahr warnt, eine gangbare Vorstellungsweise den Dingen selbst zu unterschieben und aus einem bloßen Instrument für das Denken eine Realursache zu machen. Und Goethe gibt die Richtigkeit dieser Forderungen zu. Die Behandlungsart, schreibt er [34]), die Sch. den chromatischen Arbeiten vorschreibe, bleibe freilich sein höchster Wunsch, doch fürchte er fast, fügt er im Sinne einer uns bekannten Schiller'schen Lieblingsanschauung an, daß sie wie jede andere Idee unerreichbar sein werde. Indes hoffte er, das Mögliche durch Sch's Theilnahme hervorzubringen. Die Absonderung des Hypothetischen vom Factischen sei schwerer, als man gewöhnlich denke. Sch. werde beides bei Besprechung der Arbeit besser trennen können, als er es für die Zukunft je vermöchte, weil sich gewisse Vorstellungsarten doch bei ihm festgesetzt und gleichsam factisirt hätten. Nirgends ist wol schärfer der Hauptmangel, der häufig und besonders in der Farbenlehre Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten anhaftet, als hier durch Goethe selbst bezeichnet. Wenn er aber von Sch. für die Vermeidung desselben Heil erwartet hatte, so konnte dieß zu keinem befriedigenden Ziele führen, weil Sch. der genaueren sachlichen Kenntnisse entbehrte [35]) und geneigt war, dasjenige als strict beobachtetes Factum aufzunehmen,

was Goethe eine Anschauung zu nennen gewohnt ist [36]), Sch. selbst aber, seinem eigenen Sprachgebrauche gemäß, häufig nur als eine 'Intuition der Einbildungskraft' hätte bezeichnen müssen.

Empirische Richtung unter Goethe's Einflusse.

Der Verkehr mit Goethe hatte auf Sch. gerade die Wirkung, ihn allmählich von seiner speculativ-synthetischen zu einer mehr empirisch-analytischen Richtung des Denkens zu führen. Goethe gewöhne ihm immer mehr die Tendenz ab, sagt er in dieser Beziehung selbst [37]), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führe ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punct sei immer klein und eng, von dem Goethe auszugehen pflege, aber er führe ihn in's Weite und mache ihm dadurch in seiner Natur wol, anstatt daß er auf dem anderen Weg, dem er, sich selbst überlassen, so gerne folge, immer vom Weiten in's Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, sich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang. Dieser günstige Einfluß tritt dann besonders in den ästhetischen Resultaten hervor, zu welchen die Discussionen mit Goethe Veranlassung gaben. Ihrer Betrachtung ist der nächste Abschnitt gewidmet.

3. Empirische Kunstbetrachtung.

Reaction gegen die abstracte Schönheitsformel.

Nicht lange nach der Discussion über Wilhelm Meister's Lehrjahre war es ein neues Werk Goethe's, Hermann und Dorothea, welches Sch's ästhetische Gedankenwelt in Bewegung setzte. Dießmal knüpfte sich im mündlichen Verkehre die Discussion unmittelbar an das neu entstandene Werk an (März 1797). Dabei gewann Sch. die lebendigste Anregung. Noch später schreibt er [1]), daß er nichts auf der Welt wisse, wobei er mehr gelernt, als jene Communicationen, die ihn recht in's Innere der Kunst hineingeführt hätten. Das Nachdenken über sein eigenes dichterisches Geschäft kam hinzu, und so schlägt er in seinen ästhetischen Urtheilen, wie sie gelegentlich im Briefwechsel beider hervortreten, einen Weg ein, der unmittelbar auf die Förderung der ausübenden Kunst selbst gerichtet ist. Je abstracter er nun in der Zeit der ästhetischen Speculation das Wesen der Kunst und des Kunstwerkes in einer höchsten Begriffsformel zu fassen und auszusprechen bestrebt war, desto weniger hatte er dem Stoffe im Kunstwerke mit dem mannigfaltigen Interesse, das er bietet, mit den Ansprüchen, die er stellt, und den Forderungen, denen er genügen soll, wodurch er erst gewissermaßen die Würde erwirbt, der Träger zu sein für das verschiedenartige Schöne, welches er stützt und bindet, diejenige Rücksicht zugewendet, ohne welche gerade die Intention, an dem formellen Charakter des Schönen festzuhalten, mit der Empirie in Zwiespalt kommen müßte. Nach dieser Richtung wird auch sogleich in seinen Ansichten eine entschiedene Reaction bemerkbar. Trat ihm früher die Erkenntniß fast vollständig zurück, daß ein Kunstwerk nicht nach Gesichtspuncten

allein beurtheilt werden kann, die das Schöne als solches betreffen, wenngleich seine höchste Wirkung eben auf diesem beruhen soll, so wendet er jetzt dem Verhältnisse des Stoffes zur künstlerischen Behandlung alle Aufmerksamkeit zu.

Da begegnet uns bald nach jener Discussion mit Goethe die Bemerkung[2]), er finde, je mehr er über sein eigenes Geschäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze cardo rei in der Kunst liege, eine poetische Fabel zu erfinden. Und sofort[3]) möchte er in's klare gebracht sehen, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen müsse. Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz. Und nicht lange darauf[4]) hebt er hervor, daß ihn der rechte Moment gekommen dünke, die griechischen Kunstwerke von Seite des Charakteristischen zu beleuchten und durchzugehen: denn allgemein herrsche noch immer der Winkelmann'sche und Lessing'sche Begriff, und die allerneuesten Aesthetiker, sowol über Poesie als Plastik, ließen sich's recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. 'Mir däucht, fügt er in bedeutsamer Weise hinzu, daß die neueren Analytiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben.' Zeigt sich darinnen unzweideutig schon eine entschiedene Abneigung gegen die unbestimmte Allgemeinheit einer höchsten abstracten Schönheitsformel, so steht zugleich die Erkenntniß im Hintergrunde, daß die Forderungen an das Kunstwerk als solches in der Schönheit desselben sich nicht erschöpfen lassen. Und wenn er auch hier statt des Ausdruckes und Begriffes der Schönheit den der 'Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne' gesetzt sehen möchte, so fließt ihm darum Form und Stoff im Kunstwerk keineswegs zusammen. Er tadelt es ausdrücklich, wenn der Begriff der Schönheit auf den Inhalt und nicht auf die Behandlung bezogen wird, er findet in einem spätern Briefe[5]), daß alles ästhetische Ernst und Spiel zugleich sei, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß dabei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet sei, und wenn er sich auch nirgends über seinen

Begriff vom Charakteristischen näher ausspricht, so befaßt er damit doch unzweideutig gerade Bestimmungen von specifisch stofflicher Art; da können wir denn die interessante Bemerkung an einer anderen Stelle [6]) hieher ziehen, wo er vorübergehend es als 'höchsten Punct' der Kunst bezeichnet, 'Charakter mit Schönheit' zu verbinden.

Auch in seiner Anwendung der Kategorien der naiven und sentimentalischen, oder wie er jetzt häufiger sich ausdrückt, realistischen und idealistischen Dichtung zeigt sich alsbald der Einfluß einer mehr empirischen Auffassungsweise und die Rücksicht auf das Verhältniß des Stoffes zu seiner künstlerischen Behandlung. Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler, schreibt er an Goethe (Brief vom 14. September 1797) [7]), daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da sei ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur, verlasse der Künstler mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und werde idealistisch und wenn sein Verstand schwach sei, gar phantastisch; oder wolle er und müsse er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibe er gern auch bei dem Wirklichen stehen, und werde in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehle, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also sei er nicht ästhetisch. Und nun spricht er einen für seine späteren Anschauungen bedeutsamen Satz aus. Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische sei die schwierige Operation, und hier werde gewöhnlich entweder der Körper oder der Geist, die Wahrheit oder die Freiheit fehlen. Er fügt hinzu: 'aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz, und sucht bei der Imagination Hilfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt, der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden muß'.

Rückblick auf die Vorrede zur Braut von Messina.

Wir legen auch deshalb Gewicht auf diese Stellen, weil in ihnen wie im Keime Ansichten hervortreten, die wir ihn in der Vorrede zur Braut von Messina (1803) entwickeln sahen [8]). Wenn

er hier fordert, daß der Künstler und Dichter sich über die Wirklichkeit erheben und doch zugleich die Wahrheit der Natur darzustellen habe, daß man gewöhnlich aber das eine mit Aufopferung des anderen zu erreichen suche, der wahre Künstler und Dichter aber gerade indem er in's Ideale gehe, das wahrhaft Natürliche vergegenwärtige, so werden wir die Analogien mit den angeführten Stellen nicht verkennen. Zwar fanden wir, daß seine Ausdrucksweise unter Schelling's Einflusse wieder eine mehr abstract idealistische Färbung annimmt, aber es gelang uns eine Fülle richtiger Gedanken hervorzuheben, welche der Abhandlung in der Tiefe zum Grunde liegen. Da zeigte sich, wie seine Forderung des Idealisirens eigentlich sowol nach Seite des Stoffes als der Form sich richtet; es zeigte sich die volle Rücksichtsnahme auf die stoffliche Grundlage der schönen Form im Kunstwerke, wie sie in überraschender Reinheit besonders in dem Satze [9]) zur Geltung kommt: 'auch der Stoff hat seine Herrlichkeit und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen und die Formen die er umgibt geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken'. Nach der vorausgegangenen Entwickelung wird es klar sein, daß gerade in den Puncten, an die wir hier wieder erinnerten, der günstige Einfluß der empirischen Richtung seiner Kunstbetrachtung merklich wird, den wir mit Recht von der ganzen Abhandlung rühmen konnten. Indem uns darin zugleich die reifsten Resultate seiner speculativen Gänge wieder entgegentraten, so dürfen wir sagen, daß sein letzter ästhetischer Aufsatz, die Vorerinnerung zur Braut von Messina, in der That auf der Höhe dessen steht, was seine allgemeine Kunstbetrachtung erreicht hat.

Sch's Idee symbolischer Behelfe in der Kunst

In jener Mittheilung an Goethe, die wir vorhin kennen lernten, macht Sch. ausdrücklich auf das ungünstige Verhältniß aufmerksam, welche die umgebende Natur des Neueren der künstlerischen Darstellung entgegenbringt. Damit steht es im Zusammenhange, wenn wir ihn sogleich nachher auf Mittel sinnen sehen, wodurch der neuere Künstler in Darstellung des widerstrebenden Stoffes unterstützt und gefördert wäre. Dieß führt ihn auf seine Idee der 'symbolischen Behelfe'. Die erste Spur davon findet sich

in einem Briefe an Goethe (28. November 1797) [10]), wo er bei Gelegenheit des Shakespeare'schen Richard III. hervorhebt, wie 'geschickt der Dichter repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt'. Er fügt hinzu: 'ich meine die Kunst-Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden'. Noch spricht er sich nicht eingehender über diesen Gedanken aus, aber nicht lange darauf schreibt er [11]), und man erinnert sich sogleich seiner Polemik gegen das falsche 'Princip des Naturalism' in der Kunst [12]), daß es vor allem gelte, bei dem schlechten Hange des Zeitalters nach der gemeinen Naturnachahmung, diese zu verdrängen, um der Kunst Luft und Licht zu verschaffen. Dieß, dünkt ihn, möchte unter anderen am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen, die in alle dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört und also nicht dargestellt sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Er fügt hinzu: 'ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen'. Und nun führt er aus, wie er stets ein gewisses Vertrauen zur Oper gehabt hätte, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper verlasse man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich, hoffte er, auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Er bemerkt, daß in der Oper auch im Pathos ein freieres Spiel sei, weil die Musik es begleite und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet werde, nothwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen müßte [13]).

Hat Sch. auch nirgends weiter und eingehender den Begriff 'symbolischer Behelfe' entwickelt, so können wir doch schon vom Boden der mitgetheilten Stellen aus einen tiefen Blick thun in gewisse Eigenthümlichkeiten seiner dramatischen Dichtungen. Denn es ist nach dem Angeführten kaum zu verkennen, daß er geneigt ist, in der Einführung von Chören und des Wunderbaren solcherlei Behelfe zu finden. Wir fehlen gewiß nicht, wenn wir die nachmalige Aufnahme des antiken Chores und die Einführung der Idee des geheimnißvoll waltenden Schicksales, wie sie schon im Wallenstein,

ohne noch das Drama ganz zu durchdringen, hervortritt [14]), wenn wir ferner die Benützung der katholischen Wunderwelt und katholischen Anschauungsformen überhaupt, besonders in der Jungfrau von Orleans, mit diesen Ideen in Zusammenhang bringen. Erinnern wir uns nun, daß ihm der Chor darstellen sollte, was nicht dichterisch darstellbar ist (die breite Volksmasse und den Reflexionsgehalt des Werkes), daß er der gemeinen Illusion den Boden entziehen, die Bedeutung des Stoffes selbst erhöhen, vor allem aber die reine Wirkung der schönen Formen unterstützen sollte, so könnten wir vielleicht eben in diesen Richtungen die Intentionen erblicken, die ihn überhaupt bei der Erfindung und Anwendung 'symbolischer Behelfe' in seinen Tragödien leiteten. Doch wollen wir damit nur auf den Zusammenhang dieser Ideen Sch's und ihre Einwirkung auf seine Dichtung aufmerksam machen, nicht aber ein entscheidendes Wort über einen Begriff geben, den Sch. selbst in seiner allgemeinen Bedeutung nirgends sich entwickelte. Eines jedoch sei noch hervorgehoben. Niemals darf man vergessen, daß es ihm nur um künstlerische Behelfe zu thun war, und daß er für die Handlung selbst und die handelnden Personen keineswegs einen symbolischen Charakter forderte. Wir werden uns dabei jener an Goethe gerichteten Mahnung erinnern können, der wir früher begegnet sind, wornach er ausdrücklich hervorhebt, daß der symbolische Gegenstand nur etwas bedeute, der poetische aber etwas sein müsse [15]). Mit Charakteren und Handlungen selbst in's Symbolische zu gehen, davor bewahrte Sch'n die gesunde Vollkraft seiner dichterischen Individualität. Wenn er aber nachher im Tell und im Demetrius der 'symbolischen Behelfe' sich entschlägt, und nun in beiden Dramen, denn bei dem letzteren läßt Fragment und Entwurf darauf schließen, in der Breite der bewältigten Masse, die Größe und Einheit des stofflichen Interesses vor dem rein künstlerischen der Formen den Vorrang gewinnt, so wollen wir nicht entscheiden, ob dieß als ein Beleg für den Werth seiner symbolischen Behelfe in Bezug auf die Erhöhung der rein ästhetischen Wirkung im allgemeinen könnte aufgerufen werden.

Lectüre der Poetik des Aristoteles.

Mit Sch's Richtung auf empirische Kunstbetrachtung traf die Lectüre der Poetik des Aristoteles in dieser Zeit (Mai 1797) günstig zusammen. Gerade zur rechten Stunde, um mit Goethe [16]) zu reden,

hatten sie ihn aufgeschlagen. Und Sch. war froh ihn nicht früher gelesen zu haben, er hätte sich sonst, meint er, um ein großes Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er ihm jetzt leiste [17]). Sch. hatte die Poetik auf Goethe's Anregung zuerst selbst und bald darauf mit Goethe gemeinschaftlich wieder gelesen [18]). Werth und Bedeutung der Schrift erschloß sich beiden im vollen Maße. Es ist eine schöne Sache, ruft Goethe dem Freunde gleich nach der ersten Lectüre zu [19]), um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung. Merkwürdig sei es, fügt er bei, wie sich Aristoteles bloß an die Erfahrung halte und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell werde, dafür aber auch meistens desto solider auftrete. Und Sch. fand [20]), daß man in der Poetik vergebens eine Philosophie über die Dichtkunst suche, die mit Recht dem neueren Aesthetiker zugemuthet werde, nirgends beinahe gehe Aristoteles von dem Begriffe, immer nur von dem Factum der Kunst und des Dichtens und der Repräsentation aus, aber seine Urtheile seien dem Hauptwesen nach echte Kunstgesetze [21]). Dieß sei in dem glücklichen Zufalle begründet, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten, oder ihre Geltung in einem individuellen Falle vorstellig machten. Gleich Goethen [22]) war auch Sch'n, wie er an Körner schreibt [23]), der Gegensatz merkwürdig des liberalen in allen äußerlichen Dingen vollständig laxen aber, in Betreff des Wesenhaften, festen und bestimmten Gesetzgebers, der peinlichen Art gegenüber, mit welcher ihn die Franzosen auffaßten und gesucht hätten, an seinen Forderungen vorbeizukommen. Er fand [24]), nachdem er die Poetik nun selbst gelesen, wie sehr man sie mißverstanden hatte. Er begriff jetzt vollständig den schlechten Zustand, in den Aristoteles die französischen Ausleger, Poeten und Kritiker versetzt habe, die sich auch immer vor ihm gefürchtet hätten, wie die Jungen vor dem Stecken, und er urtheilt ähnlich wie einst Lessing, Shakespeare, soviel er auch gegen ihn sündige, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie [25]). Seine Arbeit am Wallenstein betreffend, so war er nach der Lectüre des Aristoteles gerade recht wol mit sich zufrieden. Es begegne einem nicht oft, hebt er in charakteristischer Weise hervor [26]), daß man nach

Lesung eines solchen nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers den inneren Frieden nicht verliere.

Discussion zwischen Sch. und Goethe über epische und dramatische Dichtung.

Schon vor der Lectüre des Aristoteles war Sch., durch Goethe angeregt, zur Aufstellung praktischer Gesichtspuncte über Natur und Forderungen der epischen und dramatischen Dichtung gekommen, die dann später unter neuerlichem Einflusse Goethe's weiter ausgebildet wurden. Dem Ertrage des Briefwechsels Sch's mit seinen kritischen Freunden, so bedeutungsvoll für die Lösung der Aufgabe, die wir uns stellten, sind wir nach allen Seiten hin gefolgt. Mit Sch's Uebersiedelung nach Weimar (3. Dec. 1799) tritt begreiflicher Weise die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Briefwechsels mit Goethe zurück, so wie jener mit Körner und Humboldt schon seit Beginn der ausschließlichen dichterischen Thätigkeit an Bedeutung verliert. Da ist es noch die fruchtreiche Discussion Sch's und Goethe's in den Briefen aus der Jenenser Zeit, die im Zusammenhange dieses Abschnittes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Auf sie sei deshalb noch gestattet des näheren einzugehen, um den Antheil Sch's in seinen Hauptpuncten hervorzuheben.

Goethe hatte wie im Nachhange zu den mit Sch. gepflogenen Verhandlungen über Hermann und Dorothea, deren wir früher Erwähnung thaten, die Bemerkung hingeworfen (Brief vom 19. April 1797) [27]), daß es eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes sei, immer vor und zurückzugehen, daher alle retardirenden Motive episch seien. Es dürften aber keine eigentlichen Hindernisse sein, welche in's Drama gehörten. Dieß war ein Schlüssel, um bei Sch. eine reiche Fülle von Gedanken über die eigenthümlichen Forderungen beider Dichtarten zu erschließen. Es geht daraus hervor, daß er die epische Dichtung der dramatischen in künstlerischer Beziehung voranstellen möchte. Wenn er seinen Gedanken kurz heraussagen sollte, heißt es [28]), so sei es dieser: 'beide, der Epiker und Dramatiker, stellen uns eine Handlung dar, nur daß diese bei dem letzteren der Zweck, bei ersterem bloßes Mittel zu einem absolut ästhetischen Zwecke ist'. Darin dürfte das treffend Richtige, welches zu Grunde liegt, nicht zu verkennen sein: der Epiker ist im Stande, seine Handlung mehr als Mittel der kunstmäßigen Form zu verwenden, während bei dem Dramatiker die

Handlung ein selbstständigeres Interesse in Anspruch nehmen wird. Aus seinem Grundsatze, entwickelt Sch. weiter, könne er sich vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und directer fortschreiten müsse, warum der epische bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser finde. Es folge daraus auch, wie ihn dünkt, daß der epische sich solcher Stoffe wol thue zu enthalten, die den Affect, sei es der Neugierde oder Theilnahme, schon für sich selbst stark erregen, wobei also die Handlung zu sehr als Zweck interessire, um sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Ebenso bezeichnend ist es, wenn er in vorausgegangenen Briefen [29]) entwickelte, daß der epische Dichter uns bloß das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen schildere, daß sein Zweck in jedem Puncte seiner Bewegung liege, weshalb wir nicht ungeduldig zu einem Ziele drängten, sondern mit Liebe bei jedem Schritte verweilten, während uns der Dramatiker mehr auf das Ende zutreibe, und wenn er dann darauf gestützt in kantischer Reminiscenz den Gedanken ausspricht, jener stehe unter der Kategorie der Causalität, dieser unter der Kategorie der Substanzialität; dort könne und dürfe etwas als Ursache von was anderem da sein, hier müsse alles sich selbst um seiner selbst willen geltend machen.

Die Discussion über Epos und Drama wird erst nach einer langen Unterbrechung wieder aufgenommen (Winter 1797). Bei Gelegenheit der Recension Schlegel's über Hermann und Dorothea hatte Goethe einen kleinen Aufsatz zusammengestellt, welcher der Discussion unterzogen und durch die Ergebnisse derselben ausgeführt und erweitert werden sollte [30]). Er überschrieb ihn deshalb im voraus 'über epische und dramatische Dichtung von Goethe und Schiller' [31]), unter welchem Titel er dann auch im Briefwechsel erscheint [32]). Wir wollen daraus nur jene Bemerkungen hervorheben, an die Sch. nachher neue Gedanken anknüpft. Den großen wesentlichen Unterschied zwischen dem Epiker und Dramatiker setzt Goethe darein, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vortrage und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstelle. Zu diesem reichhaltigen Gesichtspuncte fügt er eine noch einträglichere praktische Vorstellung hinzu. Wollte man, lehrt Goethe, das Detail der Gesetze, wonach beide zu handeln haben, aus der

Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen, zu entwickeln, was einer jeden von den beiden Dichtarten am meisten frommt[33]).

Diese letztere Vorstellung insbesondere nimmt Sch. mit vollem Interesse auf[34]). Und noch ein anderes Hilfsmittel möchte er zur Veranschaulichung dieses Unterschiedes in Vorschlag bringen: es ist eine bildliche Vorstellung, die auch neben jener Goethe'schen der Beachtung werth ist. 'Die dramatische Handlung, sagt er[35]), bewegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst und sie scheint gleichsam stille zu stehen.' Und nun entwickelt er in scharfsichtiger Weise die Consequenzen dieses Behelfes, seine Uebereinstimmung mit dem Begriff des Vergangenseins und des Erzählens und gelangt dabei zu den wichtigsten seiner oben angeführten Resultate. Auch an die Goethe'sche Regel, daß der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als gegenwärtig zu behandeln habe, knüpft Sch. eine sinnvolle Bemerkung: er möchte hinzusetzen, daß daraus ein reizender Widerstreit der Dichtung als Genus mit der Species derselben entstehe, der in der Natur wie in der Kunst immer sehr geistreich sei. Die Dichtung als solche mache alles sinnlich gegenwärtig, und so nöthige sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden dürfe. Die Dichtkunst als solche mache alles Gegenwärtige vergangen und entferne alles Nahe (durch Idealität), und so nöthige sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüth eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. 'Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe, fügt er hinzu, wird also immer zu dem epischen Charakter hinaufstreben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird ebenso zu dem Drama herunterstreben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; just das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe'[36]). Man wird in dieser Auseinandersetzung die richtige Forderung nicht

verkennen, daß beide Dichtarten, ohne ihre Eigenthümlichkeiten als solche aufzugeben, zur Höhe des objectiven Schönen hinstreben und auf ihr sich begegnen sollen [37]). Aehnlich, ergab sich uns, nähern sich die naive und sentimentalische Dichtung auf dem Boden der reinen Schönheitsformen. Hiezu können wir es dann halten, wenn Humboldt ganz in Sch's Geiste im Epischen eine Verwandtschaft mit der naiven, in der Tragödie mit der sentimentalischen Dichtung erblicken wollte [38]).

Der praktische Werth der von Sch. und Goethe gewonnenen Gesichtspuncte über Epos und Drama springt in die Augen. Es sind zunächst eben solche 'empirische und specielle Formeln,' welche wir Sch'n, bei Gelegenheit seiner Discussion mit W. v. Humboldt über das Verhältniß der ästhetischen Theorie zur Ausübung, für den Künstler haben fordern sehen; und wenn wir dort die Ansicht entwickelten, daß die Aesthetik, soll sie der ausübenden Kunst zu gute kommen, dem Künstler vor allem in Fällen des Zweifels behilflich sein müsse, so können wir in der That den mitgetheilten Hauptformeln diesen Vorzug im hohen Grade beilegen.

So zeigten sich uns Sch's Bemühungen um Erforschung ästhetischer Gesetze in nächster Berührung mit der ausübenden Dichtung. Und wie hier in diesen letzten Gängen, auf denen wir ihm folgten, so hat sich überall selbst inmitten der poetisirenden Art idealistischen Philosophirens die beherrschende Kraft eines gesunden Denkens offenbart, welche ihn, den Dichter, vielfach über Irrungen der Philosophen seiner Zeit erhoben zeigte und in seiner bewunderungswürdig reichen Entwickelung eine Fülle eingreifender Ergebnisse von dauernder Geltung für die Wissenschaft erkennen ließ.

Anmerkungen.

I. Nachwirkungen der Theorie.

[1]) Brfw. m. Goethe N. 133. [2]) Brfw. m. Körner. III. 278. [3]) Vgl. bes. Brfw. m. G. N. 37. 40. [4]) Vgl. Brfw. m. K. Brf. v. 18. Jan. 1796 III. 318. [5]) Vgl. zum Vorberg. Brfw. m. K. II. 309 f. [6]) Ebd. 312 f. [7]) Brf. v. 16. Oct. 1795. N. 112. Vgl. den Brief an die Gräfin Purgstall vom 4. November 1795 (Berl. Samml. II. 252), an A. W. Schlegel vom 9. Januar 1796 (ebd. 313) und an Rochlitz (ebd. 961). [8]) Vgl. Brfw. m. K. II. 37.

[9]) Brfw. m. Humboldt Vorer. 10. Damit und mit unserer Auffassung überhaupt stimmt das Urtheil Humboldt's (ebd. 11.) zusammen, daß Sch., 'sollte er das Größeste und Höchste hervorbringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraumes bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeiten mußte'.

[10]) Brfw. m. K. III. 193. Brf. v. 4. September 1794. [11]) Es kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen hier und nachfolgend in eine Analyse der einzelnen Dichtungen einzugehen; die Stellen aus Sch's Abhandlungen, auf denen sie beruhen oder mit welchen sie Analogien bieten, hat Viehoff in seinen Erläuterungen sorgsam zusammengestellt.

[12]) Brfw. m. Humboldt. 188. Brf. v. 7. September 1795. Es ist von hohem Interesse, daß hiernach Sch'n damals gerade jene beiden Gedichte die liebsten waren, die das ästhetische und ethische Hauptresultat aus der philosophischen Periode unmittelbar zur Grundlage nehmen. [13]) Es scheint auch sogleich nach dem 'Reich der Schatten' gedichtet zu sein. Vgl. Viehoff Erläuterungen u. s. w. II. 5. 46 f. u. 79. [14]) Vgl. oben S. 176 f. [15]) Brfw. m. K. III 193. [16]) Ebd. 195.

[17]) Vgl. z. Vorh. Brf. von Humboldt an Sch. v. 16. October 1795. Brfw. 238 ff. [18]) Ebd. 319. Brf. v. 29. Nov. 1795. [19]) Vgl. oben S. 389. [20]) Brfw. mit Humboldt. 119 f. [21]) WW. I. 101. Dazu ist z. vgl. Vorer. z. Brfw. S. 5, 34 f. [22]) Hier sei an das Urtheil Goethe's erinnert, der in den ersten phil. Gedichten dieser Zeit die 'sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction', die in Sch's Natur sei, wiederfand, freilich nunmehr in 'vollkommenem Gleichgewicht' Brf. 109. Oct. 1795.

[23]) Vgl. Brfw. m. K. III. 343. Gerade in dieser Zeit las Sch. mit Entzückung am Schlusse des Meister; das Lied Mignon's im achten Buche nennt er, Briefe an Körner (ebd. 345) 'himmlisch, es gehe nichts darüber'. Zugleich drückt er seine Freude aus, daß Körner'n die 'Klage der Ceres' entsprochen habe: 'aber gegen Goethe, fügt er bei, bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump'. Diese Stimmung ist für die Zeit der Wendung charakteristisch.

[24]) Darüber sind alle Interpreten einig, daß das Gedicht eine symbolische Bedeutung hat; aber weder die Erklärung Hoffmeister's (Sch's Leben u. s. w. II. 150 f. Vgl. ebd. IV. 90. 160.) noch die Winkelmann's im Programm des Gymn. zu Halle 1843, von jener Hinrich's, Götzinger's und Viehoff's (Vgl. Viehoff Erläuterungen u. s. w. II. 233 ff.) ganz zu geschweigen, treffen bei künstlicher Deutung die tieferen Motive. Es muß einem passenderen

Orte vorbehalten bleiben, unsere im Texte ausgesprochene Ansicht im einzelnen zu begründen. Hier mag gestattet sein, nur im allgemeinen darauf hinzuweisen, daß in dem Gedichte, was auch sonst und sogleich in dem 'Mädchen aus der Fremde' der Fall ist, die Werke der Kunst und des Schönen als Blumen bezeichnet erscheinen. Die Unterwelt ist auch hier wie an anderen Stellen (Vgl. z. B. 'Ideal und Leben' Strophe 3. 4) das Symbol des Erdenlebens überhaupt und Persephone vergegenwärtigt die Menschheit, was gleichfalls nicht ohne Analogien ist (ebd. Strophe 3. VV. 7 ff.). Dann aber werden die Blumen, die 'halb der Todten, halb der Lebenden Gebiet berühren' (Strophe 10.), und von der Himmlischen mit überirdischen Gaben geschmückt werden, als Symbole der schönen Kunst zu erkennen sein, die nach Sch's Anschauungsweise sinnliches und übersinnliches, endliches und unendliches vereinigt.

[25]) Spätestens August 1796, also kurz nach der 'Klage der Ceres' entstanden. (Vgl. Viehoff a. a. O. 240). [26]) Brfw. III. 364. [27]) Ebd. 394 ff. Kurz vorher (24. Nov. 1796) schreibt er an Hölderlin (Schillerb. Marg. Z. 1839): 'fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft' u. s. w. [28]) Vgl. Brfw. 428 ff. [29]) Ueber die bei seinen Tragödien benützten historischen Hilfsmittel und das Verhältniß der Dichtung zu denselben können wir auf Palleske verweisen, so hinsichtlich der Maria Stuart und der Jungfrau (II. 304 ff. 351 f). Ueber Sch's Lectüre behufs des Tell handelt in trefflicher und erschöpfender Weise das Programm der Studienanstalt in Nürnberg 1839—40 von Joachim Meyer.

[30]) Brfw. 465. [31]) Ebd. 238. [32]) Vgl. oben S. 293 f. [33]) Brfw. m. Goethe N. 753.

— —

2. Schiller und Goethe.

[1]) Brfw. m. Goethe. 4. Brief v. 23. Aug. 1794. [2]) Brfw. m. Humboldt. 432. Brf. v. 21. März 1796. [3]) Brfw. m. G. N. 346. [4]) Ebd. 405. [5]) Brfw. m. H. 432. vgl. Brfw. m. G. N. 249, wo der einschlägige Inhalt des Briefes an Humboldt fast vollständig wiederholt ist.

[6]) Ebd. 17. 180. [7]) Ebd. [8]) Ebd. S. 165. [9]) Ebd. N. 186. [10]) Ebd. N. 180 S. 180. [11]) Vgl. ebd. N. 232. [12]) Ebd. N. 181. [13]) Vgl. zum Vorherg. ebd. N. 184. [14]) Vgl. zum Vorherg. N. 187.

[15]) WW. X, 326. [16]) Vgl. zum Folg. Brfw. m. G. N. 189. [17]) Ebd. S. 185. [18]) Ebd. N. 209. [19]) Ebd. N. 210. [20]) Vgl. WW. X. 431.

[21]) Brfw. m. G. N. 331. [22]) Vgl. Geschichte d. d. Dichtung. V_4. 642 ff. Gervinus hebt hervor, wie diese Veränderung mit dem Uebergange der gesammten Zeit 'vom Hellen und Klaren zum Mystischen und Dämmerigen, von der Intuction zur Speculation, vom Aeußeren zum Inneren, vom Nahen zum Fernen' im innigsten Zusammenhang stehe.

[23]) N. 358. [24]) N. 365. [25]) N. 427. [26]) N. 777. [27]) N. 873. [28]) Vgl. N. 443. 844. [29]) N. 547. [30]) N. 261. Vgl. 415. und den Brief an die Gräfin Schimmelmann v. 23. Nov. 1800. (Schillerb. Marg. Z. 1841). [31]) N. 410.

[32]) Vgl. oben Buch IV. Abschnitt über die naive und sentimentalische Dichtung. [33]) A. a. O. N. 547. [34]) N. 548. [35]) Von einem näheren Eingehen Sch's auf den materiellen Inhalt der Goethe'schen Forschungen finden sich keine Spuren, obwol er einschlägigen Mittheilungen Goethe's mit Interesse entgegenkommt. Zwei bemerkenswerthe Einzelheiten mögen hier erwähnt sein. Goethe berichtet dem Freunde (N. 207) von dem Phänomen des schnellen Wachsthums der Flügel der Schmetterlinge nach ihrem Auskriechen aus der Puppe, 'dem schönsten Phänomen in der organischen Natur', das er kenne, aber auffallender Weise selbst glaubte entdeckt zu haben, und Sch. findet 'die neue Entdeckung in der That wunderbar', er erinnert nicht unpassend dabei an den

'analogen Fall der schnellen und gewaltsamen Entwickelung, welche in dem Herzen und den Lungen des neugeborenen Thieres' vorgehe (N. 208.). Gelegentlich theilt Sch. dem Freunde selbst ein optisches Phänomen mit, das er an einem gelben Glase beobachtet hatte. (N. 271); Goethe findet es sehr artig und glaubt, es als besonderen Fall unter ein ihm schon bekanntes Phänomen subsummiren zu können (N. 272.), was nachher auch wirklich geschah. (Vgl. Farbenlehre, physiol. Farben VI. 80. WW. III. 848). [36]) Vgl. dabei auch Brfw. N. 480. 482. [37]) Ebd. 328.

---

3. Empirische Kunstbetrachtung.

[1]) Brfw. m. Goethe. N. 376. [2]) Ebd. 291. [3]) Ebd. 293. Der hier ausgesprochene Gedanke erhält dann in einem späteren Briefe (N. 366 b. Sept. 1797), anknüpfend an die Bemühungen Goethe's und Meyer's, Grundsätze über die richtige Wahl der Gegenstände in der bildenden Kunst zu gewinnen (vgl. N. 373), eine nähere Bestimmung. Sch. findet, daß die Materie mit dem innersten der Kunst communicire und möchte zur Geltung gebracht sehen, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könnte. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden. Der Begriff dessen, was man einen prägnanten Moment nenne, scheint sich ihm vollkommen durch seine Qualification zu einer durchgängig bestimmten Darstellung zu erklären. In Goethe's Hermann, fügt er sinnig hinzu, würde sich vielleicht durch eine Art Induction zeigen lassen, daß bei jeder anderen Wahl der Handlung etwas hätte unbestimmt bleiben müssen. Die hier entwickelten Grundsätze nun sind es auch vorzüglich, die er bei Beurtheilung der Preisbilder in der Epistel 'an den Herausgeber der Propyläen' (vom Sept. 1800. Propyläen III. Bds. II. Stück S. 169 ff.) mit seinem Geschicke in Anwendung bringt.

[4]) Ebd. 342. Man würde irren, wollte man Sch's Ideen über die Nothwendigkeit des Charakteristischen in der Kunst auf Hirt's Aufsatz 'über das Kunstschöne' (Horen 1795. VII. St.), den Sch. in dieser Zeit mit größtem Interesse liest (vgl. Brfw. a. a. O. und N. 339), zurückleiten, sie waren schon früher hervorgetreten (vgl. Brfw. m. Humboldt. 413). [5]) N. 359. [6]) N. 400.

[7]) N. 366. a. Auf den Ideen dieses Briefes so wie auf jenen in dem Briefe über das Charakteristische in der Kunst, den wir vorhin berührten, beruht zu einem großen Theile Goethe's Aufsatz 'der Sammler und die Seinigen' vom Juni 1799 (WW. II. 530 ff.). Der Inhalt des letzteren Briefes ist sogar zum Theil wörtlich darein übergegangen (V. Brief im 'Sammler' a. a. O. 546 ff.). Auch die Eintheilung der Künstler nach dem Vorwalten von Ernst oder Spiel, wobei Goethe auf Seite des Ernstes diejenigen Künstler stellt, die Sch. als realistische, und auf Seite des Spieles jene, die Sch. als idealistische bezeichnet hatte, verräth sich auf den ersten Blick als Schillerisch. So wird es erklärlich, wenn Goethe über seinen Sammler an Sch. schreiben konnte: 'wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und an der Gestalt desselben haben, wissen Sie selbst' (Brfw. N. 615). Ja, auch an der Erfindung der zu Grunde gelegten Erzählung scheint Sch. betheiligt gewesen zu sein, indem Goethe ausdrücklich das Werk als ihre gemeinschaftliche Erfindung bezeichnet (Ebd. N. 613.) Kurz nach dem 'Sammler' wirkte Sch. bei der Schematisirung eines Goethe'schen Aufsatzes mit, der vom Kunstdilettantismus handeln sollte. (Vgl. Brfw. N. 602. 628. 630. Das Schema findet sich Goethe's WW. III. 384 ff.). Ueber den Nutzen und Schaden des Dilettantismus in der Kunst entwarf Sch. eine selbständige Tabelle, die uns noch aufbehalten ist (Hoffm. Nachlese IV. 572). Hier zeigt sich, mit welchem Tact Sch. auf Goethe's Gewohnheit des Schematisirens eingegangen ist, und es mag besonders hervorgehoben werden, wie es

ganz dem geistigen Charakter Sch's entspricht, wenn er in seinem Schema auf den culturhistorischen Einfluß und die nationale Eigenthümlichkeit des Dilettantismus besonders Rücksicht nimmt. Den Begriff des Dilettantismus betreffend, so läßt sich sowol bei Goethe als bei Sch. entnehmen, daß sie ihn in einem Schwanken zwischen jenen Extremen, wie sie der angeführte Brief Sch's (366. a.) bezeichnete, also in einem Verfehlen der rechten Mitte zwischen realistischer und idealistischer Kunst finden möchten. Dieß bestätigt sich auch durch eine Briefesstelle, wo Sch. über weibliche Dilettanten der Dichtkunst spricht (N. 359. vgl. 540 und 604).

[8]) Vgl. z. Folg. oben Buch V. Absch. Sch. u. Schelling. S. 423 ff. [9]) Vorrede zur Br. v. Mess. WW. VI. 315. [10]) N. 385. [11]) N. 402. [12]) Vorrede zur Br. v. Mess. a. a. O. 314. [13]) Vielleicht zu seinen Ideen über die 'symbolischen Behelfe' ist auch die Stelle in der 'Epistel an den Herausgeber der Propyläen' zu ziehen, wo (a. a. O. 411 f.) bei Gelegenheit eines der besprochenen Bilder gesagt wird: 'ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler Situationen mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist, und weist doch auf etwas anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt'.

[14]) Bekanntlich hat Sch. erst während der Ausführung des Drama begonnen, seiner Auffassung der antiken Schicksalsidee Einfluß zu gestatten (Vgl. Brfw. m. G. N. 249. und Brfw. m. Humboldt. 238 f.); jedesfalls hat dabei der Gedanke der 'symbolischen Behelfe' wenigstens bestärkend eingewirkt.

[15]) Brf. N. 365. Vgl. oben S. 486. Trotz jener Mahnung, wissen wir, hatte Sch. die Gefahr in der Hinneigung Goethe's zum Symbolischen nicht erkannt, und so urtheilt er auch später über 'die natürliche Tochter' in einer für uns hier so bedeutsamen Weise: 'die hohe Symbolik, mit der er (Goethe) den Stoff behandelt hat, so daß alles stoffartige vertilgt, und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth' (Brf. an Humboldt v. 18. Aug. 1803. Brfw. 452). [16]) Brfw. N. 312.

[17]) Ebd. 311. Daraus geht auch hervor, was wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, daß die Spuren aristotelischer Lectüre in früheren Aufsätzen nur scheinbar sind, wornach beispielsweise Kuno Fischer zu berichtigen ist: 'Sch. als Philosoph' S. 50. [18]) Vgl. Brfw. N. 309. 312. und den Brf. an Körner vom 3. Juni 1797. IV. 30 ff.

[19]) Brfw. m. G. N. 306. [20]) Ebd. N. 311. [21]) Vgl. den ähnlichen Ausdruck in dem Briefe an K. [22]) N. 306. [23]) A. a. O. [24]) Brfw. m. G. N. 311. [25]) Ebd. [26]) Ebd. [27]) Ebd. N. 300. [28]) Ebd. N. 304. Hiernach fällt es ihm in der Poetik besonders auf, daß Aristoteles der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedichte gebe, was er aus mehr äußerlichen Motiven zu erklären sucht. Vgl. ebd. N. 311. [29]) Vgl. ebd. N. 301. 303. Vgl. Vischer. Aesthetik. IV. §. 865 ff., wo diese Ansichten fast wörtlich benützt sind.

[30]) Brfw. N. 397. vgl. N. 399. S. 424. [31]) Nur auf diese Weise läßt sich die Ueberschrift erklären. [32]) N. 399. [33]) Ebd. S. 421 f. In dem letzteren Gesichtspuncte bemerkt man den Einfluß der Wolf'schen Ansichten über die Homer'schen Gedichte. In der That war Goethe gleich anfänglich durch die Prolegomenen, wie es scheint, zu seinen Hauptgedanken über die Natur des Epos geleitet worden. (Vergl. N. 300). Er hatte vorerst Wolf's Ansichten lebhaft ergriffen. Zur Zeit des vorliegenden kleinen Aufsatzes stand er noch auf Wolf's Seite. Wie Sch. der neuen Ansicht gegenüber ursprünglich sich verhielt, ist nicht klar zu entnehmen, wenngleich schon das Epigramm 'Ilias' (von 1795) und die Xenien N. 264 u. 366. voraussetzen lassen, daß sein Gefühl dagegen sich sträubte. Sein Urtheil: 'daß der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch erscheinen müsse, wenn man sich nur in einige Gesänge hineingelesen habe' ist erst vom April 1798 (Brfw. m. G. 459.). Wenn Goethe in der Antwort auf diesen Brief 'die Einheit und Untheilbarkeit des poetischen Werthes (Werkes?) wie die Franzosen festhalten und vertheidigen' möchte, so ist der Sinn der ganzen Stelle

nur der, daß er sich in seiner Arbeit an der Achilles durch die Chorizonten nicht beirren lassen will. Sch. nun machte Goethen gleich im nächsten Briefe auf eine Stelle in der Odyssee (VIII. 72 ff.) aufmerksam, die auf ein verloren gegangenes Gedicht schließen läßt. Goethe's Antwort darauf beweist, wie fest er noch von Wolf's Behauptung überzeugt blieb (N. 463). Indes bald darauf, während der vollen Arbeit an der Achilleis und nach einer neuerlichen Lectüre des Homer theilweise gemeinschaftlich mit Sch. beseitigte er seine frühere Ansicht und schreibt an Sch. (16. Mai 1798 N. 472): 'ich bin mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit des Gedichtes überzeugt'. Man wird hinsichtlich des Verhaltens Sch's und Goethe's in dieser Frage vor allem die Ueberzeugung beider vor Augen haben müssen, daß, 'solle das epische Gedicht keine Einheit haben noch fordern, dieß so viel heiße, als es solle aufhören ein Gedicht zu sein'. (Vgl. Brfw. 306. vgl. 180.).

[84]) Ebd. N. 400. S. 426. vgl. 402. [85]) Ebd. 400. S. 427. [86]) Ebd. S. 427 f. [87]) Sch. tadelte es an dem Manuscript des Humboldt'schen Werkes über Hermann und Dorothea (Brfw. m. H. 440 f.), daß er die Tragödie sich 'zu sehr in das Lyrische verlieren' lasse; er fügt, an seine Discussionen mit Goethe über Epos und Drama anknüpfend, hinzu, sie sei absolut plastisch wie das Epos, Goethe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe wie die Sculptur zur Malerei verhalte. An das Lyrische grenze sie allerdings, da sie das Gemüth in sich selbst hineinführe, so wie die Epopöe an die Künste des Auges grenze, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten hinausführe. Auf den Einwurf Sch's nahm Humboldt beim Abdruck des Werkes Rücksicht und benützt Sch's Worte (über Hermann und Dorothea, WW. 5. 137 f.), ähnlich wie in der Vorrede die ihm von Sch. im allgemeinen gegen sein Verfahren geäußerten Bedenken, was wir an seinem Orte herausstellten. Wenn Humboldt ferner in einer offenbar später hinzugefügten Anmerkung (a. a. O.) alle Poesie in plastische und lyrische und die erstere wieder in epische und dramatische theilen möchte, so ist dieß durch jene Mittheilung Sch's veranlaßt. Vgl. Brfw. m. H. 372 f. [88]) Vgl. ebd. 314 u. 467.



